

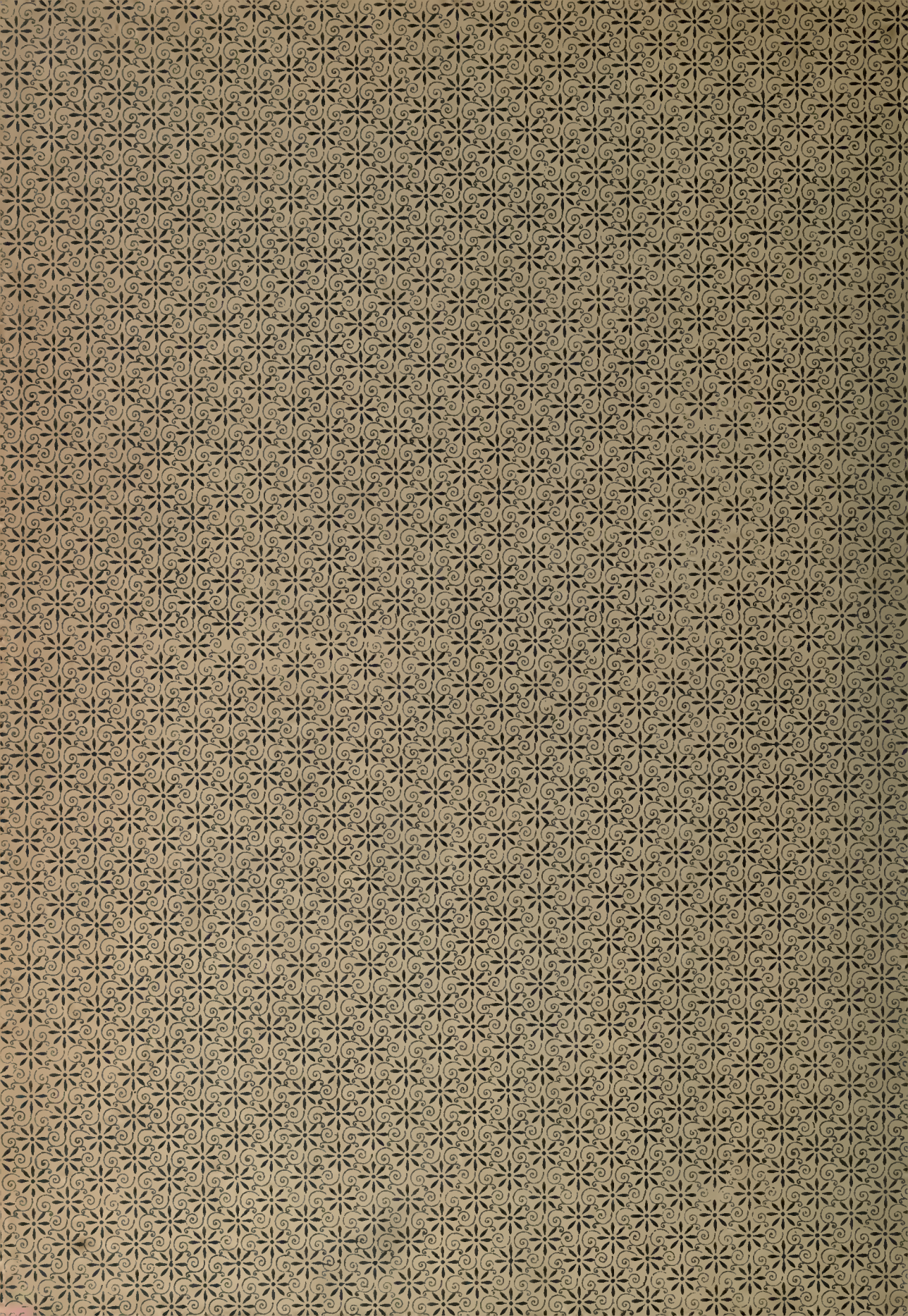
Die  
österreichisch-ungarische

# Monarchie

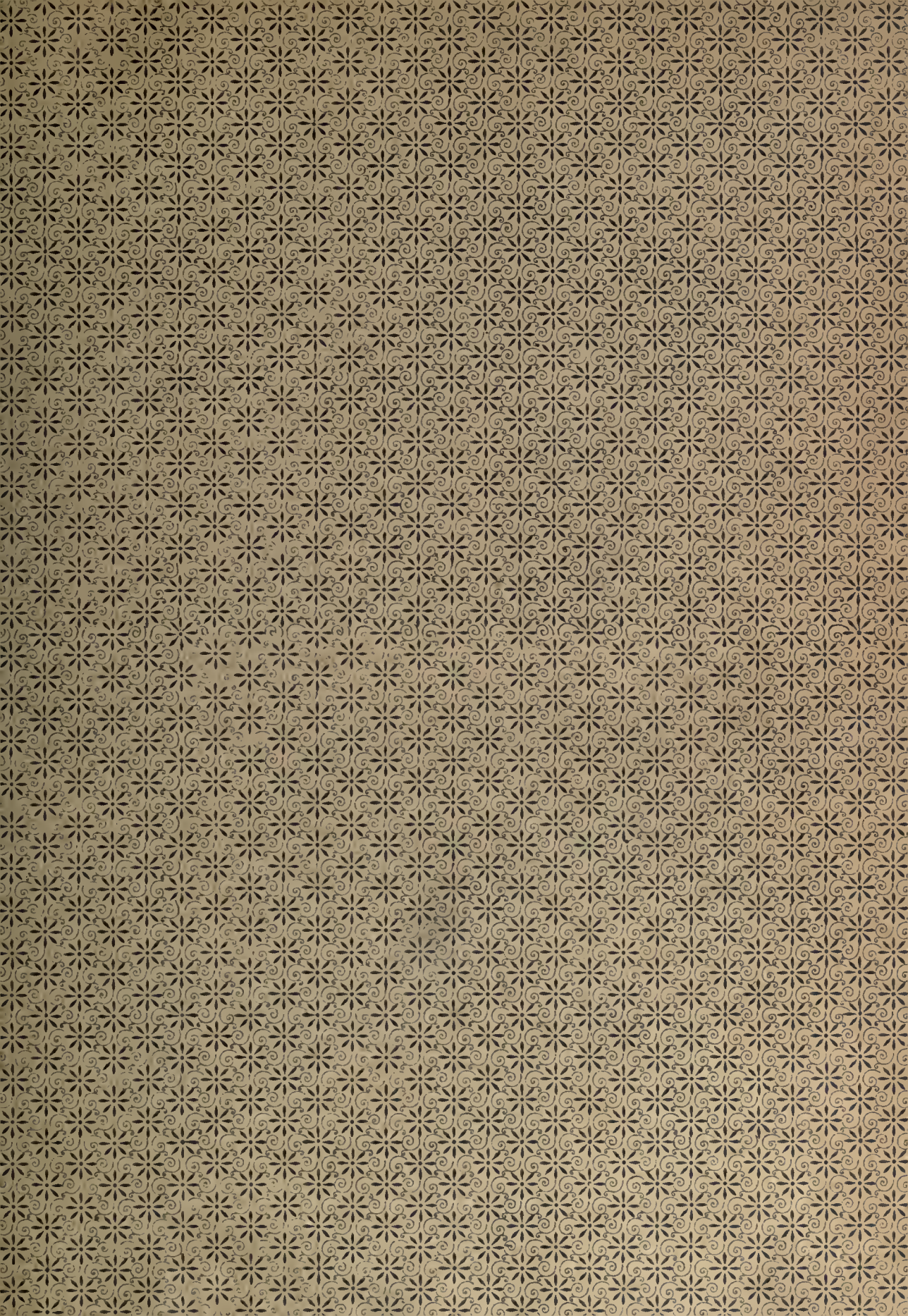
in  
Wort und Bild.























Die  
österreichisch-ungarische Monarchie  
in  
Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog  
Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit  
der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Wilwe Erzherzogin Stephanie.

Steiermark.



Wien 1890.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.





807790

DB

17

O29

Bd. 7



# Inhalt.

	Seite
Landschaftliche Schilderungen:	
Die Kalkalpen und der Spateisensteinzug Obersteiermarks, von Georg Geyer . .	3
Das Emsthal, von Seiner Durchlaucht Philipp Prinz zu Hohenlohe= Schillingsfürst . . . . .	13
Das Mürzthal, von Peter A. Rosegger . . . . .	21
Das Murthal von Predlich bis Bruck, von Franz Ilwof . . . . .	33
Das Gebiet der Mur von Bruck bis Radkersburg, von demselben . . . . .	46
Das Raabviertel, von demselben . . . . .	62
Der Bacher und das Pettauerfeld, von demselben . . . . .	69
Die Sulzbacher Alpen und das Sann=Sava-Gebiet, von demselben . . . . .	72
Zur Vorgegeschichte:	
Die vorgegeschichtlichen Verhältnisse, von Graf Gundacker Wurmbrand . . . .	77
Die Römerzeit, von Fritz Pichler . . . . .	83
Zur Geschichte:	
Von der Völkerwanderung bis zum Jahre 1564, von Franz Martin Mayer . .	91
Vom Jahre 1564 bis zur neuesten Zeit, von Hans von Zwiédineck=Südenhorst	118
Zur Volkskunde:	
Volksleben, Sitten und Sagen der Deutschen, von Johann Krainz . . . . .	139
Das Volkslied und Volksschauspiel der Deutschen, von Anton Schloßjar . . . .	181
Dialect und Dialectdichtung der Deutschen, von Hans Grasberger . . . . .	189
Volksleben, Sitten und Sagen der Slovenen, von Franz Hnbad . . . . .	208
Die Sprache der Slovenen, von Josef Šuman . . . . .	225
Physische Beschaffenheit der Bevölkerung, von Emil Zuckerkandl . . . . .	238
Burgen und Schlösser, von Josef von Zahu . . . . .	244
Die Musik, von Ferdinand Bischoff . . . . .	261
Deutsche Literatur und Theater, von Anton Schloßjar . . . . .	273
Die Architektur:	
Die romanische und gothische Zeit, von Hans Petschnig . . . . .	299
Von der Renaissance bis zur Neuzeit, von Josef Wastler . . . . .	313
Malerei und Plastik, von demselben . . . . .	329
Die Kunstindustrie, von Karl Lacher . . . . .	345
Volkswirtschaftliches Leben; redigirt von Karl Menger unter Mitwirkung von Albert Dommes, Franz Rupelwieser, Friedrich Müller, Valentin Fogatschnigg und Friedrich Bchner . . . . .	353



## Verzeichniß der Illustrationen.

	Seite
Kopfleiste: Maria-Zell . . . . .	3
Alt-Musse. See und Trisselwand . . . . .	7
Die Hochthorgruppe vom Eingang in das Gefänse . . . . .	9
Der Ring bei Weichselboden . . . . .	11
Der Grinning mit Schloß Trautensfels . . . . .	15
Schilflandschaft mit Schloß Friedstein . . . . .	17
Blick ins Gnnsthal gegen die Tauern . . . . .	19
Sämmtlich von Adolf Ditschneider.	
Ruine Lichtenegg bei Wartberg, von Otto Peters . . . . .	25
Der Kirchplatz zu Krieglach, von demselben . . . . .	27
Neuberg, von Robert Ruz . . . . .	29
Das „todte Weib“, von demselben . . . . .	31
Muran, von Heinrich Bauk . . . . .	35
Ausblick bei Teuffenbach, von Eduard Zetsche . . . . .	39
Graz in der Gegenwart, von demselben . . . . .	49
Schüsserlbrunn mit dem Hochlantsch, von demselben . . . . .	55
Gleichenberg, von Hugo Darnaut . . . . .	57
Radegund mit dem Schöckl, von Anton Perko . . . . .	63
Weizer Klamm, von Eduard Zetsche . . . . .	65
Kiegersburg, von Hugo Darnaut . . . . .	67
Mutenstein, von demselben . . . . .	70
Huda lukna (das böse Loch), von Eduard Zetsche . . . . .	71
Bad Sauerbrunn bei Rohitsch, von Hugo Darnaut . . . . .	75
Schlußvignette: Schloß Lichtenwald, von demselben . . . . .	76
Kopfleiste: Opfertwagen von Judenburg . . . . .	77
Bronze und Urnen von Klein-Glein, Regau und anderen Orten . . . . .	79
Gefäße und Fibel aus Maria-Rast . . . . .	81
Der Prangerstein in Pettau . . . . .	85
Römische Funde . . . . .	87
Schlußvignette: Silenmaske aus Bronze, bei Gilli gefunden . . . . .	90
Sämmtlich von Hugo Charlemont.	
Kopfrandleiste, von Rudolf Bernt . . . . .	91
Siegel des Klosters Gieß aus dem XIII. Jahrhundert; nach dem Original im Landes- archiv zu Graz, von Karl von Siegl . . . . .	95

	Seite
Conventſiegel des Stiftes Admont aus dem XIV. Jahrhundert; nach dem Original im Stifte, von demſelben . . . . .	96
Siegel des Stiftes St. Lambrecht aus dem Jahre 1253; nach dem Original im Stifte, von demſelben . . . . .	97
Das Kloſter Borau im Jahre 1452; nach einem Gemälde daſelbſt, von Hans Dichel . . . . .	98
Siegel des Kloſters Setau aus dem XIII. Jahrhundert; nach dem Original im Landesarchiv zu Graz, von Karl von Siegl . . . . .	99
Siegel des Markgrafen Ottokars I. aus dem Jahre 1138; nach dem Original im Stifte Keun bei Graz, von demſelben . . . . .	100
Siegel Ottokars II. aus dem Jahre 1190; nach dem Original im k. k. Staatsarchiv zu Wien, von demſelben . . . . .	101
Siegel Leopolds VI., nach einem Gypsabguß, von demſelben . . . . .	103
Der ſteiriſche Panther aus verſchiedenen Jahrhunderten und ein Pfennig aus dem XIII. Jahrhundert mit deutſcher Umſchrift, von demſelben . . . . .	105
Herzog Wilhelm der Freundliche; nach dem Nationale des Biſchofs Durandus in der k. k. Hofbibliothek zu Wien, von Joſef Schönbrunner . . . . .	109
Tympanon-Relief (ſogenannte Türkenſchlacht) an der Kirche zu Maria-Zell; nach dem Original, von Karl von Siegl . . . . .	111
Der Tumbadekel vom Grabmal Ernſt des Eisernen; nach dem Original im Stifte Keun bei Graz, von demſelben . . . . .	113
Andreas Baumkircher auf einem Denkmal zur Erinnerung an die Erbanung ſeiner Burg in Eſchlaning in Ungarn (1450); nach dem Gypsabguß im hiſtoriſchen Muſeum zu Graz, von Ludwig von Kurz . . . . .	115
Kaiſer Friedrich III. und St. Florian; nach dem Original in der Spitalkirche zu Obdach in Oberſteiermark, von demſelben . . . . .	117
Sigmund von Herberſtein; mit Benützung mehrerer Abbildungen aus dem Jahre 1542, von Wilhelm Hecht . . . . .	119
Waffengruppe aus dem Landes-Zeughauſe zu Graz, von Hugo Charlemont . . . . .	123
Graz im Jahre 1594; nach der Reproduktion des älteſten Druckes von Georg Pehaim . . . . .	125
Erzherzog Karl II.; nach dem Gemälde in der k. k. Ambraserſammlung in Wien, von Victor Jaſper . . . . .	126
Ruprecht von Eggenberg; nach dem Gemälde im Mauſoleum des Schloſſes Ehrenhauſen bei Graz, von Wilhelm Hecht . . . . .	127
Der Eid Karls VI.; mit Benützung des Stiches von J. H. Störcklin, von Johann Hamza . . . . .	131
„Die Grazer Bürger und die Franken auf der Hauptwache zu Graz im April 1797“; mit Benützung des Stiches von Mathieu, von Karl Freiherr von Mérode . . . . .	133
Das Mauſoleum in Setau, von Rudolf Vernt . . . . .	135
Schloß Eggenberg bei Graz, von Heinrich Bank . . . . .	137
Schlußvignette: der Schloßberg in Graz, von Ferdinand Wüſt . . . . .	138
Kopfleiste, von Adolf Schumann . . . . .	139



	Seite
Erzherzog Johann; nach dem Stich von Blasius Höfel (Gemälde von Peter Krafft, 1818)	141
Der Steirertanz, von Gabriel Hackl . . . . .	143
Das Schmiraggeln, von demselben . . . . .	145
Obersteirische Bauernhaustypen, von Ferdinand Wüßl . . . . .	147
Untersteirisches Bauernhaus (Centralsystem), von demselben . . . . .	149
Volkstracht der Deutschen und Slovenen, von Karl Mayr; chromozintographisch an=	
geführt von C. Angerer & Götschl . . . . .	zu 150
Berg- und Hüttenleute aus Bordenberg und Eisenerz . . . . .	153
Kirchgang in Obersteier . . . . .	155
Das Richtersegen . . . . .	169
Ringen beim Pfingstbründl . . . . .	173
Das Anstragen der Freieung . . . . .	175
Sämmtlich von Gabriel Hackl.	
Singende Äpler, von Árpád Schmidhammer . . . . .	185
Singende Rekruten, von demselben . . . . .	186
Eine Scene aus dem „Paradeisspiel“, von Alois Greil . . . . .	187
Eine Regelpartie, von Felician von Myrbach . . . . .	193
„Im Mondschein“, von demselben . . . . .	199
„Drei Streich' auf der Trommel“, von demselben . . . . .	203
„Der scharfe Hund“, von demselben . . . . .	205
Slovenisches Bauernhaus mit Vorrathskammer, von Ferdinand Wüßl . . . . .	211
Eine Hochzeitscene, von Georg Šubič . . . . .	215
Der Zug der Pflüger, von demselben . . . . .	219
Der Umzug des „grünen Georg“, von demselben . . . . .	221
Die Handmühle, von demselben . . . . .	223
Altslowenisch: Ältere glagolitische Schrift (X. Jahrhundert) . . . . .	226
Altslowenisch: Jüngere glagolitische Schrift (XI. Jahrhundert) . . . . .	227
Altslowenisch: Ältere kyrillische Schrift (XIV. Jahrhundert) . . . . .	228
Altslowenisch: Jüngere kyrillische Schrift (XV. Jahrhundert) . . . . .	229
Typus eines Deutschen aus Obersteiermark; nach einer Photographie, von Alois Greil	240
Typus einer Deutschen aus Obersteiermark; nach einer Photographie, von demselben . .	241
Die älteste Burg: Thalberg bei Hartberg, von Hans Döckel . . . . .	249
Einfache Burg aus dem XIII. Jahrhundert: Thurm zu Baierdorf, von Hartwig Fischel	251
Tiefburg aus dem XIV. Jahrhundert: Feistritz bei Klz; mit Benützung der Topographie	
von Wischer, von Hans Döckel . . . . .	253
Übergangschloß des XV. bis XVI. Jahrhunderts: Gabelkofen bei Judenburg, von	
Hartwig Fischel . . . . .	254
Volkzburg: Der Tabor zu Felzbach, von demselben . . . . .	255
Kirchentastell zu Eisenerz, von Rudolf Bernt . . . . .	257
Französisches Prachtschloß des XVIII. Jahrhunderts: Neu-Statzenberg, von Adolf Wagner	259
Schlufvignette, von Adolf Schumann . . . . .	260

	Seite
Kopfleiste, von demselben . . . . .	261
Johann Josef Fug; nach dem Gemälde im „Joanneum“ zu Graz, von Gustav Frank	267
Schwegelpfeifer und Hackbrettschläger, von Gabriel Hackl . . . . .	269
Schlußvignette, von Adolf Schumann . . . . .	272
Kopfleiste, von demselben . . . . .	273
Facsimile aus der „Kaiserchronik“; nach dem Original im Stifte Vorau . . . . .	275
Ulrich von Lichtenstein; nach der Pariser Handschrift . . . . .	277
Der Grabstein Ulrichs von Lichtenstein in der Jakobskirche auf der Frauenburg, von Hans Petschnig . . . . .	278
Facsimile aus Ottobars Reimchronik; Original in der k. k. Hofbibliothek zu Wien . .	279
Die Jesuitenuniversität in Graz zu Ende des XVII. Jahrhunderts; nach dem Stich von J. A. Hoffmann und H. Herrmundt, von Rudolf Bernt . . . . .	281
Johann Ritter von Kalchberg; nach einer Radirung von William Unger . . . . .	285
Hans Brandstetters „Waldblilie“ aus Roseggers „Schriften des Walschulmeisters“, von Karl von Siegl . . . . .	289
Das laubständische Schauspielhaus im Jahre 1776; mit Benützung einer alten Zeichnung, von Rudolf Bernt . . . . .	295
Medaille auf den dramatischen Künstler Johann Franz Hieronymus Brockmann; nach dem Original im Grazer Münz- und Antiken-Cabinet, von Karl von Siegl . .	297
Schlußvignette, von Adolf Schumann . . . . .	298
Kopfleiste: Gothische Wegkapelle in Marein im Mürzthal . . . . .	299
Stiftskirche in Sekau . . . . .	301
Stadtpfarrkirche in Murau . . . . .	303
Wallfahrtskirche Maria Straßengel . . . . .	305
Aus dem Innern der Domkirche zu Graz . . . . .	309
Landkirchlein (typisch an der Mur) in Kirchdorf bei Bärneck . . . . .	311
Gothisches Arkadenhaus in Bruck an der Mur . . . . .	313
Sämmtlich von Victor Lutz.	
Gedenktafel aus Bronze von der Burg in Graz aus dem Jahre 1523; nach dem Original im Grazer Museum, von Karl von Siegl . . . . .	314
Portal des Landhauses in Graz, von Josef Wastler . . . . .	315
Hof des Landhauses in Graz, von Rudolf Bernt . . . . .	317
Hof-Loggia im Hause zum rothen Krebs in Graz, von Adolf Wagner . . . . .	319
Portal des landschaftlichen Zeughauses in Graz, von Josef Wastler . . . . .	323
Herz-Jesu-Kirche in Graz, von Robert Mikoviez . . . . .	325
Schlußvignette, von Rudolf Bernt . . . . .	328
Kopfrandleiste, von Adolf Schumann . . . . .	329
Mittelgruppe des Fresco an der Südseite des Grazer Doms; nach dem Original, von Jakob Groh . . . . .	331
Peter de Pomis: Aufnahme der Erzherzogin Maria in den Himmel; nach dem Original der gräflich Attems'schen Galerie in Graz, von demselben . . . . .	337



	Seite
Peter de Pomis: Selbstporträt; nach einer Photographie, von Wilhelm Hecht . . .	338
Johann Chriast Hachhofer: Gruppe aus dem Deckenfresco der Kirche in Festenburg; nach einer Photographie, von Jakob Groh . . . . .	339
Bellona: Statue am Portal des landschaftlichen Beirghauses in Graz; nach einer Photographie . . . . .	341
Johann Jakob Schoy: Pietä; nach einer Photographie . . . . .	343
Schlußvignette, von Adolf Schumann . . . . .	344
Kopfleiste: Zimmertäfelung in einem Banernhaus bei Schönberg aus dem Jahre 1568, von Karl Lacher . . . . .	345
Der Bronzebrunnen im Hofe des Landhauses zu Graz, von demselben . . . . .	347
Der schmiedeiserne Ofen auf Schloß Rötthelstein bei Admont aus dem Jahre 1655; nach der Zeichnung von C. Fröhlich . . . . .	349
Schlußvignette: Thürklopfer am Dom zu Graz, von Karl Lacher . . . . .	352
Kopfrandleiste, von Franz Kumpfer . . . . .	353
Der Brandhof, von Ferdinand Mühlbacher . . . . .	355
Trockenhaus „Harpfe“ in Untersteiermark, von Ferdinand Wüft . . . . .	357
„Umedunstall“ in Obersteiermark, von demselben . . . . .	365
Die Fohlenweide auf der Stubalpe, von Julius von Blaas . . . . .	367
Das „Arbeitergezäh“, von Hugo Charlemont . . . . .	371
Innerez einer obersteirischen Holzknechtshütte, von Ferdinand Wüft . . . . .	377
Wasserriese in der finstern Radmer, von demselben . . . . .	379
Die Abbau-Etagen auf dem Erzberg, von Robert Ruß . . . . .	385
Kohlen-Tagbau zu Gradenberg, von Hugo Charlemont . . . . .	387
Hochofen von Beltweg, von Ferdinand Mühlbacher . . . . .	391
Tiegelgußstahlhütte in Kapfenberg, von Hugo Charlemont . . . . .	393
Aus dem Innern der Metallwaarenfabrik in Knittelfeld, von demselben . . . . .	395
Die k. k. Zinkhütte in Gills, von Ferdinand Mühlbacher . . . . .	397
Alte Glashütte im Bachergebirge; von Hugo Charlemont . . . . .	401
Einfaches Sägewerk in Oberaich bei Brnd an der Mur, von Ferdinand Mühlbacher	403
Ältere Lodenwalke, von Hugo Charlemont . . . . .	405
Innerez einer alten Mautmühle in Leibnitz, von demselben . . . . .	407
Flaschenfüllung in der Champagnerkellerei in Gbßting bei Graz, von demselben . . . .	409
Innerez einer Fabrik für chromsaures Kali in Graßnigg, von demselben . . . . .	411
Schlußvignette, von Ferdinand Wüft . . . . .	412

Steiermark.







Maria-Zell.

## Landschaftliche Schilderungen aus Steiermark.

### Die Kalkalpen und der Spatheisensteinzug Obersteiermarks.



Ohl selten im Verlaufe der nördlichen Alpenzone gelangen die Contraste zwischen Urgebirge und Kalkalpen so scharf zum Ausdruck als gerade dort, wo die von Westen heranwogende Kette der letzteren an der Grenze von Salzburg, Oberösterreich und Steiermark mit dem Dachstein ihre mächtigste Erhebung erreicht. Jene große Längendepression, durch welche auch Inn und Salzach ihren Lauf nehmen, setzt sich nämlich hier in dem relativ schmalen Ennsthal fort und es treten die sichten Manern der Kalkalpen unmittelbar an den Fuß des Tauernkammes heran. Gleichwie jedoch Inn und Salzach, nach längerem west-östlichen Verlauf ihre Richtung verändernd, endlich die Kalkkette durchbrechen, haben sich auch die Wässer der Enns einen Ausweg durch deren Gemäuer erzwungen, wodurch jene physiognomischen Gegensätze der Landschaft in den östlichen Gauen des Landes viel allmäliger in einander übergehen.

Die nördlichen Kalkalpen, wie sie mit der 2.996 Meter hohen Dachsteinspitze das Kronland betreten, gehören hier noch durchwegs dem Typus jener mächtigen stockförmigen Massen an, welche weiter westlich im Salzburgischen vorherrschen. Von steilen Randabstürzen getragen, breitet sich auf ihrem Rücken eine meilenweite wasserlose Hochfläche aus, ein regellojes Gewirr seichter Mulden und formloser Kuppen durchzieht das sterile Plateau und nur am Außenrande desselben erheben sich selbständige Gipselformen. Die obersten Stufen dieser Felseneinöde decken auf dem Dachsteingebirge schimmernde Firnfelder,

ausgespannt zwischen den Rücken der kahlen Hochgipfel, doch gehört nur ein einziger kleiner Gletscher davon dem Kronlande Steiermark an, alle anderen liegen nordwärts in Oberösterreich.

Nach dieser Seite hin erfolgt die Abdachung allmählig; an die völlig kahlen, schnee-  
gefleckten Plateantheile schließt sich ein breiter Gürtel unebener Steinfelder, überzogen von den dunklen Zwergwäldern der Legföhre an, dann der Zirbenwald, endlich weitausgedehnte Forste, die sich gegen das Becken von Nussée und nach Mitterndorf zu senken. Um so plötzlicher erfolgt der Absturz des Gebirges gegen Süden nach dem Ennsthale mit einer einzigen mauerartigen Front bald auf Vorstufen sonniger Almen, bald unmittelbar zur sumpfigen Thalsole. Nirgends aber gestaltet sich dieser Abfall so großartig und malerisch zugleich als in der Gegend von Schladming, der einst blühenden, seit den Stürmen der Bauernkriege im XVI. Jahrhundert stetig niedergegangenen Bergstadt im oberen Ennsthal. Hier lagert 400 Meter über der Thalsole die wohlbebante Hochebene von Ramsau, deren Lärchenwälder und grüne Almböden, belebt durch ganze Dörfer brauner Sennhütten, hinarziehen an den Fuß der röthlichgrauen, schneebestäubten Wände des Thorstein und Dachstein.

Abweichend von der sanften nördlichen Abdachung der Hochfläche gegen die Traun erhebt sich der südliche Absturz in einer Reihe felsiger Randgipfel, welche das Ennsthal von Schladming abwärts auf der linken Seite begleiten. Noch breitet sich am Fuße der Kammspitze eine letzte Vorstufe aus, worauf der stattliche Markt Gröbming gelegen ist, dann aber fallen die Felsmassen des Grimming unmittelbar gegen den sumpfigen Thalboden ab und gewinnt der große Contrast zwischen beiden Gehängen immer mehr an Schärfe. Der Grimming, ein völlig isolirter, durch den Paß Stein vom Dachsteingebirge abgetrennter Felskamm, beherrscht das ganze Ennsthal bis über Selzthal hinab; er erscheint hier von seiner Schmalseite aus gesehen als mächtige Pyramide, in deren Hochfaren Schneefelder eingebettet liegen, und bildet gewissermaßen die Arz, um welche die umliegenden Tiefen vertheilt sind. Am Fuße dieses Riesens mündet von Norden durch die Schlucht von Klachau ein theilweise schon dem Gebiete der Traun angehöriges Thalsystem, welches, eingesenkt zwischen Dachstein und dem Todten Gebirge, in die beiden Becken von Nussée und Mitterndorf zerfällt.

Verfolgt man die Traanfurche vom dunklen Fjord des Hallstätter Sees durch die Koppenschlucht ihrem Ursprung zu, so öffnet sich bald in sonniger Weite das Becken von Nussée. Einzelne aufragende Bergmassen bilden im Verein mit den lichten Abfällen des Todten Gebirges die Umrahmung der grünen Tiefe, Wald und Wiesen überkleiden den welligen, hier und da durch niedere, dunkle Kegel unterbrochenen Boden, und von allen Höhen grünen Willen und Gehöfte herab. Zum letztenmal begegnen wir hier im Osten

jener malerischen Gruppierung, welche die Thäler am Fuße der breiten Plateaugebirge anzeichnet, jener reichen Abwechslung, hervorgerufen durch die Gliederung in abgegliederte Seebuchten.

Inmitten des gartenähnlichen Thales liegt der vielbesuchte Kurort Aussen an der Vereinigung der drei Quellbäche des Traunflusses und damit am Ausgangspunkt für den Besuch zweier, durch ihre landschaftliche Schönheit gleich berühmt gewordener Thalabschnitte. Nach kurzem Verlauf erweitert sich der nördliche Ast angesichts der aus fernem Süden herablenchtenden Eisfelder des Dachstein zur freundlichen Gegend von Alt-Aussen. Überragt von den Mauern der Triffelwand erfüllt ein dunkler Seespiegel den Hintergrund dieses Thales, tiefgrün zieht seine Flut um einen Felsvorsprung herum bis zur einsamen Seewiese. Dort aber, wo sich die Felsenarme des Lofer und der Triffelwand umfassen, liegen hoch oben auf dem Plateau zahlreiche Alpen und führt ein Steig stundenlang über nacktes Gestein an einem stillen Hochsee nahe dem Kamm des Gebirges vorüber jenseits hinab nach Oberösterreich. Bunte Willen und reinliche Gehöfte beleben das Thal von Alt-Aussen am Fuße des Lofer und Sandling. Letzterer birgt in seinem Innern reiche Schätze an Salz, deren Ausbeutung einen wichtigen Erwerbszweig der Bevölkerung bildet. Theils als Bergarbeiter, theils in der Saline bei Aussen, theils endlich als Holzflechte zur Gewinnung des nöthigen Brennmaterials findet ein großer Theil der männlichen Einwohnerarbeit und Verdienst, so daß die Ausübung der Landwirtschaft größtentheils weiblicher Obforge überlassen bleibt. Ein hartes Brod ist es, welches sich die Mädchen als Sennerinnen auf den rauhen Alpen des Todten Gebirges verdienen müssen. Dasen gleich tauchen ab und zu auf der chaotisch zerrissenen Felsfläche grüne Mulden auf, spärlich sprießt das Futter zwischen dem Steingeriff und weit hinaus muß das Vieh getrieben werden, damit es seine Nahrung finde. Wenn dann Nebel einfällt, der Sturm regen schwere Wolkenfeyen über den Boden der Einöde hinpeitscht, gehört nicht wenig dazu, die flüchtende Herde in Sicherheit zu bergen. Trotzdem sind die Aussen Sennerinnen berühmt durch ihre Sangeslust und harmlose Lebensfreudigkeit. Zauchzend wird der nahe Fremdling begrüßt und bewirthet mit dem Besten, was die alpine Küche zu bieten vermag. Wenn sich dann aus allen Hütten die Mädchen zusammenfinden, danert es nicht lange, und das junge Volk dreht sich „wie wirbelndes Laub im Winde“, und dazu genügen oft die Klänge einer einfachen Mundharmonika.

Nachdem wir vom lustigen Scheitel des Lofer noch ein Gesamtbitd in uns aufgenommen, kehren wir zurück nach Aussen, um auch den östlichen Ast des Thales kennen zu lernen. Die rauchende Traun ist unsere Führerin, bald aber lichtet sich der Wald und es erschließt sich das Bild des Grundlsee, an dessen Ufern ein erlauchter Freund der Alpen so oft und gerne gewohnt. Düstere Forste umborden den See und in seinen dunklen



Gewässern spiegelt sich ein Kranz von altersgrauen Bergriesen des Todten Gebirges. Es ist die Grenzmauer des Kronlandes gegen Oberösterreich, eine weite Steinwüste, jenseits in Wänden abfallend gegen Almsee und Hinterstoder.

Steigt man von den Ufern des Grundlsee auf Jägerpfaden hoch oben an den grünen Lahngangseen vorüber, so gelangt man nach vielen Stunden in ein todttes, starres Felsenthal. Hier scheint die Natur bereits völlig erstorben, Schneeflecke und dunkle Schlünde in dem abgewaschenen weißen Felsboden allein unterbrechen die Monotonie der Landschaft. Dort erhebt sich die nackte Steinschneide des großen Priel bis zu 2.514 Meter, weithinschauend über die Ebene bis zur fernen Donau.

Hart am See durchzieht eine Straße das nördliche Ufergelände meist durch Wald und an vielen reizenden Sommerstätten vorbei bis zum „Ladner“. Verhallt sind Büchsenknall und Liederklang der wackeren Schützen, welche hier so oft um ihren geliebten Prinzen Johann versammelt waren, doch lebt die Kunde jener frohen Zeit noch frisch im Gedächtniß der Bewohner und heute noch, wenn der rauhe Herbst das lustige Volk der Alplerinnen zur Thalfahrt zwingt und von allen Seiten mit Tänzchen und Singen bunte Scharen festlich geschmückter Burischen und Mädchen auf ihren Rähnen heranziehen, den Almtanz zu begehen, entfaltet sich beim Ladner ein Stück Volkspoesie, so unverfälscht wie ehedem.

Die Matte von Gößl mit ihrem grauen Kirchlein bildet das obere See-Ende. Allein noch weiter zurück dehnen sich, schon ganz eingeschlossen von Wald und Felsen, die schwarzen Spiegel des Toplig- und Kammersee aus. Wasserfälle hängen nieder in den ersten See, der zweite entbehrt auch des Rauschens der Gewässer, Todtenstille breitet sich über den engen Kessel, selten unterbrochen durch den Klang der Art eines Holzknechtes hoch oben im Forst.

Wir verlassen Nussee, seine schönen Berge, das fröhliche Völkchen seiner Bewohner und das rege Treiben, welches jeden Sommer hier einzieht, und wenden unsere Schritte östlich, dem Becken von Mitterndorf zu. Eine eigenartige Gegend breitet sich hier zwischen den Ausläufern des Todten Gebirges im Norden und jenen des Dachsteins im Süden aus. Vermöge der hohen und offenen Lage ist das Klima rauh, die Vegetation fast alpenhaft und die Culturen auf Wald und Wiesen beschränkt; alle menschlichen Ansiedlungen scharen sich längs der alten Salzstraße zu Dörfern zusammen, welche seit Eröffnung der Bahn jämmtlich verarmt sind. Gerade im Mittelpunkt des weiten grünen Thales liegt Mitterndorf an dem Bache Salza, dessen Name uns in Obersteiermark noch einmal begegnen wird. Dieser merkwürdige Bach entspringt am Fuße des Tragl in den Felskaren des Todten Gebirges und durchfließt das Thal von Mitterndorf von Nord nach Süd, also quer auf seine Längsrichtung, um durch den Engpaß Stein zwischen Dachsteingebirge und Grimming der Enns zuzueilen, wodurch der hochaufragende, das ganze Thal dominirende



Alt-Stufe, See und Triffelwand.

Namm des letzteren völlig isolirt wird. Ausgezeichnet durch eine feurreiche Alpenferrasse erhebt sich dem Grimming gegenüber das Todte Gebirge und setzt sich längs der Grenze östlich in die großen Plateaulandschaften des Hochmölbling und Waricheneck fort. Dort herab rauscht durch waldige Gräben der Grimmingbach und führt von Klachau entlang dem Fuße seines riesigen Namensvetters hinab ins Ennsthal.

Von den Zinnen des Schlosses Trautenfels entrollt sich die ganze Perspective des unteren Ennsthales von Irnding und Steinach bis hinab nach Liezen, besonders schön am Abend, wenn die ganze von Westen hereinströmende Lichtfülle das breite, stark versumpfte Thal mit seinen unzähligen Heustadeln, die dunklen Auen am Ufer der Enns und die fernen Kalkschroffen bei Admont vergoldet. Langgestreckte waldige Ausläufer der Rottemanner Tauern bilden den südlichen, schroff abgehende Vorketten des Todten Gebirges mit Ortschaften an ihrem Fuße, mit Kirchen und Schlössern auf ihren Hängen den nördlichen Saum des Thales und nur selten dringt durch enge, kurze Querspforten der Blick hinan bis zu den grauen Wänden des Hochgebirges. Erst bei Liezen öffnet sich eine tiefe, das ganze Kalkgebirge durchbrechende Lücke, durch welche die Poststraße über den Paß Pyhrn ins Gebiet der Steier hinüberführt. Damit vollzieht sich auch eine wesentliche Änderung des landschaftlichen Charakters, an Stelle ausgedehnter Hochplateaux treten hochaufragende aber schmale Felskämme, und breite grüne Schiefervorlagen senken sich in sanften Stufen gegen das Hauptthal herab. Die Enns beginnt hier den Durchbruch durch die nördlichen Kalkalpen, erst noch zwischen sanften Höhen, dann aber treten die Coulissen zurück und die gewaltigen Felsberge von Admont verkünden den Eintritt des erhabenen Schauspielers der Natur. Unterhalb Admont sperren die Felsen das breite Thal bis auf die schmale Pforte des Gefäßes vollständig ab, durch welche sich nun die lärmenden Gewässer, mit weißem Gischt um die vortretenden Pfeiler schäumend, ergießen und das ganze Thal mit dumpfem Brausen erfüllen. Aus ungeheurer Höhe blicken die senkrecht abstürzenden bleichen Zacken des Hochthor und Reichenstein herab auf die Waldlichtung von Gfatterboden. Ein breiter Riß spaltet hier das südliche Gemäuer und führt zwischen hohen Wänden durch in das stille Alpenthal von Johnsbach. Nochmals zwängen die beiderseits herantretenden Felsen das Bett der Enns in schmaler Schlucht zusammen, allein schon bei Hiesflau scheint der eherne Widerstand gebrochen zu sein und beruhigten Laufes wenden sich die Wellen nordwärts durch ein waldiges vielgewundenes Thal bis zur Landesgrenze bei Mteumarkt.

Mit dem Gefäße durchbricht die Enns einen der bedeutendsten, durch schroffe Gipfelbauten und hohe Wände ausgezeichneten Gebirgsstöcke Obersteiermarks, welcher, von den Haller Mauern durch den tiefen Sattel von St. Gallen getrennt, gegen Osten über das Zinödl und den Lugauer bis zum Kaiserjchild, also bis an den Erzbach fortsetzt.



Als merkwürdiger Gegensatz zu den lichten Mauern der Kalkalpen breitet sich im Süden derselben die Zone des Spatheisensteinzuges aus. Hier herrschen nur sanfte Bergformen, grüne Matten überkleiden Kuppen und Sättel und dichter Wald bedeckt die unteren Abhänge der Thäler.

Vermöge dieser Gestaltung erscheinen die Thalgründe dieser Gegend, wie die Kaiserau bei Admont, das Thal von Johnsbach, die Radmer und theilweise auch noch das Gebiet des Erzbaches mit einander durch niedere Sättel verbunden, während sich ihre Gewässer den Ausweg nach Norden durch enge Schluchten der Kalkkette erzwingen müssen; die südlichen Querthäler dagegen münden alle schon nach kurzem Lauf in jene große



Die Hochthorgruppe vom Eingang in das Gefäule.

Längsdepression, welche am nördlichen Fuße des Urgebirges längs der Falten und Liefing bis zur Mur hinstreicht.

Von Selzthal zieht das Paltenthal über Rottenmann und Trieben aufwärts gegen den Sattel von Wald; breitgewölbte, bemattete Bergscheitel begleiten ununterbrochen den jümpfigen Thalboden und nur dort, wo schilfumkränzt der melancholische See von Gaishorn sein schwarzes Wasser am Fuße der letzten Thalstufe ausbreitet, durchbricht ein Querthal den Gürtel der sanften Schieferberge und blicken gespenstlich bleich die Zacken des Admonter Reichenstein herab. Unter stetem Rückblick auf die finstere, schneegefleckte Kette des Bösenstein gelangen wir auf die Wasserscheide von Wald und jenseits hinab in das Thal der Liefing. Vermag hier das ungemein rauhe Klima kaum die dürftigsten Feldfrüchte zu zeitigen, so zwingt dasselbe die dünnebesäte Bevölkerung ihren Erwerb in Viehzucht

und Holzhandel zu suchen. Tief drinnen im dunklen Tann der Gräben am Ufer des Baches wirbelt der Rauch des Kohlenmeilers auf und verkündet die Anwesenheit der Menschen in den weiten Forsten, deren Stille nur selten durch den Peitschenknall des „Kohlbauers“ unterbrochen wird. Nur im Herbst, wenn der brünstige König des Waldes seine stolze Herausforderung ergehen läßt, oder im ersten Frühjahr hoch oben an der schneegefleckten Grenze des Waldes, wenn die Lock- und Kampfesrufe des schillernden Birkenhuhns ertönen, dann belebt sich der steirische Hochwald und auch unten am Thalweg erklingt das Tandzen des braunen Jägerburschen

„Wenn der Auerhahn batzt und der Brandvogel schreit,  
Wenn der Kohlbauer schnalzt, ist die lustigste Zeit.“

Je weiter nach Osten, desto mehr gewinnt der Spatheisensteinzug an Breite, desto mächtigere Lagen von kalkigen Gesteinen schalten sich in den weichen Schiefeln ein und geben dadurch Veranlassung zur Entstehung einer Reihe hoher Kalkberge, welche sich von jenen der jüngeren Kalkzone vor Allem durch sanftere Formen unterscheiden. In dieses Gebiet fällt das industrielle Thal von Bordenberg. Kurz oberhalb seiner Mündung in das Murthal bei Leoben erweitert sich diese Furche zu dem offenen Becken von Trofaiach, um welches sich die erwähnten Kalkberge, das Gößeck, Wildfeld und der Bordenberger Reichenstein in einem malerischen Halbkreise gruppieren. Tief eingerissene Gräben schneiden hier in die Bergflanken ein, westlich der Gößgraben unter den Abstürzen des Reiting durch zu den Almen am Wildfeld, der eigentliche Bordenberger Graben gegen Norden an den Fuß des Reichenstein.

Zu innerst liegt in diesem Graben der Markt Bordenberg, ein Centralpunkt der obersteirischen Eisenindustrie, durch die Kunststraße über den Prebühel mit Eisenerz verbunden.

Höchst eigenthümlich sind hier die Eindrücke eines nächtlichen Besuchs, wenn ans schwindelnder Höhe die dunkle Silhouette der Berger Mauer herabdräut, wenn von allen Hochöfen leuchtende Feuergarben aufstieben, deren dämonisches Licht mit dem rothen Schein aus dem Innern der Werke vereint die alterthümlichen Straßen erhellt. Die hier verschmolzenen Erze stammen größtentheils vom Erzberg bei Eisenerz und werden mittels Förderbahn über den Prebühel herübergebracht. Seltsam berührt es den Wanderer auf der einsamen Paßhöhe, den Piff der Locomotive zu vernehmen, während feuchter Nebel durch die Lärchen streicht und qualmende Wolkenmassen die nahen finsternen Grate des Reichenstein umrauchen. Rasch senkt sich die Straße nach Norden gegen das grüne, zwischen den vielgestaltigen Ausläufern der Schwabentette im Osten und jenen der Ennsthaler Alpen im Westen eingesenkte Thal von Eisenerz, dessen Hauptort vermöge der unermesslichen

ehernen Schätze im nahen Erzberg fast durch ein volles Jahrtausend zum Mittelpunkt der alpinen Eisenindustrie geworden ist.

Auch dieses Thal wurzelt in den Coulißen des paläozoischen Gebirges, um dann, in enger Schlucht die Kalkalpen durchbrechend, bei Hieslau in die Enns zu münden; nach allen Seiten hin erheben sich die Steinwände aus bewaldeten Hängen und breite, tiefe Sättel trennen die einzelnen Massen in isolirte Stöcke. So tritt aus dem Massiv der Schwabengruppe der Pfaffenstein gegen Eisenerz vor und scheidet die Verzweigungen des



Der Ring bei Reichelsboden.

Erzbaches in den waldigen Grollgraben am Fuße der Griesmauer und in das Münichthal, an dessen Mündung der herrliche Leopoldsteiner See die lichten Felsen der Seemauer und des Pfaffenstein wieder spiegelt.

Aus dem nassen Seeboden am rückwärtigen Ende dieses Thales führen Steige auf die hochgelegenen Weideböden eines mächtigen Gebirgsstockes. Es ist die Hochschwabgruppe, ein geschlossenes Plateaugebirge, das sich vom Erzbach bis zum Seeberg fünf Meilen weit in östlicher Richtung erstreckt und besonders nach Norden gegen die Schlucht der Salza in steilen Wänden abstürzt; viel allmätiger dagegen erfolgt der Abfall gegen Süden: ganze Reihen von Vorbergen senken sich da, durchschnitten von langen Seitengraben, stufenweise bis zu den niederen Höhen des Spatheisensteinzuges herab. Trotz ähnlicher



Configuration und Höhe vermißt man jedoch auf dem Hochschwab jene ausgedehnten, für die salzburgischen Kalkalpen so charakteristischen Steinwüsten. Hier sind es meist alpenreiche Mattenböden, welche, von den Kluppen des Brandstein und Ebenstein beherrscht, die Höhen der westlicheren Partien einnehmen. Erst weiter gegen Osten heben sich die Stufen des Gebirges in runden Kluppen und langen Rücken höher und höher empor bis auf den Gipfel des Hochschwab, 2.278 Meter, auf dessen windumbraustem Scheitel nackter Felsboden die Rasendecke bereits verdrängt hat.

Reich an großartigen landschaftlichen Bildern dagegen zieht das Salzthal am nördlichen Fuße dieses Gebirges hin, vom Kastenriegel über Weichselboden und Gschöder bis nach Wildalpen und weiterhin zwischen Vorbergen hinab zur Enns, bald als enge Schlucht zwischen hohen Felsen, bald sich weitend zu waldumschlossenen Gründen mit blumigen Wiesen.

Um einen Einblick in den Aufbau der jenseitigen Abdachung des Hochschwab zu gewinnen, wollen wir auf die Südseite zurückkehren, und zwar bis an die Ufer der Mur. Von ausdruckslosen Waldkuppen umgeben, zieht dieser bedeutende Fluß von Leoben abwärts bis Bruck an der Mündung des breiten Mürzthales, welches, von hier in nordöstlicher Richtung zum Semering ansteigend, die letzten Ansläufer des Hochschwab begrenzt. Das eigentliche Hochgebirge liegt weit zurück nach Norden hinter einer außerordentlich breiten, von langgestreckten Querthälern durchbrochenen Zone sanfter Höhen. So führt das waldreiche Tragöß-Thal über Kathrein und Oberort zum Grünen See am Fuße der südwestlichen Abfälle der Schwabgruppe, so zieht auch von Kapfenberg der Thörlgraben einwärts und gabelt in zwei weitläufige Äste, von denen der eine über St. Ilgen und der andere über das Becken von Nflenz und Seewiesen abermals an die Südatstürze des Gebirges heranreicht. In einem großen Bogen umfassen diese beiden Gräben das gegen Süden vortretende Plateau der Mitteralpe und Föls, um einander am Fuße der Schwabmaner, dort wo das felseneiche Drowiesen-Thal und die Hochfare der Dullwig am höchsten emporreichen, mit ihren obersten Anfängen zu berühren.

Gleichwie im Westen der Prebühel, so bildet hier im Osten der Straßenzug über den Seeberg die Grenze des Gebirges. Er führt von Seewiesen an dem denkwürdigen Herrensitze Brandhof, dem einstigen Lieblingsaufenthalt Erzherzogs Johann, vorbei über Gußwerk in das Becken von Maria-Zell am Oberlauf der Salza. Bei einem auf einsamer Höhe stehenden Kirchlein erschließt sich das mattengrüne, von vielgestaltigen Bergen umschlossene Thal, in sanften Wellen ansteigend zur Wasserscheide gegen den Erlassee. Mitten in dieser friedlichen Landschaft lagert auf sonniger Lehne der vielbesuchte Guadenort mit seiner herrlichen, reiche Schätze bergenden Kirche als Mittelpunkt des eigenartig bunten Verkehrs vieler Tausende von frommen Pilgern.

Tritt uns in der Schwabgruppe noch einmal die malerische Landschaft des Kalkhochgebirges entgegen, so scheinen die gebirgsbildenden Kräfte weiter östlich ihre Macht eingebüßt zu haben. Wohl ragen noch die felsigen, von breiten Hochflächen gekrönten Stöcke der Weitsch, der Schnee- und Karalpe und des Schneeberg hoch empor, allein ihre lichten Mauern blicken nur mehr herab auf niedere Höhenzüge, deren sanfte Formen von einem ununterbrochenen Vegetationsteppich überkleidet werden. Aus dem Alpenkessel der Fein durch die Felsenge des Todten Weibes durchzieht die Mürz das wald- und wldreiche Gebiet von Mürzsteg und Neuberg am Fuße der Schneeealpe und Kar. Dort aber, wo ihr Lauf einen großen Bogen nach Südwesten beschreibt, öffnet sich in der Fortsetzung des weiten und fruchtbaren unteren Mürzthales ein Thor zwischen den Vorbergen der Karalpe und des Wechsel, ein Sattel zwischen Kalk- und Centralalpen, welcher vermöge seiner Tiefe und seiner geographischen Lage seit uralter Zeit berufen war, den Verkehr zwischen Nord und Süd, zwischen den Gestaden der Adria und den Ufern der blauen Donau zu vermitteln: der Semering.

### Das Ennsthal.

Die Enns tritt bei Mandling auf steirischen Boden und verfolgt in östlicher Richtung die weite Thalebene.

Zwischen dem Buchstein und Hochthor wird sie aber gezwungen, ihren Lauf zu ändern, bricht sich durch die Felsenklucht des Gefäßes nach Norden Bahn und entteilt so dem Berglande Steiermarks. Ursprünglich floß sie in zahlreichen Armen. Jetzt hat man ihr ein tiefes gerades Bett gegraben, ringsum aber sind weite Sümpfe entstanden. Rauschend strömen die Wellen des eingeeengten Flusses hin. Kerzengerade kann man den Lauf mit dem Auge verfolgen, bis er sich in der Ferne scheinbar verengt und glitzernd in dichten Weidengebüschen verliert.

Die Moore und die große Breite des Thales verleihen der Gegend den eigenthümlichen Charakter. Einen beinahe wunderlichen Eindruck macht die Ebene. Zahlreiche unförmlich gebaute Futterhütten mit modrigen vom Wetter beschädigten Brettern sind ringsum verstreut. Umrahmt ist aber das Bild von felsigen oder grün überwucherten Bergen.

Welche Mannigfaltigkeit in diesen Gipfeln! Nördlich bilden Theile der österreichischen Kalkalpen die Begrenzung des Thales. Zuerst die Abdachungen des Dachsteingebietes — der vesuvähnliche Kammspiz und der Stoderzinken, dann der Grimming und die äußersten Vorlagen des Todten Gebirges mit den romantischen Weißenbacher Wänden, endlich der Puhrgaß und der Buchstein. Im Süden des Thales ist aber das Urgebirge, welches in den rasierten Abhängen der kleinen Tauern den Lauf der Enns begleitet. Hier haben die Bewohner oft bis zu bedeutender Höhe den Boden bebaut. Diese Feldstreifen,

die zahlreichen Ortschaften, die vielen verstreuten Gehöfte verleihen dem Thale einen freundlichen Charakter.

Die baltische Flora umzieht die Gegend mit ihrer wuchernden Fülle, die Niederungen mit ihren Gestrüppen und Heidepflanzen und die Hänge mit ihren schlanken Nadelwäldern.

Um den Charakter derselben kennen zu lernen, klimmen wir oberhalb des Schlosses Friedstein zum sogenannten Jungfernsitz empor, dem Felsenkegel, der hier den waldigen Abhang krönt. Steil zieht sich der kiefernbestreute Fußweg zwischen den Waldbäumen empor. Erst hoch oben entfalten die mächtigen Stämme ihre weiten in einander greifenden Äste, so daß man einen hochgewölbten Dom über sich zu haben glaubt, in den das Licht nur spärlich und ehrfurchtsvoll erbebend einzudringen wagt. Am Boden aber zwischen den zahlreichen größeren und kleineren Felsblöcken, über den Trümmern niedergestürzter Baumriesen entfaltet sich tausendfältiges neues Leben, von wuchernden Moosen mit den überraschendsten Contrasten in der Farbe, von kühn sich verschlingenden Gewächsen. An Lichtungen, wo Menschenhand oder der unerbittliche Wind der Sonne einen Einblick geschafft, da breitet sich zwischen den Baumstrünken das dichte Heidelbeerkraut, höher findet man auch die Alpenrose, dazwischen aber schießen Farnen empor, bald in zierlicher Form, bald zur abenteuerlichsten Größe sich entfaltend. So erreicht man die Höhe. Bevor man auf den Felsen hinaussteigt, der nach vorne grimmig und steil im Waldesdunkel abfällt, von rückwärts aber von den hinan sich schlängelnden Bäumen bezwungen und vom Wachstum überwuchert sich leicht erklimmen läßt, hat man einen reizenden Ausblick auf das Thal. In einem Rahmen von Felsen und knorrigen Bäumen erblickt man das tief unten liegende Thal und die stolzen Höhen, die es begrenzen. Vollständig wird das Bild, wenn man den Felsen selbst erreicht, der eine Art Sitz bildet inmitten der Tannenzwipfel, die ringsum an ihm emporstreben. Nach der Volksjage haben hier die Waldjungfern bei ihrem unheimlichen Fluge durch die dunklen Forste geruht und von hier in hellen Mondnächten ihren bezaubernden Sang ins Thal erklingen lassen. Am rechten Ufer im Urgestein treffen wir stellenweise die zarten Blumen der alpinen Flora. Hier erheben sich die kahlen Gebirgszüge zu pyramidenförmigen Spitzen, die, mit Gras überzogen oder in schiefrigen Platten abfallend, einen originellen Anblick gewähren. Der bedeutendste von ihnen ist der Hochgolling, welcher die Höhe von 2.863 Meter erreicht.

Das Flußgebiet der steirischen Enns ist kein ausgedehntes; auf dem linken Ufer sind bloß zwei bedeutendere Gebirgsbäche. Da ist zuerst das reißende Gewässer, welches bei Mitterndorf entspringt und das Dachsteingebiet von den Felsmassen des Grimming trennt. In öder Schlucht eilt es hin, um im rauschenden Wasserfall zum Thale niederzustürzen. Längs seines Laufes geht die romantische Straße „durch den Stein“, welcher Paß Gröbming im Ennsthale mit Mitterndorf verbindet. Dann der Grimmingbach,



welcher im Herzen des Todten Gebirges entspringt. Am rechten Ufer erhält die Enns die meisten Zuflüsse, wie aus dem Irduing-, Golling-, Lassingthal und anderen mehr. Diese Bäche entspringen im Stocke des Urgebirges, um in eigenthümlichen Schluchten die Vorberge zu durchbrechen und das Ennsthal zu erreichen. Es ist sehr lohnend in diese Thäler einzudringen. Da finden wir häufig dort, wo das Gewässer den höheren Gipfeln entquillt, schäumende Wasserfälle oder einen stillen See, hineingeschmiegt in dunkle Berge, deren düstere Farben er wieder spiegelt. Der schönste Punkt dieser Art ist der See, den man



Der Grimming mit Schloß Trautenfels.

von der Ortschaft Haus aus erreicht. Die undurchdringliche Stille, die hier herrscht, wird nur unterbrochen durch das Mäuschen der Tannen und durch die Quellen, welche die Abhänge der Gipfel hinab sprudeln. Nebenflüsse von größerer Bedeutung sind die Palten, an deren Ufer das stattliche Kottenmann und die Burg Strechau liegt, und vor Allem die Salza, welche die Gruppe des Hochschwab dem Ennsgebiete einbezieht.

Hier verweilen wir einen Augenblick und wenden uns den jagdlichen Verhältnissen zu. Im belebten Ennsthale kann sich kein Wild erhalten und auch die Bewohner stehen demselben feindlich gegenüber. Höchstens daß im Winter, wenn tiefer Schnee die Äste der Wälder niederdrückt, Hochwild aus dem Todten Gebirge herüberkommt, um im weiten Thale sein Fortkommen zu finden. Wie anders ist es an der Salza, wo Wildalpe der



Mittelpunkt ist für die reichen Gemsen- und Hochwildreviere. Hier ist ein klassischer Boden für die Jagd. Die Admonter Geistlichen, welche die Wallfahrtskirche inmitten der einst beinahe undurchdringlichen Wälder erbaut, dürften hier vormals noch manchen Bär und Luchs erlegt haben. Noch heute bildet die Jagd das Hauptinteresse der Gegend. Noch findet man ganz prächtige Typen von alten Jägern, welche mit ihren glatt rasirten Gesichtern und eigenthümlich zugeschnittenen Röcken an eine längst entschwundene Zeit erinnern. Diese wildreichen Gegenden besitzen einen ganz eigenen ursprünglichen Charakter. Der schönste Punkt ist das Brunnthal — rings umschlossen von steilen Wänden, die in weiten Sandriesen oder romantischen Waldpartien endigen. Und in dieser abgeschiedenen Natur das bunte Leben von zahllosen Gemsen und flüchtigem Hochwild! Auch an gefiederten Bewohnern sind die Wälder des Ennstales nicht reich. Höchstens daß ein Schwarm Meisen kurze Zeit die Stille unterbricht oder eine Anzahl Rußheher im Herbst auf den entblätterten Bäumen am Waldjanne sich wiegt und ihr heiseres Geschrei in das Geträusche der Krähen mengt, welche schwerfälligen Fluges über die Stoppelfelder ziehen. Der Grund davon liegt in den zahlreichen größeren oder kleineren Raubvögeln, welche in den Kalkfelsen ihre Horste haben und von da aus mit ihren stolzen Kreisen das Thal beherrschen.

Reich belebt von verschiedenartigem Thierleben sind blos die Niederungen. Es ist etwas Sonderbares um diese ausgedehnten Gestade der Enns. Die interessanteste Entwicklung ist zwischen Steinach und Liezen. Auf verhältnißmäßig engem Raume kann man sich landschaftlich kaum etwas Abwechslungsvolleres denken, eine Fülle von Licht und Schatten, düsteren und warmen Tönen, todten und lebensvollen Bildern. Da finden wir schattige Haine von knorrigen Weiden und Birken. Mühsam stehen sich blos wenige Sonnenstrahlen durch das dichte Dach der unzähligen silberfarbigen Blätter. Hier nisten wilde Tauben, welche in Scharen Ausflüge in die Umgebung unternehmen.

Weiterhin ist sickernder Grund, Tannenwälder, tiefe Gräben, hochragendes Rohr — plötzlich heimlich versteckt in rings sie umgebenden Sträuchen eine saftige Wiese. Dann folgt ein Stück bebauten Feldes, daneben wieder öde Strecken gelben und schwarzen Bodens. Endlich stoßen wir auf größere todte Arme, an den Ufern umsäumt von mannshohem Schilf, in der Mitte unbewegliche dunkle Wasserpiegel.

In träumerischen Linien ziehen sie hin, bilden Inseln, trennen und verzweigen sich, um in Schilf und Sumpfgas zu verlaufen. Hier sind Wildenten und Rohrhühner geborgen. Einige solche Arme sind aber von steinigen Ufern, weiten sandigen Flächen umgeben. Diese zeigen mit allen ihren zarten Eindrücken, die rastende und laufende Vögel zurückgelassen, wie mannigfaltig die Gesellschaft ist, die sich hier erlustigt.

Die breite Entwicklung des Thales gestattet rathen Lüften hinabzustreichen. Der Himmel ist nur zu oft grau, eine melancholische Färbung über das Land niedergießend.



Schifflandschaft mit Schloss Arco.



Dann senken sich die Nebel über die Bergspitzen hinab, lang anhaltende Regengüsse gehen nieder. Der beste Wetterprophet im Thale ist der Grimming, welcher meist im Sommer sein steiniges Haupt verhüllt. Dieser Berg, den die alten Topographen Steiermarks mit dem Namen „mons altissimus“ bezeichneten, bildet den größten Stolz der Gegend. Man kann sich auch nichts Vielseitigeres in landschaftlichen Wirkungen denken. Erst erscheint er uns als lauggezogene Felsenkette. Tausende von Rissen und Zacken zeichnen sich am Himmel. Dann geht es abwärts in Rissen und Schründen, in tiefen Schatten und grellen Lichtern bis zu den großen Sandriesen, welche das ganze Jahr hindurch Schneemassen bergen. Diese endigen aber in einem Walde in allen Schattirungen des Grün. So scheint uns der Berg bis zu dem Knotenpunkte, wo das Ausseer Thal sich öffnet, wo das stolze Schloß Trautenfels, vier Straßen beherrschend, inmitten des Thales sich erhebt. Hier fällt er steil ab, Stein vom Kopf bis zum Fuße, rauh und schroff mit großartigen ruhigen Formen, wahrhaft ein Vertreter jener ungebändigten Naturkraft, die hier einst unumschränkt gewaltet. An ihm sammeln sich auch alle schweren Wetter in blauen dicken Wolken. Dröhnend rollt der erste Donner von diesen Höhen, die im Dunste sich verbergen, der Berg, nur zur Hälfte sichtbar, erscheint dann noch gigantischer mit seinen Steinmassen, deren Höhe man nur ahnen kann. In der bleiernen Luft, welche die Straße noch weißer, die Sümpfe noch fahler aussehen läßt, hebt sich der Wind. Langsam steigert er sich, bis er als heulender Sturm aus der Grimmingsschlucht sich in das Thal stürzt. In tausend Theile werden die Nebelmassen und Wolken zerrissen, fliegen gepeitscht hin an den Bergen oder eilen, Regengüsse niederschüttend, über das Thal. Blitz auf Blitz, tausendfältig wiederhallender krachender, knattender Donner. Erst nach langer Anstrengung gelingt es der Sonne einzelne helle Strahlen niederfallen zu lassen. Dann schweigt der Grimming, dunkel gefärbt und verwettert. Aus dem heftigen Gewitter wird aber meist ein anhaltender Landregen.

Die schönste Zeit ist erst im Herbst. Scheint dann die Sonne durch die klare Luft, leuchten die Spitzen der Kalkriesen verklärt und glitzernd empor, dann ist es zauberisch schön. In dieser herrlichen Zeit muß man die Almen besuchen, die mit ihren hügeligen Wiesen die Kalkrücken krönen, welche dem Todten Gebirge vorgelagert das Thal begrenzen. Eine der beliebtesten der Gegend ist die sogenannte Hochschweiz- oder Acherlkatalm, die wir von Wörtschach aus erreichen. Wir müssen einem breiten, steinigen Wege folgen, welchen die Bauern bei ihrem Viehtriebe benutzen. Diese Hohlwege mit ihren tiefen Furchen, ihren unfruchtlichen Steinen, dem Roth und den ewigen Pfützen, sind geradezu typisch. Nachdem man sich endlos getäuscht, schimmert ein immer breiter werdendes Stück Himmel durch die Wipfel. Endlich stehen wir am Rande des Waldes vor einem langen Holzsaune. Driben dehnen sich hügelige Wiesenflächen. Durch die Holzgatter gelaugen wir auf das Gebiet





Blick ins Emsthal gegen die Tauern.

der Alm. Glockengelände ringsum, vor uns das ausgebreitete Thal. Hinter all den wohlbekanntem Bergspitzen sind neue Formen emporgetaucht. Im Rücken öffnen sich uns Einblicke in grüne schmale Thäler, in den Mulden geborgen liegen die vielen kleinen Hütten mit den langgestreckten Dächern, wo in rauchigen Stuben oder in finsternen Ställen die Sennerinnen, armjelige Weifen in dürftigen Gewändern, ihres Amtes walten.

Überhaupt scheinen die Menschen, welche seit jeher hier ihr Leben von der Gnade der sie umgebenden Natur fristen, ganz angepaßt der wilden Gegend. Und wie seit Jahrhunderten die Nadelbäume ihre verzweigten Wurzeln ausfenden, so bauen auch die Menschen seit undenklicher Zeit ihre niederen, nur unten gemauerten Häuser mit den hölzernen Balkonen, vor welchen in den winzigen Gärtchen große Sonnenblumen selbstbewußt ihre grobe Pracht entfalten. Der wechselvollen Cultur der Menschen ist es bloß gelungen, in Colonien, in Pflanzstätten sich zu behaupten. Eine solche war vor Allem die berühmte Abtei Admont, dann alle die Kirchen, an denen wir hier und da noch romanische Anklänge finden, alle Abstufungen der Gothik und endlich eine jesuitische Umgestaltung und Ausschmückung. So in Pürgg, Niederhofen und anderen mehr. Und schließlich die Schlösser, bald burgenhaft wie Strehau, bald in der eigenthümlichen grobkörnigen Renaissance, die sich unter den Ferdinanden in Innerösterreich entwickelt hat, wie Friedstein — bald in der edlen Barocke, welche die glanzvolle Zeit eines Leopold und Karl VI. gezeitigt hatte, wie Trautenfels. In ausgedehnterem Maße inmitten jenes unwandelbaren Reiches weiß sich die moderne Cultur dort zu behaupten, wo ihr die Landstraße Bahn gebrochen hat. Und zahlreiche Ortschaften entstanden nun, seitdem die Salzstraße eröffnet war und die Posten mehr Reisende und Fremde brachten. In dem kleinen Orte ist das stattliche Einkehrgasthaus entstanden mit dem großen vorspringenden Dache, dem Schilde, neben dem ein kleiner gemalter Türke oder ein Doppeladler den Tabakverschleiß verkündet. Den Typus eines solchen Hauses haben wir im Orte Niederhofen. Drinnen im Vorhaus verzehren die Knechte und Mägde aus gemeinsamer Schüssel das Mahl. Daneben ist die Extrastube mit den rothen Vorhängen an den wohlvergitterten Fenstern und dem Bilde des Erzherzogs Johann an der Wand. Hier tafeln, wenn des Abends die von der Decke herabhängende Petroleumlampe entflammt wird, die wenigen Reicheren und Angeseheneren. Gegenüber an der Straße zum langgestreckten Troge des Brunnens mit dem ewig strömenden Strahle schreitet breitspurig das Vieh, um den Durst zu stillen.

Für die Schienenstränge ist Steinach im steirischen Ennsthale der wichtigste Knotenpunkt. Aufwärts das Thal geht es nach Tirol, in das Salzburgische, abzweigend aber, dem Grimming gegenüber, erklimmt die neu angelegte Linie in kühner Steigung die Pashöhe nach Nussee und Fischl.

An allen diesen mannigfaltigen Bildern strömt die Enns vorbei, um voll Thatendurst den Kampf mit dem rauhen Gebirge zwischen Buchstein und Hochthor zu beginnen. Es ist schaurig zu sehen, wie in den öden Felsengegenden des Gesäuses die Wässer schäumend sich tausendmal spalten, um brausend und wirbelnd fortzudonnern über das vielfach bezwungene Gestein. Am Ende der Felschlucht nimmt die Enns Abschied von der grünen Steiermark und eilt dem blühenden Österreich zu.

## Das Mürzthal.

Der natürliche Leitfaden bei Beschreibung eines Thales ist der Fluß, der es durchzieht, und zwar in der Richtung vom Ursprunge bis zur Ausmündung. Ich wähle die entgegengesetzte Richtung, erstens, weil ein Gebirgsthale vom niedrigsten Punkte aus besucht zu werden pflegt, und zweitens, weil die Natur Schönheit des Mürzthales dem Flusse entgegen die richtige Steigerung erfährt.

Die stattliche Mürz hat von ihrem Ursprunge im Hochgebirge bis Bruck, wo sie sich in die Mur ergießt, 12 Meilen zurückgelegt. An zehn größere Bergwässer zur Rechten und nicht weniger zur Linken hat sie in ihr von Weiden- und Erlebüschen beschattetes Bett aufgenommen; es gibt keinen Berg in diesem Bereiche, der nicht seine klaren Bächlein herabspringen ließe ins grüne sonnige Thal. Mancher Nebenfluß wallt in silberigem Gran daher, ein Zeichen, daß er aus den Wildnissen der Kalkfelsen kommt.

Das Mürzthal selbst ist nicht eines jener engen, düsteren Aspenthäler, wie sie von den Städtern so gerne besucht und so bald wieder verlassen werden, — es ist eine heitere Heimstätte für Menschen.

Wer auf der schönen, schneeweißen Reichsstraße entlang wandelt, ostwärts hin, wie das Thal sich zieht, oder wer im Eisenbahnzuge das Thal durchreilt, der sieht wohl die mäßig hohen, freundlichen Berge, die reich mit Bauergründen, Feldern, Wiesen und Halden besprenkelt sind, und auf ihren Höhen und in ihren Engthälern viel Wald, weiten blauen Wald. Zumeist ist es Fichtenwald, mit Tannen, Lärchen und Buchen gemischt. Das Hochgebirge, welches sich hinter diesen Höhen im Norden erhebt, sieht der Reisende vom Thale aus nicht. Ahnungslos eilt er an den wilden Herrlichkeiten des Hochschwab, der Veitsch vorüber, bis er bei Mürzzuschlag nach Norden einbiegend endlich hart am Fuße der Felsriesen ist.

Von Bruck bis Mürzzuschlag ist das zumeist breite Thal reich an Flecken, Dörfern und Sommerhäusern, an Schlössern und Ruinen, an Hammerwerken und Bannhöfen. Die Wege und Feldraine sind häufig mit Ahornen und Eschen bestanden, an vielen Gehöften sieht man schöne Lindenbäume. Die Reichsstraße ist streckenweise mit Ebereschen bepflanzt. Der Getreidebau hat den noch vor zwanzig, dreißig Jahren ins Thal reichenden Waldzungen und den Auen der Mürz fast allen Boden abgerungen. Man hört aber Meinungen, das Thal wäre schöner, wenn es mehr Wiesengründe hätte, und auch erträglicher; aber der Mürzthaler wandelt eigensinniger, als es die Pietät eigentlich verlangte, den Pfad der Vorfahren und baut Roggen, Weizen, Gerste und Hafer, wie man solcherlei vor der Eisenbahnzeit dort bauen mußte, auch heute noch und treibt die Viehzucht, die der Gegend naturgemäßer wäre, nur so nebenbei.



Über den größeren Ortichaften, die zumeist aus solid gemauerten, mit Ziegeln gedeckten Gebäuden bestehen, ragen weißblinkende Kirchtürme. Die durch das ganze Thal verstreuten Bauerndörfer mit ihren taubengrauen Bretterdächern ducken sich traulich im Schatten der Obstbäume.

Wir wollen nun als rüstiger Naturfreund den schönen Gau durchwandern und ihn nach Maßgabe des zur Verfügung stehenden Mannes kennzeichnen.

Von Bruck aus ist das Thal enge und wenig versprechend; nach einem Stündchen grüßt der spitze Kirchturm von Kapfenberg, eines blühenden Marktsteden, der sich freundlich an den bewaldeten Schloßberg der Ruine Oberkapfenberg schmiegt. Hier weitet sich das Thal und man sieht im Hintergrunde die blauen Berge bei Mürzzuschlag und am Semering. Gegen Norden führen aus der Kapfenberger Gegend zwei große Seitenthäler hinein zur an Naturherrlichkeiten fast unerschöpflichen Hochschwabgruppe. Es ist das Thal der Laming und der Thörlbachgraben. An der kalkigen Laming entlang erreicht man in vier Stunden Tragöß, eines der malerischsten Alpenthäler der Steiermark. Es liegt mit seinen Matten und Seen und Sandhalben zwischen gewaltigen Felswuchten. Rechts die Kuppe der Meßnerin, links der bis zu seinem lustigen Gipfel grüne Hochthurm und im Hintergrunde die wildzerrissene Pribitz. Hier scheint die Welt ohne Ausweg, mit Steinen vermanert zu sein, in Wahrheit aber zweigt das Thal in zwei Engschluchten aus, die sich tief ins Felsengebirge hinein graben. Die Schlucht zur Rechten versteigt sich in die wilden Klare des Hochschwab, die zur Linken birgt den Grünen See und leitet nach Eisenerz hinüber, unterwegs auch hinauf zur Frauenmaner. Der Grüne See liegt mit seinen vielen Buchtungen zwischen bewachsenen Schutthügeln enge eingebettet und ist berühmt durch sein wunderbar schönes Grün, welches von den seichten Ufern bis zu den Untiefen hin in allen Schattirungen spielt. Verwitterte Fichten, die ihn umstehen, und das weiße Gewände der Pribitz spiegeln sich in diesem Gebirgsauge, die Schauer der Einsamkeit umwehen es, die Stille nur unterbrochen durch das Rieseln der Steine oder durch das Pfeifen einer Gemse.

Fast gleichlaufend mit dem Lamingthale, nur durch den Bergzug des 1.584 Meter hohen Floning getrennt, läuft von Kapfenberg aus, am schönen Kurorte Steinerhof vorüber, die stundenlange reichbewaldete Schlucht des Thörlbaches. In lebhaftem Gefälle wallt uns das grünliche Wasser entgegen. Wir kommen zum Thörl, wo das Thal von zwei an beiden Seiten niedergehenden Felsrippen fast thorartig verengt ist. Unmittelbar hinter der Enge zweigt sich das Thal links nach St. Ilgen und ins Gewände des Hochschwab, rechts nach Alsenz und Seeriesen. In der Enge selbst haben immerhin noch ein paar stattliche Eisenwerke Platz und darüber auf senkrechter Felswand ragt die rostfarbene Ruine Schachenstein; das Schloß ist einst als Schutzwehr für Maria-Zell und die dort aufgehäuften Schätze erbaut worden.

Bei Aflenz thut sich ein weiter, freundlicher Thalkessel auf; nur der Blick über Schutthalden in die Fözl hinein zeigt die dräuenden Kalkwände, die entweder silberhell in der Sonne leuchten oder finsterblau unter Nebeldecken und niederfahrenden Wettern starren. Ein Gang den glatten Sandweg entlang in die Fözl bietet mannigfaltige Genüsse. Im kristallklaren Fözlbach gleiten die Forellen, am Ufer wuchern die Legföhren, blühen die Alpenrosen, duftet der Speik, in den Nebenschluchten röhren die Hirsche, über den behauten Baumwipfeln leuchten die Wände des Fözlstein und der Mitteralpe. Der interessanteste Punkt ist die Fözlklamm, wo durch eine Felsenge der Weg sich über den wildbrausenden Bach brückt. Auch der Fözlgraben verliert sich in den Schluchten und Runsen des Schwabgebirges. Die riesigen Steinklöße, die das Wasser zur Tiefe wälzt, geben Zeugniß, daß es da oben nicht immer glatt hergeht. Wenn draußen um Aflenz und Turnau auf sonnigen Matten die Primeln blühen und die Finken schlagen, donnern im Hochgebirge die Lawinen, Felsen brechend, Baum und Thier unter sich begrabend.

Das Thal führt uns nach dem Alpendörfchen Seewiesen, biegt dort links ein gegen das grauig wilde Gewände der Dullwitz — das ist die eherne Brust des Hochschwab, aus welcher das „Goldene Bründel“ quillt, das höchstgeborne Wasser der Mürz.

Freundlicher sind die Gefilde, die wir von Kapfenberg aus im Thale der Mürz nun durchwandern. Bald grüßt uns südlich von einem Vorberge des Rennfeldes herab die Wallfahrtskirche Maria-Rehkogel. Vor Zeiten haben dort oben im Urwald Rehe ein Muttergottesbild gefunden, ein Hirte kam dazu und sah es, wie die Thiere vor dem Bildniß auf den Knien lagen. Aus Anlaß dieses durch die kindlich rührende Sage überlieferten Wunders ist die schöne Wallfahrtskirche entstanden, in welcher das von den Rehen gefundene Bild alljährlich von zahlreichen Wallfahrern verehrt wird.

Das Thal dehnt sich nun zu seiner größten Breite aus, die Kirchtürme von Marein, St. Lorenzen, Mürzhofen, Allerheiligen und Rindberg, stehen in Nahe und Ferne, und wenn Du am Sonntagsmorgen auf dem Schirnisbühel stehst, über den die Reichsstraße zieht, und hinauschaust in den weiten, von waldigen Bergen umgrenzten Garten und es weht die Luft aus Osten, so magst Du das Klingen vieler Glocken hören, die den Schöpfer preisen, daß er den Menschen hier eine so schöne Heimat gegeben hat.

Hinter dem Dorfe Allerheiligen dürfen wir ein Seitenthal nicht übersehen, das südlich abbiegt. Die Straße entlang demselben führt durch den Ort Stanz, bergwärts über den Teufelsstein, in das Gebirgsdorf Fischbach und weiterhin in das Gelände der Feistritz. Dieser Gebirgsstock heißt die Fischbacheralpe, er zweigt nach mehreren Seiten meilenweit aus, indem sich seine Höhen hier an die Teichalpe, dort an den Stuhleckerzug schließen, hat aber weder Felsen noch Almen, sondern ist mit Nadelholz bewaldet von seinen tiefsten Gräben bis zu den Höhen. Die Waldungen sind unterbrochen durch Holzschläge; weißer

Rauch aus Meilern steigt über dem blauenden Gewipfel auf und die abgeholzten Flächen grünen bald wieder in jungaufsprossendem Lärchen- und Fichtenwald. Fast eingeschlossen von großen Waldungen in einer Einsattlung des Gebirges liegt überaus anmuthig das Dorf Fischbach. Die Banernhäuser dieser Gemeinde sind weit und breit zerstreut und liegen größtentheils tiefer, als das Pfarrdorf und die Kirche steht. In Winter rütteln die Stürme herb an den Bretterdächern dieser Ansiedlung, Kasterhoch staut sich auf dem Kirchhofe der Schnee und selbst innerhalb der Kirche weht von den Fenstern der trockene Schneestaub auf die Häupter der Auddächtigen nieder. Das verschlägt aber nichts, die Fischbacher sind frische und muntere Leute und ihre Weltabgelegenheit bekommt ihnen nicht übel.

Auf der Fischbacheralpe sieht man hier und da noch die Spuren eines Schanzgrabens, welcher vor Zeiten gegen die vom Ungarlande her anstürmenden Türken gezogen worden sein soll. Bis — so geht die Sage — von diesem Schanzgraben die letzten Tiefen verwachsen sein werden, dann wird der Türk wiederum kommen. Heute duckt sich in den dort und da noch ziemlich bedeutenden Einsenkungen der Gase, und selbst dieser fürchtet sich heute vor dem „Türken“ nicht mehr.

Auf dem höchsten Punkte der Fischbacheralpe steht ein einzelner Felsblock aus der Erde, welcher dem Berge den Namen gibt. Es ist der Teufelstein (1.499 Meter). Dieser gegenwärtig stark in Verwitterung begriffene Felsblock hat die Form mehrerer übereinander gelegter Steinflöze. Die Sage erzählt, daß hier der Teufel in einer Christnacht einen Thurm in den Himmel bauen wollte; er brachte es aber nicht weiter als bis zu dieser armseligen Grundfeste. Der wettergraue Fels ist etwa zehn Meter hoch, mit einer Treppe versehen und hat auf der obersten Platte Raum für mehrere Personen, die an schönen Sommertagen aus den Thälern heraufsteigen, um sich der Aussicht zu erfreuen.

Die Aussicht von diesem Berggipfel ist über Erwarten schön. Über den Wipfeln des nahen Waldes her bietet sich ein prachtvolles Hochgebirgsbild. Im Westen die fernen Rücken der Murthaler Alpen, die Zinnen des Reiting, des Reichenstein, der Bordenberger Mauer; daran reihen sich im Norden die scharfen Backen der Tragösser Berge und von diesen steigt die röthlich schimmernde Steinwildniß des Hochschwab an. Weiter rechts ruht der blauende Koloß der Hohen Weitsch, hinter welchem die Gipfel aus der Gegend der oberen Müzz ragen. Näher stehen die Schneealpe, die Nag, hinter derselben die schimmernde Spitze des Schneeberges. Im Osten liegen die hohen, freundlich gewellten Almen des Stuhleck und des Wechsel. Gegen Süden fliegt der Blick über niedrigere Berge auf das in den Sonnenäther getauchte Hügel- und Flachland von Mittelsteiermark und über die ungarische Grenze hinaus. Die Raabthaleralpen, das Felshorn des Lantsch und die Kuppe des Kennfeld schließen die weite und mannigfaltige Bergkrone.





Ruine Sichtenegg bei Wartberg.

Wenn draußen im Mürzthale der weiße Morgennebel liegt und aus demselben im fernen Hintergrunde die scharfen goldigen Zacken des Hochgebirges leuchtend in der Himmelsbläue stehen, so ist das ein Bild, welches die Menschenherzen zum Sauchzen bringt.

Vom Tenzelstein kehren wir über den langgestreckten Bergsattel der Stangelalpe in das Thal der Mürz zurück. Die Ebene beginnt sich bei Kindberg zu engen und der vorgeschobene Wartberg zwingt das Thal fast schluchtartig ein. Hier ist das untere Mürzthal zu Ende und das obere beginnt. Vom Wartbergfögel am Morgen ein Blick in das untere

und zur Nachmittagsstunde ein Blick in das obere Thal zeigt die Gegend in ihrer ganzen Schöne und Lieblichkeit. Das obere Mürzthal liegt ebenso grün und sonnig da als das untere, aber die Berge, die es umgeben, sind höher und waldreicher, die schattigen Häupter des Gölk, des Kaiser- und Königstogels erheben sich von hier aus gesehen scharf und stattlich aus dem Thale. Zu unseren Füßen liegt der aufblühende Ort Wartberg, jenseits des hier fast zur Schlucht verengten Thales ragt die malerische Ruine Lichtenegg. Diese Gegend hat am 1. Mai 1885 durch ein Erdbeben stark gelitten, doch sind bereits alle Spuren davon vertilgt, nur das schiefgerüttelte Kirchturmkreuz zu Wartberg mahnt noch heute an die Schrecken jener Nacht.

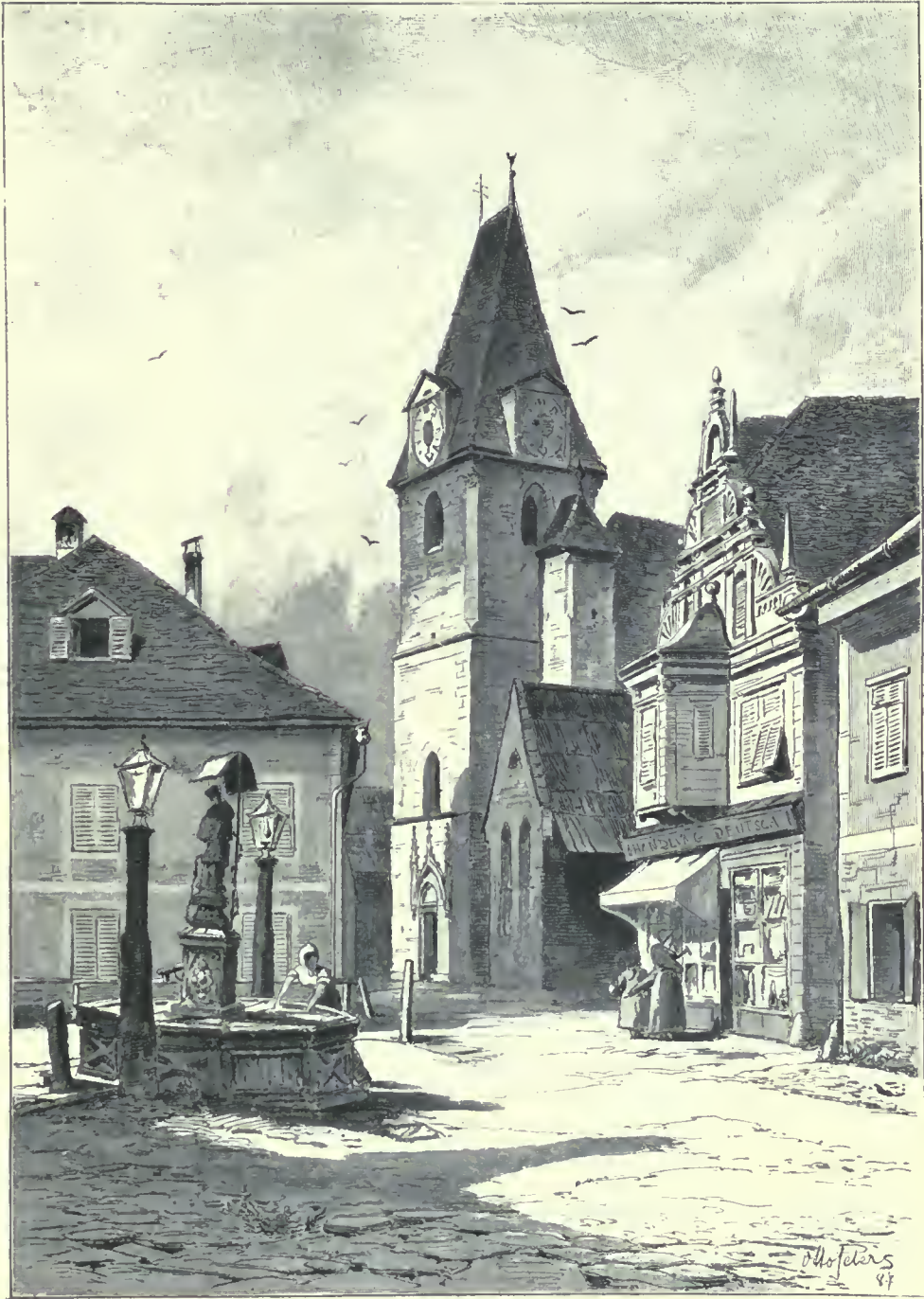
Eine kleine Strecke oberhalb Wartberg, am Schlosse Pichel bei Mitterdorf zweigt gegen Norden das Weitschthal ab; drei Stunden fern im Hintergrunde steigen die Felswände der Hohen Weitsch auf. Dieser 1.982 Meter hohe Bergstock hängt durch den Seebergjattel mit der Hochschwabgruppe zusammen und bietet seiner vorgehobenen Lage wegen eine ganz besonders lohnende Aussicht. Der gewaltige Berggücken der Weitsch ist eine der größten landschaftlichen Zierden des Mürzthales für den, der auf einer Höhe der südlichen Bergreihe steht. Wenn diese mit Schiefer durchzogenen Kalkwände auch nicht so hell leuchten als die Wände des Hochschwab, so imponirt das Bild doch durch die Massigkeit des freistehenden Berges. Auf der pflanzenreichen Weitsch entwickelt sich im Sommer frohes Alnleben in den Schwaighütten und das Touristenhaus auf der Höhe beherbergt täglich heitere Gäste, die heraufgekommen sind, um sich an der Aussicht, an der herrlichen Flora dieses Gebirges zu erquicken.

Der Mürz entlang wandelnd, erblicken wir bald den altersgrauen Thurm von Krieglach. In alten Zeiten, als das Wasser die Schlucht am Wartberge noch nicht durchgerissen hatte, soll hier ein See gewesen sein; in demselben ist, der Sage nach, ein Krüglein geschwommen mit dem Bildniß des heiligen Apostels Jakobus. An der Stelle, wo das Krüglein ans Ufer geschwommen, habe ein Einsiedler eine Kapelle erbaut, und das sei der älteste Ort in der Gegend gewesen, genannt Krügelbach, später Krieglach. Älter als dieser Ort ist Marein im unteren Thale, in dessen gothischer Kirche schon die ersten christlichen Bewohner der Gegend Gottesdienst gehalten haben sollen.

Eine Stunde weiterhin, am freundlichen Langenwang steht hoch auf dem Berge die schöne Ruine Hohenwang, an ihrem Fuße eine Marienkapelle, deren Altarbild aus dem XII. Jahrhundert stammen soll. Hinter Langenwang führt südöstlich der Pretulgraben tief ins Gebirge und dann empor zu den Almen des Stuhlecker Berggückens.

In unserem Thale will sich ein steiles Berglein mit einer senkrechten Felswand uns in den Weg stellen. Das ist der Gansstein, in dessen Innern nach alter Leute Glauben der Gansstein-Micherl haust und große Schätze verwahrt. Einmal ging durch die Felspalte,





Der Kirchplatz zu Krieglach.

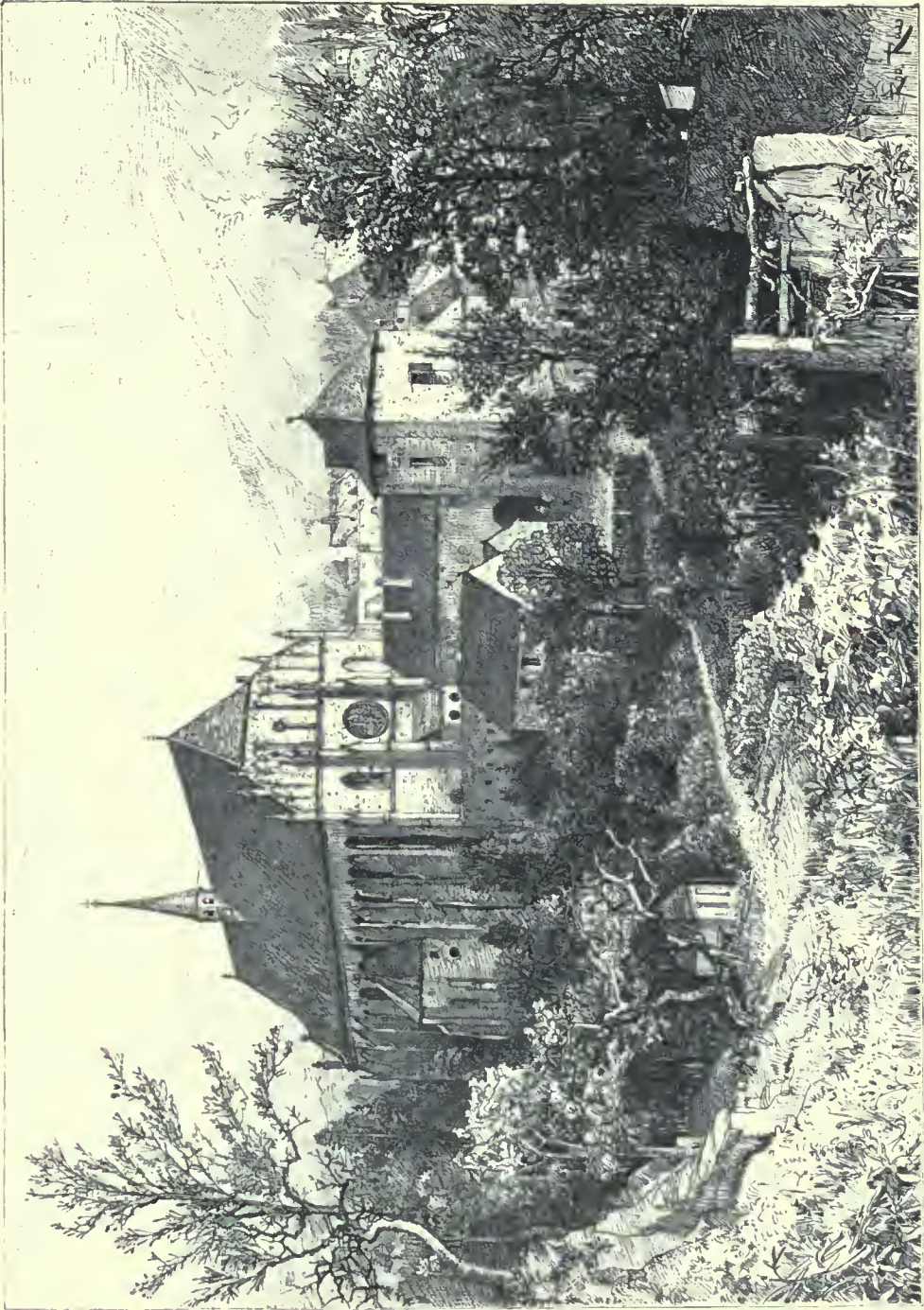


die man aber selten finden kann, eine Mutter mit ihrem Kinde in den Berg; sie füllte ihre Schürze mit Gold und Edelgestein, vergaß aber ihr Kind in der Berghöhle. Sie konnte den Eingang nicht mehr finden und das Kind soll der Wanderer in stillen Nächten heute noch winnern hören aus dem Berge und klagen über eine Mutter, die irdischer Schätze wegen ihr Kind vergessen kann.

Jetzt liegt vor uns Mürzzuschlag. Der stattliche Ort ist weitbekannt und ein Lieblingspunkt der Wiener Sonntagsausflügler, Sommerfrischler und Touristen. Die freundlichen Anhöhen, die den Ort umgeben, gönnen prächtige Rundblicke ins Mürzthal zurück, in das Fröschnitzthal gegen Spital und den Semering, in das Hochgebirgsthal von Neuberg, aus welchem die Mürz sich ergießt. Wir verlassen hier die Reichsstraße und den Hauptstrang der Eisenbahn, die der Kaiserstadt an der Donau zustreben, wir bleiben der schönen, klaren Mürz getreu, die da noch nicht so glatt und würdig dahinfließt wie draußen im breiten Thale, sondern rieselt, flüstert und rauscht und über Steine hüpfet, weil sie hier noch die jugendlich muntere Almerin ist. Wenn sie in ihrem unteren Laufe auch Nischen und Buchen hegt, hier heimt in ihr nur die lose Forelle, die über den braunen, stellenweise goldig-schimmernden Sand munter gleitet.

Das Thal gegen Neuberg ist enge und hat an beiden Seiten steil aufstrebende, größtentheils bewaldete Berge. Das Wasser, die Straße und die Neuberger Eisenbahn, sowie die Dörfer, Einzelgehöfte und Eisenwerke beleben es aber auf die regste Weise.

Wir gelangen zu dem Dorfe Kapellen, wo sich unser Thal in das von Neuberg und das von Altenberg zweigt. Hier ist die Hochalpenwelt erschlossen, von allen Höhen schauen die Felszinnen herab, über dem Thale von Altenberg erhebt sich wüßt und dräuend das über 2.000 Meter hohe Felsenhalbrund der Rax. Weit steigen die Wälder hinan zwischen den Karen und Schutthalben, aber endlich kommt das kahle Gewände mit gewaltigen Stein tafeln, wo „seit Erschaffung der Welt“ kein Menschenfuß gestanden, keine Baumwurzel Boden gefaßt, ja selbst keine Gemse und kein Steinbock gesprungen. Dazwischen allerdings ziehen sich wieder bequeme Luststiege für Touristen, trotzdem fordert die Rax fast alljährlich ihre Menschenopfer, weil so viele Bergsteiger der Ansicht sind, die guten, kostspieligen Wege auf hohe Berge seien nur dazu gemacht, daß sie umgangen und ihnen zum Trost die unwirthlichsten Stellen aufgesucht werden können. Die Rax ist ein Berg, der sich solche Verhöhnung der Vernunft einmal durchaus nicht gefallen läßt. — Gegenüber der Rax starren die schattigen Wände der 1.904 Meter hohen Schneualpe, zwischen diesem Bergstock und der Rax senkt sich der Raß-Kamp-Sattel als Übergang in den Raßwald. Von solcher Gegend heraus kommt die Raxen mit dem Altenbergbach. Der Bäche fließen in diesen Bergen so viele in die Mürz, daß man sich über die bescheidene Mächtigkeit unseres Flusses wundert; er ist aber tiefer und stärker, als es auf den ersten Blick scheint.



Heidelberg.



Wir kommen nach Neuenberg — ein großes, langgezogenes Dorf mit einer herrlichen Kirche. Diese Stiftskirche des von Herzog Otto dem Fröhlichen erbauten, von Josef II. aufgehobenen Cistercienserklosters ist eine der größten und schönsten des Landes. Der Ort liegt hart am Fuße der hier mannigfaltig gegliederten Schneealpe. Die Flugelbahn geht noch bis zu dem berühmten Neuenberger Eisenwerke, dann mag der Wanderer, der sich bisher ihr anvertraut, selber sehen, wie er weiterkommt. Hinter Neuenberg wird das Thal immer enger; bei einer Schlucht links, der Karlgraben geheissen, darf der Wanderer nicht verjähnen, das entzückende Hochgebirgsbild zu grüßen, welches sich ihm nur wenige Schritte lang darbietet. Es ist mit seinem in breitem Sandbette rieselnden Wasser, mit den steildachigen Holzhöhlen und Mühlen, dem hellgrünen Wieslein, den dunkelgrünen Waldlehnen an beiden Seiten und dem grauen, schründigen Gewände im Hintergrund ein echt steirisches Alpenbild.

Eine zweite Schlucht in derselben Richtung nennt man „im Tirol“, durch dieselbe führt eine Kunststraße empor auf das Kapföhr zum kaiserlichen Jagdhaus. Die Mürz und unser Weg windet sich um den Fuß der Lachalpe, wir sind nach einer Stunde im stillen grünen Wiesenthal zu Mürzsteg. Das Dörflein schmiegte sich vertrauensvoll an das Wasser, und so wild dieses auch manchmal niederkommt von seinen felsigen Vereichen, hier ist es zahm und treibt mit froher Emsigkeit Mühlen und Holzjagen.

In Mürzsteg, als dem Mittelpunkte des kaiserlichen Jagdreviers, steht am Walde hange ein stattliches Jagdschloß, einfach, aber mit edlem Geschmack eingerichtet. Vom Schloßplatze herrlicher Ausblick auf die nahen finsternen Hänge der Hohen Weitsch, der wir nun allmählig hinter den Rücken gekommen sind. Wer sich für Wildhegung interessiert, der wird in dieser hirch- und gemreichen Gegend des Vergnügens genug finden. Das Revier hat bei 1.200 Stück Hochwild, 500 Gemsen, 100 Rehe und einen guten Auer- und Birkwildstand.

In Mürzsteg zweigen sich wieder die Thäler und mit ihnen die Wege. Links, am Fuße der Weitsch hin, dem Dobreinbache entgegen, zieht sich die Straße über das Niederalpe nach Gußwerk und Maria-Zell. Diese Straße ist viel befahren von Kohlen- und Eisenwagen. Auch viele Maria-Zeller Wallfahrer beleben sie. Rechts ist das Thal zum todten Weib und in die Frein, der Lauf der Mürz. Ich kenne in unseren Alpen keinen schöneren Spaziergang als auf diesem glatten Riesweg entlang der klaren frischen Mürz. Rechts über Wiesenlehnen und Waldbeständen die Wände der Lachalpe, des Höllenkares, der Hochwiejen, links die Kuppen des Seckopf, des Proles. Die Häuser und Höhlen, welche zu Anfang der Strecke am Wege stehen, werden weiterhin ersetzt durch riesige Steinblöcke, die von den Felsen niedergebroschen neben dem Wege liegen. Ein schroffes Felsenthal, „die Höll“, führt rechts hinan gegen das kaiserliche Jagdhaus





„Das todtte Weib.“

auf den Raßköhr. Wir sind im Scheiterboden, wo die letzten Hütten stehen. Das Engthal scheint sich vor uns zu schließen. Allmählig will sich in den Schutthalden auch der Weg verlieren, aber er setzt kräftig über das Wasser, daß er festen Boden gewinne; er ist den Felsen abgerungen worden. Wir sind in der wilden, 20 Minuten langen Schlucht zum „todten Weib“. Die Mürz und der Weg, die bisher so nachbarlich mit einander ausgekommen sind, hier müssen sie sich befehlen, sie haben kaum Platz nebeneinander zwischen den senkrecht aufsteigenden Felsen. Zornig brandet das Wasser, daß es im Gestein wiederhallt. An den dem Wege gegenüberstehenden Wänden wuchert Edelweiß; unsere küsternen Augen suchen Mittel und Stege, um es zu erreichen, aber die weißen Sterne sind zu gut eingeburgt, hohnlachend schauen sie auf uns herüber. Mehrmals wendet sich die herrliche Klamm und bietet trotz des engsten Gesichtskreises großartig schöne Bilder. Endlich stehen wir vor einem Wasserfall. Aus einer Höhle, an 50 Meter hoch in der Wand, stürzt ein wuchtiger Quell herab, bricht sich in der Tiefe mehrmals brausend und gischend am Gestein, bis er in die Mürz fährt. Das ist jenes Wasser, welches oben über den Hochboden des Raßköhr so lieblich dahinvieselt und sich plötzlich verliert. Zur Höhle, aus der das Wasser bricht, führt steil eine von Wasserstaub befeuchtete Treppe empor, am Fuße derselben steht ein Kreuz und erhöht noch die Stimmung dieser wilden Einsamkeit mitten in den von ewigem Wassertosen wiederhallenden Wänden. Daß daneben auch ein Tisch aufgeschlagen ist, um bequem einen mitgebrachten Imbiß einnehmen zu können, thut — so behaupten die Kinder unserer Tage — der Stimmung keinen Abbruch. Über den Ursprung des Namens „Zum todten Weib“ schweigt hier merkwürdiger Weise auch die Sage oder sie lallt Widersprechendes.

Eine kleine Strecke hinter dem Wasserfall, fast an der Stelle, wo die Schlucht am engsten ist, steht eine Tafel mit dem Bildniß des heiligen Georg. Sie ist von der Erzherzogin Marie Valerie gestiftet als Andenken an einer hohen Frau Rettung aus Gefahr. Im August 1883, als hier die Kaiserin Elisabeth über den Steg ritt, brach das Pferd durch. Holzleute, die in der Nähe arbeiteten, verhüteten ein großes Unglück. Auf der Tafel steht folgender Vers:

„Zur Erinnerung an den 26. August 1883.

Heiliger Georg, Reitersmann,  
Der vor Gefahr uns schützen kann,  
Der meine Mutter oft beschützt,  
Wo keines Menschen Hilfe nützt,

Ich bitte dich mit Zuversicht,  
Verweigere mir die Bitte nicht,  
Beschütze stets das theure Leben,  
Daß mir das Licht der Welt gegeben.

Marie Valerie.“

Nun künft die Felsen Schlucht in lafteren Walbhängen aus und vor uns liegt das stille Thal: „In der Frein“. Eine Holzknechtgemeinde mit Pfarr- und Forstamt und ein



Wirthshaus. Der Proles, der Hohe Student, die Wildalpe und der Roßfogel schließen das Thal ein. Linferhand her kommt geschäftig der Freinbach geriefelt, die Mürz fließt rechts aus einem langen Waldthale, wo sie unter dem Namen „die kalte Mürz“ eine Strecke die Grenze bildet zwischen Steiermark und Niederösterreich. Doch hält sie sich an die steirische Seite; sie entspringt im Norden des mächtigen Schneeealpenstockes, den sie in einem großen Rund umkreist. Während der Mürzursprung im nördlichen Gewände der Schneeealpe in gerader Linie kaum mehr als eine Stunde von dem südlich des Berges gelegenen Neuberger Gistercienserstiftsgebäude in seinem Grunde spiegeln kann.

Steigen wir schließlich vom Mürzursprung vollends zur Höhe der Schneeealpe hinauf, so wundern wir uns, über den grauen Felshängen so weite grüne Almen zu finden. Da oben gibt's wieder Berg und Thal, von denen man herunten nichts weiß; in den Thalmatten, die freilich weder Baum noch Strauch haben außer den Geziernen, aber viel süßes Gras, liegen ganze Dörfer von Schwaighütten. Auf den Kämmen und Kuppen, über Steinkaren, in denen oft auch zur Hochsommerszeit noch Schnee liegt, haben die Winde die schwarze Erde aufgewühlt; das Steinneßchen, das Mpenglöckchen, der Eisenhut, sie zittern vor den Stürmen, aber gehen nicht zu Grunde. Auf dem höchsten, gegen 2.000 Meter hohen Punkt der Schneeealpe, dem Windberg, stehen wir still und schauen noch einmal hinein in die schöne Steiermark. Wir überblicken das ganze Gebiet der Mürz, sehen, wie diese sich in großen Windungen dahinschlängelt, in ihrem oberen Lauf von Hochgebirgen umringt, weiter draußen zwischen walddreichen Bergen sonniges Gelände befruchtend, fleißige Gewerkschaften betreibend und in ihren klaren Wellen blühende Ortschaften spiegelnd. — Gesegne dich Gott, du trautes Thal der Mürz!

### Das Murthal von Predlitz bis Bruck.

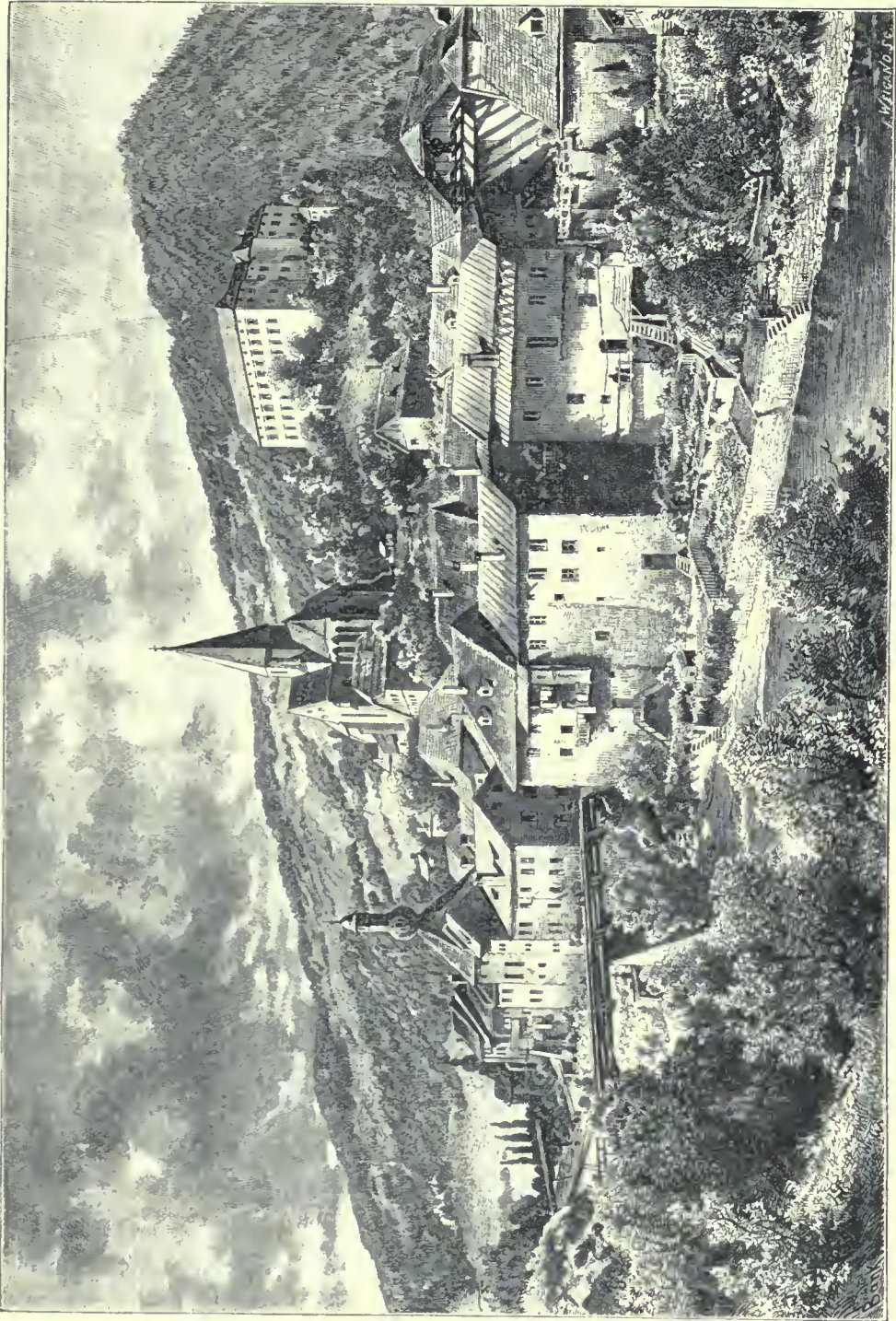
An der Arlscharte gabelt sich die Kette der Centralalpen in zwei Äste, welche den salzburgischen Lungau umranden und nördlich und südlich der Mur den Boden der Steiermark betreten. Der Nordast trägt den Namen steirische oder niedere Tauern; diese erheben sich in dem mächtigen Grenzpfiler des Hochgolling zu 2.863 Meter, ziehen östlich als Wasserscheide zwischen Enns und Mur über die Waldhornspitze (2.700 Meter) zum Hohenwart (2.361 Meter) und von da in entschieden nordöstlicher Richtung zum großen Bösenstein (2.449 Meter); dessen östliche Ausläufer senken sich zu dem Hohentauernpasse (1.265 Meter) ab, über den die fahrbare Tauernstraße von Judenburg durch das Pölsthal nach Trieben in das Thal der Palten führt. Jenseits dieses Straßenzuges, östlich von demselben, steigt der Nordast noch einmal zu einem mächtigen Gebirgsstocke, der



Zinkengruppe empor, die im Seckauer Zinken (2.398 Meter) gipfelt; diese Seckauer Alpen senken ihre Ausläufer gegen die Thäler der Mur und der Liesing von Knittelfeld an über St. Michael bis zum tiefeingeschnittenen Schoberfattel (849 Meter), den die Kronprinz Rudolf-Bahn überschreitet und der den Rottenmanner Tauern mit der Reichensteingruppe verbindet. — Der Südaft der steirischen Centralalpen bildet vom Königsstuhl bis zur Stubalpe die Wasserscheide zwischen Mur und Drau und von da bis Bruck zwischen den dem oberen und dem mittleren Murthale zusießenden Bächen und Nebenflüssen; er zerfällt in vier Gruppen: die Stangalpengruppe, die Murauer Alpen bis zum Neumarkter Sattel, die Judenburg Alpen bis zur Einenkung bei Obdach, und von da streicht die Kleinalpenkette bis zum Durchbruch der Mur bei Bruck. Von der Mündung der Liesing bis zu jener der Mürz wird die Mur an ihrem nördlichen Ufer von den Vorbergen der Hochschwabgruppe begleitet.

Zwischen diesen Höhenzügen liegt das obere Murthal wie ein liebliches Idyll, von dunkelgrünen waldbedeckten, in den mannigfaltigsten bald anmuthigen, bald großartigen Formen sich erhebenden Bergreihen eingeschlossen, von dem blaugrünen, im Sonnenlichte silbern strahlenden Bande des jungen Alpenflusses durchzogen; der Thalboden, im oberen Theile größtentheils Wiesenland, im unteren vielfach Ackerboden, dort eingengt von den nähertretenden Bergen, hier da und dort zu breiteren Flächen sich erweiternd, und die nächsten Bergvorsprünge zeigen im bunten Wechsel ansehnliche Bauerngehöfte, stolze Schlösser, romantische Burgruinen, freundliche Ortschaften, kleine aber schöngelegene thürmereiche Städte. So viel an Naturschönheiten auch das Hauptthal darbietet, so wird es darin doch von den Seitenthälern übertroffen, in denen man an rauschenden Bächen aufwärts bis an den Fuß der Hochspitzen gelangt, welche in kühnen Formen die Kämme der steirischen Uralpen überragen und herrliche Fernsichten über das scheinbar regellose Gewirr der zahllosen Bergketten und liebliche Einblicke in die tiefeingebetteten Thäler darbieten.

Bei dem kleinen Dorfe Predlich betritt die Mur, das Kind des Lungau, den Boden der Steiermark als kleines rasch und rauschend dahinströmendes Alpenflüßchen; hier mündet in das Hauptthal der enge, vier Stunden lange Turrachgraben, an dessen Südeude am Fuße der mächtig aufsteigenden Bergriesen Eisenhut und Königsstuhl in tiefer Abgeschlossenheit die großen fürstlich Schwarzenberg'schen Eisenwerke Turrach liegen; sie wurden 1658 von dem Fürsten Johann Adolf gegründet und besitzen seit 1863 eine Bessmerhütte, die erste auf dem Continent. Von Predlich fließt die Mur im engen Thale ostwärts; an dem Schlosse Goppelsbach vorüber, das auf einem Hügel thront, hinter dem in einer wilden Schlucht ein Wasserfall abstürzt, gelangt man nach Stadl und in wenigen Stunden Weges nach Murau, dem ansehnlichsten Orte des obersten Murthales. Aus der Thalenge hervortretend leuchtet dem Wanderer das auf der Spitze eines isolirten Hügels



Murau.



gelegene vielsenstrige Schwarzenberg'sche Schloß Ober-Muran entgegen; zwei Stockwerke hoch erhebt es sich in einem regelmäßigen Viereck in den einfachen aber stattlichen Bauformen des XVII. Jahrhunderts; eine Stufe tiefer, aber noch immer die Stadt überragend, steht die Pfarrkirche, in den schönen strengen Formen der frühgothischen Zeit erbaut. Um den Hügel, der Schloß und Kirche trägt, drängt sich zwischen Berg und Fluß die freundliche Stadt; der Fluß braust im engen Bette an Felsen und Gerölle sich brechend durch, am rechten Ufer erhebt sich auf walbiger Höhe die im spätgothischen Stile erbaute Leonhardskirche mit glänzendem Dache und Thürmchen, neben ihr decken die Trümmer der alten Burg Grünfels den Boden, nur ein Thurm steht noch von diesem einst ansehnlichen Schlosse, das in Verbindung mit Ober-Muran das Thal beherrschte und die Straße vom Lungau nach Judenburg sperrte.

Nördlich von Murau öffnet sich das Rantenthal; etwa acht Kilometer zieht es als langgestreckter Graben vom schäumenden Bache durchflossen hin; nur wenige Bauerhäuser, einige Mühlen und Hammerwerke beleben es und auf den Vorhöhen liegen einzelne Gehöfte; es ist ein echtes und rechtes Waldthal, wie man deren so viele, fast alle denselben Charakter tragend, in Steiermark findet; endlich verbreitert es sich zu einer wiesenreichen Thalweitung, an deren Nordrand auf einer mäßigen Stufe über der Fläche, die ringsum von grünen Bergen umsäumt ist, die Ortschaft Ranten liegt. Eine schöne in spätgothischen Formen erbaute Kirche überragt die Häuser des Dorfes; Fresken aus dem XVII. Jahrhundert, symbolisirende Darstellungen aus der heiligen Schrift zieren die Außenseite des Gotteshauses und im Innern, hinter dem Hochaltar, befinden sich fünf Römersteine, Reliefs, nur einer mit Inschrift, — also auch in dieses abgelegene Alpenthal war das weltbeherrschende Volk vom Liber eingedrungen; auf einer Anhöhe nächst der Ortschaft steht das alte halbverfallene Schloß. — Ranten ist die Geburtsstätte des berühmten Geographen des XVII. Jahrhunderts Martin Zeiler (1589 bis 1661).

Von Ranten führt ein Fahrweg zwischen den Abhängen des Ostoberwaldes und den letzten Querketten der niederen Tauern über Seebach nach Tamsweg im Lungau; die Vorlage dieser Querketten ist eine lange, breite, wellenförmige Hochebene, auf der größtentheils zerstreut die Gehöfte der Gemeinden Krakaudorf, Krakauschatten, Krakaneben und Krakauhintermühlen liegen. Fußsteige führen auf die dominirenden Höhen der Tauern: den Preberpiz, die Alpaarpipe, den Predigtstuhl und auf die Übergänge: die Feldscharte, das Rantenthörl, das Rabenbanerthörl, die sich nordwärts ins Putzenthal zum schwarzen See und in die kleine Sölk ablenken, und auf die Schimpelscharte, über die man in die große Sölk gelangt. Beider Gewässer eilen der Enns zu.

Denselben Charakter, den das oberste Murthal trägt — schmale Thalsohle, zu beiden Seiten mit dichtem, dunklem Nadelholz bestandene Berge — zeigt es bis Tenffenbach;

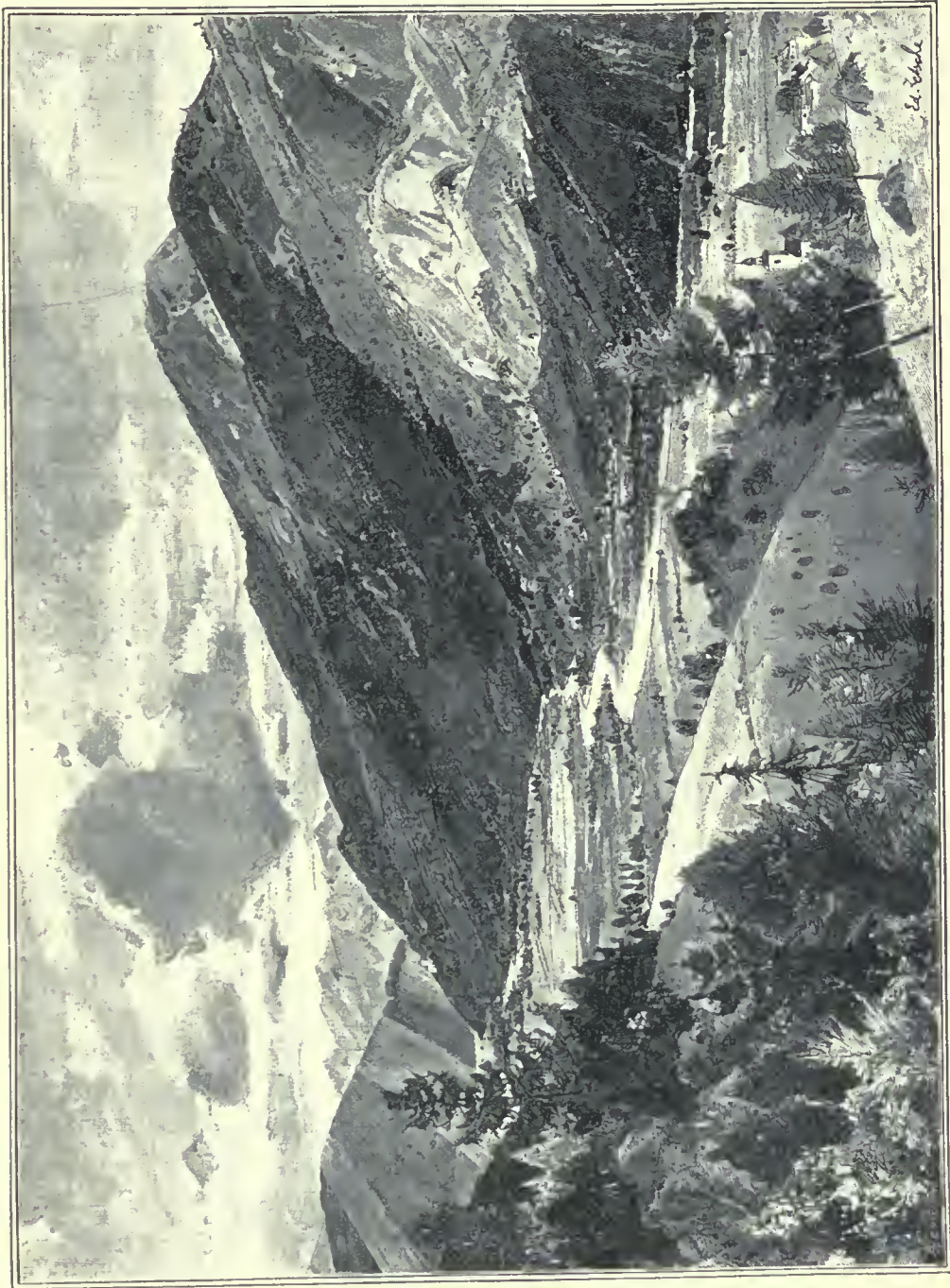


rechts auf mäßiger Anhöhe stehen die wenigen Häuser des Dorfes Saurau; das Schloß war schon zu der Zeit, als es Matthäus Bischof (1680) für sein Schloßerbuch aufnahm, Ruine; es ist die Stammburg der Herren und Grafen von Saurau.

Unmittelbar unterhalb Saurau mündet links das Ratschthal. Bis hierher reichte im früheren Mittelalter der Lungau und die Brücke, welche hier über die Mur führt, war die Grenzmarke zwischen Salzburg und Steiermark. Die breithingelagerte Stolzalpe (1.816 Meter) mit ihren weitausgreifenden Vorbergen und der südwärts in steilen Felswänden aufsteigende Pleischaitz (1.797 Meter) sind die Scheidewände der Thäler Rauten, Ratsch und Wölz einerseits und des Murthales anderseits. Am Eingange in das Ratschthal, auf einer Flanke des Pleischaitz, in imponirender Höhe, 200 Meter über der Thalsole, liegen die jetzt noch mächtig aufragenden Mauern und Wände des alten Schlosses Ratsch, ein malerisches Bild darbietend. Der Ratschbach hat seine Quelle hoch oben in den Tauern, durchfließt einen engen waldigen Graben, der sich bei Baierdorf erweitert; hier tritt über die kleinen Häuser des Dorfes ein mächtiger viereckiger Thurm, „Thurm in Baierdorf“ genannt, hervor. In dem Seitenthale westlich liegt die freundliche Ortschaft Schöder, überragt von ihrem spitzen Kirchturm, tief eingebettet zwischen hoch und steil aufsteigenden prächtig bewaldeten Bergen. Den Ratschbach abwärts gelangt man nach Feistritz und nach dem am Fuße des Greimberges (2.474 Meter) gelegenen stattlichen Markte St. Peter am Kammerberg, welcher zu jenen Gütern des Bisthums Freising gehörte, die auf dem Boden der Schenkung Königs Heinrich II. (1.007) erwachsen. Handel und Gewerbe waren hier einst viel reger als heutzutage, denn der „Hofmark“ St. Peter war die Endstation eines Saumweges, der vom oberen Murboden über die Tauern ins Ennsthal ging und auf welchem Getreide nach Muffee und Salz in das Murthal und nach Kärnten verfrachtet wurden. Über den Kammerberg führt eine Fahrstraße in das oberste Wölzertal, zwar steil und nicht ungefährlich, aber herrliche Ausblicke gegen den Michberg, den Pleischaitz und gegen die Tauern gewährend. Unterhalb St. Peter nimmt das Ratschthal wieder den Charakter eines Grabens an und behält ihn bei bis zur Mündung in das Murthal, unfern einer Stelle, welche in landschaftlicher und geschichtlicher Beziehung zu einer der interessantesten des ganzen Steirerlandes gehört. Unten auf dem Thalboden liegt das freundliche Pfarrdorf Teuffenbach am Fuße der Abhänge des Kreuzeck; oben den Flanken des Berges entlang, hoch über dem Thale windet sich die Kronprinz Rudolf-Bahn hin knapp vorüber an den letzten noch den Boden überragenden Mauern der alten Burg Teuffenbach, und auf lustiger Höhe, 600 Meter über der Thalsole, thronen die imposanten Überreste des Schlosses Stein, eine der gewaltigsten Burgruinen des Landes, noch immer stolz gegen den blauen Himmel ragend. Ein mächtiges Trümmerfeld deckt die Hochfläche des Berges, die massiven runden Ecktürme stehen noch ungebrochen

trogig da, während die Umfassungsmauern und die Thürme des Hochschlosses theils in Schutt und Trümmern liegen, theils geborsten den Einsturz drohen; eine Fensterrose mit schönen gothischen Ornamenten zeigt die Stelle, wo einst die Burgkapelle stand. Dieses Schloß wurde im XII. Jahrhundert von den Herren von Stein gegründet, welche im XV. erloschen; im XVI. wurde es Besizthum des Stiftes St. Lambrecht; dessen Priestern diente es in Kriegsläufen als Zufluchtsstätte und dessen Äbten später als Sommerresidenz; während der Aufhebung des Stiftes (1786 bis 1802) verfiel es und durch einen Blitzschlag beschädigt, ist es seitdem dem Untergange geweiht. — Und welcher Ausblick bietet sich da dem Auge des Wanderers! Es ist eines der schönsten, wenn nicht das herrlichste Landschaftsbild, das unsere Steiermark darbietet. Tief unten in mannigfaltigen Windungen liegt das grüne Murthal, belebt von dem Silberbände des Flusses, thalab schweift der Blick gegen Lind und Unzmarkt, gegenüber öffnet sich das Wölzerthal, überragt vom Kamme der Tanern, links erhebt sich mächtig der Pleischitz und sein Vorberg stürzt in steilen Felsmauern bis zur Mur ab; inmitten dieser Wände öffnen sich zwei Höhlen, eine kleinere und eine größere, nur mit Leitern und Steigeisen zugänglich; in beiden Höhlen sind Spuren von Mauerwerk erhalten, war auch Raum für Wohnungen; ob hier eine Höhlenburg stand, oder ob diese schwer zugängliche Stätte nur als Zufluchtsort hergestellt war, um dahin zu fliehen, wenn unten im Thale feindliche Kriegsscharen hausten, ist nicht nachweisbar. Schallau heißt dieses Höhlenschloß, der Volksmund nennt es Puzer Lueg, Puzer Loch. Unter demselben auf einem Hügel im Thale liegen die Ruinen des Schloffes Puz.

Zwei alte steirische Geschlechter hatten hier rechts und links vom Flusse ihre Heimstätten, dort die Teuffenbach, hier die Prandh. Unmittelbar südlich von Teuffenbach liegt eine merkwürdige Gebirgslücke zwischen der Murauer Gruppe und dem Zirbitzkogelstocke, der Neumarkter Sattel, die tiefste Einsenkung (890 Meter) der Centralalpen auf ihrem ganzen Zuge vom Mittelmeer bis zum Muredurchbruch bei Bruck; sie ist eigentlich eine lange, schmale Hochebene, die sich zwischen dem Schauerfelde und dem Lindfelde erstreckt, gut bebant mit Wiesen und Äckern, von Gehöften und kleineren Ortschaften belebt, umrandet im Westen von den Abhängen des Kalkberges und der Grebenzenalpe und im Osten bis an das Kreuzeck und die Ausläufer des Zirbitzkogels reichend. Das Schauerfeld bildet die Wasserscheide zwischen Mur und Drau; jener fließt der Tajabach, dieser der Urte- und der Oljabach zu. Der Urtebach speist den Furtnersee, die Raststelle ungezählter Scharen von Wandervögeln, welche den von der Natur dargebotenen Weg benützend hier von Nord nach Süd und von Süd nach Nord ziehen. Daß dieser Paß, dieser Sattel auch dem wandernden Menschenvolke diente, beweist die Geschichte; es ist kaum zu zweifeln, daß die Kimbern, als sie (113 v. Chr.) durch Pannonien und Noricum



L. Schale

Stausied bei Teufelsbad.



gegen Italien zogen und bei Noreja das Römerheer unter Cnejus Papius Carbo vernichteten, ihren Weg über diese Einsenkung nahmen; nachdem die Ostalpenländer Roms Herrschaft unterworfen worden waren, überschritt die Straße, welche von Aquileja nach Udine (Wels) führte, an dieser Stelle die Kette der Centralalpen; im Mittelalter und bis ins XVIII. Jahrhundert ging der wichtigste Handelsweg von der Adria an die Donau, von Wien nach Venedig über den Neumarkter Sattel, und wie anderwärts, so suchte in unseren Tagen auch hier die Eisenbahn die alte Verkehrslinie auf, um entlang derselben ihre Länder und Völker verbindenden Stränge zu legen. Westlich vom Schauerfelde im engen Wald- und Alpenthale, 1.072 Meter über dem Meeresspiegel, liegt das altherwürdige Benedictinerstift St. Lambrecht. Die mächtigen, mit dichtem Waldbestande bedeckten Hänge und Kluppen der Kuhalpe (1.784 Meter) und der Grebenzen (1.870 Meter) im Süden, des Karchammerock (1.654 Meter) im Norden decken und schützen es sorgsam gegen die Außenwelt. Hier liegt dieses zweitälteste Kloster des Landes, 1103 von Heinrich von Eppenstein, Herzog von Kärnten, gegründet, denn damals und bis 1521 gehörte dieses Alpenthal dem Nachbarlande an; hier liegt es imponirend durch die es umgebende gewaltige Gebirgsnatur und durch den prächtigen Gebäudecomplex, aus dem es besteht, die große gothische Kirche, doppelthürmig, und das Kloster selbst, von dem tüchtigen italienischen Baumeister Domenico Sciaffia im Bau 1640 begonnen und mit dem südlich gegen den Markt gelegenen Prälatenrtracte 1737 vollendet.

Die Reihe historisch bemerkenswerther Orte des Neumarkter Gebietes ist damit nicht erschöpft. An den Abhängen des Kalkberges liegen Zeitschach, dessen schon in einer Lambrechtner Urkunde von 1172 gedacht wird, und Graßlupp, dessen Besitz König Ludwig der Deutsche (860) dem Salzburger Erzbischof Adalwin bestätigte und das lange, bis Neumarkt erbaut wurde, der Hauptort dieses Gebietes war, gegenüber auf der schiefen Ebene, die sich vom Kreuzeck abdacht, eine der ältesten Pfarren des Landes, Maria-Hof, die als solche schon 1066 genannt wird, und südlich davon am Ausgang der Scheifling-Perchaner Straße schmiegt sich, überragt von dem Schlosse Forchtenstein, in eine Thalfalte die ansehnliche Ortsgemeinschaft Neumarkt, theilweise noch von den alten Befestigungsmauern umgeben, in herrlicher Lage, fast ringsum von Bergen geschützt und doch im Angesichte des mächtig aufsteigenden Zirbitzkogels (2.397 Meter) in nächster Nähe der schönsten Nadelholzwälder, daher mit dem unfern gelegenen Schlosse Pichel in jüngster Zeit von Kranken und Genesenden als Luftkurort gerne besucht.

Den Usabach abwärts, der Neumarkt durchfließt, gelangt man nach St. Marein, dessen alte Kirche Spuren romanischer Anlage zeigt, und auf das Lindfeld mit dem stattlichen, dem Stifte St. Lambrecht gehörigen Schlosse Lind; dann durchbraust der Bach eine wilde Felsenschlucht, die Klamm, wo für Straße und Bahn dem Gesteine nur mühsam

Raum abgerungen werden konnte, und betritt den friedlichen Thalkessel „In der Einöb“, in dem das gleichnamige Mineralbad liegt. Wir stehen an der Grenze Kärntens, da ragt links ein riesiger Felsblock empor, auf dem trozig und drohend als Grenzwächter des Steirerlandes einst das feste Dürrenstein lag, von dem jetzt nur noch wenige Trümmer in das freundliche kärntnerische Metnitzthal und auf das burgengekrönte und mit einem noch gut erhaltenen Mauerfranze umwallte Friesach blicken.

Rechts von Teuffenbach auf einer breiten Bergterrasse schaut das prächtige Schwarzenberg'sche Schloß Schrattenberg, ein herrlicher Bau, überragt von fünf Thürmen, ins Thal. Säle und Gemächer sind größtentheils mit Reliefs, Tapeten, Fresken und Ornamenten aus Zirbenholz ausgestattet und vom Balkon bietet sich eine herrliche Fernsicht. Nicht selten beherbergte Schrattenberg hohe Gäste; bei Hofreisen von und nach Italien wurde hier Hoflager gehalten; 1797 war es Napoleon Bonapartes, 1799 Suworoff's Hauptquartier. Gegenüber mündet das Wölzerthal, dessen oberste Gräben bis an die Hauptketten der Tauern reichen; in seinem mittleren und unteren Theile ist es breit, gut bebaut und infolge seiner geschützten Lage fruchtbar. Sein Hauptort ist das Städtchen Ober-Wölz; noch ist es von Mauern umgeben, theilweise sind selbst die Thore und Thürme erhalten; eine Sehenswürdigkeit ist die in den herrlichsten gothischen Bauformen sich erhebende, jüngst stilgerecht wieder hergestellte Spitalkirche St. Sigismund. — Nahe südlich von Ober-Wölz erhebt sich auf einem gegen Süd und Ost senkrecht abstürzenden Felsen, dessen Fuß ein dichter Fichtenwald umgibt, das Schloß Rothenfels, welches von seinem erhabenen Standpunkte das Wölzerthal einwärts bis zu seiner Nordumrandung, auswärts bis zur Mur beherrscht. Gut erhalten und bewohnt, zeigt es noch manche Bautheile der alten Anlage: breite Gräben, dicke Mauern, theilweise mit Zinnen versehen, einen mächtigen Thurm, durch den die Pforte in das Innere des Schloßhofes führt, und die unteren Geschosse des alten Bergfried.

Hat sich das Murthal bei Nieder-Wölz und Scheifling, das die Bahn in einer großen Curve umfährt, zu einer kleinen Ebene erweitert, so engt es sich von da bis Judenburg wieder zu einem engen Wald- und Wiesenthale ein. In diesem ragt, Anzmarkt gegenüber, die Frauenburg empor auf einem Ke gel aus Glimmerschiefer; auf halber Höhe liegt die noch gut erhaltene und benützte Kirche mit dem berühmten Grabsteine Ulrichs von Lichtenstein, des Minnesängers, und mit einem großartigen aus dem Jahre 1598 stammenden Grabdenkmale Andreas Herrn von Stubenberg, seiner Gemalin Jakobina, gebornen von Rainach, und ihrer Kinder.

Darüber erheben sich malerisch umfäumt von dunklen Nadelholzwäldern die Ruinen der Burg selbst; vor 200 Jahren war sie ein stattliches Schloß mit Thorthürmen, Basteien und ausgedehnten Wohntracten, jetzt stehen nur mehr die nackten Mauern, theilweise noch

von Zinnen gekrönt, und trotzten, wenn auch nicht mehr lange, den Stürmen und Wettern, die sie umtosten.

An St. Georgen und Schloß Bichelhofen, an dem verfallenen Schlosse Sauerbrunn vorüber, hinter dem ein merkwürdiger, aus dem XVI. Jahrhundert stammender Wehrbau steht und von wo die Bergstraße über den Pölsbass in das Pölsthal führt, gelangen wir nach Judenburg. Auf der breiten Fläche eines Hügels, des Landthorberges, der auf drei Seiten gegen Fluß und Thal abfällt, liegt die ansehnliche Stadt; die Stelle war von der Natur wie vorausbestimmt, in den bewegten Zeiten des Mittelalters den Hauptort für ein weites Gebiet entstehen zu lassen; sie schließt das enge obere Thal, sie beherrscht die weite Ebene, das Michfeld, die sich flußabwärts ausbreitet, die Hochfläche des Hügels bot Raum für Ansiedlungen und die abfallenden Böschungen machten die Befestigung der jungen Stadt leicht. Noch sind Reste der Ringmauern und Thore sichtbar, welche die Stadt einst ganz umschlossen, die jetzt durch ihren großen Platz, ihre breiten Straßen, ihre hübschen Häuser und die allenthalben hereinschauenden tannengrünen Berge einen ungemein freundlichen Eindruck macht. Die herrliche Lage der Stadt, ihre Geschichte und die rege industrielle Thätigkeit, welche sich in ihr selbst und rings um sie entfaltet, machen Judenburg zu einem der bedeutendsten Punkte der oberen Steiermark. Keltische Niederlassungen befanden sich hier schon in den frühesten Zeiten; auf dem Falkenberge, nördlich von der Stadt, sind seltsame keltische Steinsetzungen sichtbar und am Fuße desselben bei Strettweg wurde der merkwürdige Kesselwagen gefunden, der eines der werthvollsten Objecte des Landesmuseums in Graz bildet. Die Römerstraße von Aquileja nach Ovilava führte unweit vorüber, und im XIII. und XIV. Jahrhundert wurde Judenburg eine namhafte Handelsstadt, eine Hauptstation der Italienerstraße und blieb es, bis unter Kaiser Karl VI. dem Verkehr mit der Adria die Richtung über Graz nach Triest gegeben wurde.

Nördlich von Judenburg mündet in das Michfeld das Pölsthal, das sich in seinem obersten Theile aus einem großen Complexe von Gräben und Hochthälern zusammensetzt; es reicht westlich und nördlich an die Tauern, östlich an die Gruppe des Zinkenkogels, nimmt die langgestreckten Gräben Pusterwald und Brettstein auf; in seinem Hauptaste beginnt es an dem Hohentauern oder Rottenmanner Tauern, über den eine Fahrstraße von Judenburg nach Trieben geht. Diese führt vom Paltenthale durch den Wolfsgraben, in dem der schöne Pineaolstein gebrochen wird, der bei dem Neubau des Stiftes und der Kirche zu Admont vielfach Verwendung fand; während die Fahrstraße links in einem großen Bogen um den Triebenstein sich windet, geht rechts ein Fußweg durch die Sunk, ein wildes Felsenthal voll gewaltiger Steintrümmer, zwischen denen der Tauernbach in einer steilen Wand spurlos verschwindet, um erst weiter unten wieder ans Tageslicht zu



treten. Auf der Höhe des Überganges liegt 1.265 Meter hoch das kleine Pfarrdorf Hohentauern mit einem herrlichen Einblick in den tief unten zwischen üppigen Wiesen eingebetteten Thalkessel, in dem an kleinen dunkelgrünen Seen ein Jägerhaus steht, und auf die gegenüber in mächtigen Flanken sich erhebende Bößensteingruppe. Von Hohentauern jentst sich die Straße gegen Süden in das Pölsthal ab und führt über St. Johann und an Möderbruck mit den altberühmten Senfenwerken vorüber; sie berührt das Schloß Hainfelden, welches Kaiser Maximilian I. mehrmals bewohnte, besonders als er den Plan hegte, das 1158 erjäuftete Silberbergwerk Zeiring wieder in Betrieb zu setzen, und durchschneidet Unter-Zeiring, während der alte, einst bedeutende Bergort Ober-Zeiring rechts in einem Seitenthale liegt, und Pöls, den Hauptort des Thales; rechts am Nordabhang des Falkenberges thront die mächtige Burgruine Reifenstein und zwischen Dietersdorf und Waltersdorf mündet das Pölsthal in das Nischfeld.

Unterhalb Judenburg öffnet sich das Murthal plötzlich zu einer ausgedehnten Fläche, dem Nischfeld, das bis Knittelfeld reicht: die Ausläufer der Stubalpe und der Gleinalpe begrenzen es im Süden und die Abhänge des Hölzelberges schließen es im Norden ein; es ist eine fruchtbare, gutbebaute, von der Mur in zahlreichen Windungen durchflossene Ebene, die größte im oberen Lande: blühende Ortjchaften, schöne Schlösser, wie Gabelhofen, Spielberg, Hauzenbühel, Thann, Groß-Lobming und die auf einem steilen Felsenfegel malerisch gelegenen Trümmer der alten Burg Lichtenstein beleben sie in mannigfaltiger Weise; was aber dem Nischfelde die größte Bedeutung gibt, sind die reichen Steinkohlengruben von Johnsdorf und Dietersdorf; diese liefern die Hilfsstoffe für die rege industrielle Thätigkeit, welche sich in und um Judenburg, Knittelfeld und in Zeltweg zu entfalten Gelegenheit fand. Der Theil der Ebene, welcher sich südlich von dem Flusse erstreckt, heißt der Murboden, sein Hauptort ist der ansehnliche Markt Weißkirchen, in dem sich die von Judenburg, Obdach, Groß-Lobming und über die Stubalpe kommenden Straßen vereinigen; westlich davon liegt auf einer Anhöhe der vielbesuchte Wallfahrtsort Maria-Buch mit schöner gothischer Kirche und südlich öffnet sich das Thal des Granitzenbaches, das an der auf einem hohen Felsen hängenden Burgruine Eppenstein vorüber durch Obdach auf den Obdacher Sattel führt, über den man nach Reichenfels im kärntischen Lavantthale gelangt.

Am Ostende des Nischfeldes, wo die Berge wieder näher aneinander treten, breitet sich auf einer kleinen Hochfläche über dem Flusse die freundliche Stadt Knittelfeld aus, durch die Anmuth ihrer Lage, sowie durch den blühenden Gewerbesleiß, der hier seine Stätte gefunden, ausgezeichnet. Während in das Murthal zwischen Knittelfeld und Bruck an der Südseite nur kurze, enge, von der Gleinalpenkette steil abfallende Gräben münden, durch die man auf die Gipfel dieser Kette und auf die zwischen diesen liegenden Übergänge

gelangt, breiten sich an der Nordseite lange, mannigfach gegliederte Thäler zu reichverzweigten Thalsystemen aus. Tief hinein bis an die Hauptkette der Rottenmanner Tauern greifen die von dichten Waldungen bestandenen Gräben des Ingering- und Gaalbaches, sie umschließen den mächtig aufstrebenden Ringkogel (2.278 Meter), der eine herrliche Fernsicht darbietet, vereinigen sich bei dem schönen Schlosse Wasserberg, unterhalb dessen der Ingeringbach in einer engen Schlucht dem Michelfelde zueilt, auf dem er knapp oberhalb Knittelfeld sich in die Mur ergießt. Östlich von dieser Schlucht auf einer wellenförmigen Hochebene am Fuße des gewaltig aufragenden Zinken (2.398 Meter) und der von ihm sich abzweigenden Gebirgsäste liegen Markt und Stift Sckau. Von seiner einstigen Größe und Herrlichkeit zeugen jetzt noch die ausgedehnten Stiftsgebäude, die große romanische Basilika und das in das Ostende ihres nördlichen Seitenschiffes eingebaute, in den prächtigsten Formen der Renaissance gehaltene Mausoleum Erzherzogs Karl II. (gestorben 1590). Im Jahre 1882 erwarben die kunstsinnigen Benedictiner von Beuron dieses alte Chorherrenstift, und damit ist die Möglichkeit geboten, daß diese Basilika, die architektonische Perle der Steiermark, in einer stilgerechten Restauration ihre Wiederherstellung feiere und dem Lande dadurch ein herrliches Denkmal der Baukunst des XIII. Jahrhunderts erhalten und wiedergehenkt werde.

In dem Engthale der Mur zwischen Knittelfeld und Leoben mündet bei St. Michael das Thal der fischreichen Liesing; es beginnt bei dem Walder- oder Schoberjattel, der Wasserscheide zwischen Güns und Mur, und ist im Süden von den östlichen Ausläufern der Sckauer Alpen, im Norden von dem mächtigen Gebirgsstocke des Reiting (oder Gößeck, 2.215 Meter) begrenzt; schon im frühen Mittelalter lief eine wichtige Verkehrsstraße, die Salzstraße, durch dasselbe, auf der das Ausseer Salz nach Kärnten und Untersteiermark geführt wurde, jetzt wird es von der Kronprinz Rudolf-Bahn durchzogen. Das Liesingthal streicht von Wald über Kallwang und Mantern als enges Hochthal hin und erschließt sich bei Kammern zu einer fruchtbaren, mit Dörfern und Gehöften bedeckten Ebene, welche im Norden von dem stolzen dreigipfligen Reiting beherrscht, im Osten von dem Feitscherwalde und im Westen von den Vorbergen der Sckauer Alpen umrahmt wird. Auf den von der Gfällerwand vortretenden Felsen blicken die Ruinen von Ehrenfels und Kammerstein in den freundlichen Thalkessel.

Von St. Michael bis Leoben strömt die Mur durch ein Defilé, das kaum dem Flusse, der Straße und der Bahn Raum läßt; erst dort, wo sie den weit vorgehobenen Hünzelberg umfließt, wo von Norden kommend der Vorderberger Bach mündet, erweitert es sich zu einem Thalkessel, in dem rechts in einer grünen Bucht Göß und weiter nördlich an der Sehne eines großen Bogens, den der Fluß bildet, die schöne Bergstadt Leoben liegt.

Leoben, die größte Stadt der oberen Steiermark, ist auf drei Seiten von der Mur eingeschlossen und lehnt sich im Süden an den Massenberg, der noch vor 70 Jahren ein stattliches Schloß trug, das seither zur Ruine zusammengebrochen ist; schöne Promenadenwege umziehen jetzt den Berg und bieten reizende Ausblicke auf Thal und Stadt und auf die gegenüber aufsteigenden Höhen. Durch mehrfache landesfürstliche Privilegien wurde Leoben als Eisenverlagsstadt für Vorderberg bestimmt, blühte dadurch seit dem Ende des XIV. Jahrhunderts als Mittelpunkt des steirischen Eisenhandels empor und erhielt sich als solcher bis in das XVIII. Jahrhundert.

In der Wohlhabenheit seiner Bewohner, von der die ansehnlichen Häuser, die freundlichen reinlichen Plätze und Straßen Zeugniß geben, in der Anmuth seiner Umgebungen, die in der Nähe lieblich, im weiteren Umkreise großartig sich gestalten, in der intensiven berg- und hüttenmännischen Thätigkeit des ganzen Bezirkes liegt der Beweis für Leobens Blüte und Gedeihen in der Gegenwart und dessen Gewähr für die Zukunft.

Hoch oben am Prebühel (1.227 Meter), der Scheidewand zwischen Mur- und Ennsgebiet, beginnt das Vorderberger Thal; gewaltige Bergkolosse umstehen diesen Paß, im Osten der Polster (1.911 Meter), die zackige Griesmauer (2.034 Meter), der mächtig aufstrebende Hochthurm (2.082 Meter), im Westen der Reichenstein (2.166 Meter), der den Erzberg nach Norden gegen Eisenerz vorschiebt, und die Berger Mauern (1.767 Meter). Eine Straße und die zur Erzförderung erbaute Bahn führen, jene im schmalen Thale, diese meist an der linksseitigen Bergwand, nach Vorderberg, dem berühmten Bergorte. Zahlreiche meist ranchgeschwärzte Häuser und 14 Hochöfen bilden denselben, der sich eine halbe Stunde lang im engen Graben zwischen den aus diesem unmittelbar aufsteigenden steilen, unten begrast, weiter oben bewaldeten und felsigen Berggehängen hinzieht. Erzherzog Johann wohnte von 1822 bis 1844 in Vorderberg, war Besitzer zweier Hochöfen, wurde der Gründer der Stadmeisterecommunity und damit der Urheber eines glänzenden Aufschwunges von Vorderbergs Bergbau und Eisengewinnung.

Über Friedauwerk und Hafning zieht sich das Vorderberger Thal als enge Schlucht, dann erweitert es sich zu dem lieblichen Thalfessel, in dessen Mitte Trofaiach liegt; imponirend überragt ihn im Westen der mächtige Bergstock des Reiting, dessen dreieckige Spitze in ihrer höchsten Erhebung 2.215 Meter aufsteigt. Er steht fast ganz isolirt und strebt kühn und frei nach allen Richtungen empor. In schauerlichen Wänden und Felsabstürzen senkt er sich nordwärts in den Gößgraben, bewaldete Vorberge streichen gegen Osten in das Trofaiacher Becken und seine südlichen Ausläufer reichen bis an die Liesing bei Mantern und Kammern. Seine Lage macht ihn zu einem lohnenden Aussichtspunkt, von dem man ebenso gut den Anblick des in sanft geschwungenen Linien aufsteigenden, hoch hinauf mit Wald- und Grasvegetation bedeckten Urgebirges, wie den der Mauern und Wände, Zinken



und Zacken der Kalkalpen genießt. Unmittelbar unterhalb Trofaiach engt sich das Thal wieder ein, und wo es wieder sich erweitert, steht oben auf einem 95 Meter hohen Felsenkegel die Kirche Maria-Freienstein, welche im XVII. Jahrhundert aus den Ruinen des gleichnamigen Schlosses erbaut wurde. Unten im Thale lehnt sich an die östliche Bergseite Schloß Freienstein und an die westliche Schloß Friedhofen, während weiter draußen nahe der Mündung des Vorderberg Baches in die Mur die großartigen Puddlings- und Walzwerke Donawitz liegen.

Von Leoben bis Bruck durchfließt die Mur ein breites, fruchtbares, gut bebautes Thal, das im Süden von den Ausläufern der Gleinalpenkette und im Norden von den Gehängen des Klettschachkogels begrenzt wird. In und an die letzteren schmiegen sich die kleinen Ortschaften Weitzberg und Proleb, deren alte Kirche schon 1187 erwähnt wird, als Elisabeth von Gutenberg sie dem Stifte Göß schenkte. Dort wo die Mürz in die Mur mündet, liegt Bruck am linken Ufer der Mur, am rechten der Mürz. „Muorizakimundi“ (Mürzmündung) hieß die Gegend im frühen Mittelalter. Die Stadt reicht bis an die Borhöhen des Greggenberg, auf denen die Reste der alten Feste Landskron noch immer in bedeutendem Umfange aufragend sich erheben und mit ihren Mauern bis an die Stadt herabziehen. Die landschaftliche und geschichtliche Bedeutung von Bruck besteht darin, daß es an dem Zusammenstoße zweier Längenthäler liegt, von denen das eine, das der Mur, von hier an zum Querthale wird, daß dieser Fluß gerade an dieser Stelle von seinem bisher östlichen Laufe in einen südlichen übergeht, daß daher Bruck das Eingangsthür von Obersteiermark in den mittleren Theil des Landes bildet, infolge dessen es im Mittelalter und bis ins XVIII. Jahrhundert eine wichtige Station auf der Straße von Wien einerseits nach Venedig, anderseits nach Graz war, so wie es jetzt einen Knotenpunkt der Eisenbahnlinien nach Norden, Süden und Westen bildet. Wenn auch die Berge, welche Bruck in nächster Nähe umstehen, an Höhe und großartiger Gestaltung mit ihren nördlichen und westlichen Nachbarn nicht concurriren können, so bieten das doppelgipflige Krennfeld (1.630 Meter), der wald- und wiesenreiche Hochanger (1.282 Meter), die langgestreckte Hochalpe (1.643 Meter) doch ungemein anmuthige Berg- und Waldpartien mit lohnenden Einblicken in die lachenden Thäler und prächtigen Fernsichten auf das Hochgebirge.

### Das Gebiet der Mur von Bruck bis Radkersburg.

Ein reiche Fülle der reizendsten und lieblichsten Landschaftsbilder bietet das Thal der Mur von Bruck bis Graz; Berge, die in schönen, mitunter großartigen Formen rechts und links aufsteigen, umrahmen es; der schon ansehnliche Fluß, der nicht selten von Flößen und Plätten belebt ist, die das Product des oberen Landes, Holz, dem unteren bringen, durchzieht mit seinem Silberbande die grünen Auen und Ortschaften, Kirchen und Schlösser

liegen in reizender Gruppierung am Flusse oder auf den malerischen Vorhöhen, zwischen und über denen die höheren Berghäupter ernst und würdig herab auf die Verkehrswege blicken, die als Fluß, Straße und Bahn das Thal durchziehen. Eng und schmal ist der Weg, den sich die Mur von Bruck abwärts in zahlreichen Windungen durch die Hauptfette der Centralalpen gebrochen hat; der Hochanger und das Rennfeld sind die Thorwächter rechts und links; an einem Ausläufer des letzteren, auf einer vortretenden natürlichen Fastei steht das stattliche Schloß Bärnegg, rückwärts von dunklem Wald umsäumt, vorne hell und freundlich ins Thal blickend; höher oben im Tannendickicht liegen die Trümmer des alten Schlosses und am Flusse die Ortschaft mit schöner gothischer Kirche, die, von Wallfahrern häufig besucht, Klein-Mariazell genannt wird. Zwischen Mignitz, das von den mächtigen Felsenhäuptern des Röthelstein (1.234 Meter) und der rothen Wand (1.500 Meter) überragt wird, und der Ortschaft Röthelstein, die dem gleichnamigen Berge gegenüber am Fuße des pyramidenförmigen, bis zur Spitze dichtbewaldeten Schiffalkogels (1.220 Meter) liegt, macht der Fluß eine scharfe Biegung nach Westen, bespült den Nordfuß des langgestreckten Schwendtberges, umfließt ihn und tritt dort, wo aus der Mündung des Gamsgrabens Schloß Weyer herüberblickt, in den anmuthigen Thalfessel von Frohnleiten. Dieser Markt mit seinen hübschen Häusern und einer Wasserheilanstalt liegt auf dem rechten, steil abfallenden Ufer des Flusses; das Dorf Adriach schmiegt sich mit seiner Kirche, einer der ältesten des Landes — sie wird urkundlich 1066 genannt — in eine Bucht an den Abhang des Haneggkogels; links vom Flusse liegt inmitten eines herrlichen Parkes das Schloß Neu-Pfannberg oder Grafendorf und auf einem Bergkegel thronen die Ruinen der mächtigen Burg Pfannberg; der gewaltige, achteckige Thurm, die den Hof umgebenden Mauern mit einem halbrunden Vorbau und eine lange Reihe wüster Gemächer mit Spuren von Wandgemälden ragen aus dem Schutthaufen empor, dessen Steine und Trümmer einst das stolze Schloß bildeten; die ernstesten Gedanken über die Vergänglichkeit auch des Großen und Herrlichen, die den Besucher dieser Ruinenstätte unwillkürlich beschleichen, werden plötzlich wieder abgelenkt auf die Gegenwart und die sich immer gleichbleibende Schönheit der Natur durch einen Blick auf Thal und Berge, der sich von Alt-Pfannberg aus darbietet. Zu seinen Füßen hat man das liebliche Thal mit dem rauschenden Flusse und dem malerischen Markte Frohnleiten, nordwestlich begrenzen über den waldigen Vorhöhen die Kuppen der Hochalpe den Horizont und über den schmalen, langen, von dichten Wäldern umsäumten Türnauer Graben leuchten im Nordosten die breiten Wiesen der Teichalpe, die Felsenmauern der Rothen Wand und die kühn aufragende Spitze des Hochlantsch herüber.

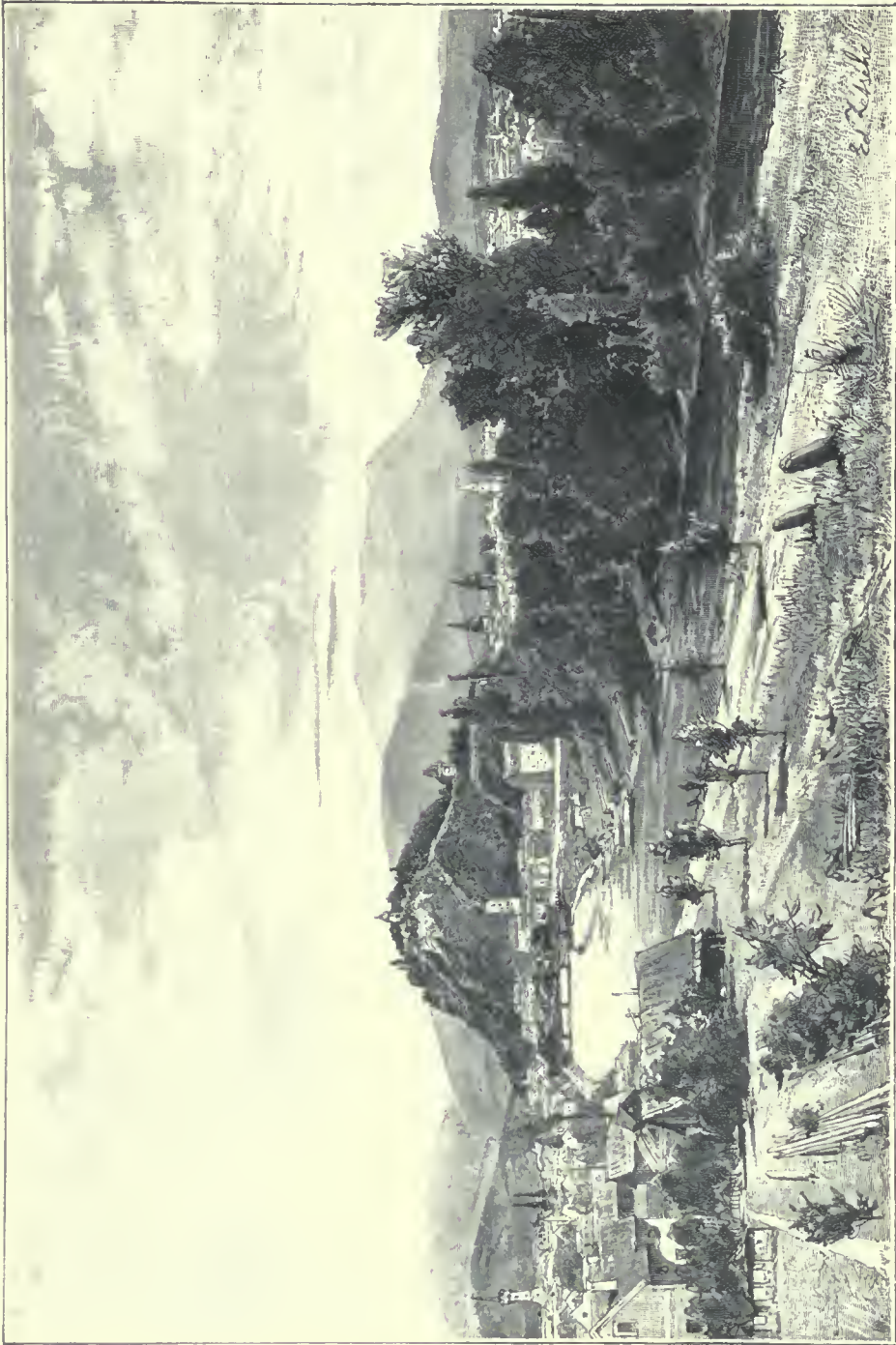
Unterhalb Frohnleiten verengt sich das Murthal wieder; auf einem kolossalen Felsblocke, der sich von der westlichen Bergfette vorschiebt und weit in den Fluß hineinragt,

steht malerisch das imposante Schloß Rabenstein; nach aufwärts und abwärts beherrscht es Fluß und Straße und sperrt das rechte Ufer derart, daß die Straße nur zwischen dem Schlosse und den Felsabstürzen, auf denen hoch oben im Tannendickicht die alte Burg, jetzt in Ruinen, stand, geführt werden konnte. Das Schloß ist ein großes, ansehnliches Gebäude, gut erhalten und bewohnbar, der Burghof ist an den Wänden ringsum mit herrlichem Ephen umkleidet und von den Fenstern der oberen Gemächer entfaltet sich dem Blicke eine beschränkte, aber schöne Aussicht Fluß und Thal entlang bis an die Wald- und Felsenberge, die es ernst und majestätisch umschließen. Bald wird das Thal so eng, daß es nur dem Flusse Raum läßt und Straße und Bahn durch Kunstbauten auf und in der Badlwandgalerie geführt werden mußten. Doch rasch ist die liebliche Thalmulde erreicht, in der inmitten dichter Baumvegetation der freundliche Villenort Peggau und am rechten Ufer Deutsch-Feistritz mit der von einem Hügel weitaus schauenden Martinskirche liegen. Steile Felswände mit kaum zugänglichen Höhlen, deren Eingänge düster herunterblicken, umschließen den Thalkessel; tief im Hintergrunde, von dichtem Walde umstanden, decken die Trümmer der einstigen Burg Peggau den Boden einer kleinen Felsenhochfläche.

An dem prächtigen, im Windsorstile erbauten fürstlich Pálffy'schen Schlosse Stübing, an dem stattlichen Markte Gratwein, an der herrlichen, auf einem bewaldeten Hügel thronenden gothischen Kirche Maria-Straßengel vorüber durchbricht die Mur die Bergenge von Gösting; rechts hoch oben erblickt man die noch immer imponirenden Mauerreste dieser Burg, die Cholerakapelle auf einem begrastem Bergkegel, den furchtbaren Felsenabsturz des sagenumkleideten Jungfernsprunges, links an den tannendunklen Admonterkogel geschmiegt das schöne Schloß St. Gotthard und im Süden taucht der Schloßberg von Graz in dem Gesichtskreis auf.

Warum ist gerade an dieser Stelle eine große Stadt entstanden, welche sich bald zur Hauptstadt des ganzen Landes emporshawang? Welche sind die oro- und hydrographischen Verhältnisse, die Antwort auf diese Frage geben? Wie läßt sich die geographische Lage von Graz erklären? An der Westgrenze der Steiermark, dort wo sich Obersteier und Mittelsteier zu scheiden beginnen, springt das Nachbarland Kärnten in einem scharfen Winkel vor; an der Spitze dieses Winkels liegt der Speikkogel der Stubalpe, mit dem die Gabelung der Urgebirgskette in eine nordöstliche, die sich bis zum Wechsel an die Ungarngrenze hinzieht, und in eine südliche, die bis an und über die Drau streicht, beginnt; beide Ketten senden zahlreiche Bergzüge ins Land, die sich gegen Süden und Osten zu immer breiter werdenden Thälern öffnen und allmählig verflachen. Jene beiden Urgebirgszüge, welche in einem stumpfen Winkel auseinandertreten, bilden somit eine große Bucht, die von einem bunten Gewirre von Berg- und Hügelreihen bedeckt ist. Inmitten dieser Bucht, von beiden Zügen ziemlich gleichweit gegen Süden und Osten entfernt, treten die von





Graz in der Gegenwart.

ihnen anlaufenden Bergreihen aneinander und machen Raum für eine größere Ebene, und diese ist von dem Flusse, der Mur, durchströmt, welche, bevor sie die Fläche betritt, den einen Arm des Hochgebirges durchbrochen hat. An zahllosen Stellen finden wir an solchen Punkten, wo Flüsse aus engeren Thälern in breitere oder in Ebenen hinanstreten, größere oder kleinere Ansiedlungen. Und so ist es auch hier, wozu noch der Umstand kommt, daß unfern der Stelle, wo die Mur den großen Flußdurchbruch verläßt, aus dem breiten, bergumrahmten Becken ein Felskegel emporragt, der gewiß frühzeitig schon die Aufmerksamkeit der Einwanderer auf diesen Punkt lenken mußte. Und an derselben Stelle, kaum eine Stunde südlich von dem Austritte der Mur aus den Bergreihen, welche den Fluß von der Einmündung der Mürz an begleiten, auf jenem Bergkegel und am Fuße desselben sind die Niederlassungen und Ansiedlungen entstanden, aus denen das heutige Graz emporwuchs. Es sind nicht steil aufsteigende Wände von Kalk- und Dolomitmassen, welche, wie die Karavanken für Klagenfurt und Villach, die Nordalpen für Salzburg, die tirolischen Kalkalpen für Innsbruck, die landschaftliche Schönheit der Grazer Bucht begründen, es sind ernste, in einfach verlaufenden Linien dahinziehende Urgebirgsketten, welche auf drei Seiten, vom Wechsel bis zur Stubalpe und von da über die Koralpe bis zum Bacher im weitesten Umfange den Horizont von Graz umschließen; zwischen diesen aber lagert sich ein vielgestaltiges, von Bächen und Flüssen durchrissenes Berg- und Hügel-land, das in den mannigfaltigsten anmuthigen und reizenden, pittoresken und großartigen Formen das Auge des Beschauers entzückt, welcher unwillkürlich empfindet, was der Geologe weiß, daß er hier auf einem nicht nur schönen, sondern auch interessanten Stück Land steht, daß er sich in einer Übergangslandschaft befindet, die zwischen den grellsten Gegensätzen in der Bodenform Europas vermittelt: zwischen den Alpen und der pannonischen Niederung.

Der Schloßberg war und ist der Kern der Stadt; im XII. Jahrhundert trug er nachweisbar eine Befestigung (castrum Graeco) und unter ihrem Schutze erfolgten die Ansiedlungen, welche sich allmählig bis in die Nähe der Mur und bis auf die letzte Bergterrasse herab erstreckten, auf der die St. Ägydinskirche (1174 zum erstenmale urkundlich genannt), die jetzige Domkirche, erbaut wurde. Bald breiteten sie sich bis an den Fluß und über die zwischen ihm und den letzten Ausläufern des Schloßberges gelegene Fläche aus, und dieser Theil bildet jetzt noch die innere Stadt; um sie ziehen sich in einem Halbkreise jene herrlichen Parkanlagen hin, welche den Glanzpunkt der Murstadt bilden und wenige ihresgleichen irgendwo haben; und jenseits derselben erstrecken sich die neuen Bezirke, Schöpfungen des XIX. Jahrhunderts, auf dem rechten Ufer vorwaltend mit großen Industriestätten, auf dem linken mit freundlichen, breiten, lichten Gassen und Straßen und reinlichen Plätzen mit hübschen Häusern und allmählig, je weiter hinaus, desto mehr mit

Willen inmitten wohlgepflegter Gärten, so unmerklich den Übergang von der Stadt zu den reizenden, diese umgebenden Landschaften bildend. Die Schönheit der Lage von Graz kann man nur durch einen Umblick von der Höhe des Schloßberges kennen lernen. Im Norden begrenzen den Gesichtskreis von der Gleinalpe bis zur Brucker Hochalpe die Kraspen, welche sich in sanft geschwungenen Linien hinziehen und durch ihre Massenhaftigkeit und das dunkelgrüne Waldkleid, das sie bedeckt, einen imposanten ernsten Anblick darbieten; fast schöner als im Sommer ist diese Kette vom Spätherbst bis zum Frühling, wenn eine ununterbrochene Schneedecke sie hell erglänzen läßt, daß sie an sonnigen Tagen viel großartiger und höher erscheinen, als sie wirklich sind. Die Ruine Gäfting und die Cholerakapelle einerseits, die Kanzel mit dem Admonterkogel anderseits umschließen den Mürdnurchbruch und östlich davon erhebt sich im Vordergrunde der Geyerkogel und der Schöckl; die anmuthigen Berge und Hügel, der Meinerkogel, der Rosenbergl, die Platte, welche die Stephanie-Warte trägt, der Rucklerberg erreichen mit ihren letzten Abhängen die Stadt und tragen, umgeben von üppiger Vegetation, niedliche Häuser, stattliche Willen, schloßartige Bantzen, wie Kroisbach und Hallerjchloß; über ihre Schultern blicken aus der Ferne der Kamm des Rabenwaldes, die Spitze des Weizer Stulmberges, der ein weithin leuchtendes Kirchlein trägt, und der Stradnerkogel herüber: in der Nähe hebt sich aus grünem Hintergrunde die weißglänzende doppelthürmige Kirche Maria-Trost ab; zwischen den Hügelreihen im Osten und den Bergzügen im Westen liegt das Grazerfeld, lichtgrün im Frühling, wenn die jungen Keime dem Boden entpriesen, gelb im Hochsommer, wenn die wogende Saat in vollen Ähren steht, weiß, wenn des Winters Schnee die Erde hüllt; der Wildonerberg, weithin sichtbar, überall kennbar durch seinen langgestreckten Rücken, die anmuthigen Berge des Saujal mit dem spitzen Temmerkogel schließen sich ihm an, aber überragt von den wuchtigen Formen des Bacher; dort wo er sich gegen Westen absenkt, ahnt man den Durchbruch der Drau, und von da an umschließt den Horizont der herrliche Gebirgszug der Koralpe, der dem Blicke an Kärntens Grenzen Halt gebietet; den Vordergrund füllen auf der Westseite der Florianiberg mit einer Kapelle auf der Spitze und der alten Kirche Straßgang am Fuße, ihr gegenüber auf einem in die Ebene vorgeschobenen Hügel Schloß und Kirche St. Martin, seit 1137 dem Stifte Admont gehörig, der schöngestaltete Buchkogel, der von der Kronprinz Rudolfs-Warte aus eine herrliche Fernsicht darbietet, der Gaisberg, an dessen Fuß das Fürstenschloß Eggenberg, jetzt Eigenthum des Grafen von Herberstein, sich erhebt, und endlich der höchste von den Bergen der nächsten Umgebung von Graz, der Plawutsch, auf dessen Spitze die Fürstewart steht zur Erinnerung an die Besteigung desselben durch Kaiser Franz, Kaiserin Karoline, Erzherzogin Maria Louise, Erzherzog Johann und den Herzog von Reichstadt (30. Juni 1830).



Ansehnliche Ortschaften und stattliche Schlösser liegen auf dem Grazerfelde und auf den Böschungen der Berge und Hügel, die es umgeben. Auf diesem die großen Branereien Steinfeld und Puntigam, Liebenau, vordem ein alter Herrensitz, jetzt Kadetenschule, Feldkirchen mit seinem spitzen Kirchturm, Mühleck, die Heimstätte von Johannes Keplers, des unsterblichen Astronomen, Gattin, die Schlösser Thalerhof und Neuschloß, nächst denen sich der Artillerie-Exercirplatz und zwei große Pulvermagazine befinden, Raasdorf, in dessen Nähe gutes Sauerwasser entspringt; auf jenen die Schlösser Weißenegg, Schwarzenegg und Premstetten.

Bis an die Murenge von Wildon reicht das Grazerfeld; zwischen Berg und Fluß ist der Markt dieses Namens gedrängt und darüber thronte auf dem dichtbewaldeten Hügel die Burg Ober-Wildon, durch ihre Geschichte ebenso wie als Bauwerk hochinteressant. So wie Gösting die Grazer Ebene nach Norden schloß, so sperrte Wildon den Weg gegen Süden. In Matthäus Bishers Schloßerbuch (1681) zeigt sich diese Burg als ein wohl-erhaltenes mächtiges Gebäude, vor dreißig Jahren ragten noch die Mauern stockhoch über den Erdboden empor, daß man die einzelnen Räume und ihre Bestimmung erkennen konnte, jetzt ist es nur mehr ein von üppiger Vegetation dichten Grases und hochstehender Bäume bedeckter Trümmerhaufen. Im X. und XI. Jahrhundert stand an dieser Stelle die Burg Hengist, der Vorort eines Gaues; Ende des XII. Jahrhunderts erscheint die Burg Wildon und das Edelgeschlecht gleichen Namens; unter dem letzten Traungauer, den Babenbergern, zur Zeit des Zwischenreiches und der ersten Habsburger gehörten die Herren von Wildonie zu den begütertsten und einflußreichsten Ministerialen des Landes.

Südlich von dem mit breitem Kamme hingelagerten Wildonerberge oder Buchkogel dehnt sich langgestreckt erst gegen Süden das Leibnitzerfeld, dann gegen Südosten die Murebene bis Radkersburg und bis an die ungarische Grenze hin. Der Sausal und die windischen Büchel umschließen sie westlich und südlich, im Osten und Norden reichen sie bis zu den Ausläufern jener Hügelzüge, welche sich von der die Wasserseide zwischen Mur und Raab bildenden Bergkette abzweigen. Vor fünfzig Jahren war das Leibnitzerfeld fast durchaus Heidefeld, jetzt ist es wohlbebauet, mit zahlreichen Dörfern und Bauernehöfen besetzt. Die Mur, bis vor kurzem in viele Arme gespalten und ungezählte Inseln bildend, ist nun trefflich regulirt und durchfließt in dem von Steindämmen ihr angewiesenen Bett das fruchtbare Tiefland. Südöstlich von Leibnitz bis gegen den Fluß hin lag das antike Flavium Solvense; herrliche Steindenkmale, jetzt in den Corridoren des Schlosses Seckau eingemauert, wurden dort gefunden, wo vor achtzehn Jahrhunderten jene Römerstadt stand, und zeugen von der Größe und Herrlichkeit derselben.

Wie auf dem Grazerfelde, so haben sich auch hier die Ortschaften auf der Ebene ausgebreitet, so die freundlichen Märkte Leibnitz, Straß und Mureck und die ansehnliche

Stadt Radkersburg, und an und auf den Hügeln, welche die Fläche umrahmen, wurden meist die Burgen und die Schlösser erbaut: Seckau, Ehrenhausen, Spielfeld, Ober-Mureck und Ober-Radkersburg auf dem rechten, Neudorf, St. Georgen, Traubheim, Laubegg und Weinburg auf dem linken Ufer des Flusses; nur die Schlösser Rohr, Brunnsee, Freudenau und Halbenrain stehen inmitten des breiten Thalgrundes.

Die alte Flavia Solva lebte im frühen Mittelalter als civitas Ziup fort und bald wird auch die Ortschaft Lipniza (Leibnitz) genannt; oberhalb derselben auf einem amnuthigen Hügel erhob sich das gleichnamige Schloß in das enge Sulmthal und in die weite Murebene hinabblickend; nachdem 1219 das Bisthum Seckau gegründet worden war, ging Schloß Leibnitz in den Besitz dieser Bischöfe über, welche demselben den Namen Seckau beilegten und hier anfangs häufig, später fast ununterbrochen ihren Sitz aufschlugen. Ist dieses Schloß dadurch bedeutend, daß es mit den wichtigsten Ereignissen der Geschichte der Steiermark innig verknüpft ist, so ist es auch bemerkenswerth durch seine großartige Sammlung von Römersteinen, plastischen und inschriftlichen, durch seine Galerie von Porträten fast sämtlicher Bischöfe von Seckau; von den Fenstern des Schlosses bieten sich herrliche Ausblicke dar, deren Endpunkte nördlich der Schöckl, westlich die Koralpe, südlich der Bacher sind, während gegen Osten das Auge über reichgegliedertes Hügelland und über die Ebenen des Muregebietes bis Radkersburg schweift.

Unfern dem Austritte der Mure aus dem Steirerlande breitet sich am linken Ufer derselben die freundliche Stadt Radkersburg aus und ihr gegenüber, nur durch den dort schon wasserreichen breiten Fluß getrennt, blickt vom waldigen Hügel Schloß Ober-Radkersburg herab. Schönes fruchtbares Land dehnt sich allseitig um sie aus, Acker und blühende Wiesen auf flachem Boden, wohlgepflegte Wälder auf den Nordabhängen der Hügellüge und herrliche Weinberge und Obstgärten auf den sonnigen Seiten derselben. Es ist ein Stück Laudes, das zu den amnuthigsten und lieblichsten Gegenden der Steiermark gehört. Und inmitten dieser reichgesegneten Natur die Stadt mit ihren reinlichen Gassen, freundlichen Häusern und ihrer an der Sprachgrenze gut deutschen, biederen Bevölkerung.

Westlich von Radkersburg in der Murebene, unfern den äußersten Ausläufern der von Norden her streichenden Hügelketten liegt inmitten eines herrlichen Parkes Schloß Brunnsee, von 1831 bis 1870 Wohnsitz der Herzogin von Berry, der Mutter des Grafen Chambord; das Schloß ist mit den prachtvollsten Kunstwerken und mit hochinteressanten historischen Objecten auf das reichste ausgestattet. So bietet Radkersburg und Umgebung vieles höchst Bemerkenswerthe für den Geschichts-, Kunst- und Naturfreund. Dieser wird sich am meisten erfreuen an dem wunderbaren Rundblick, den man von der Terrasse des Schlosses Ober-Radkersburg genießt. Das fruchtbare Flachland mit zahllosen Ortschaften, Kirchen und Schlössern liegt vor seinen Augen weithin ausgebreitet, im Norden schließen

Hügelfetten, die bis zu den Gleichenbergen und bis zum Schöckl reichen, den Horizont, im Westen schweift der Blick bis an den Sausal und den Wildounerberg, den Süden füllt das bunte Gewirre der windischen Büchel und gegen Osten breitet sich unabsehbar, soweit das Auge reicht, die Tiefebene bis an und über die ungarische Grenze aus.

Der nordöstliche Zweig der windischen Büchel, auf dessen vorgeschobenem Knie Ober-Radkersburg steht, scheidet das Stainzthal von dem Murthale und trägt die schön gelegene Ortschaft Kapellen; nahe am Ausgange des Stainzthales liegt Luttenberg im Mittelpunkt jenes Theiles der Steiermark, wo sich Weinberg an Weinberg reiht, die besten Nebenforten üppig gedeihen und vorzügliche Weine liefern.

So hätten wir denn das Murthal von Bruck bis an die ungarische Grenze durchwandert und viel Großartiges und Anmuthiges, viel historisch und landschaftlich Bedeutendes gefunden; wenn wir nun an die Schilderung der Seitenthäler des Murgebietes schreiten, tritt uns sogleich ein charakteristischer Unterschied zwischen den am linken Ufer gelegenen und jenen, welche rechts münden, entgegen. Östlich vom Kennfeld löst sich vom Reichenkogel gegen Süden ein Bergzug ab, welcher über den Döfer und den Thalkessel von Passail westlich umsäumend zum Schöckl streicht und von da an Höhe abnehmend über den Scherml und das Hocheck in südlichem und südöstlichem Zuge bis an die Grenze verläuft. Diese Berg- und Hügelreihe bildet die Wasserscheide zwischen Mur und Raab; da dieselbe jenem Flusse sehr nahe liegt, so konnten sich da, besonders in der nördlichen Hälfte, nur kurze Seitenthäler entwickeln, welche den Charakter von Schluchten und Gräben an sich tragen. Erst dort, wo der Zug des wasserscheidenden Hügelkammes sich entschieden gegen Südosten wendet, lösen sich von ihm parallel nach Süden laufende Hügelreihen, welche länger gestreckte, breite, wenn auch noch immer anmuthige, doch im Ganzen einförmige Erosionsthäler in ihrem Schoße haben. Es sind das Stiefing-, das Schwarzanz-, das Saß-, das Ottersbach-, das Gnas-, das Poppendorfer-, das Straden-, das Pleisch- und das Kutschenuithal, welche theils in das Leibnitzerfeld, theils in die Radkersburger Ebene münden. Diese grüne Hügellandschaft wird in ihren runden weichen Formen nur durch die trachytischen Kegele der Gleichenberge, durch den basaltischen Hochstraden und durch den ebenfalls basaltischen Möchberg durchbrochen, welche aus dem wellenförmigen Boden in imposanten Formen emporsteigen.

Von all diesen linksseitigen Gebieten der Mur sollen nur zwei, das eine in der nördlichen, das andere in der südlichen Hälfte gelegen, besonders hervorgehoben werden, die Gruppe des Hochlantsch und die Thalmulde von Gleichenberg.

Obgleich der Hochlantsch nur eine Höhe von 1.722 Meter erreicht, so gehört er mit seiner Umgebung doch zu den großartigsten Gebirgsbildern, welche die Steiermark darbietet. Den Kern der ganzen Gruppe bildet eine breite, langhinstreckte Hochfläche,





Schüffelbrunn mit dem Hochsautsch.

die Teichalpe, voll der duftigsten Wiesen, von schönen Wäldern umsäumt, von dem forellenreichen Mignibache durchrauscht. Um dieses reizend schöne Hochalpenthal gruppieren sich, es ganz umschließend, im Norden der durch seine reiche Alpenflora ausgezeichnete Hochlantsch, der große Frießkogel (1.489 Meter), der von unten bis oben mit blumenreichen Wiesen bedeckte Heulantsch (1.473 Meter), im Osten der Planfogel (1.532 Meter), im Süden der pyramidenförmige Döffer (1.549 Meter) und die walddreiche Türrauer Alpe. Die Gewässer dieser ausgebreiteten Hochfläche laufen südlich durch den von herrlichen Wäldern umgebenen Türrauer Graben und westlich durch die Bärenschütz ab; diese ist eine wilde, von gigantischen Felsgebilden umrahmte Schlucht, die der Mignibach, in tollen Sprüngen über die Felsbarrieren setzend, brausend und schäumend durchfließt; sie schließt mit einer Felsennische, über die der Bach, von der hoch oben liegenden Teichalpe kommend, in einem herrlichen Wasserfall stürzt. Nach Norden senkt sich der Hochlantsch in den tiefen Breitenauer Graben; von hier aus präsentiert sich der Berg mit seinem fast überhängenden Horn und seinen senkrecht abstürzenden Felsenmauern wahrhaft majestätisch, und hier ist ein Punkt, wie er pittoresker in seiner Eigenart in dem ganzen Gebiete der Alpen nicht gefunden wird und dem nur das Wildkirchli in Appenzell an die Seite gesetzt werden kann. Inmitten der unzugänglich scheinenden Steilwände, auf denen sich der Hochlantsch aufbaut, liegt eine kleine Terrasse, die nur durch einen schmalen Fußpfad von unten und durch in Felsen gebrochene Stiegen von oben zu erreichen ist; auf ihr steht eine Kapelle und daneben ein Holzhaus zur Unterkunft für Tonristen und Wallfahrer, welche die merkwürdige Felsenkirche „Schüsserlbrunn“ besuchen.

Wenn wir nunmehr zur Beschreibung der Gleichenberger Thalmulde übergehen, so möge zunächst des grellen Gegensatzes gedacht werden zwischen dem hochgebirgigen, großartigen Felsenkranze der Hochlantschgruppe und dem milden, freundlichen, aber an Reizen und Schönheiten der mannigfaltigsten Art überreichen Erdenwinkel, den wir am Nordende des Stradenthales finden. An den Südhängen der Gleichenberger Rogel und an dem Westfuße des Sulzberges auf durchaus hügeligem, wellenförmigem Terrain breitet sich der Kurort Gleichenberg aus, der seiner heilbringenden Quellen wegen bereits nahe daran ist, sich einen Weltruf zu erringen. Das Thal ist gegen Westen, Norden und Osten vollständig geschlossen, nur gegen Süden öffnet es sich, um der milden, warmen Luft Eintritt zu gestatten, daher ist die Vegetation eine ungemein reiche; üppige Weinberge, gut bestandene Obstgärten, saftige Wiesen, fruchtbare Felder wechseln mit dichten Laub- und Nadelholzwäldern und bieten eine Reihe der amnthigsten Landschaftsbilder. Diesen Schönheiten der Natur hat sich die Kunst gefellt und die Häuser und Villen, aus denen der Kurort besteht, nicht in geschlossenen Reihen hingestellt, sondern bald dort auf dem Stamme eines Hügels, da in einer grünen Waldesbucht oder auf einer





Gleichenberg.



duftigen Wiese erbaut, und alles mit den herrlichsten Parkanlagen umgeben, die Spaziergänge in Hülle und Fülle darbieten und zudem noch prächtige Ausblicke auf die spizen Regel der Gleichenberge, auf die prachtvoll emporragende Burg Gleichenberg, auf Trantmannsdorf und Straden gewähren.

Wesentlich anders als auf dem linken Ufer der Mur ist die Configuration ihres rechtsseitigen Flußgebietes. Nur zwischen Bruck und Graz öffnen sich noch einige grabenartige Thäler: der wald- und wiesenreiche Gamsgraben, Thal und Graben von Übelbach, in welchem das große Schloß Waldstein in der Ebene und oben auf dem Bergfegel die gleichnamige Ruine, dann der bedeutendere Markt Übelbach liegt, durch den der Weg zwischen lieblichen Wiesen und herrlichen Wäldern aufwärts auf die Gleinalpe und den Speikfogel führt, der im Zickzack verlaufende Stübinggraben und die freundliche Einbuchtung, in der das altherwürdige Cistercienserkloster Rein seine Heimstätte hat. Der ganze übrige Theil der westlichen Steiermark von dem Gleinalpenzuge bis zum Poßruck besteht aus drei ausgebildeten, mannigfach gegliederten Flußsystemen mit zahlreichen ansehnlichen Seitenthälern. Maßgebend für dieses Gebiet ist der Gleinalpenzug von der Stubalpe bis zur Brucker Hochalpe im Norden, der mächtige Koralpenzug an Kärntens Grenze im Westen und das Mittelgebirge Nadel und Poßruck im Süden. Der Koralpenzug trennt sich von dem Speikfogel der Stubalpe in südlicher Richtung, streicht mit einer mittleren Kammhöhe von 1.700 Meter über die Hirscheggeralpe zur Einsenkung der Paß (1.166 Meter), über welche eine Fahrstraße aus dem steirischen Rainach in das kärntische Lavantthal führt, erhebt sich jenseits derselben in einem langgestreckten Rücken von 1.400 bis 1.500 Meter allmählig zur Wildbacheralpe (1.805 Meter), zur Handalpe (1.851 Meter), über die Weineben, über welche einst eine Straße zum Transport des Weines von Steiermark nach Kärnten führte, zur Brandhöhe (1.859 Meter), zum Moschfogel (1.915 Meter), zur Hühnerstüben (1.979 Meter), zur Hochseealpe (2.010 Meter) und endlich zum großen Speikfogel der Koralpe (2.141 Meter). Dieser Gebirgszug, aus Urgestein bestehend, die mächtige Scheidewand der Nachbarländer, zieht sich in langen, schön geschwungenen Linien hin, ist mit dichten, wildreichen Forsten, mit schönen Alpenwiesen bedeckt, auf welchen emsig Viehzucht getrieben wird; von seiner höchsten Spitze, der Koralpe, entfaltet sich ein herrliches Aussichtsbild, das bis an die hohen Tauern (Hochalpenpiz), bis an die Karavanken und den Terglou reicht, den Sulzbacher Kalkgebirgsstock im Süden und die imposante Hochschwabgruppe im Norden umfaßt und dazwischen die reizendsten Einblicke in die niedrigere Bergwelt des Steirerlandes und Kärntens und in die lieblichen Thäler derselben bietet; Graz und Klagenfurt können bei reiner Luft von der Spitze der Koralpe gesehen werden. Südlich von ihr verliert der Zug rasch an Höhe, senkt sich mit dem Pernigenberge gegen die Drau ab und hängt durch den

Harteneggkogel mit dem Radel zusammen. Zwischen diesen drei Bergzügen, dem Klein-alpenzug, der Koralpenkette und dem Radel-Reinischuigg-Posbruck, liegt ein reich gegliedertes Berg- und Hügelland, dessen Züge von jenen Hauptketten auslaufen, Schluchten und Gräben in ihren obersten Theilen und mannigfach durchrissene und ausgewaschene Thäler bilden, welche sich alle durch einen großen Reichthum an Naturschönheiten und meist auch durch üppige Fruchtbarkeit auszeichnen und deren Gewässer drei Flußsystemen, dem der Rainach, der Lafnitz und der Sulm angehören, welche nach längerem Laufe, nachdem sie viele Nebenflüsse und Bäche aufgenommen, die beiden letzteren früher noch sich vereinigt haben, der Mur sich zuwenden.

Den Mittelpunkt des Rainachthales bildet die gewerbfleißige Stadt Voitsberg, überragt von den Trümmern der alten gleichnamigen Burg und geziert durch das prächtig neuhergestellte Schloß Greifenegg; oberhalb Voitsberg am Gradenbache liegt Köflach mit seinen Kohlengruben und mit dem Eisenwerke Pichling; westlich davon auf einer Bergstufe die vielbesuchte Wallfahrtskirche Lankowitz und nördlich Schloß Piber, in welchem sich ein k. k. Remontendepot befindet; unterhalb Voitsberg, auf einem Bergriegel, der Fluß und Thal einengt, thronen die Reste des einst großartigen Schlosses Krems, von dem nur mehr der hohe Bergfried steht; flussabwärts treten die Berge auseinander und auf das breite, mit üppigen Wiesen bedeckte Thal blickt das schöne Schloß Lannach und nahe dem Ausgange in das Murthal Schloß Böls herab, das musterhaft bewirthschaftete Gut des Freiherrn von Washington. Von den Thälern, welche in das Rainachthal münden, seien nur der enge felsige Teigitschgraben, das langgestreckte Södingthal, das Liebochthal, auf dessen obersten Bergreihen links die liebliche Ortschaft St. Oswald und das stolze, weithin schauende Schloß Plankenwart liegen, und das Thal des Tobelbaches genannt; das letztere birgt den Kurort Tobelbad mit seinen Wässern im Schoße; umgeben von prächtigen Nadelholzwäldern und den schönsten smaragdgrünen Wiesen bietet es in seinen ebenso eleganten als freundlichen Villen und mit herrlichen Spaziergängen im Schatten seiner Forste und auf den duftigen Rasenplätzen besonders in heißen Sommern angenehmen Aufenthalt. Westlich von Deutsch-Landsberg bildet der Koralpenzug von dem weit nach Osten vorgeschobenen Reinischkogel über die Freiländer- und Stockeralpe bis zur Handalpe einen mächtigen Gebirgshalbkreis; diesem lagert sich eine ausgedehnte wellenförmige, von zahlreichen tief eingerissenen Schluchten und Gräben durchzogene Hochebene vor, auf welcher die Alpendörfer Freiland, Osterwitz mit seiner großen, weithin sichtbaren Kirche, Maria-Glashütten und Trahütten, das am Rande der Hochfläche freundlich in das tiefe Lafnitzthal hinablickt, gelegen sind. Dieser Gebirgskranz birgt die Quellen der Lafnitz in sich und senkt sich in jähem Abfalle von Gams und Wildbach am Fuße des Rosenkogels bis Deutsch-Landsberg in das tiefe und breite Thal. In eine reizende Bucht desselben schmiegt

sich Deutsch-Landsberg, ausgezeichnet durch seine Lage am Ausgang der „Klaufe“, einer Felsenschlucht, durch welche die Laßnitz über riesige Steintrümmer brausend stürzt, durch seine schönen fremdlichen Häuser auf grünem Wiesenboden und umgeben von Weinbergen, welche den Rothwein liefern, der unter den Namen „Schilcher“ wohlbekannt ist. Der malerische Abschluß für dieses schöne Landschaftsbild ist der anmuthige, theils mit dunklem Nadelholze und lichten Laubwäldern bedeckte, theils mit Feldern und Weingärten bebante Hügel, der das alte Schloß Deutsch-Landsberg trägt, von dem nur mehr ein Thurm und ein niedriges Nebengebäude vorhanden sind, alles Übrige sammt den Umfassungsmauern aber in Schutt und Trümmer liegt. Unterhalb Deutsch-Landsberg verbreitert sich das Thal der Laßnitz; sie fließt an dem stattlichen Markte Groß-Florian vorüber und nimmt den Stainzbach auf. Dieser hat auf dem Nordabhang des Rosenkogels seinen Ursprung und an ihm liegt der große Markt Stainz mit dem gleichnamigen Schlosse, einem Prachtgebäude mit vier Fronten, einem weiten Arkadenhofe, zahlreichen geräumigen Gemächern, welche in doppelten Fensterreihen das fruchtbare Thal beherrschen. Von 1246 bis 1785 war es ein Augustiner-Chorherrenstift, gegründet von Lentold von Wildonie; 1841 ging es in den Besitz des Erzherzogs Johann über, seit dessen Tod (1859) ist es Eigenthum seines Sohnes, des Grafen Franz von Meran. — Südlich vom Wildonerberge betritt die Laßnitz die Murebene und ergießt sich bei Leibnitz in die Sulm.

Rechts von Deutsch-Landsberg führt eine Einsenkung, welche auch die Eisenbahn benützt, in das Sulmthal; über ihr auf dominirender Höhe erhebt sich Schloß Holleneck, das durch seinen jüngst verstorbenen Besitzer, den Fürsten Franz von Liechtenstein, mit herrlichen Werken der Kunst und der Kunstindustrie älterer und neuerer Zeit in reichster und geschmackvollster Weise ausgestattet wurde. Haben wir diese Einsenkung überschritten, so befinden wir uns im Thale der Sulm. Es ist dies eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden der Steiermark. Die Bewohner dieser Gelände nennen ihre Heimat den „deutschen Boden“, wissen die Vorzüge desselben wohl zu schätzen und sie geltend zu machen gegen ihre Landsleute und Nachbarn, deren Scholle nicht so gesegnet und fruchttragend ist.

Die Sulm entspringt als Schwarzsulm auf den Gehängen der Koralpe, nimmt bei Gleinstätten die Weißsulm auf, bricht bei Leibnitz in das Thal der Mur hinaus und mündet in dieselbe vor Ehrenhausen. Das Sulmthal ist reich an schöngelegenen Schlössern und Ortschaften. Seckau, der stolze Bischofssitz, blickt freundlich in das grüne, blühende Thal herab, das im Norden von dem weinreichen Sausalgebirge umgrenzt ist. Gleinstätten, Markt und Schloß, liegt im Thale, und dort, wo die Sulm als brausender Gebirgsbach aus den Schluchten hervorbricht, zeigt sich in der reizendsten Umgebung, mit allen Schönheiten der Natur ausgestattet, Schwanberg. Breite Dächer decken die sanberen Häuser des Marktes, allenthalben ranken sich an den Wänden Nebengewinde empor und



umschlingen mit ihrem Laubwerk die Fenster. Das Schloß, auf ziemlich hohem Berge gelegen, ist ein einfaches großes Gebäude ohne äußeren architektonischen Schmuck, mit schönem Arkadenhofe, doch sonst ohne Sehenswürdigkeiten. Um so herrlicher ist die Aussicht von dem hinter dem Schlosse gelegenen „Amtmannkogel“; die ganze von der Sulm durchströmte Landschaft liegt ausgebreitet bis an den Temmerkogel und an den Radel, der den Übergang aus dem Gebiete der Mur in das der Drau bildet und über den eine ehemals stark besuchte Straße nach Klagenfurt führt. Im Hintergrunde breitet sich das großartige Panorama der Koralpe aus und gegen Süden schließt den Horizont der imposante Bacher, der in schön geschwungenen Linien in den blauen Himmel emporragt.

Die Bewohner des Sulmthales zeichnen sich durch Fleiß und Thätigkeit aus, mit welchen sie den ohnehin von der Natur gesegneten Boden bebauen. Es ist wahrlich herzerquickend zu sehen, mit wie üppigem Grase die gutbewässerten Wiesen bestanden sind, wie schwer im Hochsommer die hohen Ähren mit Frucht gefüllt ihre Häupter senken, wie herrlich der Baumwuchs ist, sowohl in den Wäldern als in den Obstgärten, welche voll der saftigsten Früchte prangen, und wie lieblich im Herbst, der schönsten Jahreszeit in Steiermark, die Weingärten in dunklem Laube voll der besten Trauben an den Berghängen sich hinbreiten. Einen eigenthümlichen Anblick bieten die Maisfelder, denn da der Boden so ertragsfähig ist, daß auf demselben Grundstücke verschiedene Fruchtgattungen gebaut werden können, so sind diese Felder von Bäumen umsäumt, an welchen Nebenemporkranen, deren Gewinde von Ast zu Ast und von Baum zu Baum sich schlingen, ein Bild, welches unwillkürlich an italiische Landschaften erinnert. Auch Laubengänge und Weinhecken sind nicht selten und laden durch kühle Schatten und duftende Früchte zur Ruhe und Erholung ein. Dazu kommt noch, daß die Bauern des Sulmthales ihre Wirthschaften in bestem Stande erhalten und daß ihre Wohlhabenheit sich schon bei dem ersten Anblick durch die Sauberkeit der Häuser und Höfe kundgibt.

Südtlich von Schwanberg im Thale der weißen Sulm liegt Wies und Schloß Burgstall inmitten eines ausgebreiteten Gebietes von Kohlenbergwerken und im Saggau-thale Eibiswald, ein schöner Marktflecken mit stattlichem Schlosse und großem Eisenwerke. Vom Harteneggkogel an zieht sich ein Berg- und Hüggelland hin, das südtlich von Eibiswald der Radel, südtlich von Arnfels, Markt und Schloß, der Kemchnigg und südtlich von Leutschach, dem zunächst das schöne Schloß Trautenburg und hoch oben im Walde die Ruine Schmierenberg liegt, der Poßruck heißt und nördlich vom Pößnitzthale mit den windischen Büheln zusammenhängt, die bis Luttenberg und Friedau streichen. Dieses aus zahllosen Rämmen und Rücken bestehende und von ebenso zahllosen Schluchten, Gräben und Thälern durchschnitene Berg- und Hüggelgebiet scheidet die mittlere Steiermark von der unteren, die Mur von der Drau, das deutsche Land von dem Lande der Wenden.

## Das Raabviertel.

Bis in das XVIII. Jahrhundert hinein hieß der östliche Theil der Steiermark von den Fischbacher Alpen südwärts bis über die Raab hinaus das Viertel Borau; da der alte Name längst abgekommen, so wollen wir ihn nach seinem Hauptflusse, der alles andere Gewässer in sich aufnimmt, das Raabviertel nennen. Es reicht im Norden bis an die nordöstliche Kette der Centralalpen, die vom Rennfeld bis an den Wechsel verläuft, und beginnt an derselben mit dem Reichenkogel, von wo sich die Grenze dieses Gebietes über den Tenfelstein (1.499 Meter), die Pretinalpe (1.656 Meter), das Stuhleck (1.783 Meter), den kleinen Pfaff (1.556 Meter), den großen Pfaff (1.519 Meter), den hohen Umschuß (1.738 Meter), den Wechsel (1.668 Meter), die steinerne Stiege (1.496 Meter), dann vom Schöffernbach durchbrochen bis an die dreifache Grenze von Steiermark, Niederösterreich und Ungarn hinzieht. Im Westen und Süden wird es von der Bergkette umschlossen, welche die Wasserscheide gegen die Mur bildet; gegen Osten ist die ungarische Grenze durch den Lauf der Lafnitz markirt. Die Orientirung über die allgemeine Configuration dieses Gebietes erlangt man am besten von der Spitze eines der höheren, in der Mitte desselben liegenden Berges, vom Ringkogel (795 Meter) bei Hartberg oder vom Weizer Kulm (976 Meter). Von dem in verticaler Erhebung nicht mehr bedeutenden, doch massigen und breit hingelagerten Alpenzuge im Norden löst sich eine kaum übersehbare Zahl von Berg- und Hügelketten, welche alle parallel gegen Südosten streichen, an Höhe beträchtlich abnehmen und entweder schon in Steiermark und nahe jenseits der Grenze sich ins Tiefland versacken. Zwischen diesen Hügelreihen liegen Thäler, welche sich in ihrem mittleren und unteren Laufe ansehnlich verbreitern und einladend gegen Osten aufschließen, daher die Grenze hier fast ganz offen liegt. Heute noch zeugen die Städte und Ortschaften sowie die Burgen und Schlösser des Raabgebietes von der einst gefährdeten Lage desselben. Nicht am Flusse, im Thale, wie man vermuthen sollte, sondern meist die letzte Bergstufe hinauf sind die Ortschaften angelegt, so Friedberg, Hartberg, Weiz, Fürstenfeld, offenbar um sie leichter befestigen und vertheidigen zu können, und wo sie im offenen breiten Thale liegen, wie Feldbach und Fehring, enthalten sie jene Schutzbauten, welche „Lator“ oder „Läber“ genannt werden und aus einer die Kirche umschließenden Reihe von Wohngebäuden bestehen, welche gegen außen durch Gräben geschützt und mit Schießspalten versehen waren. An der Innenseite brachte man zahlreiche kleine Wohn- und unter der Erde große Vorrathsräume an. Diese Befestigungen dienten bei Einbruch des Feindes, die Bevölkerung der Ortschaft und der Umgebung aufzunehmen und so wenigstens die Menschen vor der Wuth der Feinde zu schützen. Sie waren aber auch die letzte Position der befestigten Ortschaft, wie der Bergfried der Burgen, in

welche sich die Besatzung zurückzog, wenn die Ortschaft vom Feinde genommen war. Außerdem finden wir an dieser östlichen Grenze zahlreiche Burgen und Schlösser, welche wie mit einem festen Kranze das Land zu schützen und zu schirmen hatten und von denen die meisten jetzt noch deutliche Spuren einstiger Befestigung, mitunter sogar gut erhalten zeigen. Von Norden nach Süden, von der österreichischen Grenze bis an die Raab liegen da in fast ununterbrochener Kette Värnegg in der Eisenau, Festenburg am Wechsel, Thalberg, Eichberg, Kirchberg am Walde, Reitenau, Neuberg und Klaffenau bei Hartberg,



Radegund mit dem Schöckl.

Mendau und Burgau an der Lafnitz, Stubenberg, Herberstein, Schielleiten, Feistritz, Raasdorf, Kiegersburg, Hohenbrugg, Kapfenstein und Bertholdstein.

Das Raabviertel besteht aus dem Thale der Raab und sechs Nebenthälern, dem der Rabnitz, des Weizbaches, der Mz, der Feistritz, des Safenbaches und der Lafnitz, in welche zahllose Seitengräben münden. Ein charakteristisches Merkmal ist mehreren dieser Wasserläufe gemein: sie entspringen an den Abhängen des nördlichen Alpenzuges, durchfließen einen Gebirgskessel oder einen langgestreckten Graben und durchbrechen dann in ihrem mittleren Laufe mächtige Felsenriegel in wilden Klammern, welche sie schäumend durchbrausen und in denen nur durch schwierige Banten Raum für die Straßen gewonnen werden konnte. Haben sie dieses Hinderniß überwunden, so treten sie in die breiten



Erosionsthäler, in denen sie zwischen dichtem Gebüſche und grünem Wiesenlande ruhig und ſpiegelglatt weiter fließen. Die Raabitz entſpringt am Oſtfuße des Schöckl in der Nähe der ſchön gelegenen Waſſerheilanſtalt Radegund und mündet bei Gleisdorf in die Raab; ihr Gebiet iſt ſehr waldbreich und fruchtbar.

Hoch oben an dem Südadhang der Hochlantschgruppe, am Schwabbanerneck (1.251 Meter) hat die Raab ihre Quellen, ſie durchfließt den maleriſch ſchönen Bergkeſſel von Paſſail, der zwiſchen den Paſſailer Alpen, den nördlichen Ausläufern des Schöckl und dem Sattelberge eingebettet liegt, durchbricht von Arzberg an eine drei Stunden lange großartige aus Kalk- und Gneißfeſen beſtehende Gebirgsspalte — die Raaber Klamm — welche von der in tiefem Waldesdunkel gelegenen Ruine Stubegg und von der impoſanten auf einem vorſpringenden Granitfeſen liegenden Burg Gutenberg überragt wird. Oberhalb des lieblichen Sommerfriſchortes St. Ruprecht verbreitert ſich das Thal und wird ungemein fruchtbar. Es iſt eines der freundlichſten und mit dem Segen der Natur am reichſten bedachten Thäler der mittleren Steiermark. Blühende Ortschaften, das anmuthig gelegene Gleisdorf, Feldbach, die jüngſte Stadt (ſeit 1883) des Landes, und Fehring breiten ſich in ſeinem Schoße aus. Stattliche Schlöſſer liegen an und auf ſeinen Gehängen: Stadl, Freiberg, vom walbigen Hügel freundlich herniederblickend, das ſtolze Kirchberg, Hainfeld, lange Jahre Eigenthum des berühmten Orientaliſten Freiherrn von Hammer-Burgſtall, Johndorf, Bertholdſtein, durch ſeinen Beſitzer Cefer Paſcha zu einem wunderbaren Schmuckkäſtlein orientaliſcher Pracht geſtaltet, und Hohenbrugg, und bilden für das friedliche, mit Saatzfeldern, Hopfenpflanzungen und Wiesen bedeckte, von ſanft geſchwungenen Hügelreihen umsäumte Thal reizende Staffagen.

Südlich vom Plankogel (1.532 Meter) breiten ſich große Alpeuwiesen aus. Dort hat der Weizbach ſeinen Urfprung; nachdem er einen walbigen Graben durchranſcht, tritt ihm zwiſchen dem Sattelberge und dem Paſſchaberge eine mächtige Gebirgsbarriere entgegen, welche er zu durchbrechen hat. Es iſt ein herrlicher Engpaß, von beinahe ſenkrecht rechte Wänden gebildet, auf welchen ſich hier und da Nadelholz, Raſenflecke, mit alpinen und ſubalpinen Pflanzen bedeckt, angeſiedelt haben. In der Tiefe ſchäumt zwiſchen ausgewaſchenen Steintrümmern der forellenreiche Weizbach und bringt Leben in das ſtarre Feſenlabyrinth. Ehedem konnte man durch die Klamm nur in dem Bachbett fahren, während hoch oben an den Wänden ſchmale Fußpfade, nur für Schwindelfreie paſſirbar, ſich hinzogen. Seit 1883 führt eine vortreffliche kunſtvoll angelegte Straße von Paſſail durch die Klamm nach Weiz. Am Ausgang derſelben liegen auf einem reich bewaſchenen Hügel die Ruinen des Schloſſes Sturmberg und bald hat man zwiſchen mäßig anſteigenden Berglehnen, fruchtbareren Feldern, ſaftigen Wiesen und Obſtgärten den Hauptort des Thales, den induſtriellen Markt Weiz mit dem Schloſſe Ratmannsdorf erreicht. Öſtlich



Weiser Stamm.

auf dominirender Höhe sieht die doppelthürmige große Kirche Weizberg herunter auf das schöne Gelände.

Das untere Raabthal zwischen Feldbach und Fehring ist durch eine Bergkette, welche das schöne Schloß Koruberg trägt, von einem kurzen Seitenthale getrennt, das von einem kleinen Wässerchen mit Namen „Grazbach“ durchrieselt wird. Im obersten Winkel dieses Thales liegt das größte und gewaltigste unter den Schlössern der Steiermark, die weithin berühmte Niegersburg. Sie thronet auf einem mächtigen Basaltfelsen, welcher nach Westen und Süden in schroffen Wänden ins Thal abfällt, gegen Osten sich allmählig und terrassenförmig senkt, so daß hier auf den einzelnen Bergstufen Wiesen und Obstgärtchen angelegt sind. Nur von zwei Seiten ist der Ausgang möglich, von Süden vom Markte aus durch sieben Thore und Höfe und an der Nordseite mittelst einer in den Stein gehauenen Treppe, „dem Felssteig“.

Das längste unter den Thälern des Raabgebietes ist das der Feistritz, denn dieser Fluß hat seine Quellen knapp an der österreichischen Grenze an den Abhängen des Wechsel, fließt durch Bergschluchten, dann durch ein breiteres, in seiner Sohle gut bebautes, in seinen Flanken reich bewaldetes Thal bis Birksfeld. Über dem Flusse auf der Hochfläche eines Hügels liegt dieser freundliche Markt mit dem ansehnlichen Schlosse Birkenstein, durch lange Zeit Wohnsitz des edlen Patrioten und von 1870 bis 1884 Landeshauptmanns von Steiermark Moriz Edlen von Kaiserfeld (gestorben am 14. Februar 1885), der auch dort auf dem hochgelegenen Friedhofs an der Mauer der einfachen Landkirche seine Grabstätte fand. — Von Birksfeld an verengt sich wieder das Thal zu einer Waldschlucht, welche der junge Fluß schäumend durchbraust und den vorgeschobenen Bergriegel umfließt, auf dem imponirend Schloß Fronsberg liegt. Bei Anger verbreitert sich das Thal zu den beiden Thalleffeln von Ober- und Unter-Feistritz, welche der Hügel trennt, auf dem das stattliche Schloß Kilbel steht, und nun gelangt der Fluß zu jenen Klammern, welche, wie seine Nachbargewässer, auch er zu durchbrechen hat. Die Freienberger Klamme wird von den südlichen Ausläufern des Rabenwaldes und von dem Kulmberge gebildet und die Feistritz durchrauscht sie in einem von Felsen und dichtem Waldbestande eingegengten Bett, während hoch oben links die Reste der Burg Neuhaus aus dem Tannendickicht hervorlugen. Sowie der Fluß diese romantische Schlucht verläßt, betritt er eine anmuthige fruchtbare Thalmulde und wir befinden uns an der Ursprungsstätte des ältesten unter den noch blühenden steirischen Edelgeschlechtern, der Herren und Grafen von Stubenberge. An die sanften Abfälle des Buchfogels schmiegt sich das Dorf, oben auf einer mäßigen Anhöhe zeigen einige spärliche Mauerreste die Stelle, wo einst die alte Burg der Stubenberge stand. Das neue Schloß unten im Dorfe ist ein im Stile des XVI. Jahrhunderts aufgeführtes verfallendes Gebäude, das nicht mehr im Besitze der Familie ist, von der es



den Namen trägt. Nochmals treten die Berge so nahe aneinander, daß sie zwischen dem Schlosse Schielleiten und dem Pfarrdorfe St. Johann eine zweite Klamm bilden. Inmitten derselben springt ein Felsenriegel aus der linken Thalwand soweit vor, daß er den Fluß in seinem Laufe zu hemmen scheint und nöthigt, ihn an drei Seiten zu umfließen. Auf diesem Vorgebirge steht in überraschender, höchst merkwürdiger Lage, unten vom Flusse bespült, seitlich von steil aufsteigenden waldigen Bergen überragt, das Schloß Herberstein, rückwärts die zwar verlassenen, doch noch leidlich erhaltenen Reste der alten aus dem XIII. Jahrhundert stammenden Burg, an diese schließt sich der umfangreiche Ban des



Kiegersburg.

neuen Schlosses, das vorne mit einer ungemein zierlichen, drei Seiten des Schloßhofes bildenden, im italienischen Stile des XVII. Jahrhunderts erbauten Galerie gegen die Straße sich öffnet.

Bei St. Johann schließt sich das Feistritzthal breit auf und ist bis an die ungarische Grenze unterhalb Fürstenfeld reich an Bodenfrüchten aller Art, namentlich an Hopfen, der seit zwei Jahrzehnten etwa in diesem östlichen Theile der Steiermark eifrig und erfolgreich gepflanzt wird.

In einer Landschaft höchst eigenthümlicher Art und voll der reizendsten Bilder liegen die Quellen und die obersten Zuflüsse des westlichen Safenbaches. Es ist dies ein ringsum von Bergketten umschlossenes Gebiet, welches nur gegen Süden, wo der Bach seinen Abfluß hat, sich öffnet. Im Westen ragen der Buchkogel (911 Meter), der

langgestreckte Kamm des Rabenwaldes (1.281 Meter) empor, im Norden wird es durch das Zeiselack (1.078 Meter), den Masenberg (1.262 Meter) und den Gräberkogel (1.272 Meter) von dem Walblande um Miesenbach und Borau getrennt, und im Osten bilden der Wiesberg (1.157 Meter), der Hirschberg (881 Meter) und der Annenkogel (855 Meter) die Wasserscheide der westlichen von der östlichen Safen. Dieses Becken ist von zahlreichen Berg- und Hügelzügen bedeckt, welche in reicher Abwechslung dunklen Wald, grünes Wiesenland und fruchtbare Getreidefelder tragen. In der Mitte desselben liegt der ansehnliche Markt Pöllau mit großem Schlosse und prächtiger Kuppelkirche. Jenes war von 1504 bis 1785 Sitz eines regulirten Chorherrenstiftes und ist jetzt Eigenthum des Grafen Julius Raimund von Lamberg. Auf der Kette östlich vom Markte auf hohem Berge erhebt sich die Kirche Pöllauberg, ein gothischer Prachtbau, zweischiffig mit einer der ganzen Breite der Westseite vorgelegten Vorhalle. So bieten Pöllau und Umgebung viel Schönes und Anziehendes in Natur und Kunst. Gar wunderbar gestaltet sich das Bild des Pöllauer Beckens, wenn an einem Sommerabend die Sonne hinter dem dunklen Kamm des Rabenwaldes sinkt, lange Schatten wirft und über Thal und Hügelland allmählig Dämmerung sich legt, während die hochragende Kirche St. Maria auf dem Pöllauberge, noch von den scheidenden Strahlen beleuchtet, in warmen braunen Tönen weithin über das liebliche Gelände erglänzt.

Vom Masenberge zieht sich in südöstlicher Richtung eine Bergreihe hin, die mit dem Ringkogel in das Thal der östlichen Safen abfällt. Auf der letzten Stufe desselben breitet sich Hartberg aus, die größte Stadt der Steiermark in ihrem Nordosten. Ihre Lage charakterisirt sich dadurch, daß sie noch dem Berglande angehört, aber hinausblickt über das letzte Thal des Steirerlandes, das Thal der Lafnitz, weit hinein in das ungarische Tiefland. Die einstige Bedeutung Hartbergs als Grenzstadt bezeugen ansehnliche Reste von Mauern und Thürmen, welche die Stadt umgeben, und das alte feste, nunmehr verfallene fürstlich Paar'sche Schloß. Aus alter Zeit, aus dem XII. bis XIII. Jahrhundert, birgt die Stadt in ihrem Schoße ein merkwürdiges Denkmal, einen in den edelsten Formen des romanischen Stiles erbauten Karner.

Nördlich vom Masenberge breitet sich ein vielfach coupirtes Waldland aus, das Quellgebiet der Lafnitz, das sich bis an den Wechsel erstreckt. In der Mitte desselben liegt das Chorherrenstift Borau; auf dem breiten Rücken eines Hügels stehen die umfangreichen Gebäude desselben, ein großer Vorbau, dann das Stift selbst, zwei regelmäßige große Höfe einschließende Flügel bildend, und zwischen ihnen die im Barockstil erbaute, im Innern glanzvoll hergestellte Kirche. Ein prächtiger Hain alter Bäume breitet sich vor dem Stifte aus und bietet lohnende Fernsichten über das reichgegliederte, dichtbewaldete Hügelland bis zum Masenberge und Wechsel.

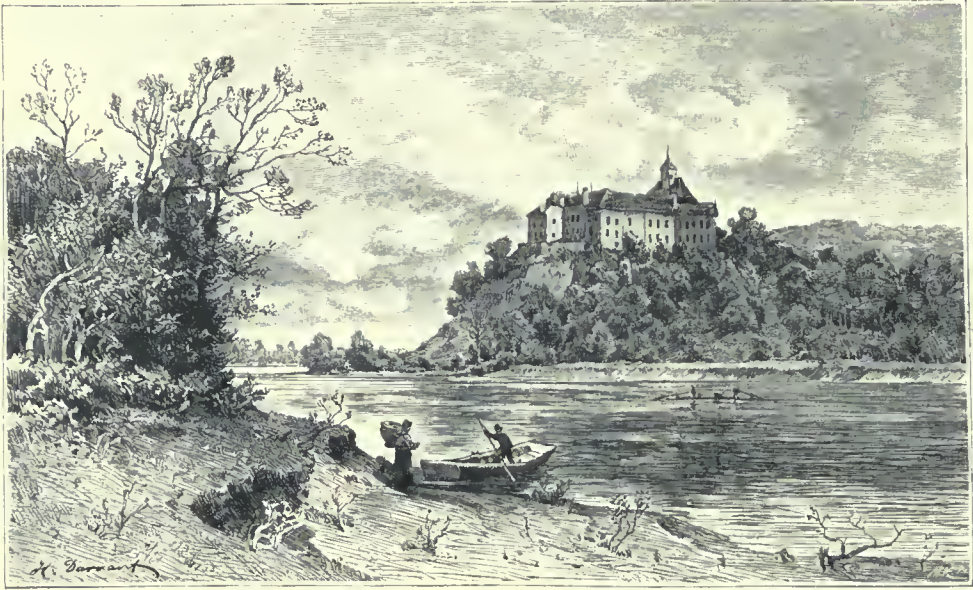
## Der Bacher und das Pettauer Feld.

Südtlich der Drau von den Marken Kärntens an bis Marburg erhebt sich der mächtige Gebirgsstock des Bacher. Im Westen ist er durch das tief eingeschnittene Thal der Mißling begrenzt, im Osten senkt er sich in das Pettauer Feld ab und im Süden hängt er mit den Kalk- und Dolomitzügen zusammen, welche, von den Sulzbacher Alpen kommend, die Wasserscheide zwischen Drau und Save bilden. Es ist ein kolossaler Granitstock und daher an seinen Flanken, sowie auf seinen ausgedehnten Hochflächen dicht bewaldet, breit hingelagert, nur allmählig ansteigend, mit runden weichen Linien an seinen Böschungen und selbst auf den höchsten Erhebungen. Steile Wände, kühne Felsgebilde findet man in ihm selten. Seinen Schmuck bildet der herrliche Waldbestand, der ihn allenthalben deckt, Buchen an den Nordostgehängen und am Südfall, Tannen und Fichten im Osten, Nadelhölzer überhaupt im Westen, während in den Urwäldern auf den Hochflächen gemischt Buchen, Tannen und Fichten von riesiger Dike und Höhe stehen. Stunden- und abermals stundenlang kann der Wanderer dieses 42 Kilometer lange Urgebirgsmassiv durchschreiten, ohne das dichte Waldmeer, das ihn rings umgibt, zu verlassen. Im Anfang des XIX. Jahrhunderts hausten noch Bären und Luchse auf dem Bacher, jetzt besteht sein Wildstand nur mehr aus Rehen, Hirschen, Auer- und Schildhühnern. In seiner östlichen Hälfte und in der Mitte lagert er sich am breitesten hin. An der Planinka löst sich von dem Hauptstock eine Kette ab, welche westwärts verläuft und die höchsten Spizen trägt, die Welka kapa (1.542 Meter) und die Mala kapa (1.526 Meter). Auf den Hügeln, welche sich vom Bacher gegen Marburg, gegen das Pettauer Feld und gegen Gonobitz hinziehen, gedeihen Reben, aus denen Weine gewonnen werden, die zu den besten der Steiermark gehören.

Die Drau, welche den Nordfuß des Bacher bespült, fließt von Unter-Drauburg an, wo sie die Steiermark betritt, durch ein enges Waldthal, in dem links vom Flusse die Straße, rechts die Bahn mühsam Raum hat und das nur von den freundlichen Thalmulden von Hohenmanten und Mahrenberg unterbrochen wird. Wie im Süden der Bacher, so treten im Norden der Pernitzenberg, der letzte Ausläufer des Koralmpeuzuges, der Nadel und der Posruck knapp an den Fluß, der zwischen Steilufeln mit starkem Gefälle, nicht selten an den aus dem Bett vorragenden Felsen sich brechend, dahinbraust. Bei Faal wird das Thal breiter und bei Marburg öffnet es sich zur Tiefebene, die von da über Pettan an die ungarische Grenze und bis an das Hügel- und Bergland der Kollos (colles) reicht. Marburg, die zweitgrößte Stadt des Landes, lehnt sich hier am linken Ufer der Drau an reibtragende Berge, rechts vom Flusse breitet sie sich in der Ebene aus und trägt alle Gewähr in sich, fort zu blühen und zu gedeihen. Ihre Lage ist eine ungemein



günstige in einem sehr fruchtbaren Landestheile, an einem großen Flusse, an dem Kreuzungspunkte der Bahnen von Wien nach Triest, von Tirol und Kärnten nach Ungarn und Kroatien, nahe der Adria und den südslavischen Ländern, welche gute Märkte für Waaren aller Art bieten, — alles Vorthelle für den gewerblichen und Handelsaufschwung der regjamen Stadt. — Den westlichen Fuß des Bacher bildet das Thal der Mießling mit dem Hauptorte Windischgraz. Diesem freundlichen Städtchen gegenüber erhebt sich der 1.696 Meter hohe Urjulaberg, der Schlußstein der Karawanen, von dessen Spitze man eine herrliche Fernsicht genießt und insbesondere das ganze Massiv des Bacher vor sich



Urjulastein.

ausgebreitet liegen hat. Von St. Leonhart im oberen Mießlingthale zweigt eine durch Erzherzog Johans Fürsorge erbaute gute Fahrstraße ab, welche durch die wilde Felsenschlucht Hu da lukna (böses Loch) gebrochen wurde und in das dem Savegebiete gehörige Schallthal führt. Den Süden des Bacher umrahmen die fruchtbaren und reizenden Thalkeffel von Oplotnitz, Gonobitz und Windisch-Feistritz.

Von Marburg fließt die Drau ununterbrochen knapp an den windischen Büheln hin, während rechts fast unübersehbar eine weite Ebene sich ausbreitet. Erst dort, wo auf den Vorhöhen des Stadtberges Pettan, das alte römische Poetovium, liegt, wirft sie sich südwärts an den Rand der Kollos, um dann bald, in zahlreiche Arme getheilt, bei Friedan mit dem rechten Ufer und unterhalb Polstran ganz die Steiermark zu verlassen. Eine vortreffliche Übersicht über das ganze Gebiet gewährt der Ausblick aus den Fenstern des Schlosses Ober-Pettan. Ausgebreitet wie eine riesige Landkarte liegt zu unseren Füßen



Huda lukna (das böse Loch).

das obere und das untere Bettaner Feld. Im Westen reicht der Blick bis an die Ausläufer des Koralspenzuges, dann baut sich aus der Tiefebene mächtig der Bacher auf, im Hintergrunde ragen die Zinken und Zacken der Sulzbacher Alpen, unserem Standpunkte unmittelbar gegenüber liegt imponierend der dichtbewaldete Wotsch (980 Meter) und der lange Rücken des Donatiberges (883 Meter), ihre Häupter stolz über die niedrigere sie umgebende Bergwelt erhebend. Gegen Osten zieht sich das Magesgebirge nach Kroatien. Den Norden begrenzen die

rebentragenden windischen Büchel, und dazu die zahllosen Drijschaften, Kirchen und Schlösser: Maria-Neustift mit einer prächtigen gothischen Kirche, Ankenstein auf steilem Felsen über der Drau, Eigenthum des Grafen Gundacker Wurmbrand-Stuppach, Ebenfeld, Thurnisch und Meretzingen in der Ebene, das großartige Schloß Dornau am



Rande der windischen Bühel und weit im Osten Stadt und Schloß Friedau, die herrlichen Weinberge von Sauritsch und Groß-Sonntag, Kirche und Schloß, Commende des deutschen Ordens.

### Die Sulzbacher Alpen und das Sann-Save-Gebiet.

An dem triplex confinium von Steiermark, Kärnten und Krain ragen, einer mächtigen Felsenburg gleich, die Sulzbacher Alpen empor, hegen in ihrem Schoße großartige Naturbilder und gewähren von ihren Spitzen herrliche Fernsichten. Nur ein einziger offener Zugang, bei Leutsch im obersten Samnthale, führt hinein in diesen imposanten Kalkgebirgsstock. Es ist aber nur ein Fußweg durch einen Engpaß, der da an den Ufern des Flusses bald rechts bald links sich bis nach Sulzbach zieht. Dieser Engpaß ist einer der längsten und wildesten der Alpen, die Thalhohle wird ganz von dem Flusse eingenommen, aus dem sich unmittelbar waldige Berggehänge und steile Felsenmauern erheben. Am linken Ufer liegen die Wände der Raducha (2.065 Meter), während rechts die Vorberge des Beliki vrh (2.113 Meter) und anderer Kolosse sich hinlagern. Hoch hinauf führt der Pfad an eine Felswand, der ein riesiger Monolith vorgeschoben ist. Nur eine schmale Spalte trennt ihn von der Wand, durch diese etwa vier Meter hohe und kaum zwei Meter breite Öffnung, 30 Meter über dem Flußbette führt der Pfad hindurch — dies ist die vielgenannte Nadel, in der That eine großartige Scenerie. Weiter links öffnet sich eine selten besuchte Schlucht, Kovanokot, die aber des Besuches vollauf werth ist; sie birgt in ihrem Schoße eine Alpenwiese, um die sich ein Waldkranz zieht. Über diesen ragen die kahlen grauen Felsenmauern senkrecht, scheinbar überhängend empor und die Schlußpfeiler bilden die Districa (2.350 Meter) und der Beliki vrh. Von jenseits der Nadel an erweitert sich das Engthal der Sann und in einer Stunde erreicht man das auf einer lieblichen grünen Wiesenfläche im Angesicht gewaltiger Bergriesen gelegene Alpendörfchen Sulzbach. Überraschend ist der Umstand, daß, während man von Gills an im ganzen Samnthale und in seinen Nebenthälern kaum auf Spuren der Gothik stößt, Sulzbach eine kleine sehr hübsche gothische Kirche hat, im Stile des XV. Jahrhunderts, wenn nicht älter — mit einem Chorabschluß aus dem Rechteck, Sterngewölben an der Decke, gut gearbeitetem einfachen Maßwerk an den Fenstern und einer schönen Fensterrose über dem Musikchore. Die Sann fließt als wildbrausender Gebirgsbach durch ein Felsenlabyrinth aus dem Logarthale in das von Sulzbach heraus; eine Bergenge führt in jenes und bald befindet man sich auf der letzten Thalstufe desselben. — „Der Halbkreis am Fuße dieser Berge ist das Gegenstück zu dem Thale von Gavarni in den Pyrenäen. Ein Cirkus von senkrechten Kalkwänden, ein Wasserfall, hohe Spitzen von 7.000 bis 9.000 Fuß Höhe, welche selten ganz von Schnee entblößt sind, endlich



Dolomitgipfel am Eingang zu dieser prachtvollen Umwallung, dies sind die Züge, welche diese beiden merkwürdigen Gegenden einander so ähnlich machen“, so beschreibt Ami Boué, der berühmte Geologe, das Logarthal. — Das Außerordentliche in der Schönheit dieses Erdenwinkels liegt in dem Gegensatz der fetten grünen Wiesen auf dem Grunde zu den weißen Kalkschroffen, welche das Thal rings umschließen und in den abenteuerlichsten Formen gegen den Himmel ragen. Da steigt links die Districa kahl und zackig empor, die Starje (2.127 Meter), die Planjava Baba (2.392 Meter), die Brana (2.247 Meter) nehmen die Mitte ein und rechts schließen der Mitterspiz (2.276 Meter), die Ninka (2.441 Meter) und der Krij (2.434 Meter) den Halbkreis.

Die Sulzbacher Alpen sind der letzte große Hochgebirgsstock der Südalpen; von da an haben wir es nur mit niedrigeren, dicht bewaldeten Bergen und lieblichen Thälern zu thun. In einem solchen engen Wald- und Wiesenthale, dem Thale des Driethbaches, liegt Oberburg, welches 1140 von dem Edelherrn Diebold von Chager mit Zustimmung des Patriarchen von Aquileja, Peregrin von Sponheim-Kärnten, als Benedictinerkloster gegründet und nach dreihundertzwanzigjährigem Bestande von Kaiser Friedrich III. (1460) aufgehoben wurde, wobei die Stiftsgüter in das Eigenthum des neu gegründeten Bisthums Laibach übergingen, in dessen Besitz sich Oberburg noch befindet. Die Kirche ist im schönen Renaissancestil erbaut, durch ihre Größe, ihre prächtige Kuppel und ihre edlen Verhältnisse imposant. Der vierseitige, in Geschossen sich erhebende Thurm stimmt in Anlage und Stil mit der Kirche nicht überein, er scheint weit älter zu sein. An zwei Fenstern seines untersten Geschosses befinden sich schlanke romanische Säulchen, ohne Zweifel die letzten Überreste des ältesten, nun ganz verschwundenen Baues. An die Kirche schließt sich, ein offenes ungleichseitiges Fünfeck bildend, das neue Schloßgebäude an, ein stattlicher Bau im italienischen Stile.

Von schönen Bergen umschlossen, von duftigen Wiesen und fruchtbaren Feldern bedeckt, zieht sich das Samnthal bis Traßlan hin, wo es sich zum Gyllier Becken öffnet. Im Norden desselben liegt das freundliche Schallthal, das vom Südfuße des Bacher bis an jenen Bergzug sich hinbreitet, der das obere Samnthal im Norden begrenzt. Zahlreiche Ortschaften, schöne Schlösser, merkwürdige Burgruinen, wie Schallegg mit einem dreieckigen Thurme, trägt es in seinem Schoße, der von dem Silberfaden der Pack durchzogen wird. An seinem Südrande liegt Wöllan, Markt und Schloß, von dessen Fenstern man einen herrlichen Überblick über das ganze Thal genießt, und weiter westlich Schönstein, ein großer Markt mit Burgruine und neuem Schlosse.

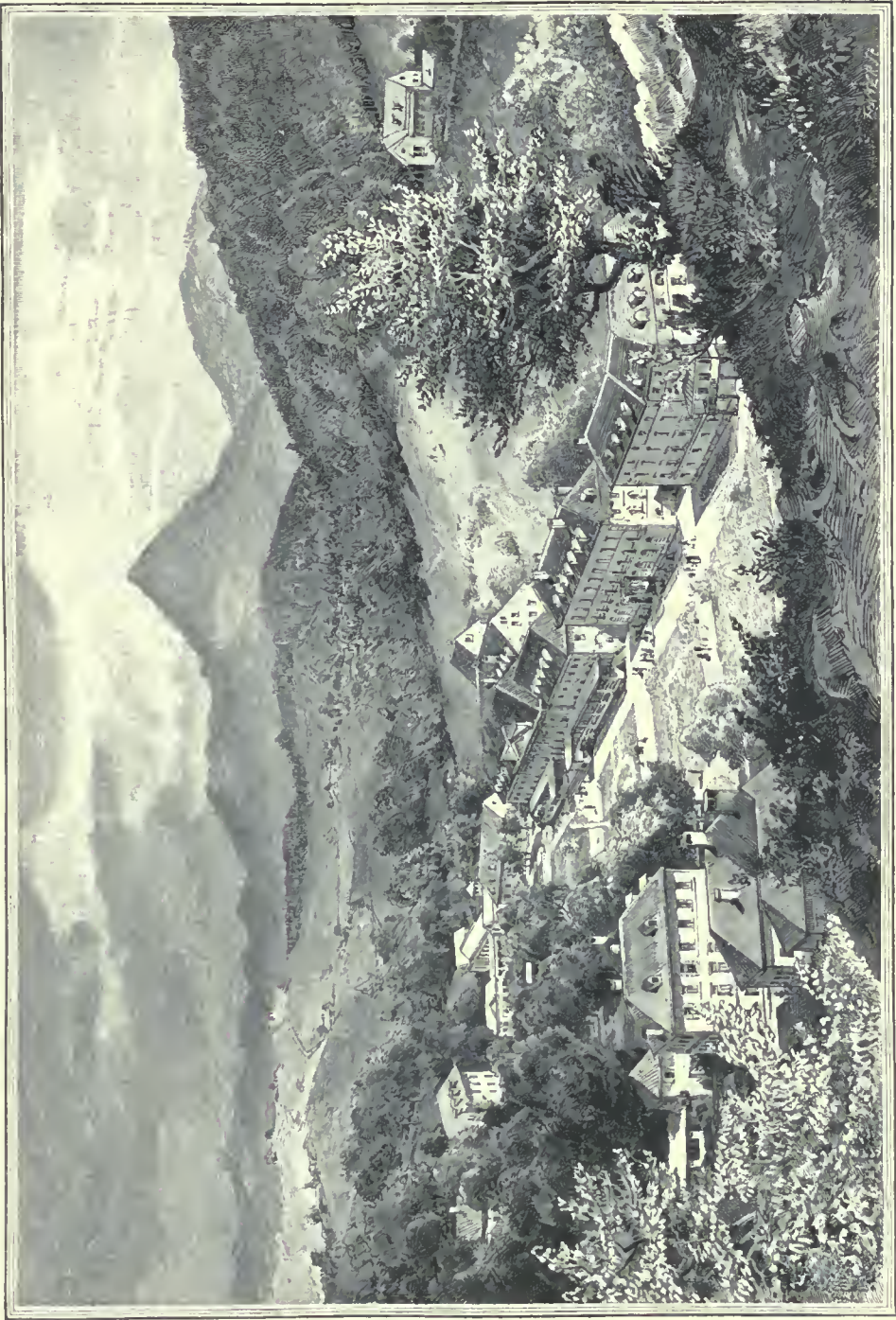
Eine Reihe anmuthiger Hügelketten trennt das Schallthal von dem lieblichen Erdenwinkel, der das seit 1858 dem Lande Steiermark gehörige Bad Neuhaus birgt, welches in einem engen, von drei Seiten terrassenförmig von Bergen umschlossenen Thale liegt und

sich großer durch die Natur gespendeter Vorzüge erfreut. Die heilbringenden warmen Quellen, die trefflichen Einrichtungen zur Benützung derselben, herrliches Klima, eine reiche Vegetation, Buchen- und Eichenwälder, hier und da echte Kastanien, Tannen, Fichten und Föhren von seltener Üppigkeit und Schönheit, Wiesen, die bis in den Spätherbst im schönsten Grün prangen, und eine Fruchtbarkeit, welche in reicher Fülle alle Gattungen Getreide, Mais, Hopfen, sowie Obstbäume und Wein auf den Hügeln gedeihen läßt, machen diesen Kurort zu einem ungemein angenehmen Aufenthalt. Schattige Waldwege führen auf einen spitzen Bergkegel, den die Trümmer des alten Schlosses Neuhaus, seit 1643 Schlangenburg genannt, decken, und eine wunderbare Aussicht bis an die Sulzbacher Alpen lohnt reichlich die Mühe des Weges.

Der Hauptort des Sanngebietes ist Gills, als Römerstadt Celeja berühmt und im späteren Mittelalter bekannt durch jenes Grafengeschlecht, das von ihr den Namen trug. Diese Stadt ist in historischer und archäologischer Beziehung eine der merkwürdigsten in Steiermark. Die Spuren der alten römischen Celeja, wie sie sich noch im Museum und an der Pfarrkirche präsentiren, sind nicht bloß für den Fachmann von Interesse, sie weisen auf die einstige Bedeutung dieser Römerniederlassung, ja auch durch die vielen auf den Inschriftsteinen vorkommenden keltischen Namen auf die ältesten Bewohner unserer Alpenländer hin. Die prächtige Lage von Gills, das herrliche Klima, die Bäder in der Sann und die vorsorglichen Einrichtungen für Fremde bringen alljährlich im Sommer und Herbst zahlreiche Gäste in die Stadt. Bei Gills biegt die Sann plötzlich nach Süden ab und fließt am Markt Tüffer mit dem Franz Josefs-Bade und an dem schön gelegenen Römerbad vorüber in ein enges Thal bis Steinbrück, wo sie sich in die Save ergießt.

Der südöstlichste Theil der Steiermark zwischen der Sann, der Save und der Sotkla ist ein in orographischer und geologischer Beziehung buntes, mannigfach gestaltetes Berg- und Hügelgewirre mit mäßigen Erhebungen (Wachberg 1.023 Meter), mit meist nur kleinen, aber freundlichen Ortschaften, wie Rohitsch, Windisch-Landsberg, St. Marein, Peilstein, Drachenburg, Hörberg, mit hochragenden Schlössern, theils noch erhalten theils in Ruinen, wie Windisch-Landsberg, Montpreis, Erlachstein, Fischhäz, Königsberg, und mit der Perle dieses Gebietes, dem Badeorte Sauerbrunn bei Rohitsch.

Diese Landes-Kuranstalt mit ihren heilbringenden Wässern, namentlich dem Tempelbrunnen und der Styriaquelle, liegt in einem engen Bergkessel, ringsum von prächtigen Laubholzwäldern, von Eichen und Buchen umgeben, welche zu erquickenden Spaziergängen einladen und reizende Ausblicke gewähren auf die das liebliche Thal gegen Norden schützende Gebirgskette, aus welcher der in malerischen Contouren aufsteigende Wotisch und der von hier aus als spitzer Kegel erscheinende Donatiberg emporragen.



Bad Sauerbrunn bei Hofstätt.

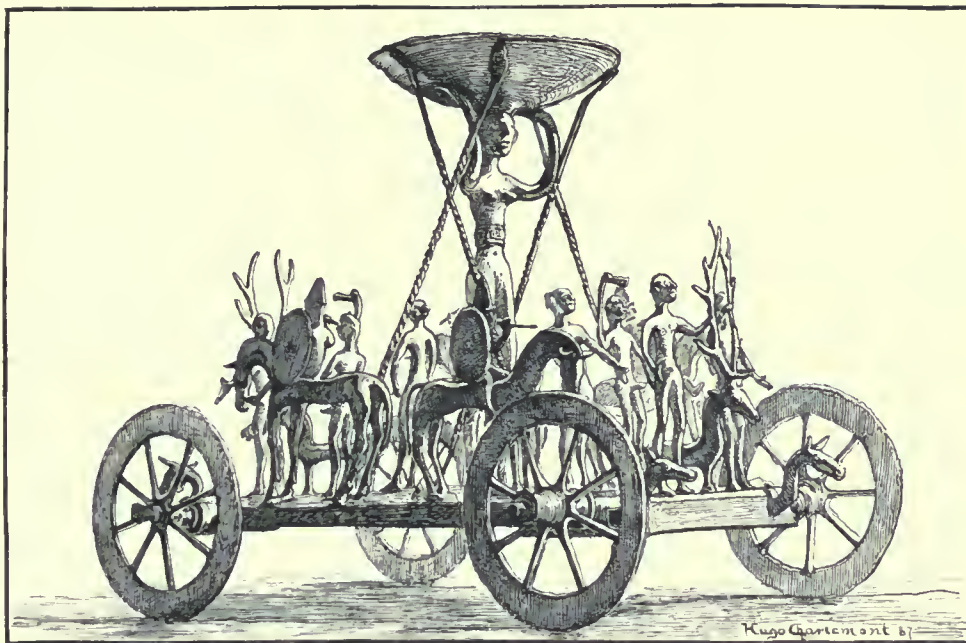


Die entzückend schöne Lage, die üppige Vegetation, das milde gesunde Klima, die trefflichen Anstalten zur Unterbringung der Gäste, die herrlichen Umgebungen, das erquickende Sauerwasser, das die Natur dort spendet, machen Rohitsch-Sauerbrunn in hohem Grade geeignet zum Aufenthalt für Genesende und Gesunde.

Von Trifail an bildet die Save die Südgrenze der Steiermark, fließt in einem engen Thale vorüber an Steinbrück, an den auf grünen Nebenhügeln gelegenen, den Strom dominiirenden Schlössern Lichtenwald und Reichenburg und bespült Raun, die Stadt und das über ihr liegende Schloß, das weit hinausblickt in die Gefilde der südöstlichen Steiermark und hinüber in die Nachbarländer des Steirerlandes, nach Krain und nach Kroatien.



Schloß Lichtenwald.



Opferwagen von Judenburg.

## zur Vorgeschichte Steiermarks.

### Die vorgeschichtlichen Verhältnisse.



ie Steiermark ist nicht reich an vorgeschichtlichen Funden. Vergeblich ist in den Höhlen unserer Kaltgebirge nach den Resten des Menschen geforscht worden, welcher als Genosse des Elephanten, des Höhlenbären und anderer, der Diluvialepoche angehörender Thiere in jenen fernen Zeiten gelebt hat. Die Höhlen in den schroff abfallenden Felsgehängen bei Peggau, Nussee, Eisenerz u. s. w. enthielten allerdings, sowie die berühmten Krainer Höhlen, eine große Anzahl von Knochenresten, die aber fast ausschließlich dem großen Höhlenbären angehören. Nur in selteneren Fällen können wir auch das Pferd, den Höhlenlöwen und andere Thiere jener Periode in den steirischen Höhlen vorfinden. Die Gegenwart des Menschen aber läßt sich mit voller Bestimmtheit nicht nachweisen, wenn auch einzelne scheinbar künstlich zugeformte Knochen aus der Badelhöhle darauf schließen lassen und zu vielfachen Ausgrabungen Anlaß boten. Das charakteristische Merkmal, den künstlich zugeformten Feuerstein, konnte man bisher nicht finden.

Es scheint, daß die Vereisung der Gebirge hier so tief herabreichte, das Land so unwirthlich und ungeeignet zur menschlichen Besiedelung war, daß selbst der gewiß nicht verwöhnte Jäger der Eiszeit seinen Wohnort außerhalb dieser Gletschergebiete suchte.

Aber auch an Pfahlbauten oder Landansiedelungen der späteren Steinzeit ist Steiermark auffallend arm. Nur in Gleichenberg ließen sich in trichterförmigen Gruben unter Aschenhaufen einige Gefäßtrümmer und Steinwaffen finden, welche Zeugniß dafür ablegen, daß hier wie in Niederösterreich, Ungarn u. s. w. unter gleichen Bedingungen sich die Ansiedler der Steinzeit niedergelassen hatten. In Untersteiermark sind einzelne Steinhammer und Steinmeißel nicht selten und wurden dort in den slovenischen Bauerngehöften sorglich aufbewahrt als ein Curiosum.

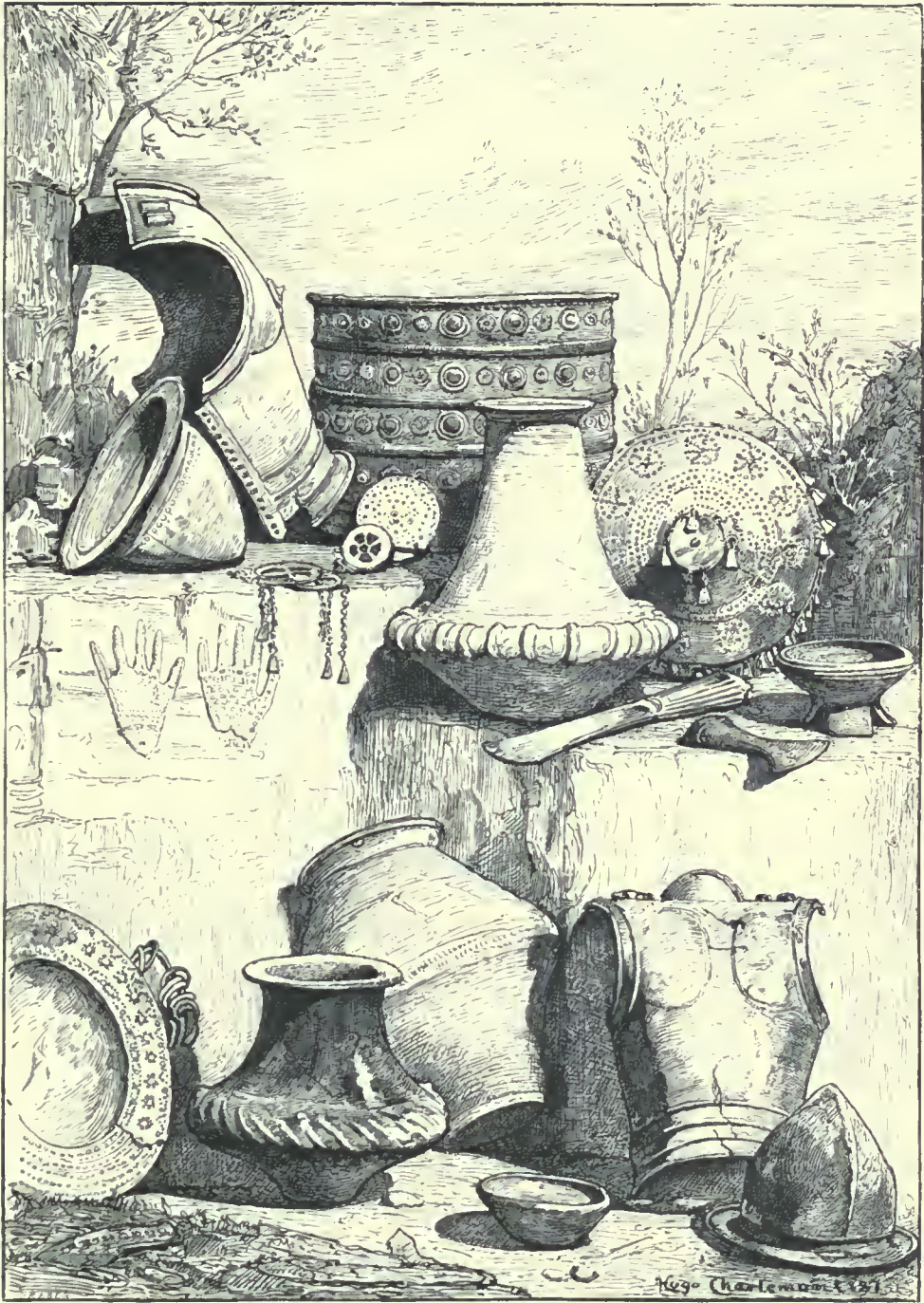
Der durchbohrte Steinhammer, den der slovenische Winzer in der Erde findet, ist für ihn nämlich ein seltenes Naturproduct. Der Blitz hat ihn geformt und das Loch durchgeschlagen, weshalb er ihn auch den Donnerstein nennt. Sein Besitz bewahrt das Haus vor Feuer Schaden und bringt auch dadurch mannigfaltigen Vortheil, weil, wie der Landmann meint, das von diesem Steinhammer abgeschabte Pulver mancherlei Krankheiten bei Menschen und bei Thieren heilen soll. Die Erinnerung an den Gebrauch der Steinwaffen ist offenbar der Gesammtheit der Bevölkerung gänzlich abhanden gekommen. Die Leute stehen auf dem Standpunkte der Naturforscher des XVII. Jahrhunderts, welche nicht nur die Steinwaffen, sondern auch die Urnen als Producte des Bodens ansahen und glaubten, daß unter gewissen abnormen mystischen Verhältnissen solche Gefäße und Steingebilde dem mütterlichen Boden entwachsen könnten. Diese Anschauung hindert aber nicht, daß die Slaven den Steinwaffen eine besondere Werthschätzung angedeihen lassen und sie mit abergläubischer Verehrung betrachten.

Für die Behausung Steiermarks durch die später eingewanderten metallkundigen keltischen Völkerstämme legen manche sehr reiche Gräberfunde baredtes Zeugniß ab, obwohl im Ganzen das Land doch auch weniger reich an großen Fundstätten dieser Epoche ist, als man erwarten durfte. Durch seine reichen Mineralschätze sowohl, als durch seine geographische Lage sollte gerade Steiermark ein besonderes ergiebiges Gebiet vorgegeschichtlicher Forschung sein. Durch Steiermark und Kärnten ging die große Völkerstraße, der Verkehr des Nordens und Ostens von Europa mit Italien vor und nach der römischen Occupation.

Abgesehen von den Flüssen und Flußthälern waren es die Alpenpässe, welche den Verkehr vermittelten, über welche die keltischen und germanischen Völker nach dem Süden drängten oder die römischen Legionen heraufgezogen kamen, um dauernd von diesen Provinzen Besitz zu ergreifen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese römischen Eroberer selbst schon die Gräber und nationalen Monumente der Eingebornen zerstörten und beraubten, denn, wo immer





Bronze und Urnen von Stein-Glein, Regau und anderen Orten.

in der Nähe dieser Heerstraßen oder der römischen Colonien Grabhügel eine reiche Ausbeute versprochen, finden wir sie ausgeplündert und nur wenige der abseits gelegenen und noch unverehrten Gräber lassen auf den Metallreichtum und die künstlerische Vollendung schließen, die schon vor der römischen Colonisation den eingebornen Völkern in Behandlung der Bronze eigen war. So sind bei Regau eine Anzahl Bronzehelme, in Klein-Glein Brust- und Rückenharnisse nebst Schildbuckeln, Bronzeschwerter, Fibeln, Paalstäbe und Bronzewaffen aller Art gefunden worden, die der Form und Technik nach sich sehr gut mit etruskischen Arbeiten vergleichen lassen.

Noch mehr gilt dies vielleicht vom Judenburger Wagen, der oft beschrieben und viel bewundert worden ist. Auf einer durchbrochenen Bronzeplatte, die auf vier achtspeichigen Rädern ruht, stehen Figuren aus Bronze gegossen, welche, wie es scheint, einen Festzug darstellen. Eine größere Figur in der Mitte hält eine Schale ober dem Haupte, rechts und links sehen wir Reiter, vorn und rückwärts Fußgänger in kriegerischer Tracht. Die Stilistik wie das Costüm der Figuren erinnern direct an Arbeiten der Etrusker, wie wir sie vielfach in Italien vorfinden, weshalb es denn auch nicht gewagt schien, hier eine aus dem Süden importirte etruskische Arbeit zu vermuthen. Ähnliche Wagen mit Schalen, die von einigen Forschern als Tafelaufsätze für Salz u. s. w. angesehen werden, fanden sich mehrfach, wenn auch nicht in gleicher figuraler Ausstattung in Norddeutschland und Bosnien und sind auch dort als directe Beweise des etruskischen Tauschhandels betrachtet worden.

Als einen weiteren und klaren Beweis für etruskische Cultureinflüsse betrachtete man auch die etruskischen Inschriften der Regauer Helme, welche jeden Zweifel über die etruskische Herkunft auszuschließen schienen.

Wenn trotzdem in neuerer Zeit immer mehr die Ansicht Boden gewinnt, daß im Allgemeinen die in unseren Ländern gefundenen Bronzen den heimischen metallkundigen Kelten angehörten und von ihnen erzeugt wurden, so erklärt sich dies aus dem Umstande, daß häufig figurale Darstellungen desselben Charakters diesseits der Alpen und anderseits wieder in Oberitalien sowohl in den Terra-mare als in den dortigen Urnenfeldern und Gräbern solche Bronzen immer häufiger gefunden werden, welche man unserem keltischen Formenkreis zurechnen muß. Zudem kommt, daß unter den sogenannten etruskischen Inschriften eine große Verschiedenheit zu herrschen scheint und die Annahme, daß auch unsere keltischen Eingebornen sich ähnlicher Schriftzeichen bedienten, durchaus nicht ausgeschlossen ist. Bei voller Anerkennung der weit ausgebreiteten etruskischen Cultur und ihres Einflusses gegen Norden schränkt die neuere Forschung den eigentlich etruskischen Stilcharakter immer mehr ein, während sich der Formenkreis der keltischen Funde immer weiter ausbreitet.

Wenn wir somit über die Herkunft des Judenburger Wagens und der Klein-Gleiner Funde, welche den Hügelgräbern entstammen, nicht mit Bestimmtheit aburtheilen wollen

und die Frage vorläufig offen lassen, ob diese Gegenstände fremden etruskischen Ursprunges sind oder nicht, müssen wir doch mit umso größerer Bestimmtheit die Bronze- und Eisen-geräthe, welche in den Urnenfeldern gefunden wurden, durchwegs als heimische Arbeit bezeichnen. Eines der größten dieser Urnenfelder ist das von Maria-Rast. Sechs- bis achthundert Urnen verschiedenster Größe, manche bis über ein Meter im Durchmesser, nebst zahllosen, leider meist durch den Brand zerstörten Bronzen liegen da eng gebettet nebeneinander. Es sind ausschließlich Brandgräber, die wir vor uns haben, im Gegensatz der früher erwähnten Hügelgräber, die zuweilen Skelette bergen. Eine große meist schwarze oder bräunliche Urne mit einem flachen Stein bedeckt enthält außer der Asche und der



Gefäße und Fibel aus Maria-Rast.

Knochenkohle gewöhnlich mehrere kleinere Schalen und Krüge, in denen wieder Beigaben von Armringen, Gewandfibeln, Ringen u. s. w. sich vorfinden. Das vergängliche Eisen ist meist bis auf geringe Spuren verschwunden; dort, wo die Formen noch kenntlich, sind eiserne Messerklingen, wohl auch Schmuckringe nachweisbar. Wer diese Urnen gesehen, muß sich sofort klar werden, daß sie nicht leicht transportirt werden konnten, sondern an Ort und Stelle erzeugt worden sind. Durch die Gleichheit der Ornamentik dieser Gefäße mit den Bronzen und durch Bronzenägel, welche als Verzierung geradezu in die Thongefäße eingefügt wurden, läßt sich auf die Verwandtschaft beider Kunstproducte schließen.

Ein weiterer Grund für die heimische Abkunft der Bronzen liegt in den Gußformen und den Metallklumpen, die mehrfach im Lande gefunden wurden. Über das Alter dieses Urnenfundes speciell läßt sich insofern etwas Bestimmtes sagen, als einige Gefäße und



zwei Fibeln unbestritten römischen Ursprunges sind und den in ganz Pannonien so häufigen provinciellen Formcharakter an sich tragen. Die Fibeln lagen zudem in keltischen Urnen, so daß das gleiche Alter der beiden, stilistisch fremden Objecte außer Zweifel steht. Dieses merkwürdige Factum, welches aber durchaus nicht vereinzelt steht, läßt sich ungezwungen nur dadurch erklären, daß die seit altersher den keltischen Stämmen eigene Formgebung in selbstgefertigten Thon- und Metallarbeiten sich noch eine geraume Zeit nach der Occupation der Römer im Lande forterhalten hat und nur allmählig durch römische oder doch durch romanisirende Formen verdrängt worden ist.

Es konnte auch nicht anders sein. Jahrhundertlang hatte sich in allen Ländern Europas vor der eigentlichen griechischen und später römischen Civilisationsperiode ein Formkreis ausgebildet, welcher in den Alpenländern im Vollbesitz der keltogermanischen Völker blieb bis zu ihrer Unterjochung durch die Römer. Aber auch nach der Occupation konnten diese altgewohnten und alterthümlichen Formgebungen nicht sogleich anfallen. Sie wurden nur allmählig in immer tiefere Volksschichten und in entlegene Gegenden gedrängt, wo sie allmählig sich auslebten. Derselbe Culturgang vollzieht sich noch heute mit unsern modernen stillen Industrieproducten, die, obgleich der Verkehr ein ungleich rascherer ist, doch noch nicht die altheimischen Formgebungen der Hausindustrie überall verdrängt haben, welche noch jetzt oft ganz direct an römische und sogar vorrömische Motive in der Ornamentik erinnern.

Außer Maria-Rast finden sich in und bei Wies, ferner im Osten Steiermarks recht häufig römische und vorgeschichtliche Kunstproducte beisammen, welche das Nebeneinanderfortbestehen der heimischen und römischen Cultur genugsam erweisen. Häufig treffen wir auch eigenthümliche Mischformen an, die so recht eigentlich dem Forscher die Lösung über die damaligen Culturzustände an die Hand geben, wofern er aus der Verwandtschaft und Stilistik der Formen überhaupt den Fortschritt der Culturentwicklung zu enträthseln versteht. Da gibt es einerseits römische Gefäße, die aus grobem Gemenge in so unclassischen Formen uns entgegentreten, daß wir sie nicht für römisch hielten, wenn nicht alle anderen Fundgegenstände, besonders die Münzen, deutlich dafür Zeugniß ablegen würden; anderseits aber haben auch wieder die Eingebornen nicht nur in den Formen und der Färbung der Thongefäße, sondern auch in den Formen der Bronze fibeln sich immer schneller an römische Vorbilder angelehnt.

Die alte Hausindustrie mit ihren einfachsten Hilfsmitteln mußte dem römischen Gewerbe, welches auf vollster Höhe der technischen Vollendung stand und jeder Aufgabe gewachsen war, natürlich sehr bald weichen, ähnlich wie jetzt das Gewerbe und die Handarbeit wieder der Großindustrie und Maschinenarbeit unterliegen. Dieser Concurrenzkampf der alten und neuen stilistischen Formen dauerte aber eine geraume Zeit und ist in den Colonien

südlich der Donau sowohl in römischen als prähistorischen Gräbern und Fundstätten oft nachzuweisen und höchst lehrreich. Wir ersehen daraus, nicht nur wie eine Civilisation sich der eingebornen Bevölkerung aufdrängt und von ihr allmählig so aufgenommen wird, daß die neuen Formen das Eigenthum der Unterjochten werden, sondern wir sind durch die richtige Erkenntniß dieser Mischformen und durch die Thatsache, daß römische und keltische Kunstproducte nebeneinander gefunden werden, auch in der Lage, mit Bestimmtheit zu behaupten, daß die prähistorischen Bronzen in Steiermark bis auf die Zeit der römischen Occupation herabreichen. Die schwierigste der Fragen, die der Altersclassification, gewinnt dadurch einen sicheren Boden.

In den Pfahlbauten hatten wir die obere Grenze der vorgeschichtlichen Bronzen, in den Mischfunden der römischen Colonien haben wir nun die untere Grenze derselben gefunden und sind berechtigt, gewisse Classificationen und Altersbestimmungen anzunehmen, die nicht wie bisher völlig in der Luft schweben.

So bezeichnen die Urnenfelder unbedingt die jüngere vorgeschichtliche Epoche, während die Bronzen der Hügelgräber, mit denen noch keine römischen Objecte gefunden wurden, der älteren Stilperiode angehören.

### Die Römerzeit.

Zu Römerzeiten gab es im steirischen Unterlande die Städte und Postorte: Celeja (Cilli), Poetovio oder Petabio (Pettau), Solva oder Flavium Solvense (Leibnitz-Wagna), ad Medias (bei Heiligenstein), ad XX lapidem (bei Radkersburg), Colatio (oberhalb Windischgraz), Lotodos (am Kreuzberge bei Gonositz), Pultovia (bei Pragerhof), Ragando (bei Lošnitz), Upellae (bei Weitenstein). Zum Orte Atrans in Krain gehörten die Gründe von Sachsenfeld westwärts, zu Neviodunum etliche unter Lichtenwald, einige oststeirische zu Salle und Savaria in Ungarn. Kein alter Ortsname ist durch das ganze Grazer Feld bis zum Semering und abendwärts nach Judenburg erhalten. Dort, in dem allezeit zu Noricum gerechneten Berglande, lagen die Orte Ad Pontem (St. Georgen bei Unzmarkt), Gabromagus (Pyrn), Monate (Enzersdorf), Sabatina (St. Johann am Hohentauern) und Surontium (knapp südlich davor), Stiriata (Rottenmann), Viscellae (Sauerbrunn am Bölsbach). Über 900 von den jetzigen 5.270 Orten des Landes sind schon vor 1.800 Jahren besucht gewesen, fast leer aber scheinen die Strecken von Kapfenberg, Neuberg westwärts gegen Trofaiach, Admont, ähnlich das Murthal unterhalb Murau, St. Georgen, ebenso das Hochland an Enns bis Pyrn, Lassing und die Punkte um die fühne Tauernstraße. Ede scheint auch die Gegend um Kuffee, Grubegg, Wörschach, ein weiter Umkreis von Maria-Zell.

Celeja, ausgebreitet an den Ufern der in den Savus mündenden Adsalluta, zumeist am Einflusse der Vogleina, nordwärts reichend bis vor Margarethen, an den Galgenberg, ostwärts an den Josefi- und Kalvarienberg, in die Wiesebene bei dem Ködingbache, südwärts zu den Walbanstiegen, westwärts über Wabna hinaus sich verstreugend, am rechten Sannufer in Urzeiten merklicher entwickelt, von anschwellenden Wässern nicht selten bedrängt und verschwemmt, hatte ein wohlverdachtes Netz von Kanälen und Abzügen, über denen das Straßenpflaster, die Mosaikböden, Estriche, Säulenstände an manchen Orten noch so ergraben werden, daß der jetzige Aufschutt halbmansshoch darauf lagert. Weißmarmorne Denksteine und Aschenkisten hat, wie bei Pettau und Altendorf der Drauström, hier das Sanngewässer aufgenommen aus der Gräberstraße und den benachbarten Gehöften; näher und ferner den Zuflüssen stand eine Badhalle in der Schüttgasse, ein Säulengang leitete vom Hauptplatze in die Herrengasse, allerlei Gewerksbau verbreitete sich in der Vorstadt Rann, im Brennpunkt wohl das Palatium dieser der claudischen Junft zugeschriebenen Stadt; an gehobener Stelle aber thronte die Beste der Procuratoren, nachmals Präsidenten in Wehr- und Steuerfachen des (später südlich untertheilten) Noricum. Wir kennen die Namenliste nicht ohne Lücken vom Jahre 41 bis 249 und 337 n. Chr. Höhere Militärs wohnten da, in Lagerstätten hausten die Mannen in und außer Dienst, zugetheilte Veteranen der Legionen Nr. 10, 13 G, oder Nr. 2 der Wältschen, Nr. 7, 8, 20, von den Kohorten 6 der Räter, 7 der Breuker aus diesem oder jenem Flügel. Vom Schloßberge schaute ein Wehrthurm herüber zum Thürmchen am Galgenberg und diesseits funkelten die Stirnknäufe der Tempel- und Weihbauten. Solche standen dem Jupiter, Herkules, Mars, Merkur, Mithras, Neptun, der Celeja, Epona, Fortuna, Isis, Moreia, Virtus, auch den Genien und Laren. Ehrenmäler waren gewidmet den Kaisern Trajan, Marc Aurel, Severus, Crispus bis Constantin und Constantius, auch dem im halben Weltreiche bediensteten L. B. Clemens, geboren in der Sannstadt um 105, gestorben um 169 bis 180. Über 300 Jahre, fast von Augustus' Walten her — dessen Zeitgenosß hier der ehrengelohnte C. J. Wepo — in guter haultlicher Sorgfalt erhalten, ward das Stadtwejen am meisten seit des Magnentius und Constantius Kriegen durch die Raubzüge der Sarmaten, den Andrang der wenig städteholden Slaven, nicht minder durch die unabgewehrten Sulzbacher Gewässer erschüttert, immerhin aber noch fortgefristet durch die kirchliche Besiedelung mit ihrem byzantinisirenden Banfleiß. Spärlich sind indeß christliche Zeichen, Lampen mit dem heiligen Monogramme, die Grabchriften wie der Petronier (Magimilla, Rigellia und andere).

Im ebenen Südostland, am breiten, grauflüßigen Dravus lag als ernste Brückenwacht und Pforte Pannoniens Poetovium, etwas später als die Sannstadt colonial, eingerichtet unter Trajan, der papirischen Tribus zugetheilt, Winterlager der 8. und





Der Frangerstein in Buda.

Rand, die Wellen der Drau ergossen sich jezuweil über die Ruhestätten. Gerettet ist der reliefreiche Grabstein eines Decurionen, in dessen Familie ein Verus gehörte; er steht, noch bis 1848 als Pranger verwendet, sinnend auf dem Marktplatze. Aus der Nachbarschaft, Ragošnik, stammen christliche Bronze-Votivräder gar seltsamer Art.

Der Römerstädte nördlichste ist Solva. Nicht an des Murus rechtem Strande selber gelegen, sicherer also denn die Schwesterstädte, mehr bergwärts gerückt gegen die den Seckauer Waldbrücken in schönem Bogen umfließende Sulm, erfüllte sie wahrscheinlich den Boden von Leibnitz (Pfarrkirche) abwärts gegen Altendorf-Wagna, mit einer Schutzmauer in Norden, einem Vorwerke gegen die Landschabbrücke und Leitring vom kanaldurchgezogenen Wagna her ausgerüstet; ein stattliches Bergschloß glänzte jenseits des Wassers als Hügelkrone, vor sich die weite auenreiche Ebene, hinter sich die Mittelhöhen mehr kernigen als süßlichen Weinwuchses. Alles das ist im frühesten Mittelalter zum schlichten Wenden-Orte Zulp geworden. Die Legionen 13, 14 G, 15, später die zweite der Wälſchen, hatten hier Zugehörige, ihre Sacralbanten Jupiter, Mars neben den alteinheimischen Latobius, Harmogius, Tontates. Die Einwohnerschaft, der Classe Quirina einverleibt, stellte Denkmäler den Kaisern bis Maximian und hohen Kriegsmännern. Nach den Jahren, als der drau-städtische Kanzler Drestes bei Egel in Wälſchland das starke Wort führte, sah man hier Schutt und Verödung.

In allen städtischen Bauresten erblickt man Mosaik- und Estrichböden, viele Fundlinge in Bein, Glas, Metall, vorweg in Bronze. Am anziehendsten die Fibel, von der brillenartigen Biegung bis zu den armbrustförmigen, zudem fast handgroße Stücke mit gewundener Nadel (Sulmthal); auch der Hahn, der Pferdreiter, das Snaſtika-Zeichen fügt sich diesem Geräthe ein. Die Schwerter kamen wohl meistens aus fremdländischen Fabriken. Eigenartig, fast frühromanisch breitgeziert, geben sich die Dolchbeſchläge von Krungel. Die alten abgekommenen Formen Axt und Beil finden sich in Gräbern als erbheiliger Hausrath, wie auch in Wohnräumen; dieserhalb halte man die Fundstätten selber nicht für urzeitliche. Wohl betrieb der Römer auch den Metallguß inner Landes, Funde von Cilli bis zum Plabutsch bezeugen es. Auf das rühmlichste stellte er Eisengeräthe aller Formen her, doch am schlechtesten erhielten sie sich. Spärlich kamen Goldsachen bis auf uns, etliche Blättchen, Fibeln, Ohrgehänge, Ringe mit und ohne Schrift (utere felix vom Ringelstein gleich dem Wagnaer Bronzeschlüssel), eine Münzenfassung und dergleichen. Noch kennen wir auch silberne Armbänder, Fibeln, Löffelchen, Nadeln, etliche Ringe mit und ohne Gemmen. Der Marmorstein, meist vom Bacher- und Kainachgebirge, mit seinen stärker oder minder erhabenen Bildern ist vorwiegend dem Andenken theurer Verstorbenen gewidmet. Die Bilder zu den Grabchriften sind am liebsten die Büsten von Mann, Frau, Kind in ihrer Landestracht oder die Ganzgestalten verschiedener Stände mit ihren Abzeichen.



Sa auch die Helden der Sage, die Göttlichen selbst finden sich ein: Achilleus und Chiron, Ceyx und Halcyone, Europa auf dem Stiere (Nereïde), Orphens im Kreise sangbezauberter Thiere, Menelaos, des Patroklos Leiche schirmend, Perseus und Andromeda, Theseus, Thetis und Achilleus, dann Amor und Psyche, Aurora, Centauren, Ganymed, Herakles und Iphitos, Leda und der Schwan, Luna, Mithras der Heischer des Stieropfers, Venus und Adonis. Im Statuarischen sind es mehrere Gewandstücke, die gelingen mochten, so der steife norische Krieger zu Cilli, der weiblich umkleidete Liber vom Grazer Schloß-



Römische Funde.

berge; freier gearbeitet sind einige Idole, der Leibniger Marc Aurel-Kopf. Bestes lieferte hierin wohl die Bronze; nächst der prächtigen Silenusmaske von Lava sind in einigem Abstände nennenswerth die Statuetten Jupiter, Juno, Merkur, Bacchus, Bacchant, Priap, dazu die thronende bekrönte Pomona oder Celeja und wenige Thierbilder.

Zahlreich begegnen uns die Schriftsteine, im offenen Thal, in enger Schlucht, auf hoher Warte. Der Weihstein, theils in Araform, gilt dem Höchsten als Unheilwender, als Arubiner, Erhalter, Höhenherrscher, als Dolichenus und Uxellinus; oder dem Götterkreise, dem Mars, der Fortuna, dem Genius, den Nymphen, der Epona, Koreia, dem Herkules (bei Steinbrüchen); seltenere der Celeja, Juno, dem Latob, Merkur, Neptun; ganz vereinzelt der Adalluta, Britannia, Minerva, Valetudo, Victoria, Virtus, endlich



dem Harmog, den Lares, Merkur, Mithras, Savus, Toutat und Vulkan. Ehrenschriften erinnerten an die Kaiser von Vespasian bis Valentinian, wohl auch an andere Verdienstreiche. Den Todten zumeist zollte der kalte Stein die heiße erinnerungsreiche Klage der Überlebenden. Nicht bloß in den anstehenden Waldfels gehauen (wie bei Donawitz für den Vericius), sondern auch in wohlgeglättete, auch umrahmte Platten gegraben, verkündet uns die Schrift, erstzeitlich größer und vornehmer, schließlich zerfallender wie das Weltreich selber, bald classisch kürzer, bald modern umständlicher, von so manchem abgeschlossenen Lebensstramme. Solche Grabschriften, zu Döffelbach bei Hartberg einmal einer Thonplatte anvertraut, verkündeten allerorten Namen, Abstammung, Stand, Alter der Angehörigen von mehr als 76 Familien; Hundertjährige begrub man bei Cilli, St. Johann, Trisail; metrisch erhob man Todtenklage zu Altendorf, am Bacher; christlich angeweht war das Wenigste (zu Cilli). Die Inschriften alle gehen über das Jahr 400 n. Chr. nicht hinaus; in der Zeiten Wechsel wurden die Sarkophage größer (Lichtenwald) und kleiner (Wagna). Die Grabstätten waren spätzeitig flachere, von der constantinischen Ära zurück aufgehügelt als Tumuli, an 150 Stellen (außerhalb des Sulm-Saggauthales mit seinen theils durch Enkel fortgesetzten 1.000 Aufschüttungen) hat man derlei getroffen. Die meisten bisher bekannten liegen an Save, Sann (Großmuster von Gomilsko), an der Mur von Landscha bis Mureck, Radkersburg, im Saßthal, um Gleichenberg, Landsberg, in den forstreichen Steinbergen bei Graz, endlich bei Hartberg. Das Fehlen römischer Münzen und Geräthe macht solche Stätten nicht vorrömisch, sondern unstädtisch, bäuerlich, ärmlich. Flachgräber wie zu Alla, Arnfels, Maria-Rast, Straßengel weisen auf spätere Zeit (Völkerzug, Slavensitz) nur durch die Art der Findlinge (Schädel, Gelbmetall, breite Formen). Daß die Räthsel sich mehren, liegt auch Attilas Grab bei Pettan, bei Luttenberg, bei Heimschnh. Dem Todtemwesen des VII. bis XII. Jahrhunderts ist endlich der dichte Schleier der Vergessenheit übergeworfen. Die wahrhaft Todten! Von ihnen meldet kein Lied, kein Stein.

In diesen düsteren Zeitstrecken, länger als alle Jahre römischer Herrschaft, fehlt selbst der Thon, der Urstoff halbwildder Ahen, aus letzten Scherben bis dahin redend. Weiter zurück von der Völkerwanderzeit zeigt er sich aber in allerlei Gefäßen und Geräthen von Erbse- bis Halbmannsgröße, grau, röthlich, schwarz, glänzend schwarz und siegellackroth, klanglos bis hellklingend, feiner, gröber geschlemmt und geformt, mit wenigstens 50 Sorten des Zierrats außerhalb des wahrhaften Bilderbuches der Sigillaten. Die Gestalt ist jene von Amphora, Becher, Flasche, Kanne, Krug, Schale, Schüssel, Tasse, Tiegel, Topf mit und ohne Henkel und Deckel (häufig mit dreigeschligten Standfüßen), Urne (auch mit eingeritzter Schrift, wie MATURIA oder VENERI), Wase und Ähnlichem. Wer kennt nicht die malerischen Lucernen, ein- und mehrdochtig, mit den bronzenen Aufhängestücken und

den Löschhörnchen? An den Lämpchen schauen wir Töpfernamen, allerlei sinnige Reliefs, nicht ohne das christliche Zeichen  $\times$ . Von Legionssäugeln waren älteste zu Pettau gemacht (Nr. 13), solche der Wälschen Nr. 2 sind zuhause bei Cilli (Heilenstein, Loschitz), bei Maria-Kast, Leibnitz, ins Suluthal hinein reichen solche der 14. Zwielerlegion.

Dem Heer- und Postwesen haben breite wohlcementirte Straßen gedient. Unten lief eine Linie aus Emona nach Cilli, von da vorerst gemeinsam bis gegen den Röttschach-Graben, im Spalte westwärts nach Juenna und Virunum (Saunthal, Zolfeld), ostwärts nach Poetovium, hier Anschluß nach Sirmium hinauf, nach Savaria und Aquincum. Über den Marburger Boden führte die Richtung nach Solva, minder wichtig als die Ostlinie. Oben im Hochland hingegen zog die kürzeste Linie zur Donau, da ward das Muthigste versucht; die gewaltige Hochebene bei Scheifling, der Pölschals, das rauhe Geschlecht der Hohentauern, die Enge bei Trieben wurde passirt und bei Hassel ausgebrochen. Viel zu wenig Meilenäulen und Straßensteine aber gelang es aufzufinden; einen einzigen kennen wir aus dem Oberlande, 17 aus dem unteren. Sie rühren von den Kaisern Trajan bis Gratian her, 98 bis 368 n. Chr. Darnach verfiel das Straßenwesen rasch. Man kann sich denken, wie gut durch langer Zeiten Sorgfalt die Straßenorte — im Gegensatz zu den Dörflern, zum Beispiel am Stubalmpaß bis 2.773 Fuß über Thalboden — allen zuvor insbesondere die Poststationen versehen waren mit Gasthäusern, Schänken poetovioner und solvenjer Weines, auch landesüblichen Getreideabgusses, mit Herbergen, Wagenstuppen, Pferd- und Maulthierställen, Posthallen, Schreibstuben, mit Civil- und Militäraufsichtern und Bediensteten, vornehmlich strammen Veteranen.

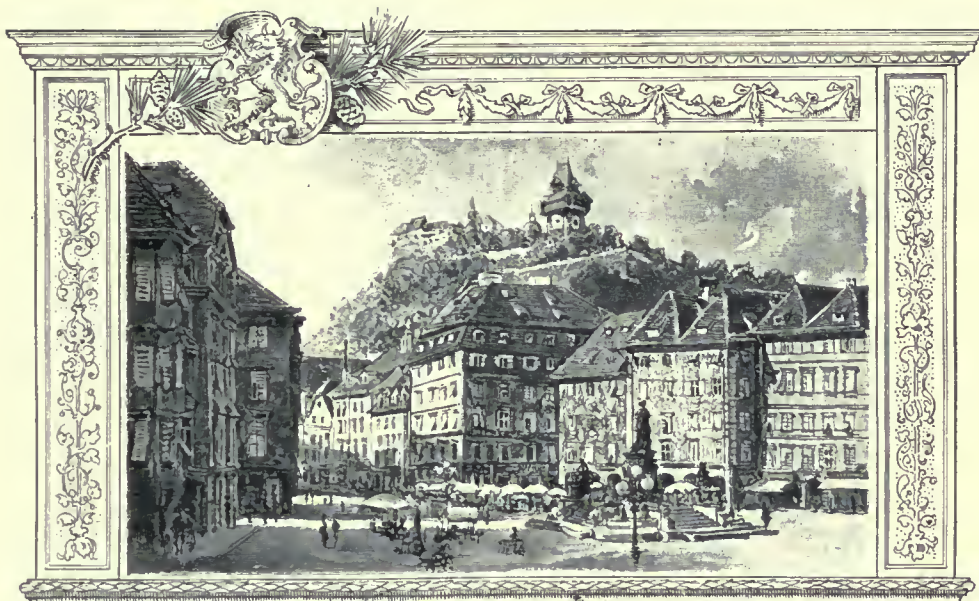
Römische Münzen hat man an 250 verschiedenen Orten des Landes ausgegraben, soviel uns davon seit etwa 100 Jahren berichtet ist. Bald schatzweise waren sie zu erringen bei Cilli, Fraßlan, Schloß Andenburg, Zirkowitz (Goldschatz, vergraben nach 87 n. Chr.), Dornfeld, zu Pichla-Perbersdorf, im Saßthal, zu Rosslegg bei Anger, Preg (nach 268), Mürzzuschlag (versteckt nach 243), bald und häufiger in Einzelfunden. Selbstverständlich kommen den Städten die längsten Reihen zu. Celeja setzt von Augustus bis Justinian fort, Poetovium gar von Cäsar bis Michael IX. (1329), Solva von Augustus bis Andronicus. Mit den (von 29 Familien herrührenden) Republikgeldern greift Celeja am weitesten zurück, 114 bis vielleicht 233 Jahre v. Chr., dasern die Münzen eben funkelneu ins Land gekommen. Da stoßen sie an ihre urältesten Vorgänger, die keltischen Tetradrachmen, an das makedonisch-illyrische Silberstück. Die zahlreichsten unter sich verschiedenen Münzen hat des Kaisers Constantius I. Regierung durchs Land verstreut, von Nero zurück ist jede Münzart mehr selten. Über die zahlreichsten Fundorte verbreitet, am populärsten sozusagen, erscheint Trajan. Die ältesten Goldstücke weisen auf Tiberius, die meisten auf Vespasian, ein allerseinstes trägt den Namen des Gallienus. Im Ganzen hat der steirische Boden

über 2.300 verschiedene Münzarten gedeckt, und zwar von 118 Kaisern, 25 Kaiserinnen. Nicht selten treffen sich daneben die Kupfersorten von Viminacium, mössische Soldaten mögen sie wohl verausgabt haben, auch egyptische Ptolemäer zeigten sich zu Hohenmauten so gut als zu Alexandria geschlagene Kaisermünzen, selbst altsicilische Gelder staken im Pettauer Boden. Zu allerlezt muß nur das verkommene Byzantinergeld vorgehalten haben. Ganze Generationen hatten nichts im Sacke, weder Attilas gräuliches Geld mit dem Satanskopfe existirte jemalen, noch sind, wenn wir nicht sehr irren, die Slaven mit eigenem Bargeld landfässig worden. Ohne Städte, ohne Straßen, ohne Münzen begann das Mittelalter.



Eisenmaske aus Bronze, bei Cissi gefunden.





## Zur Geschichte Steiermarks.

Von der Völkerwanderung  
bis zum Jahre 1564.

Leiden und Drangjale aller Art brachen schon im IV. Jahrhundert über Noricum herein. Die Blüte, welche durch die Herrschaft der Römer hervorgerufen worden war, wurde durch die Stürme der Völkerwanderung, die den gewaltigen Ban des Römerreiches zum Wanken und zum Falle brachten, vollständig geknickt. Die Städte versanken in Trümmern, die Fluren wurden

verwüstet, die Einwohner, entmuthigt und ohne Widerstandskraft, hatten die härtesten Leiden zu ertragen, ihre Zahl verminderte sich außerordentlich. Die verschiedenen germanischen Völkerschaften, welche damals durch das heutige Gebiet der Steiermark zogen, hinterließen im Lande keine Schöpfung: es wurde viel verwüstet, aber nichts Neues geschaffen.

Die Völkerwanderung begann mit dem Vordringen der Hunnen nach Europa. Damals (400) zog von Illyricum aus über Pannonien König Marich mit seinen Westgothen nach Italien, aber er mußte nach Illyricum zurück; im Jahre 408 unternahm er einen zweiten Zug nach Italien, wo ihn der Tod ereilte. Durch diese Züge wurde auch das steirische Unterland berührt, doch konnte sich die römische Herrschaft in Noricum behaupten.

Auch als die wilden Hunnen sich in Pannonien ein Reich gründeten und nach dessen Vernichtung sich die Ostgothen in Oberpannonien festsetzten, blieb Noricum unter der Herrschaft des weströmischen Reiches, aber die Provinz war von allen Seiten bedrängt: im Westen von den Alemannen, im Norden von den Rugiern, im Osten und Süden von den Ostgothen. Die Provinzialen fühlten sich von Rom aufgegeben, ihr Muth sank und nur der Zuspruch des heiligen Severin, der in Ufernoricum lebte, unermüßlich für das Wohl der Romanen thätig war und auch in Binnennoricum als das kirchliche Oberhaupt betrachtet wurde, hielt sie noch aufrecht. Durch Noricum zog Odoafar mit seinen Scharen nach Italien, wo er den letzten weströmischen Kaiser absetzte (476) und als Stellvertreter des oströmischen herrschte. Durch Noricum führte derselbe Odoafar seine Heere gegen die Rugier an der Donau, deren Reich er zerstörte, worauf er die romanische Bevölkerung Ufernoricums nach Italien abführen ließ. Binnennoricum stand noch länger unter seiner Herrschaft; als er gestürzt worden war (493), gehörte es zu dem Reiche, das sich sein Überwinder, der sagenberühmte Ostgothenkönig Theodorich der Große aufrichtete. Die Stelle der Ostgothen in Pannonien nahmen später die Langobarden ein, die im Jahre 568 ebenfalls ihr Land mit Italien vertauschten, worauf das wilde Reitervolk der Awaren in den entvölkerten Gegenden zwischen den Karpathen und den östlichen Ausläufern der Alpen ein Reich gründete.

Als Unterthanen der Awaren drangen gegen Ende des VI. Jahrhunderts die Slovenen oder Winden, ein slavischer Volksstamm, in das binnenländische Noricum, also in Krain, Steiermark und Kärnten ein und ließen sich da nieder, ja sie erschienen selbst in den östlichen Thälern Tirols und gelangten längs der Enns bis in die Gegend von Steyr und über den von ihnen benannten Semering (Fichtenberg) bis an die Schwarzau. Was etwa noch aus der Römerzeit übrig geblieben war, ging jetzt zu Grunde. Die westlichen Nachbarn der Slovenen waren die Bajuwaren oder Baiern, mit denen sie

allenthalben in Kampf geriethen. Das frühere Binnennoricum aber nannte man nun Karantainen, das ist Gebirgsland.

Es gelang den Slovenen im Jahre 623 das drückende Joch der Awaren abzuschütteln und sich mit den nördlich von der Donau wohnenden slawischen Stämmen zu einem großen Reiche zu vereinen, dessen Beherrscher der Franke Samo war. Aber nach dessen Tode löste sich das Reich auf, doch behaupteten die Karantainen ihre Unabhängigkeit gegen die Awaren. Als diese aber um die Mitte des VIII. Jahrhunderts Versuche machten, die karantainischen Slaven sich neuerdings zu unterwerfen, sahen sich letztere genöthigt, die Oberherrschaft der Baiern, ihrer Nachbarn, anzuerkennen, die ihrerseits unter der Oberhoheit des fränkischen Stammes standen. Der baierische Herzog Tassilo wollte sich aber von den Franken unabhängig machen und verband sich zu diesem Zwecke mit den Awaren; er wurde jedoch von dem fränkischen König Karl dem Großen im Jahre 788 abgesetzt und sein Herzogthum sammt dem Gebiete der karantainischen Slaven dem fränkischen Reiche einverleibt. Bald nachher besiegte Karl der Große auch die Awaren und befestigte dadurch die fränkische Oberherrschaft über Karantainen.

In der Zeit, in welcher Karantainen in den Verband des großen fränkischen Staatswesens trat, war Steiermark ein slawisches Land, doch war die slawische Bevölkerung nicht überall gleich dicht, in Obersteier war die Zahl ihrer Ansiedlungen streckenweise sehr gering. Dazwischen saßen die Reste der römischen Bevölkerung, an welche heute noch manche Namen erinnern, wie beispielsweise Waldsdorf oder Wolsdorf (früher Walthesdorf, das ist Walchendorf). Viele Höhen, Flüsse und Orte empfangen von den Slaven neue Namen, die sie bis auf den hentigen Tag behalten haben. Slawisch sind, um nur einige Beispiele anzuführen, die Gebirgsnamen Grebenzen (greben. Felskamm), Gleinalpe (glinaa, Fehm), Semering (smrk. Fichte); die Flußnamen Mürz (Murica, kleine Mur), Rabnitz (Rabanica, kleine Rab), Safen (zaba, Frosch); die Ortsnamen Astenz (jablan, Apfelbaum), Sedau (sekati, schneiden, roden), Peggau (peč, Felsen), Renu (ravnina, Thalebene), Krems (kremen. Kiesel), Leibnitz (lipa, Linde), Graz (grad. Burg). Auch nach slawischen Gründern oder Besitzern sind Orte genannt worden, wie Radkersburg Kategoispurch, die Burg des Kategoj.

Zur Zeit der Einwanderung der Slovenen in die östlichen Alpenländer waren sie noch Heiden, ihre Bekehrung erfolgte vorzugsweise von Baiern aus. Die Bajuwaren verdankten die Organisation ihres Kirchenwesens dem heiligen Bonifacius, welcher vier Bisthümer im Lande schuf, darunter auch Salzburg. Der Bischof Virgilinus von Salzburg (745 bis 784), ein geborner Irländer, sandte Missionäre nach Karantainen und gewann das Volk dem Christenthum. Sein Eifer erwarb ihm den Beinamen eines Apostels der Karantainen. Auch die Patriarchen von Aquileja nahmen an dem Bekehrungswerke theil.



Kaiser Karl der Große bestimmte im Jahre 811 die Drau als Grenze der Diöcesen Aquileja und Salzburg, welches letzteres im Jahre 798 zum Erzbisthum erhoben worden war.

Das dem fränkischen Reiche gewonnene Karantaniens war von jetzt an lange Zeit für die Unternehmungslust thatkräftiger Familien ein Boden, auf dem sich reichlich Ruhm und Güterbesitz erwerben ließ. Zahlreich wanderten Deutsche, zummeist Baiern, doch auch Franken und Sachsen ein; die fränkischen und nachmals die deutschen Könige gaben wüste, herrenlose Gegenden, welche als Reichsdomänen galten, den Kirchenfürsten, Klöstern und verdienten Laien als Eigenthum oder Lehen und diese machten mit ihren Hörigen und Sklaven den Boden urbar, gründeten Dörfer und erbauten Kirchen. Besonders Salzburg ist auf dem Boden der heutigen Steiermark sehr reich ausgestattet worden: auf den fruchtbaren Ebenen von Leibnitz und Pettau, im Enns- und Sulmthale, an der Raab und Sottla hatte das Erzbisthum Besitzungen. Zahlreich sind die Ortsnamen, welche in ihrer alten Form deutlich die Namen der deutschen Gründer oder Besitzer aufweisen und Namen, die auf =hart (hart, Wald), =reit (reiten), =schlag und =moos endigen, deuten auf Ansiedlungen in waldigen und sumpfigen Gegenden. Orte, aus welchen die Slaven vor den Deutschen zurückwichen oder in denen sie von diesen aufgesaugt wurden, behielten ihre slavischen Namen, oder man fügte doch, der Veränderung Rechnung tragend, eine nähere Bezeichnung hinzu: so hieß die jetzige Hauptstadt des Landes eine Zeit hindurch „Bairisch Graz“.

So hatte Steiermark eine ganz neue Bevölkerung erhalten, welche heute noch das Land innehat: Slovenen und Deutsche.

Unter den Nachfolgern Karl des Großen sank die Macht des fränkischen Reiches, welches durch die Theilung im Jahre 843 in drei Theile zerfiel, von denen der östliche, das ostfränkische — später das deutsche Reich Ludwig dem Deutschen zufiel. Dieser überließ die Verwaltung Baierns und Karantaniens seinem Sohne Karlmann, der dann seinen natürlichen Sohn Arnolf damit betraute. Als Arnolf im Jahre 888 König des ostfränkischen Reiches geworden war, übergab er Karantaniens seinem Verwandten Liutpold. Damals erschienen an der südöstlichen Grenze des ostfränkischen Reiches die Magyaren, welche auch Kärnten und Baiern mit Plünderungszügen heimsuchten. In dieser Noth entstanden wieder die alten, von Karl dem Großen beseitigten Herzogthümer und Liutpolds Sohn Arnolf ward Herzog von Baiern. Im Laufe des X. Jahrhunderts wurde dann durch kräftige deutsche Könige den Einfällen der Magyaren Einhalt geboten und an den Grenzen zum Schutze gegen sie Marken eingerichtet; eine solche entstand denn auch in der heutigen oberen und mittleren Steiermark unter dem Namen der Kärntner Mark. Kärnten und Baiern waren in dieser Zeit bald vereinigt, bald wurden sie getrennt verwaltet; ungefähr vom Jahre 1000 an blieb Kärnten ein selbständiges Herzogthum.

Deutlicher als früher lassen sich von da an die Gaue und Grafschaften erkennen, in welche Karl der Große wie sein übriges Reich auch Karantainen eingetheilt hatte; auf dem Boden der Steiermark finden wir folgende derartige Verwaltungsbezirke: den Ennsthalgau, den Undrima- oder Ingeringgau, den Leobner Gau, den Mürzthalgau, den Hengistgau mit der Hengistburg, die auf dem Wildoner Schloßberge stand; im Unterlande bestanden der Zitlinesfeldgau, auch Mark an der Drau, in welcher Pettau lag und später Marburg sich zum Vororte entwickelte, und der Sanntthalgau. — Vorsteher der Kärntner



Siegel des Klosters Gössee aus dem XIII. Jahrhundert.

Mark war zu Beginn des XI. Jahrhunderts Adalbero aus dem reichen Hause der Eppensteiner; im Jahre 1012 wurde er auch Herzog von Karantainen, verlor aber 1035 angeblich wegen Hochverraths beide Würden. Die Mark wurde jetzt vom Herzogthum wieder getrennt und an Arnold aus einem im Traungau um Wels und Lambach reich begüterten Geschlechte verliehen. Zur Zeit Adalberos gründete die reiche Gräfin Adala im Verein mit ihrem Sohne, dem Salzburger Diacon Aribio, welcher dann Erzbischof von Mainz wurde, zu Gössee bei Leoben ein Nonnenkloster nach dem Orden des heiligen Benedict, welches sich bald großen Ansehens erfreute. Dieses Kloster, dessen Gründung Kaiser Heinrich II. im Jahre 1020 bestätigte, war das erste im Lande.

Gleichzeitig mit Arnold von Wels-Lambach war auch dessen Sohn Gottfried Markgraf der Kärntner Mark, ein tapferer Mann, der die in sein Gebiet eingedrungenen Magyaren zurückschlug und die Gegend

nördlich vom Semering und östlich vom Wienerwalde cultivirte, welche man dann Grafschaft Pütten nannte. Aber Gottfried starb schon 1050, noch vor seinem Vater, und seinen Eigenbesitz in der Grafschaft Pütten brachte seine Tochter Mathilde ihrem Gatten, dem Grafen Ekbert von Formbach zu; als einige Jahre nachher auch der alte Arnold aus dem Leben schied, erfolgte die Zertheilung des Lambach'schen Besitzes; ein großer Theil desselben diesseits und jenseits der Traun und in der Mark fiel an Arnolds Verwandten, den Grafen Ottokar von Steier, dem der Kaiser Heinrich III. das Markgrafenamnt in der Kärntner Mark übertrug.

Allein nicht lange versah Ottokar dieses Amt. Der Kaiser hatte sich mit der Familie von Eppenstein versöhnt. Adalberos Sohn Markward trat in den gesammten Familienbesitz in Kärnten ein, das die heutige Steiermark in sich schloß, und nun verschwand Ottokar

aus der Mark; aber in seinem ererbten Gebiete an der Traun und Enns behielt er den Titel Markgraf bei, wie ja auch Adalbero von Kärnten noch Herzog hieß, als er längst schon seiner Stellung entsetzt war. Von seiner Burg und Stadt Steier nannte er sich Markgraf von Steier.

Infolge ihrer Ausöhnung mit dem Kaiser standen Markward und seine Söhne, von denen Liutold 1077 Herzog von Kärnten wurde, in dem Investiturstreite treu zu Heinrich IV. Dessen mächtigster Gegner war der Erzbischof Gebhard von Salzburg, welcher

1074 zu Admont im Ennsthale das Benedictinerkloster gründete, welches bald zu großer Berühmtheit gelangte.

Im Jahre 1090 starb Herzog Liutold von Kärnten und sein Bruder Heinrich folgte ihm in seiner Würde. Heinrich rief 1103 das Kloster St. Lambrecht ins Leben und dotirte es reich mit Gütern in Obersteier und theilweise auch in Untersteier. Herzog Heinrich war der letzte aus dem Hause der Eppensteiner. Er vererbte seinen Eigenbesitz an seinen Schwager, des erwähnten Ottokar gleichnamigen Sohn. Doch starben der Erblasser und der Erbe fast zu gleicher Zeit, gegen Ende des Jahres 1122, Ottokar einige Tage vor dem Herzog. Daher trat Ottokars Sohn Leopold das Erbe an. Mit diesem Leopold also beginnt die eigene und erste Dynastie der Steiermark, welche man die Traungauer zu nennen gewohnt ist.

Das Familieneigenthum der Eppensteiner

an der Mürz und an der Mur von Ratsch bis gegen Graz, das die Grafen von Steier erbten, machte ein ungewöhnlich großes Gebiet aus, es war das Territorium der alten Kärntner Mark, und dieses Erbschaftsgebiet nannte man, da der neue Besitzer Herr in Burg und Stadt Steier war, von jetzt an die Mark von Steier oder die Steiermark.

Leopold, der später den Beinamen der Starke erhielt, regierte von 1122 bis 1129. Er war vermählt mit Sophie, der Tochter des bairischen Herzogs Heinrich des Schwarzen, von dem er einen Landstrich südlich von den Gleinalpen zu Lehen erhielt, den der Herzog vom Reiche besaß. Auf den Gütern des Grafen Waldo von Keun, welche seinem Hause



Conventsiegel des Stiftes Admont aus dem XIV. Jahrhundert.



zugefallen waren, begann er die Gründung des Cistercienserklosters Neun, die aber erst nach seinem Tode zu Ende geführt wurde.

Leopolds Sohn und Nachfolger Ottokar I. (1129 bis 1164) beteiligte sich, begleitet von zahlreichen Edlen der Steiermark wie: Hartnid von Riegersburg, Richer von Wildon, Poppo von Piber, am zweiten Kreuzzuge. Den ererbten Besitz vermehrte er durch neue Erwerbungen. Als nämlich im Jahre 1148 sein Verwandter, der Graf Bernhard von Trizzen aus dem Hause der Sponheimer, auf einem Kreuzzuge starb, gelangte die von ihm verwaltete Mark an der Drau mit Marburg an Ottokar und zehn Jahre später, nach dem Aussterben der Grafen von Pütten, gewann er auch das Gebiet zu beiden Seiten des Semering.

Auf diesem wichtigen Gebirgsübergange erbaute der Markgraf im Jahre 1160 ein Spital zur Aufnahme und Pflege erkrankter Pilger, 1163 gründete er zu Boran ein Augustiner-Chorherrenstift und 1165 rief er in einem stillen, von der großen Heerstraße weit entfernten Waldwinkel in der Nähe von Gonobitz die Karthause Seiz ins Leben, die erste in Deutschland, deren Insassen aus Frankreich herbeigerufen wurden. — Auch von Anderen wurden zu Ottokars I. Zeiten



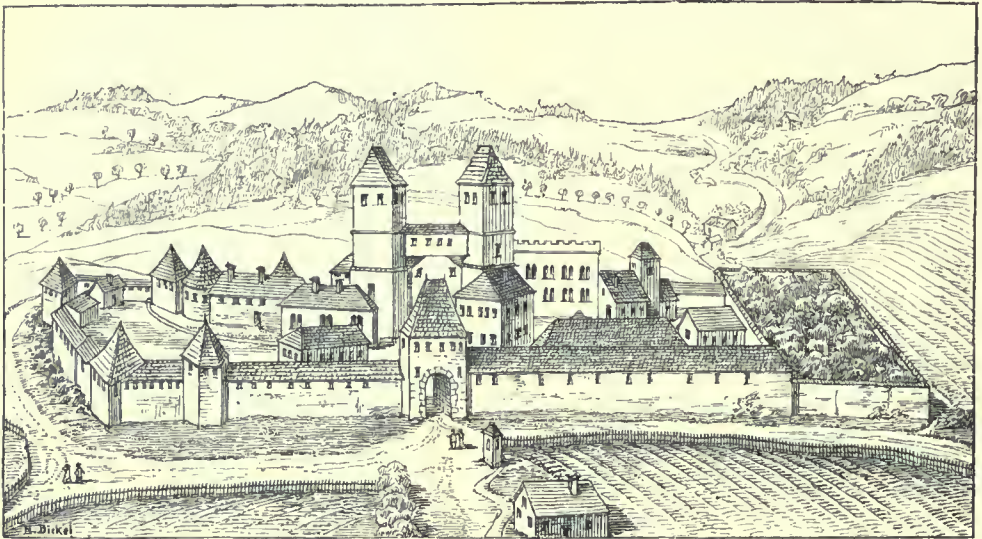
Stempel des Stiftes St. Lambrecht aus dem Jahre 1253.

Klöster gegründet: so von dem Edlen Diepold von Chager 1140 an der Grenze von Krain das Benedictinerstift Oberburg, welches dann im XV. Jahrhundert zur Gründung des Bisthums Laibach verwendet wurde, und von Adelram von Waldeck in demselben Jahre zu St. Marein bei Knittelfeld ein Augustiner-Chorherrenstift, das zwei Jahre später nach dem nahen Seckau übertragen wurde.

So war denn um die Mitte des XII. Jahrhunderts die Steiermark als politische Individualität ausgebildet, aber sie war noch nicht ganz selbständig, ihre Zugehörigkeit hatte sich nur verschoben: die Kärntner Mark gehörte zu Kärnten, die Steiermark ist noch von Baiern abhängig. Ihre territoriale Entwicklung erfolgte, wie wir gesehen haben, auf privatrechtlicher Grundlage: die Markgrafen, die Träger eines Reichsammtes, hatten durch Erbschaften in allen Theilen des heutigen Landes ausgedehnte Allode erworben, und wenn

diese auch nicht einen geschlossenen Besitz ausmachten, da zwischen ihnen die Güter der auswärtigen Bistümer und der Klöster lagen, so besaßen die Markgrafen als Schirmvögte des geistlichen Besitzes doch auch auf diesen großen Einfluß. Daher mußte in Steiermark die Ausbildung der Landeshoheit rasche Fortschritte machen.

In dieser Zeit kam auch der Stand der Dienstmannen oder Ministerialen empor — Diener, Beamte der Markgrafen, welche dem Stande der Unfreien entstammten, am Hofe des Markgrafen Dienste leisteten, seine Güter verwalteten, seine Burgen hüteten, ihm in den Krieg folgten und dafür mit Lehen belohnt wurden. Nach und nach gewannen sie Einfluß auf die Entschlüsse ihres Herrn, ja bald erschienen sie als eine Körperschaft,



Kloster Vorau im Jahre 1452.

deren Zustimmung zu wichtigen Regierungshandlungen notwendig war. Da sie indes persönlich unfrei waren, wurden sie von den adeligen Allodbesitzern nicht als ebenbürtig angesehen, aber je mehr ihr Güterbesitz und ihr Ansehen stieg, desto geringer wurde der Unterschied zwischen ihnen und den Edlen, bis er in der Folge ganz verschwand. Mehrere der mächtigsten Adelsgeschlechter der Steiermark, wie die Stubenberg, Liechtenstein, Wildon, welche schon im XIII. Jahrhundert eine so hervorragende Rolle spielten, gehörten dem Stande der Ministerialen an.

Als Ottokar I. starb, war sein Sohn Ottokar II. (1164 bis 1192) erst zwei Jahre alt, weshalb seine Mutter Amigunde in seinem Namen die Verwaltung führte. Im Jahre 1180 fand er sich auf dem Reichstage zu Regensburg ein; dort wurde er mit dem Schwerte umgürtet und großjährig erklärt, zugleich aber auch vom Kaiser Friedrich I. Barbarossa zum Herzog und Steiermark zum Herzogthum erhoben.

Aber der erste Herzog aus dem Hause der Traunganer war auch der letzte dieses Hauses. Da er keine Kinder hatte und am Ausjah litt, bestimmte er, wohl mit Zustimmung des Kaisers bei einer Zusammenkunft auf dem St. Georgenberge bei Enns im August 1186, seinen Freund und Verwandten Herzog Leopold V. von Österreich und dessen Sohn Friedrich zu seinen Erben, weil es besser sei, daß Österreich und Steiermark als Nachbarländer von Einem Fürsten regiert würden. Niemals mehr sollten sie von einander getrennt werden. Zugleich wurden die Rechte der steirischen Ministerialen festgestellt; wenn sie vom Herzog tyrannisch behandelt würden, sollten sie befugt sein, sich an den Hof des Kaisers zu wenden und vor den Fürsten ihr Recht geltend zu machen. — Im Mai 1192 starb Ottokar II., kaum dreißig Jahre alt. Sein Leichnam wurde in der Karthause Seiz beigesetzt, wo auch seine Eltern begraben waren. Im Jahre 1827 wurden die Gebeine der beiden letzten Traunganer nach Keun übertragen.

Nach dem Tode des letzten Traunganers wurde also Steiermark mit Österreich vereinigt. Steiermark war somit jenes Land, welches den Krystallisationsproceß eröffnete, aus dem sich im Laufe der Zeiten Großösterreich entwickelte. Doch hatte Steiermark damals nicht ganz den Umfang des heutigen Landes; denn einerseits reichte es über die heutigen Grenzen hinaus, indem Gebiete nördlich vom Semering und der Traungau dazu gehörten, anderseits einzelne Gebiete wie beispielsweise das von St. Lambrecht noch in Verbindung mit Kärnten standen, während die Gegend um Friedau zu Ungarn gehörte. Das Land war gut angebaut, die Schätze der Berge, Eisen, Silber und Salz, wurden ausgebeutet, die Städte, zumal Enns, Steier, Leoben und Judenburg, kamen durch den Handel empor, die zahlreichen Klöster waren Musterstätten der Landwirthschaft sowie der Kunst und Wissenschaft.

Der österreichische Herzog Leopold V. aus dem Hause der Babenberger wurde noch im Jahre 1192 vom Kaiser Heinrich VI. zu Worms mit Steiermark belehnt, worauf er nach Graz kam, um den in dieser Stadt versammelten Ministerialen ihre Rechte zu bestätigen und ihre Huldigung entgegenzunehmen. Diese Zusammenkunft ist der erste eigentliche Landtag. Die Regierung des ersten Babenbergers in Steiermark war von kurzer Dauer. Er hatte im Jahre 1191 an einem Kreuzzug theilgenommen und war bei der Einnahme der Stadt Akkon von dem englischen König Richard Löwenherz tödtlich



Siegel des Klosters Seckau aus dem XIII. Jahrhundert.



beleidigt worden. Als nun dieser König auf der Rückkehr aus dem Morgenlande seinen Weg durch Friaul, Kärnten und Obersteier nach Wien nahm, wurde er vom Herzog gefangen genommen und auf die Beste Dürrenstein gebracht; wegen dieser That aber wurde der Herzog vom Papst mit dem Kirchenbann bestraft. Nach einiger Zeit fühlte er Schussucht, sich mit der Kirche auszuföhnen, und eilte nach Graz, wahrscheinlich um mit dem in seinem Markte Leibnitz weilenden Erzbischof Adalbert von Salzburg zusammenzutreffen und diesen zu bewegen, seine Verföhnung mit der Kirche zu erwirken. Da stürzte



Siegel des Markgrafen Ottokar I. aus dem Jahre 1138.

er, am 26. December 1194, als er nach der Tafel einen Spazierritt ins Freie machte, so unglücklich mit seinem Pferde, daß er ein Bein brach und sich den Schenkel abnehmen lassen mußte. Der Erzbischof wurde herbeigerufen und diesem gelobte der Herzog, sich, im Falle er am Leben bliebe, in Betreff der Angelegenheit des englischen Königs ganz dem Gebote des Papstes zu

fügen, worauf er vom Kirchenbann losgesprochen wurde. Am 31. December hauchte er seinen Geist aus.

Trotz der Bestimmung des letzten Traungauers, daß sein Land stets mit Osterreich vereinigt bleiben sollte, hatte Leopold V. angeordnet, daß sein älterer Sohn Friedrich Osterreich, der jüngere Leopold Steiermark erhalte. Da jedoch der erstere schon 1198 auf einem Kreuzzuge in Palästina starb, vereinigte Leopold wieder beide Länder.

Leopold VI. (1198 bis 1230), als Herzog von Steiermark der II., war ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Fürst, der später den Beinamen „der Glorreiche“ erhielt.

Mit dem deutschen Kaiserhause der Hohenstaufen stand er auf gutem Fuße, ja im Jahre 1225 verheiratete er seine Tochter Margaretha mit Heinrich, dem Sohn des

Kaisers Friedrich II. Als dieser Kaiser nachher mit dem Papst Gregor IX. in Krieg kam, reiste Herzog Leopold nach Italien, um eine Versöhnung herbeizuführen. Es gelang ihm und seinen Gesinnungsgenossen in der That, den Frieden zu vermitteln, aber er starb am 28. Juli 1230 zu San Germano. Seine Gebeine wurden in Lilienfeld beigelegt.

Leopold begünstigte die Städte und den Handel und erbaute eine Brücke über die Save (Steinbrück), um dem Handel, der bisher über Obersteier und Kärnten nach Italien ging, einen Weg über Graz zu bahnen. Unter seiner Regierung entstanden zwei neue Bisthümer: 1218 gründete der Erzbischof Eberhard II. von Salzburg ein Bisthum mit dem Sitze zu Seckau in Obersteier und 1228 ein zweites mit dem Sitze zu St. Andrä im Kärntner Lavantthale, dem auch in Steiermark einige Pfarren zugewiesen wurden. Die Diöcesen dieser zwei Bisthümer waren nicht groß; auch behielt sich der Erzbischof das Recht vor, die Bischöfe zu ernennen.

Zur Zeit Leopolds hütete der streitbare Friedrich von Wettau, ein Ministeriale des Erzstiftes

Salzburg, die Grenze gegen die Ungarn. Diesen entriß er einen damals noch wenig bewohnten Landstrich und schenkte die Kirche zu Groß-Sonntag dem deutschen Orden, der noch heute im Besitze dieser Herrschaft ist.

Auf die friedliche und glanzvolle Regierung Leopolds folgte eine unruhige Zeit, denn sein Sohn und Nachfolger Friedrich II. der Streitbare (1230 bis 1246), als Herzog von Steiermark der I. dieses Namens, war ein kriegslustiger und gewalthätiger Fürst. Nachdem er den aufständischen Adel in Österreich wieder unterworfen, hatte er mit den Böhmen und Ungarn zu kämpfen. Die letzteren fielen in Steiermark ein; die Steirer widersetzten sich mannhafte und verfolgten die Feinde, fielen aber in einen Hinterhalt und erlitten eine schwere Niederlage. Auf österreichischem Boden jedoch wurden die Feinde



Siegel Ottobars II. aus dem Jahre 1190.

befiegt und zu einem Frieden gezwungen. Bald darauf trat aus verschiedenen Ursachen ein Zerwürfniß mit dem Kaiser Friedrich II. ein, welcher über den Herzog die Reichsacht verhängte, ihn seiner Lande verlustig erklärte und die benachbarten Fürsten einlud, die Acht zu vollziehen. In seiner Noth griff der Herzog zu Zwangsmaßregeln, wodurch er sich der Sympathien seiner Unterthanen fast ganz beraubte. Wie die österreichischen fielen auch die steirischen Vasallen und Städte von ihm ab, auch die Nachbarfürsten errangen große Vortheile, so daß er sich zuletzt nur in Wiener-Neustadt halten konnte. Zur vollständigen Unterwerfung des Herzogs erschien der Kaiser selbst aus Italien; im December 1236 war er in Graz, wo er das Weihnachtsfest feierte, dann zog er, begleitet von zahlreichen Mitgliedern des steirischen Clerus und Adels, nach Wien. In Ems bestätigte er im April 1237 den Ministerialen die wichtigsten ihrer alten Rechte und fügte neue hinzu: sie sollten, wie alle Getreuen in Steiermark, Vasallen des Kaisers sein und nur vom Reichsoberhaupt beherrscht werden; sollte er das Herzogthum Steiermark je wieder vergeben, so wolle er es nicht dem Herzog von Österreich, sondern einem eigenen Fürsten verleihen.

Als dann der Kaiser Österreich verlassen hatte, trat ein Umschwung ein: der Herzog eroberte sein Land zurück und versöhnte sich mit dem Kaiser. Auch die Steirer unterwarfen sich und bald nachher erschien der Herzog in Graz (1241). Die Ministerialen mußten auf die Reichsunmittelbarkeit verzichten und die Vereinigung Österreichs mit Steiermark wurde wieder hergestellt. Seine Nichte Gertrud hatte Herzog Friedrich an Wladislaw, den Sohn des Böhmenkönigs Wenzel, zu verheiraten versprochen, aber der Kaiser forderte selbst die Hand der Prinzessin, wofür er Österreich und Steiermark zu einem Königreich zu erheben versprach. Der Herzog ging auf diesen Plan ein, doch gelangte derselbe nicht zur Ausführung. In einem Kriege mit König Bela IV. von Ungarn fiel der Herzog am 15. Juni 1246, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Die Lage der zwei Herzogthümer wurde nun eine traurige. Dazu kam, daß Kaiser und Papst miteinander im heftigsten Kampfe lagen.

Da den Verwandten des letzten Herzogs, seiner Schwester Margaretha, der verwitweten Schwiegertochter des Kaisers, und seiner Nichte Gertrud, welche sich eben mit dem böhmischen Prinzen Wladislaw vermählte, kein Erbrecht zukam, so fielen die beiden Herzogthümer als erledigte Reichslehen an den Kaiser. Dieser schickte zuerst den Grafen Otto von Eberstein als Statthalter für beide Länder, dann den Grafen Meinhard von Görz als Statthalter nach Steiermark. Aber dessen Macht war gering, und die den Hohenstaufen feindlich gesinnte Partei gewann immer mehr an Boden. Der Bruder des Herzogs Ulrich von Kärnten, Philipp, welcher 1247 zum Erzbischof von Salzburg gewählt wurde, schloß Soldverträge mit dem Grafen von Pfannberg, mit Ulrich von Liechtenstein und anderen Adelligen, um sich dem kaiserlichen Statthalter widersetzen zu



können, und im Jahre 1250 drang er in das Land ein und verwüstete die Besitzungen seiner Gegner. Solche Fehden gab es überall im Lande; besonders hart wurden die Kirchengüter bedrängt, die von den Adelligen mit Waffengewalt in Besitz genommen wurden. „Mancher“, jagt der Dichter Ulrich von Liechtenstein, „ward damals arm, der ehedem reich gewesen; Tag und Nacht raubte man in den Landen und viele Dörfer sanken in Trümmer.“ Die Verwirrung wuchs, als im Jahre 1250 der Kaiser starb und sein Statthalter das Land verließ: nun waren die Landherren ganz auf sich angewiesen und es blieb



Siegel Leopolds VI.

ihnen kaum etwas Anderes übrig, als sich einem der benachbarten Fürsten anzuschließen. In der That nahmen die Österreicher schon 1251 den böhmischen Prinzen Přemysl Ottokar als Herzog an und dieser trachtete nun auch Steiermark zu gewinnen.

Aber hier kam ihm der König Bela IV. von Ungarn zuvor. Dieser hatte seit dem Tode des letzten Babenbergers sein Augenmerk auf die beiden Herzogthümer gerichtet und dann 1250 mehrere steirische Burgen

und Ortschaften, darunter die dem Erzstifte Salzburg gehörige Stadt Pettau besetzt. 1253 schlossen sich ihm viele Adelige des Landes an. Papst Innocenz IV. vermittelte hierauf zwischen den beiden Rivalen einen Frieden, der 1254 zu Ofen abgeschlossen wurde: Steiermark wurde dem Ungarkönig zugesprochen, jedoch zugleich der nördlich vom Semering gelegene Theil des Landes sowie der Traungau abgetrennt und zu Österreich geschlagen.

Bela IV. schickte zuerst Stefan, Ban von Kroatien, als Statthalter in das Land, der seinen Sitz in der Burg zu Graz nahm, aber nach einigen Jahren vertrieben wurde. Bela übertrug nun seinem Sohne Stefan die Verwaltung, welcher seine Residenz in Pettau aufschlug. Immer größer wurde die Unzufriedenheit mit der ungarischen Herrschaft im Lande und Přemysl Ottokar suchte nach einer Gelegenheit, das Herzogthum zu

gewinnen. Diese bot sich ihm bald. Im Jahre 1256 setzte das Capitel von Salzburg den Erzbischof Philipp, einen weltlich gesinnten Mann, ab und wählte den Bischof Ulrich von Seckau zum Erzbischof. Der erstere gab aber seine Würde nicht auf und wurde, da er mit Přemysl Ottokar verwandt war, von diesem unterstützt, während Ulrich bei den Ungarn Hilfe fand. Während sich nun die beiden Kirchenfürsten bekämpften, gingen Abgeordnete des Adels und der Städte der Steiermark zu Přemysl Ottokar und boten ihm die Herrschaft über ihr Land an. Diesem war der Antrag sehr willkommen; er entsendete österreichische Truppen, welche in Verbindung mit den steirischen Adelligen die Ungarn in kurzer Zeit aus dem Lande vertrieben.

Die Folge war ein Krieg zwischen Bela und Přemysl Ottokar. Die Entscheidungsschlacht wurde auf dem Marchfelde, bei Krißbrunn, am 12. Juli 1260 geschlagen. Tapfer fochten die Steirer, ihr Banner „grün wie das Gras, darin ein blanker Panther schwebte, gleichsam als lebte er“, führte der alte Ulrich von Wildon. Die Ungarn verloren die Schlacht und König Bela IV. verzichtete im Frieden von Preßburg auf die Steiermark, die nunmehr wieder mit Österreich vereinigt wurde.

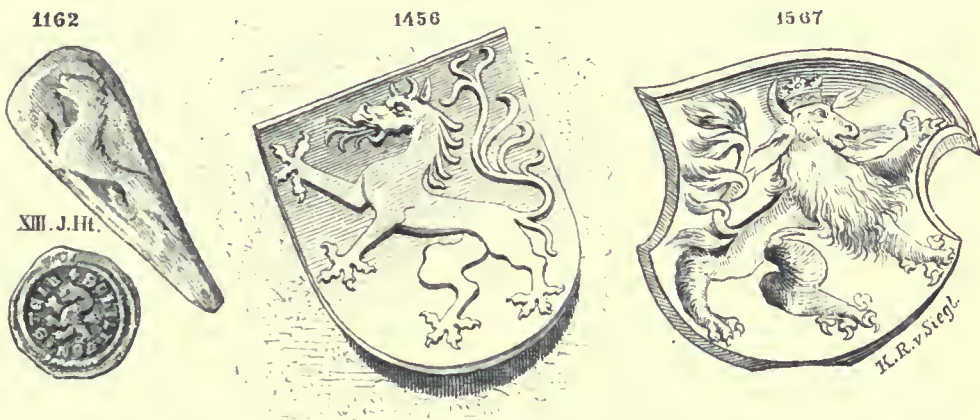
Nenn Jahre später erwarb Přemysl Ottokar auch Kärnten und Krain, wobei ihn die steirischen Adelligen unterstützten. Da er schon seit 1253 König von Böhmen war, so gebot er nun über ein mächtiges Reich, das sich vom Riesengebirge bis zur Adria erstreckte.

In Steiermark war seine Regierung eine gute; er begünstigte den Clerus und das Bürgerthum, die Stadt Bruck an der Mur wurde durch ihn neu begründet. Den unbotmäßigen Adel hielt er fest im Zaum, Ungehorsam wurde auf das strengste bestraft. So ließ er 1268 die Grafen Bernhard und Heinrich von Pfannberg, Hartnid von Wildon, Wulfing von Stubenberg und den Minnesänger Ulrich von Liechtenstein, welche von einem Standesgenossen, Friedrich von Pettau, verklagt worden waren, verhaften und in verschiedene Burgen Böhmens und Mährens bringen. Erst als die meisten Schlösser der Verhafteten zerstört waren, erhielten sie ihre Freiheit wieder. Ein anderer Ritter, Seisfried von Mahrenberg, ein sehr reicher, angesehener Mann und schon hoch in Jahren, wurde sogar in Ketten nach Prag geschafft und dort gefoltert und hingerichtet.

Die Mißstimmung, welche durch so übertriebene Strenge und Grausamkeit unter dem Adel entstand, wurde durch den Unstand vermehrt, daß das wichtigste Landesamt, das des Landeshauptmanns, niemals einem Einheimischen, sondern immer Fremden verliehen wurde, zuerst dem Österreicher Heinrich von Liechtenstein, dann Wok von Rosenberg, Bruno Bischof von Olmütz, Otto von Haslau, Burkhard von Klingenberg, endlich dem Milota von Dieditz. Einer dieser Würdenträger, Bruno von Olmütz, ließ durch den Notar Helwig, einen Thüringer, ein Verzeichniß aller landesherrlichen Einkünfte

im Lande verfaſſen, das 1265 vollendet wurde und für die hiſtoriſche Topographie von großem Werthe iſt.

Wie die Dinge in Steiermark ſtanden, konnte Přemysl Ottokar auf eine opferfreudige Unterſtützung des Adels nicht rechnen, als er mit Rudolf von Habsburg in Kampf gerieth. Rudolf war 1273 zum römischen König gewählt worden und gleich darauf trat der Erzbischof Friedrich von Salzburg auf ſeine Seite, wogegen der Biſchof Bernhard von Seckau ein treuer Anhänger Přemysl Ottokars blieb. Auch fanden ſich ſteiriſche Edelleute bei König Rudolf in Augsburg ein, um Klage zu führen über die Tyrannei ihres Landesfürſten. Rudolf kümmerte ſich nicht darum, daß Ottokar die Giltigkeit ſeiner Wahl durch den Biſchof von Seckau auf dem Tage zu Augsburg anfechten ließ, und erklärte ihn



Drei ſteiriſche Panther aus verſchiedenen Jahrhunderten und ein Pfennig aus dem XIII. Jahrhundert mit deutſcher Umſchrift.

der während des Zwiſchenreiches beſetzten Reichsländer Öſterreich, Steiermark, Kärnten und Krain verluſtig. Um dieſe Zeit ſuchte Ottokar ſeine zum Abfall geneigten Unterthanen einzuschüchtern: er forderte von dem Adel und den Städten Geiſeln und drohte mit Güterverluſt und Verbannung.

Im Auftrage des neuen Reichsoberhauptes beſetzte Graf Meinhard von Görz Kärnten, worauf kärntniſche und ſteiriſche Adelige wie Heinrich von Pfannberg, Ulrich von Heunburg, Friedrich von Pettan, Herrand von Wildon, Heinrich von Stadel, Wulfing von Stubenberg, Otto von Liechtenſtein, Chol von Seldenhofen ſich im Kloſter Neum verſammelten (1276), Přemysl Ottokar den Gehorſam aufkündigten und eidlich gelobten, als Vaſallen des deutſchen Reiches dem König Rudolf treuen Beiſtand zu leiſten und ſich nur durch den Tod von einander trennen zu laſſen. Die Städte, namentlich Graz und Judenburg, die mit böhmischen Beſatzungen verſehen waren, wurden erobert. Als dann König Rudolf die Donau abwärts gegen Wien zog, fanden ſich auch Steirer in ſeinem Heere ein. In einem Vertrage verzichtete Přemysl Ottokar auf die Alpenländer,



aber zwei Jahre später suchte er sie durch Waffengewalt wieder zu gewinnen. An der Entscheidungsschlacht, die 1278 bei Dürnkrut geschlagen wurde, nahmen auch die steirischen Ritter rühmlichen Antheil.

Schon im Jahre 1277 hatte König Rudolf dem steirischen Adel die vor vierzig Jahren durch Kaiser Friedrich II. erworbenen Rechte bestätigt. Im October 1279 kam er nach Graz, wo er Friedrich von Pettau zum Landeshauptmann, Otto von Liechtenstein, den Sohn des Dichters Ulrich, zum Landrichter ernannte. Auch zu Beginn des Jahres 1281 erschien er in der Landeshauptstadt, die ihn mit großem Jubel empfing; auf dem Rückwege besuchte er auch Judenburg und Admont. Zu Weihnachten 1282 belehnte er seine zwei Söhne Albrecht und Rudolf mit Österreich und Steiermark. Aber im Mai des folgenden Jahres begaben sich österreichische und steirische Edle, darunter Otto von Liechtenstein, zu Rudolf mit der Bitte, den zwei Ländern Albrecht allein als Herrn zu geben. Dieser Bitte wurde willfahrt und seit dem 1. Juni 1283 war des Königs ältester Sohn Albrecht alleiniger Herr von Österreich und Steiermark.

Während des Zwischenreiches war die Macht des Adels bedeutend gestiegen, der Mangel eines Landesherrn und die weite Entfernung des Kaisers hatte sein Selbstbewußtsein gesteigert und mehrmals hing von den Entschlüssen des Adels die Herrschaft im Lande ab. An seinen Versammlungen nahm nun auch der geistliche Stand theil, der bald eine hervorragende Stellung gewann.

Ritterliche Bildung und Sitte fanden auch in Steiermark Eingang und Verbreitung. Handel und Verkehr gestalteten sich lebhafter, seit Europa durch die Kreuzzüge mit dem Oriente bekannter geworden war, dessen Erzeugnisse von Venedig auf der Italienerstraße über Kärnten und Obersteier nach Wien geschafft wurden. Judenburg, Leoben und Bruck entwickelten sich zu ansehnlichen Handelsplätzen. In Mittelsteier fing Graz an, sich kräftiger zu entwickeln, wozu auch das Niederlagsrecht beitrug, das die Stadt seit der Zeit der Babenberger befaß.

Der neue Herzog Albrecht I. war ein ebenso energischer als kluger Herrscher; in den steirischen Angelegenheiten hatte die wichtigste Stimme der Abt Heinrich von Admont, seit 1286 Landeshauptmann, ein getreuer Hüter der landesfürstlichen Rechte und darum dem Adel verhaßt. Dieser war auch gegen den Herzog aufgebracht, welcher trotz wiederholter Bitten die Landesfreiheiten noch nicht bestätigt hatte. Als nun Albrecht im Herbst 1291 nach Graz kam und an die Stände Geldforderungen stellte, antwortete man ihm mit Klagen; es fielen harte Worte, Friedrich von Stubenberg mahnte ihn an das Schicksal des Böhmenkönigs und schließlich sagten ihm die Stände durch Bischof Leopold von Seckau den Gehorsam auf. Die aufrührerischen Adligen, an deren Spitze der Stubenberger, Ulrich von Henmburg, Ulrich von Pfaunberg und Hartnid von Wildon

standen, rüsteten und schlossen am 1. Jänner 1292 zu Deutsch-Landsberg ein Bündniß mit dem Erzbischof Konrad von Salzburg, der auch den Herzog Otto von Niederbaiern gewann.

Während die Steirer sich der landesfürstlichen Burgen bemächtigten, drangen die Salzburger und Baiern im Ennsthale vor, gelangten von da in das Murthal und belagerten die Stadt Bruck, welche von dem Marschall Hermann von Landenberg vertheidigt wurde. Da eilte der Herzog mit seinem Heere über den tief verschneiten Semering, wo ihm 600 Bauern mit Schaufeln den Weg bahnen mußten, herbei; die Belagerer flohen, Friedrich von Stubenberg wurde gefangen. Jene Adeligen, welche bisher noch nicht Partei ergriffen hatten, schlossen sich dem Herzog an, die aufrührerischen unterwarfen sich und mit ihrer Hilfe wurde die salzburgische Stadt Friesach in Kärnten erstickt. Wider alles Erwarten zeigte sich der Herzog jetzt, da er gesiegt hatte, den Wünschen der Ministerialen willfährig; eben in Friesach empfingen sie im März 1292 die Bestätigung ihrer Rechte, ja der Herzog enthob den verhafteten Landeshauptmann Heinrich von Admont seiner Würde und setzte Hartnid von Stadel an seine Stelle. Im Jahre 1297 wurde Abt Heinrich in der Nähe seines Klosters von einem Verwandten ermordet.

Von Albrechts I. fünf Söhnen übernahm der erstgeborene, Friedrich der Schöne, die Regierung. Wegen Böhmens gerieth Friedrich in einen Krieg mit Heinrich von Kärnten, dem Sohne Meinhards von Görz; 1311 ward ein Friede geschlossen, in welchem Heinrich von Kärnten das Saunthal und Windisch-Feistritz abtrat, welche Gebiete mit Steiermark vereinigt wurden. Drei Jahre später wurde Friedrich der Schöne von einer Partei zum deutschen König gewählt, dadurch aber in einen Krieg mit dem Gegenkönig Ludwig dem Baiern verwickelt. Er zog im Jahre 1322 durch Steiermark zum Entscheidungskampfe bei Mühldorf; in Admont rieth ihm Abt Engelbert vom Zuge ab und der Astrologe Bartholomäus von Verona, der im Kloster lebte, soll ihm Unglück vorausgesagt haben. In der That wurde Friedrich bei Mühldorf geschlagen und gefangen. Wacker kämpften die steirischen Ritter für ihren Landesherren, besonders wird die Tapferkeit des Ritters Heilwig von Wurmbbrand gerühmt. Von dem Geschlechte der Trauttmansdorff, erzählt die Sage, zogen 23 in die Schlacht und 20 von ihnen fanden den Heldentod.

Schon vor dem Auszuge in den Feldzug hatte Friedrich seinem Bruder Albrecht die Regierung in Oesterreich und Steiermark übertragen; sein jüngster Bruder Otto — der Fröhliche — gründete 1327 zu Neuberg im Mürzthale ein Cistercienserkloster. Die Regierung Albrechts II. (1330 bis 1358), welcher der Weise oder, weil er seit 1330 an Händen und Füßen gelähmt war, der Lahme genannt wurde, war friedlich. Aber zu seiner Zeit wurde auch Steiermark von jener entsetzlichen Senche heimgesucht, welche man den schwarzen Tod nannte. Wer von dieser Krankheit befallen wurde, war unrettbar und in

der kürzesten Zeit verloren. Die Bevölkerung gerieth in Verzweiflung, ganze Ortschaften starben aus, Gewerbe und Handel stockten, allenthalben zogen Büßer umher, welche sich öffentlich geißelten und dadurch den Zorn Gottes abzuwenden trachteten.

Während der Regierung Albrechts II. trat ein steirisches Geschlecht in den Vordergrund, welches später zu ungeahnter Höhe emporsteigen sollte. Die Freien von Sannock, so genannt nach der Burg Sannock, welche sich auf einem freistehenden Hügel bei Fraßlau im Samnthale erhob, heute aber in Trümmern liegt, besaßen Allode und Lehen in Untersteier und Krain und waren auch Bögte des Stiftes Oberburg. Ulrich von Sannock, der den Habsburgern manchen Kriegsdienst geleistet, war vermählt mit Katharina von Heunburg, einer Enkelin jener Herzogin Gertrud, welche wir als Nichte des letzten Babenbergers Friedrich II. kennen gelernt haben. Ulrichs Sohn Friedrich erbt 1322 beim Aussterben der Heunburger einen Theil der Besitzungen dieses reichen Hauses und erwarb dazu um 1333 auch die Burg- und Marktherrschaft Gilli. Zahlreiche Trümmer erinnerten in diesem Markte an das römische Celeja. Diesen Friedrich erhob König Ludwig der Baier im April 1341 zum Reichsgrafen von Gilli.

Albrechts II. hochstrebender Sohn Rudolf IV. regierte nur sieben Jahre (1358 bis 1365); für Steiermark erwarb er Windischgraz, womit ihn der Patriarch von Aquileja zu belehnen gezwungen war.

Seine zwei Brüder, Albrecht III. „mit dem Poppe“ zubenannt und Leopold III., der Biedere, welche ihm in der Regierung folgten, theilten 1379 ihre Gebiete, wodurch zwei Linien der Habsburger entstanden: die albertinische und die leopoldinische. Leopold, ein ehrgeiziger und unternehmungslustiger Fürst, erhielt Steiermark, Kärnten und Krain, zu denen er neue Gebiete erwarb. Bei seinem Tode, den er in der Schlacht bei Sempach in der Schweiz (1386) fand, hinterließ er vier Söhne: Wilhelm den Freundlichen, Leopold den Stolzen, Ernst den Eisernen und Friedrich, später „mit der leeren Tasche“ genannt. Von diesen war der älteste, Wilhelm, zum Gemal der Prinzessin Hedwig, der jüngsten Tochter des Königs Ludwig I. von Ungarn und Polen, bestimmt, welcher das Königreich Polen zugefallen war. Er begab sich auch nach Krakau (1385), um sich mit seiner Braut zu vermählen und die Regierung Polens anzutreten; aber die Verhältnisse standen seinen Wünschen entgegen und beraubten ihn der Braut wie der Herrschaft. Für die vier Brüder regierte dann ihr Oheim Albrecht III., der im Jahre 1395 starb. Ein Glasgemälde in der Kirche zu Breitenau zeigt uns diesen Habsburger in voller Rüstung und mit einem Poppe, der in einer verzierten Kapsel ihm über den Rücken hängt. In den folgenden Jahren wechselte Steiermark öfter seine Herren, bis 1406 Ernst der Eiserne Regent wurde.

Als Wilhelm der Freundliche in Steiermark herrschte, fielen die Osmanen zum erstenmale in das Land ein. Sie waren 1356 nach Europa gekommen und hatten sich auf



der Balkanhalbinsel ausgebreitet. Im Jahre 1367 überwand König Ludwig I. von Ungarn die mit ihnen verbündeten Bulgaren in einer blutigen Schlacht. Zur Erinnerung an diesen Sieg und in Erfüllung eines Gelübdes ließ er die Kirche in Maria-Zell vergrößern und verehrte ihr ein Marienbild, das sich noch in der Schatzkammer befindet. Ein Relief im Tympanon des Portals der Maria-Zeller Kirche bezieht sich auf dieses Ereigniß.

Im September 1396 lieferte König Sigismund von Ungarn den Türken bei Nikopolis eine Schlacht, in welcher er unterlag. Ihm zur Seite kämpfte der Graf Hermann von Cilli, der Enkel des ersten Cillier Grafen, an der Spitze der steirischen



Herzog Wilhelm der Freundliche.

Krieger. Mit Hermanns Hilfe rettete sich König Sigismund nach Constantinopel, die Osmanen aber erschienen noch in demselben Jahre in Steiermark, verbrannten Pettau, verwüsteten das Gebiet zwischen Drau und Save und führten an 16.000 Menschen in die Sklaverei.

Von da an waren die Osmanen volle 200 Jahre hindurch eine furchtbare Plage für Steiermark, das sie oftmals heimsuchten mit Raub und Brand. Am meisten hatten natürlich die Orte zu leiden,

welche in den nach Osten sich öffnenden Thälern liegen; Rann, Pettau und Radkersburg sahen den grausamen Feind oft vor ihren Mauern, aber auch in die Seitenthäler, ja selbst tief in das Gebirge hinein gelangte der Osmane. An vielen Orten wurden die Kirchen befestigt und Verschanzungen, Täber (vom slavischen tabor, Lager) genannt, angelegt. In diese gesicherten Plätze flüchteten sich die Bewohner der offenen Orte, wenn die Berhane, welche die Pässe versperreten, die Schanzen, durch welche die Thalengen verrammelt wurden, durchbrochen waren, die auf den Höhen angezündeten Kreidfeuer im Dunkel der Nacht weithin leuchteten und die Kreidschüsse (Lärmgeschüsse) und Glockenschläge dem geängstigten Landvolke das Herannahen der Gefahr verkündeten. Noch haben sich hier und da solche Kastelle als Zeugen einer bangen Zeit erhalten, so zu Eisenerz, Fehring und Feldbach.

Wiederholt mußten die Landtage Steuern gewähren, um dem Feinde Widerstand leisten zu können, und ebenso drückend war das Aufgebot, das dem Feinde entgegenzuziehen bestimmt war. Und glücklich Derjenige, den der Säbel eines Janitscharen oder eines türkischen Reiters gleich zu Tode traf, denn weit schlimmer war oft das Los dessen, der, hinausgeführt aus der Heimat, in einem fremden Lande ohne Hoffnung, je wieder seine Lieben zu sehen, als Sklave sein Leben dahinschleppte. Wahrlich, Steiermark hat in diesen zwei Jahrhunderten ungeheure Opfer an Gut und Blut für die Erhaltung des Christenthums und der Cultur des Abendlandes gebracht.

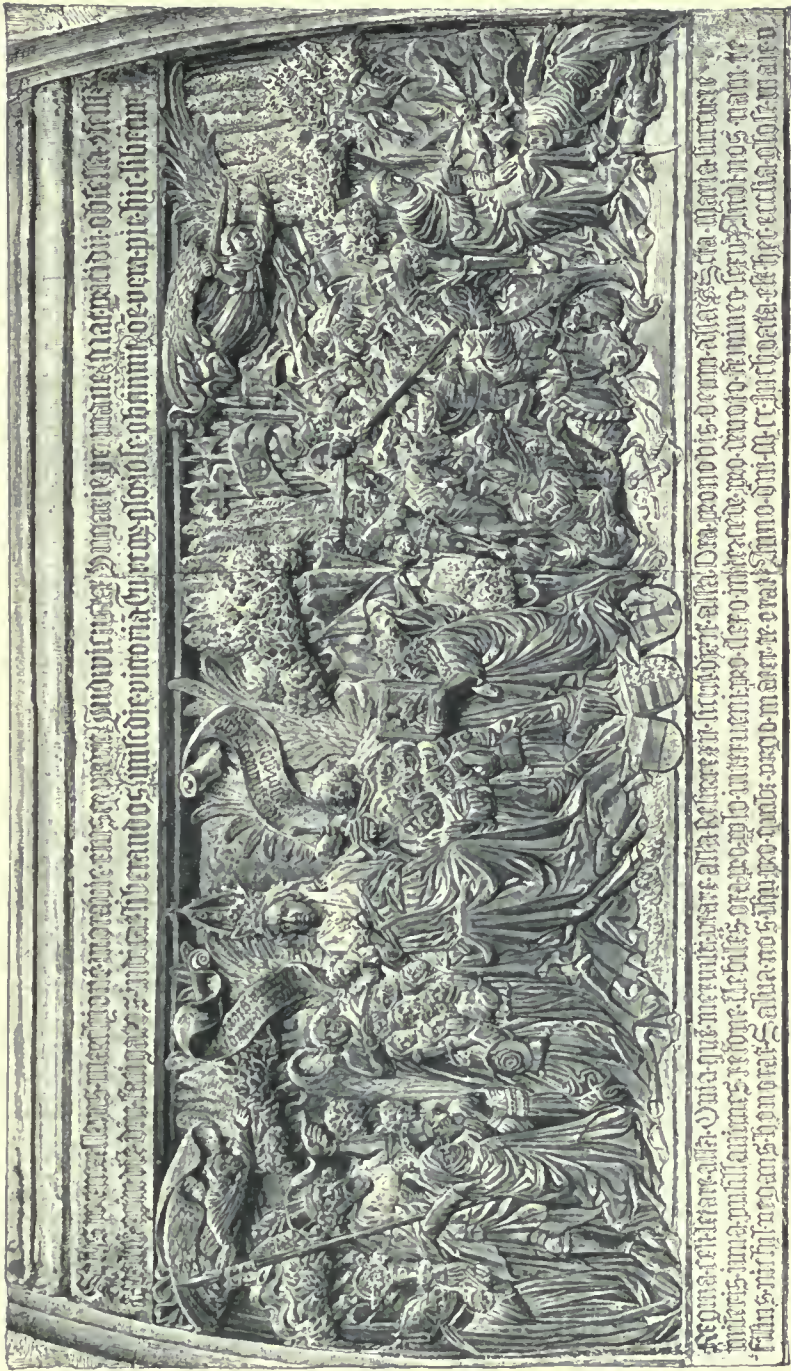
Ernst der Eiserne (1406 bis 1424), so genannt wegen seiner Energie und ungewöhnlichen körperlichen Kraft, verstand es, seine landesfürstlichen Rechte zu wahren und die durch Ritterfehden oft gestörte Ordnung im Lande immer wieder herzustellen. Seine erste Gemalin war Margaretha, Tochter des Herzogs Boguslaw von Pommern, welche 1410 starb; zwei Jahre später ritt er nach Polen, um die Hand der Prinzessin Cimburgis, der Tochter des Siemovit von Masovien zu gewinnen, von deren Schönheit er viel gehört hatte. Schon im Fasching des Jahres 1412 fand in Krakau die Vermählung statt. Die neue Herzogin, die auch wegen ihrer Frömmigkeit gerühmt wird, war von außerordentlicher Körperkraft; soll sie es doch vermocht haben, Hufeisen zu zerbrechen und einen beladenen Wagen in Bewegung zu setzen. Sie ward die Stammutter des Zweiges der Habsburger, welcher in ihrem Enkel Maximilian die sämmtlichen Besitzungen des Hauses wieder vereinigte und in ihrem Urenkel Philipp dem Schönen noch größere Gebiete erwarb.

Im kräftigsten Mannesalter, im Juni 1424, wurde Herzog Ernst zu Bruck an der Mur durch den Tod den Seinen entrisen und im Kloster Reu bestattet, wo sich in einer Kapelle der Stiftskirche sein schönes Grabmal befindet.

Sein ältester Sohn Friedrich V. (III.) — 1424 bis 1493 — war erst neun Jahre alt, weshalb sein Oheim Friedrich (mit der leeren Tasche) von Tirol die vormundschaftliche Regierung übernahm. Im Alter von 20 Jahren trat er dann die Verwaltung seiner Gebiete an. Er unternahm eine Wallfahrt in das heilige Land, wo er am Grabe des Erlösers den Ritter Schlag empfing.

Während seiner Abwesenheit im November 1436 trat ein Ereigniß ein, welches dem ohnehin schon so sehr gestiegenen Ansehen der Grafen von Cilli neuen Glanz verleihen sollte. Schon im Laufe des XIV. Jahrhunderts waren sie immer höher emporgekommen. Hermann I., der Sohn des ersten Grafen von Cilli, hatte sich mit einer bosnischen Königstochter vermählt; Hermanns I. Neffe Wilhelm wurde der Gemal der Tochter des polnischen Königs Kasimir des Großen und seine Tochter die zweite Gemalin des ersten Jagellonen, Wladislaw, auf dem polnischen Throne. Hermanns I. Sohn, Hermann II.





Türkenfahrt (sogenannte Türkenfahrt) an der Kirche zu Maria-Bell.



war seit der Schlacht bei Nikopolis der Günstling des ungarischen Königs Sigismund, der 1410 auch zum römischen König gewählt wurde. Als dieser 1401 von unzufriedenen ungarischen Magnaten gefangen gesetzt wurde, bewirkte Hermann von Cilli seine Freilassung. Sigismund verlieh seinem Befreier die Grafschaft Zagorien, verpfändete ihm die Murinsel mit Eszathurn und erhob ihn zum Banns von Slavonien; auch vermählte er sich mit Hermanns Tochter Barbara. Als dann der Graf von Cilli auch die Güter des 1420 ausgestorbenen Hauses Ortenburg erbt, stand das Grafenhaus auf dem Gipfel seiner Macht. Aber dem Altgrafen Hermann II. bereitete sein ältester Sohn Friedrich schwere Sorgen. Dieser war mit Elisabeth von Modrusch-Beglia vermählt, aber er ermordete aus Liebe zu einem kroatischen Edelfräulein, Veronika von Teschnitz, seine Gattin und verheiratete sich heimlich mit seiner Geliebten. Die unstandesmäßige Heirat verzieh der Vater dem Sohne nicht; er hielt ihn sogar auf der Feste Ober-Cilli gefangen und dachte daran, ihm die Rechte des Erstgeborenen zu entziehen. Aber da starb sein zweiter Sohn Hermann III. eines plötzlichen Todes durch einen Sturz vom Pferde. Und im folgenden Jahre (1427) verschied der König Stefan von Bosnien, welcher den Altgrafen Hermann als Sohn einer bosnischen Prinzessin und dessen Nachkommen zu Erben seines Reiches einsetzte.

Jetzt mußte sich Hermann II. mit dem eingekerkerten Sohne ausöhnen, aber zuvor wollte er Veronika, welcher er die Schuld an dem Unglück, das sein Haus getroffen, beimaß, vernichten. Sie war vor dem Grimme des Altgrafen geflohen, irrte von einem Zufluchtsorte zum andern, selbst in Wäldern suchte sie sich zu verbergen; da griffen sie die Häfcher in der Nähe von Pettau auf und nun wurde sie dem Stadtgerichte von Cilli übergeben, dieses sollte sie als Hexe, die den Grafen verzaubert habe, verurtheilen. Als aber die Richter keine Schuld an der Unglücklichen fanden, ließ sie der Altgraf auf seine Burg Osterreich im Sanntthale bringen und dort im Bade ertränken. Nach und nach söhnte sich der Altgraf mit dem gefangenen Sohne aus, welcher nach des Vaters Tode 1435 das Haupt des Hauses, der Gebieter über 70 Herrschaften wurde, die in Osterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Kroatien lagen. Im folgenden Jahre wurden Graf Friedrich und sein Sohn Ulrich II. vom Kaiser Sigismund in den Reichsfürstenstand erhoben. Die Erhebung duldete der steirische Landesherr Friedrich V. nicht, und es begann ein Krieg, der mit einem Vertrage endete, in welchem die Cillier die Landeshoheit Friedrichs anerkannten.

Das Haupt der albertinischen Linie der Habsburger, der deutsche König Albrecht II., der auch Ungarn und Böhmen beherrschte, starb 1439 und erst nach seinem Tode wurde sein Sohn Ladislaus (Posthumus) geboren. Dessen Vormund und Erzieher wurde Friedrich V. von Steiermark. Die Mutter des Prinzen, Königin Elisabeth, suchte mit Hilfe ihres Veters Ulrich II. von Cilli ihrem Kinde die Krone Ungarns zu verschaffen, aber die Ungarn verlangten wie die Böhmen und die Oesterreicher von dem Vormund die



K: R. v. Siegl.

Der Tumbadeckel vom Grabmal Ernst des Eiferern.

Auslieferung seines Mündels. Als sich Friedrich, der zum römischen König gewählt worden war, im Jahre 1452 nach seiner Rückkehr von Italien, wo er die Kaisertroue empfangen und sich mit Eleonore von Portugal vermählt hatte, nach Wiener-Neustadt begab, wurde er hier von den unzufriedenen Östreichern, denen sich auch der Graf Ulrich von Cilli angeschlossen hatte, belagert. Die vor der Stadt aufgestellten Vorposten der Kaiserlichen wurden geworfen und gegen das offene Thor gedrängt, durch welches auch die Belagerer eingedrungen wären, wenn nicht der steirische Ritter Andreas Baumkircher mit Löwenmuth sich den Feinden entgegengestellt und sie so lange aufgehalten hätte, bis das Thor geschlossen war. Doch sah sich der Kaiser bald gezwungen, Ladislaus an Ulrich von Cilli auszuliefern, der nun den jungen Fürsten ganz nach seinem Willen lenkte.

Aber der Cillier wollte noch Größeres erreichen und auch in Ungarn neben dem König die erste Stelle einnehmen. Dort war der ehemalige Regent und jetzige Obercapitän Johann Hunyadi, der Todfeind des Cilliers, 1456 gestorben und der junge König begab sich mit Ulrich in das von den Türken gefährdete Ungarn. Ulrich wurde jetzt zum Statthalter dieses Reiches ernannt, aber in Belgrad kam es zum Streite zwischen ihm und Hunyadi's Sohne Ladislaus. Ulrich wurde von Ladislaus überfallen und in Stücke gehauen. In der Minoritenkirche zu Cilli ward er bestattet, der Herold zerbrach unter dem dreimaligen Rufe: „Heut Graf Cilli und nimmermehr!“ den Schild des nun ausgestorbenen Grafenhauses und das Volk klagte laut. Der größte Theil der Besitzungen des vom Glück so lange begünstigten Geschlechtes fiel an Kaiser Friedrich.

So friedliebend dieser Monarch auch war, so genossen seine Länder doch nur selten des Friedens. Auch Steiermark zählte nur wenige ruhige Jahre. Ein beklagenswerthes Ereigniß war die Baumkircher-Fehde. Andreas Baumkircher stammte aus Wippach in Krain, aber der Stammsitz seines Geschlechtes lag bei Weißkirchen in Obersteier. Am Hofe Kaiser Friedrichs erzogen, erhielt er schon 1447 die Pfllegschaft der habsburgischen Pfandherrschaft Schlaning (Szalouak) in Ungarn, später wurde er Obergespan des Preßburger Comitats, das der Kaiser im Pfandbesitz hatte, sowie Freiherr. Er leistete dem Kaiser große Dienste: außer bei der Belagerung von Wiener-Neustadt auch noch bei Friedrich's III. Kampfe um die Cillier Erbschaft, endlich 1462, als der Kaiser in der Wiener Hofburg von seinen Unterthanen belagert wurde. Aber später, als sich Baumkircher enger an den ungarischen König Matthias Corvinus angeschlossen, erkalteten die Beziehungen des Kaisers zu Baumkircher, dem er große Summen schuldete, die er nicht zu zahlen im Stande war. Es war damals eine wilde Zeit, der Troß der Vasallen artete oft in Widerpenstigkeit und selbst in offenen Krieg gegen den Landesfürsten aus, dem man wie einem Feinde Abjagebriefe zuschickte. Auch Baumkircher, sowie seine Genossen Hans von



Stubenberg, Christof und Andreas Harringer, Ludwig Hausner und Ulrich von Pefnitz sagten dem Kaiser den Gehorsam auf, ihre Söldner nahmen Hartberg und Fürstenseid und verwüsteten das Land in schrecklicher Weise. Auf dem Ausschnßlandtage zu Völkermarkt in Kärnten 1470 wurde der Streit einstweilen beigelegt und zur vollständigen Schlichtung mehrere der Aufständischen, darunter Baumkircher und Greißenecker nach Graz geladen, wo sie am 23. April 1471 eintrafen. Als die Unterhandlungen zu keinem Ziele führten, wurden die Stadthore schon um drei Uhr geschlossen, Baumkircher und Greißenecker ergriffen und Abends vor dem Murthore enthauptet. Einige ihrer Parteiläufer wurden in das Gefängniß geworfen, die Leichen der Hingerichteten im Kreuzgange der jetzigen Franciscanerkirche bestattet, die Leiche Baumkirchers später nach dem Schlosse Schlaning gebracht.



Andreas Baumkircher auf einem Denkmal zur Erinnerung an die Erbauung seiner Burg in Ungarn (1450).

Neunmal fielen die Osmanen während der Regierung des Kaisers Friedrich III. in Steiermark ein, am fürchterlichsten wütheten sie im Jahre 1480. Sie erschienen damals von Kärnten her im oberen Murthale, durchzogen selbst einige Seitenthäler und wendeten sich von Bruck südwärts gegen Graz. Klöster, Kirchen, Herrensitze, Dörfer und Städte wurden zerstört oder geplündert und kein Widerstand konnte ihnen entgegengestellt werden. Vom Grazer Schloßberge mußte der Kaiser schmerzerfüllt zusehen, wie die Umgebung der Hauptstadt verwüstet wurde. Über Radkersburg verließen endlich die furchtbaren Gäste das Land. In demselben Jahre erschienen Heuschreckenschwärme und die Pest raffte Tausende dahin. Ein Frescobild am Grazer Dom schildert die Noth, welche damals die „drei

Gockplagen“ hervorgerufen. Aber auch die Ungarn, mit denen der Kaiser wiederholt im Kriege lag, verwüsteten oft das Land in kaum minder grausamer Weise als die Osmanen. Erst nach dem Tode des Königs Matthias Corvinus (1490) wurde das Land von ihnen befreit. Drei Jahre später starb der Kaiser. In Graz hatte er sich oft und gern aufgehalten, die Stadt neu besetzt und dort eine Burg und eine Kirche, den jetzigen Dom, erbaut.

Unter seinem Sohne Maximilian I. (1493 bis 1519) folgten friedlichere Zeiten. Schon unter Friedrich III. waren Klagen über den Wucher der Juden laut geworden, denen man, theilweise mit Recht, theilweise aber ohne Grund die Schuld an dem überhandnehmenden wirthschaftlichen Verfall zuschrieb; durch ihre Entfernung hoffte man die frühere Blüte des Landes wieder herbeizuführen. Öfter als sonst waren unter Friedrich die Stände versammelt worden, um Steuern zu gewähren, aber gewiß wären die Landtage noch öfter zu solchen Geldleistungen genöthigt gewesen, wenn nicht die Juden im Lande gelebt hätten, welche als „Kammerknechte“ des Landesherrn zu höchst bedeutenden Leistungen verhalten wurden. Nichtsdestoweniger verlangten die Stände von Maximilian ihre Vertreibung; der Kaiser ließ sich dazu bewegen und gab am 19. März 1496 den Befehl, daß die Juden bis zum Dreikönigstage 1497 das Land räumen sollten. Für den entfallenden Judentzins aber mußten die Stände sich zur Zahlung von 38.000 Gulden verpflichten.

Die Vertreibung der Juden hatte auch die Folge, daß Maximilians Regierung, die stets geldbedürftig war, fast jedes Jahr an die Stände Geldforderungen stellen mußte, so daß also unter ihm die regelmäßigen Steuern ihren Anfang nahmen; vom Jahre 1516 sind bereits Steuerbücher erhalten und vom Jahre 1525 an ist ihre Reihe nicht mehr unterbrochen.

Die Ruhe im Lande wurde 1515 durch den Aufstand der windischen Bauern gestört. Hervorgerufen durch unkluge Bedrückungen krainischer Bauern von Seite ihrer Gutsherren verpflanzte sich die Bewegung auch nach Südsteier und selbst bis in die Gegend von Graz. Die hartgedrückten Bauern verlangten die stara pravda (die alte Gerechtigkeit), das heißt die Abstellung aller willkürlichen Forderungen der Gutsherren. Der zum Feldhauptmann ernannte Georg von Herberstein besiegte die Aufständischen und der Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein vollendete ihre Unterwerfung. Harte Strafen wurden verhängt, aber die Ursachen der Unzufriedenheit nicht beseitigt.

Maximilian starb im Jahre 1519. Für die innere Geschichte der Steiermark ist seine Regierung von großer Bedeutung. Nicht allein auf dem Gebiete des Finanzwesens, sondern auch in allen übrigen Zweigen der Verwaltung erfolgten durchgreifende Veränderungen; Maximilian schuf die Grundlagen, auf denen sich in der Folge der Beamtenstaat entwickelte. Seine Regierungszeit bildet daher die Übergangszeit des mittelalterlichen Lebens in die Neuzeit.

Seine Erben, die zwei Enkel Karl und Ferdinand, weilten bei dem Tode des Kaisers in fernen Landen; eine Gesandtschaft der österreichischen Länder begab sich nach Spanien, um den Erstgeborenen, Karl, König von Spanien, zur Besitzergreifung einzuladen; die Abgeordneten Steiermarks waren Sigmund von Herberstein und Hans Hofmann



Kaiser Friedrich III. und St. Florian.

von Grünbüchl. Bald nach ihrer Heimkehr erschienen die von den Erben zur Entgegennahme der Erbhuldigung bevollmächtigten Commissäre, an deren Spitze der Markgraf Casimir von Brandenburg stand. Diese beschworen die Landesfreiheiten, worauf am 30. Jänner 1520 die Huldigung stattfand. Im Juli des folgenden Jahres erschien Erzherzog Ferdinand, dem sein Bruder die einstweilige Verwaltung der österreichischen Länder übertragen und der sich eben mit der Prinzessin Anna von Ungarn und Böhmen vermählt hatte, in Graz und ließ sich huldigen. Im Jahre 1522 schlossen die beiden Brüder einen Vertrag, infolge dessen alle deutsch-habsburgischen Länder Ferdinand zufielen.

Im Jahre 1525 entstand in Obersteier ein Bauernaufstand, der von Salzburg aus angefaßt war und von dem alternden Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein nicht be-

wältigt werden konnte. Der Feldhauptmann des Erzherzogs, Graf Niklas Salm, warf ihn nieder, wobei das blühende Städtchen Schladming niedergebrannt und fast entvölkert wurde.



Nach der vergeblichen Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1529 wurden von ihnen die nördlichen Theile des Landes heimgesucht und 1532 führte Sultan Suleyman II. seine bentegierigen Scharen von der Festung Güns, die er nicht hatte erobern können, nach Steiermark. Aber er wagte keinen Sturm auf die Hauptstadt, sondern zog am linken Murufer südwärts und verließ in der Nähe von Pettau das Land. Zwar blieb Steiermark nun lange Zeit hindurch von türkischen Plünderungszügen verschont, aber an den Kriegen, welche Ferdinand immer wieder mit dem Erbfeinde der Christenheit zu führen hatte, nahmen die Steirer rühmlichen Antheil. Zur Zeit Ferdinands I. drangen die Lehren Martin Luthers in Steiermark ein und fanden trotz der Verbote des Landesherren im Adel, Bürger- und Bauernstande so viele Anhänger, daß schon um die Mitte des Jahrhunderts die katholische Kirche fast ganz in den Hintergrund gedrängt war.

Ferdinand, ein edler, gerechter, in Glaubenssachen mehr zur Versöhnung und Milde als zur Strenge neigender Fürst, verschied am 25. Juli 1564. Zwei Jahre später starb auch der berühmte Sigmund von Herberstein, welcher unter Maximilian I. und Ferdinand I. sich als Staatsmann und Gelehrter vielfach ausgezeichnet hat. Im Auftrage dieser Regenten unternahm er weite Gesandtschaftsreisen in fremde Länder, wie nach Dänemark, in die Schweiz, nach den Niederlanden, nach Frankreich, Spanien, Ungarn, Polen und Rußland und hinterließ werthvolle Aufzeichnungen. Die Unsterblichkeit sichert ihm sein oft aufgelegtes und in viele Sprachen übersetztes Werk „Moscovia“, in welchem er die Geographie und Geschichte, die Verfassung und Verwaltung Rußlands, die Sitten und Gewohnheiten der Völker dieses Reiches meist aus eigener Anschauung darstellte und damit das Czarenreich der Wissenschaft erschloß. In den Zeiten Kaiser Ferdinands I. gewann das ständische Wesen jene Form, welche es bis in die neue Zeit behalten hat. Schon unter Friedrich III., noch mehr aber unter Maximilian I. hatten die Stände die Nothwendigkeit gefühlt, zur Beforgung gewisser lang dauernder Geschäfte mehrere Männer aus ihrer Mitte abzuordnen. So entstand die Einrichtung der Verordneten, welche den größten Theil des Jahres beisammen blieben und die laufenden Geschäfte, zumal die Steuereinhebung besorgten. Ausgebildet erscheint diese Einrichtung seit den ersten Jahren der Regierung Kaiser Ferdinands I. Ferdinand hatte eine Theilung seiner Länder zwischen seinem Nachfolger Maximilian II. und dessen jüngeren Brüdern Ferdinand und Karl angeordnet, denen mit der Steiermark auch Kärnten, Krain, Görz und Triest mit dem Küstenlande zufielen.

### Vom Jahre 1564 bis zur neuesten Zeit.

Durch die Ferdinandische Theilung wurde Steiermark das Hauptland, Graz die Hauptstadt eines Länderverbandes, der dieselbe staatsrechtliche Selbständigkeit wie irgend ein anderes unmittelbares Gebiet des deutschen Reiches besaß. Es wurde auf deutschen

Reichstagen wiederholt darauf hingewiesen, daß das Haus Österreich zur Führung von drei Stimmen, der österreichischen, innerösterreichischen oder steirischen und tirolischen, berechtigt sei, wozu nur die territoriale und verfassungsmäßige Abgrenzung den Anlaß geben konnte. Die steirische Gruppe verlor aber sehr bald ihre Bedeutung, weil sie schon



Sigmund von Herberstein.

unter Ferdinand II. durch Personalunion mit der österreichischen verbunden wurde. Tirol war noch auf dem westfälischen Friedenscongresse durch einen eigenen Gesandten vertreten. Die landesfürstliche Regierung wurde durch den innerösterreichischen geheimen Rath, die Hofkammer und den Kriegsrath ausgeübt, welchen Behörden auch die Grafschaft Görz, die habsburgischen Theile von Istrien und die im Verlaufe der letzten Jahrzehnte entstandenen „Grenzen“, die weitschawarer, windische, kroatische und Meerergrenze unterstellt

waren. Die autonome Verwaltung der Länder Steiermark, Kärnten, Krain und Görz lag in den Händen der Landtage und der von diesen gewählten Verordneten, an deren Spitze der Landeshauptmann stand. Die Zusammengehörigkeit der drei Länder gab sich in der Einrichtung der sogenannten Ausschußlandtage kund, welche von Vertretern ihrer Landstände zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten, vor Allem von Kriegs- und Religionsfachen abgehalten wurden.

Die Befugnisse der Stände waren beim Zusammentreten der innerösterreichischen Regierung noch sehr bedeutend, die Verwaltungsgeschäfte wurden fast ausschließlich von ihnen besorgt, jede Art von Besteuerung war an ihre Bewilligung gebunden, selbst die Vertheidigung des Landes gehörte in ihren eigenen Wirkungskreis.

Als Erzherzog Karl im Frühjahr 1564, noch vor dem Tode seines Vaters, die Huldigung der ihm zugefallenen Herzogthümer entgegennahm, sah er sich in jedem einzelnen Landtage einer Mehrheit von protestantischen Landständen gegenüber, welche die Anerkennung ihres Religionsbekenntnisses bei dieser Gelegenheit, wenn auch auf nicht sehr auffällige Weise zu erreichen suchten. Seiner entschiedenen Ablehnung wußten sie jedoch kein wirksames Mittel entgegenzustellen, sie huldigten, behielten sich jedoch weitere Schritte in Religionsfachen vor. Der Erzherzog hingegen war schon bei seinem Regierungsantritt entschlossen, für die Wiederherstellung der Glaubenseinheit im katholischen Sinne alle seine Kräfte einzusetzen, und in der Überzeugung von der Nothwendigkeit dieser Bemühung wurde er am kräftigsten von der Herzogin Maria von Baiern befestigt, die am 26. August 1571 seine Gemalin wurde, nachdem die Absicht einer Verbindung Karls mit Elisabeth von England oder Maria Stuart jedesmal bald nach dem Beginne der Unterhandlungen wieder aufgegeben worden war. Erzherzogin Maria, eine Frau von entschiedenem Willen, bei aller Güte und Nachsicht gegen Einzelne streng in ihren Forderungen an die Gesamtheit, nicht ohne Anflug von Fanatismus, nahm auf die politische Richtung ihres Gatten und später ihres Sohnes den allergrößten Einfluß; sie war die Hauptstütze der katholischen Reaction in Innerösterreich. Mit ihr zugleich erschienen die Jesuiten in Steiermark und begannen in dem 1573 in Graz gegründeten Gymnasium, welchem sich bald ein Convict als Erziehungsanstalt anschloß, den Wettkampf um die heranwachsende Jugend mit der von den protestantischen Ständen (1571 bis 1573) errichteten „Stiftsschule“, an welcher namhafte deutsche Gelehrte, wie: David Chyträus aus Rostock, Hieronymus Osius aus Leipzig und Seremias Homberger aus Friedlar in Hessen wirkten. Zwischen diesen und den jesuitischen Lehrern und Predigern fehlte es nicht an literarischen Fehden, die im Stile der Zeit meist sehr derb geführt wurden; auch die Kanzel wurde von beiden Seiten zu Angriff und Vertheidigung mißbraucht. Der Erzherzog unternahm in der ersten Periode seiner Regierung keine zu sehr aufregenden Schritte gegen den protestantischen Adel, weil



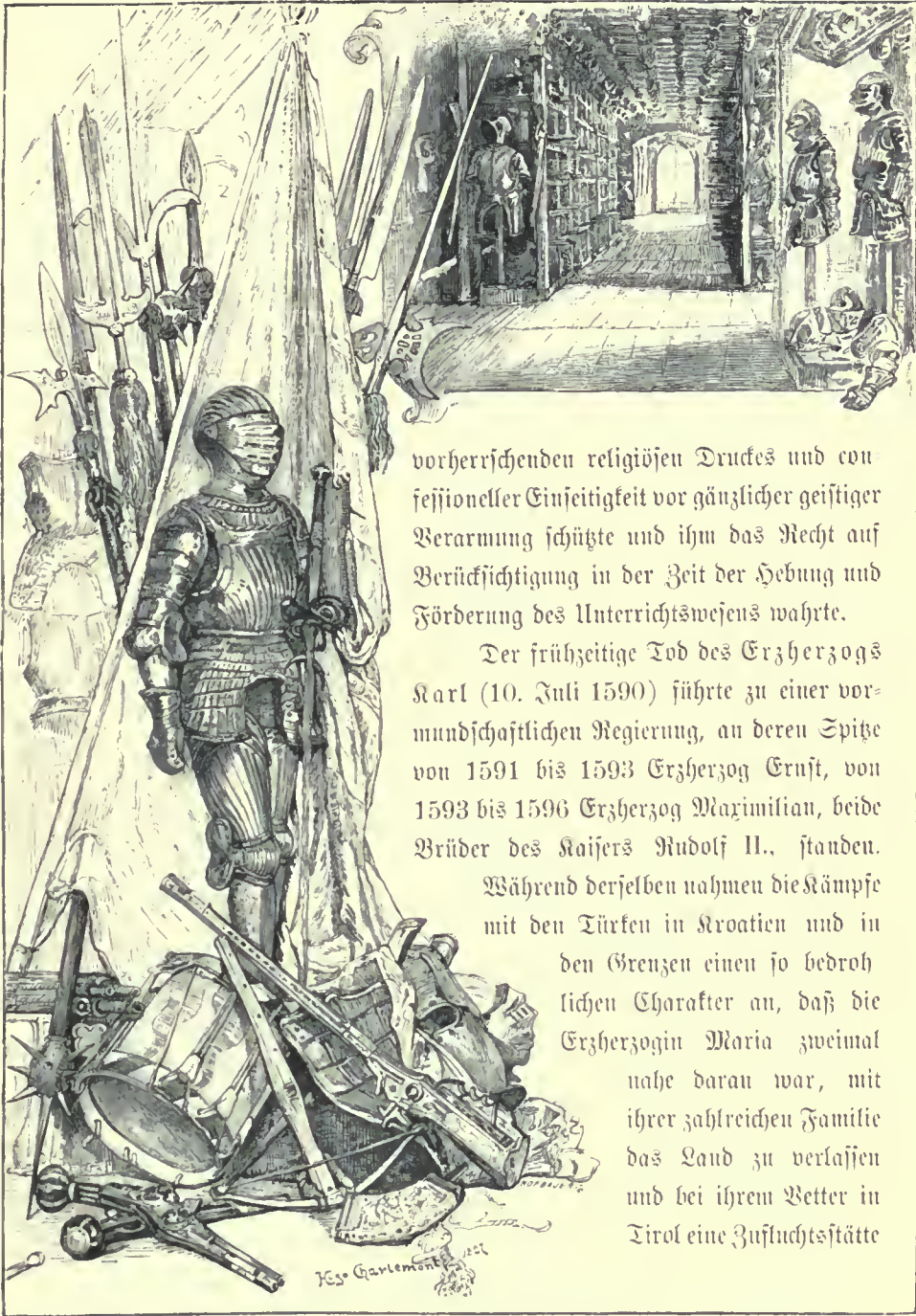
er der Mitwirkung der Stände zu der militärischen Sicherung von Innerösterreich gegen die fortwährend drohenden Angriffe der Türken nicht entzagen konnte. Da er ließ sich auf dem Auschußlandtage zu Bruck an der Mur 1578 herbei, die Abhaltung des evangelischen Gottesdienstes durch angestellte Prediger, sowie den Bestand evangelischer Schulen in Graz, Judenburg, Laibach und Klagenfurt zu gestatten, überhaupt die Gewissensfreiheit der Bürger im Allgemeinen anzuerkennen, wenn die Prädicanten sich aller Angriffe gegen die katholische Kirche enthielten. Den Ständen selbst sollte ihre religiöse Überzeugung wie bisher freistehen. Einer schriftlichen Ausfertigung dieser Zugeständnisse verweigerte er jedoch seine Unterschrift, die Bemerkung, er habe für sich und seine Nachkommen die Zugeständnisse gemacht, strich er in dem ihm vorgelegten, von den Ständen verfaßten Protokolle durch. — Das Ansehen, welches die Vorgänge von Bruck in der katholischen Welt hervorriefen, die Siegesgewißheit, welche die Protestanten nach derselben unkluger Weise zur Schau trugen, und die Vorstellungen der Erzherzogin Maria sowie ihrer bairischen Verwandtschaft veranlaßten Karl in den letzten zehn Jahren seiner Regierung zu einer strammeren Vertretung der katholischen Interessen, namentlich durch den Ausschluß aller Protestanten aus seinem Hofstaate und das Verbot für die Bürger von Graz, ihre Kinder in die Stiftsschule zu schicken. Die Opposition nahm daher bis zu seinem Tode stetig zu und führte selbst zu einigen gewaltthätigen Ausbrüchen.

Erzherzog Karl war der Organisator der Grenze. Er ordnete die Beziehungen der innerösterreichischen Hinterländer zu derselben, errichtete eine Reihe von Blockhäusern, sorgte für genügende Besatzung in denselben, erbaute die nach ihm benannte Festung Karlstadt und verstärkte das „Hauptschloß Graz“ durch den Bau von starken Bastionen und Thoren. Zu allen diesen Unternehmungen und Einrichtungen mußten die Stände namhafte Beiträge bewilligen. Außer den Geldsummen, welche sie dem Landesfürsten zu Vertheidigungsmitteln erlegten, leistete das Land im Falle eines feindlichen Angriffs die „Landesrüstung“ mit 634 „Gültperden“ und mit dem Aufgebot des dreißigsten Mannes oder 2.000 Büchsenhüben, also drei starken Fahnen Reiter, meist Arkebuseren, und fünf bis sechs Fähnlein deutscher Knechte. Vom letzten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts an wurden diese Truppen nicht mehr von den verpflichteten Gültbesitzern gestellt, sondern geworben und aus den Matrikularbeiträgen bezahlt, welche die Landstände zu entrichten hatten. Es gab damals in Steiermark noch Familien mit sehr ausgedehntem Grundbesitz, so daß die Leistungen einzelner für die Landesvertheidigung dem Contingente eines deutschen Reichsfürsten gleichkamen. Die Stubenberge stellten 52 Pferde und 162 Büchsenhüben, ein Kurfürst des heiligen römischen Reiches rückte mit 60 Mann zu Roß und 277 zu Fuß aus; der Abt von Admont kam den Bischöfen von Speyer oder Passau gleich, ein Windischgrätz, Saurau oder Herberstein dem Markgrafen von Baden

oder dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg. Von den Geldern, welche der Reichstag für den Türkenkrieg und die Grenzvertheidigung ab und zu votirte, kam nach Steiermark nichts, Landesfürst und Stände beklagten sich wiederholt sehr bitter darüber, daß sie vom Reiche so gut als verlassen und preisgegeben seien.

Ein von dem bewährten Rathe Kaiser Ferdinands und seiner Söhne, Hans von Cobenzl, herrührender Plan, dem deutschen Orden, dessen Comthur Cobenzl in Laibach war, ein Gebiet an der windischen und kroatischen Grenze (etwa Kanischa oder Kopreinitz) abzutreten, damit der Orden mit einer entsprechenden Anzahl von Rittern darin sich niederlasse und den ihm obliegenden Kampf gegen die Ungläubigen wieder beginne, fand bei den Valleyen von Franken und am Rhein, die sich in ihrem reichlichen Lebensgenusse nicht stören lassen wollten, keinen Anklang und mußte, obwohl ihn Kaiser Maximilian auf dem Deputationstage von 1577 kräftig befürwortete, aufgegeben werden.

Die Kriege dieser Zeit wurden von den Türken nicht im Stile Suleymans geführt, sie wurden — da zwischen dem Kaiser und dem Sultan jährlich der Waffenstillstand erneuert wurde — als Privatangelegenheit der benachbarten Paschas betrachtet, deren Raubzüge Kroatien, Krain und Steiermark unaufhörlich bedrohten und fast Jahr für Jahr kostspielige Rüstungen und Truppenaufstellungen nothwendig machten. Die Übernahme des Oberbefehls über das gesammte Grenzgebiet von der Drau bis an die Adria durch den Erzherzog (1578) verursachte diesem und seinen Ländern zwar neue Lasten und Sorgen, aber auch die Möglichkeit, in die Vertheidigung endlich ein System zu bringen und durch Instandhaltung der festen Plätze, welche von den Ungarn und Kroaten dem Verfall preisgegeben waren, wenigstens gegen den ersten Anprall der Feinde Schutz zu gewähren, bis die Contingente von Innerösterreich heranziehen konnten. Für die Bewaffnung der letzteren hatte die steirische Landschaft besonders ausgiebig gesorgt, indem sie in ihrem Zeughaufe in Graz große Vorräthe von Schuß- und Trukwaffen anhäuften, welche im Falle der Mobilisirung des Aufgebotes sofort zur Verwendung kommen konnten. In den letzten Regierungsjahren Erzherzog Karls nahmen die Beunruhigungen an der Grenze einigermaßen an Heftigkeit ab, Karl konnte daher sein Augenmerk wieder friedlichen Unternehmungen zuwenden, deren bedeutungsvollste die Stiftung der Universität in Graz war (14. April 1586). Diese war zwar höchst unvollkommen, da sie nur aus der theologischen und der philosophischen Facultät bestand, auch war ihr Wirkungskreis ein von vorneherein beschränkter, da die Leitung sowie die Besetzung aller Lehrstellen ausschließlich dem Jesuitenorden übertragen war, ihre Bedeutung kann daher mit der von älteren akademischen Instituten univervellen Charakters, welchen Wien und Prag selbst während der katholischen Reaction zu bewahren wußten, nicht verglichen werden; trotzdem war dadurch eine Culturestätte geschaffen, die das Land in den zwei Jahrhunderten des



vorherrschenden religiösen Druckes und confessioneller Einseitigkeit vor gänzlicher geistiger Verarmung schützte und ihm das Recht auf Berücksichtigung in der Zeit der Hebung und Förderung des Unterrichtswezens wahrte.

Der frühzeitige Tod des Erzherzogs Karl (10. Juli 1590) führte zu einer vor-mundschaftlichen Regierung, an deren Spitze von 1591 bis 1593 Erzherzog Ernst, von 1593 bis 1596 Erzherzog Maximilian, beide Brüder des Kaisers Rudolf II., standen.

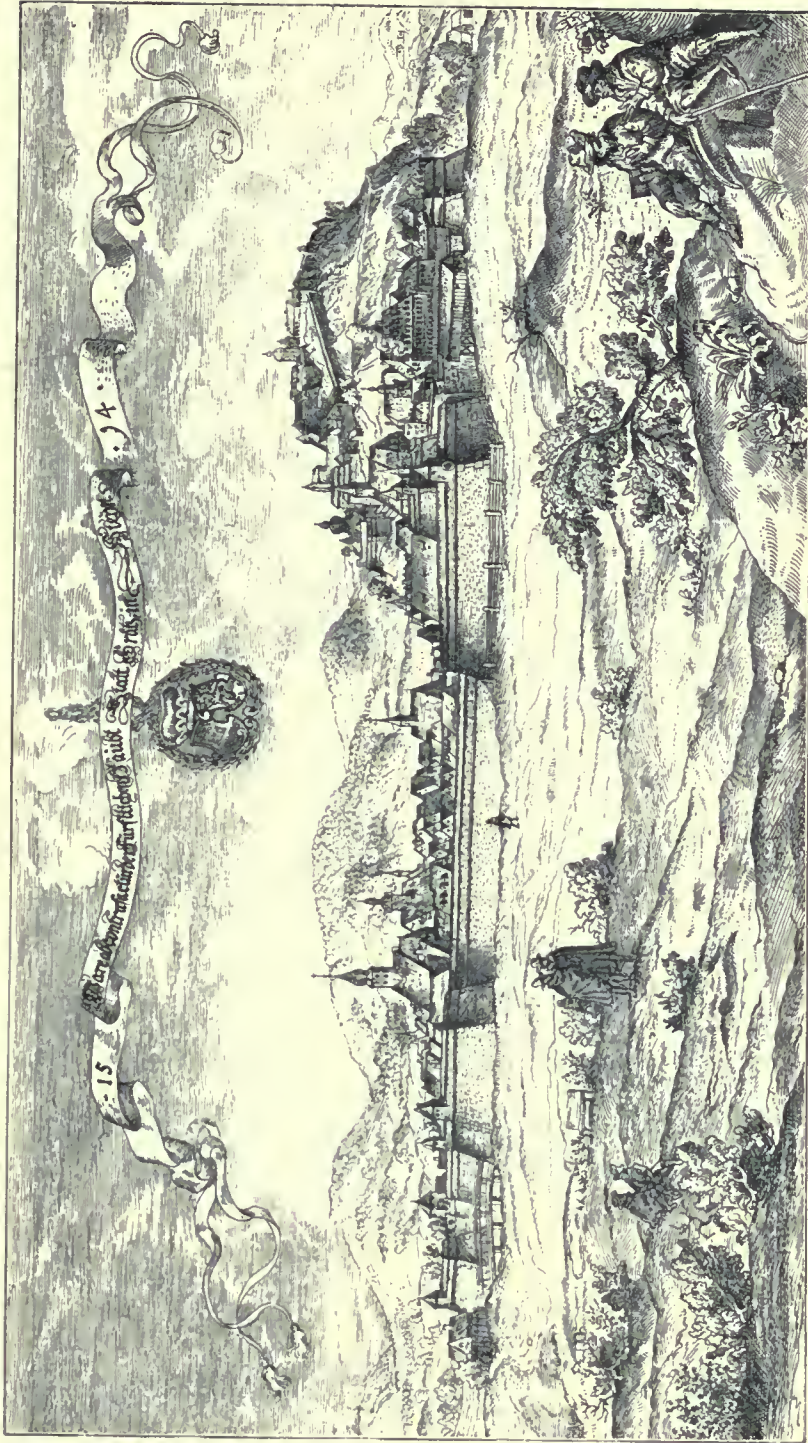
Während derselben nahmen die Kämpfe mit den Türken in Kroatien und in den Grenzen einen so bedrohlichen Charakter an, daß die Erzherzogin Maria zweimal nahe daran war, mit ihrer zahlreichen Familie das Land zu verlassen und bei ihrem Vetter in Tirol eine Zufluchtsstätte

Waffengruppe aus dem Landeszeughaus zu Graz.



zu suchen. Das steirische Aufgebot mußte von 1592 an alljährlich ins Feld rücken, seine Mitwirkung in allen bedeutenden Gefechten unter dem Befehl tüchtiger Oberste aus dem steirischen Adel machte der Tapferkeit und Standhaftigkeit der Bevölkerung sowie der Umsicht der Landesverwaltung alle Ehre. Ein steirischer Edelmann, Ruprecht von Eggenberg, der unter Alexander Farnese in den Niederlanden das Kriegshandwerk gelernt und verschiedenen Herren gedient hatte, schlug mit kaum 5.000 Streichern ein 20.000 Mann starkes Heer des Paschas von Bosnien bei Sissef (22. Juni 1593), nahm die Festung Petrinia ein und wurde, 1598 in den Freiherrnstand erhoben, auf dem ungarischen Kriegsschauplatz zu wichtigen Ämtern, wie zum Generalfeldzeugmeister und Kommandanten von Raab berufen. Er starb 1611 auf seinem Schlosse Ehrenhausen, wo er sich ein prächtiges Mausoleum errichtet hatte. Auch Christof von Teuffenbach und Hans Sigmund von Herberstein fochten glücklich im Neograder Komitat und bei Kopreinitz, konnten aber, da sie stets gegen fünf- bis zehnfache Übermacht zu kämpfen hatten, ihre Erfolge nicht festhalten.

Als Ferdinand (geboren 1578), der älteste Sohn unter den fünfzehn Kindern des Erzherzogs Karl und der Maria von Baiern, welcher sich bis 1595 an der Jesuitenuniversität zu Ingolstadt den Studien gewidmet hatte, zu Ende des darauffolgenden Jahres die Regierung der drei Lande antrat, war die Gefahr neuer Verluste an den Grenzen sehr drohend. Ferdinand legte derselben jedoch keine große Bedeutung bei und hielt es für dringender, den Kampf, welchen seine unmittelbaren Vorfahren gegen die neue christliche Lehre mit unzulänglichen Mitteln geführt hatten, durch eine rasche That zu beenden. Er zog die äußersten Konsequenzen des Augsburger Religionsfriedens von 1555 und verlangte, nachdem er sich auf einer Wallfahrtsreise nach Loreto noch den besonderen Segen des Papstes Clemens VIII. zu seinem Unternehmen geholt hatte, am 13. September 1598 die Auflassung aller protestantischen Schulen, die Auswanderung der darin beschäftigten Lehrer und Prediger binnen vierzehn Tagen und die Rückkehr aller Bürger in den landesfürstlichen Städten und Märkten zur alten Religion. Den Befehlen wurde durch einige Fähnlein Knechte, die zuerst die Besatzung des Grazer Schloßberges verstärkt hatten und dann die nach verschiedenen Theilen des Landes entsendeten Reformationskommissionen begleiteten, ansehnlicher Nachdruck gegeben. Der Widerstand war ein sehr geringer, die Stände ließen es bei einigen Vorstellungen und Protesten im Landtage bewenden, die Bürger gaben die Bibeln heraus, welche haufenweise verbrannt wurden, und bequemten sich bald zum katholischen Gottesdienst. Es zeigte sich, daß die religiöse Überzeugung des Volkes nicht besonders tief begründet war, und daß der Entschluß, für den evangelischen Glauben einzustehen, vor dem Drucke der weltlichen Macht nicht Stand hielt. Die Auswanderung ansässiger Leute scheint damals nicht häufig eingetreten zu sein,



Graz im Jahre 1594.



da die landständischen Familien noch nicht zum Übertritt gezwungen, sondern auf ihren Schlössern mit ihren Unterthanen einen bescheidenen Hausgottesdienst abzuhalten in der Lage waren, freilich ohne Zuziehung von theologisch gebildeten Predigern (Prädicanten),



Erzherzog Karl II.

die man — wie den vielberufenen Paulus Odoninus in Waldstein — bis in die Schlösser des Adels verfolgte.

Unter den eingewanderten Protestanten, welche damals um ihres Glaubens willen das Land verlassen mußten, war Johannes Kepler wohl die hervorragendste Persönlichkeit. Er war von Tübingen, mit dessen Theologen die steirischen Stände in nahen Beziehungen



standen, als Lehrer der Mathematik an die Stiftsschule berufen worden, hatte die Stelle eines Landschaftsmathematicus bekleidet, der zugleich mit der Herausgabe eines Kalenders betraut war, und sich 1597 mit Barbara Müller von Mühleck vermählt, deren Familie



Ruprecht von Eggenberg.

das gleichnamige südlich von Graz gelegene Landgut besaß. Die Jesuiten hätten ihn gerne für die Universität erhalten, da er aber nicht katholisch werden wollte, mußte er die neu gewonnene Heimat verlassen.

Schon Ende 1600 war die Gegenreformation in Steiermark nahezu beendet, nur der größere Theil des Adels bewahrte noch den evangelischen Glauben und in einigen

abgelegenen Thälern von Obersteiermark, namentlich im Ennsthal und im oberen Murthal, konnte derselbe niemals ganz ausgerottet werden. Als Erzherzogin Maria, welche wenige Tage vor dem Erlasse des Religionsedictes zur Vermählung ihrer Tochter Margarethe mit dem König Philipp III. nach Spanien gereist war, wieder an den Hof nach Graz zurückkehrte, war das große Werk, durch welches die Regierung ihres Sohnes für alle Zeiten gekennzeichnet ist, glücklich vollbracht; der katholische Clerus, an dessen Spitze die Bischöfe Georg Stobäus von Lavant und Martin Brenner von Seckau für die Wiedererstarbung ihrer fast gänzlich beseitigten Herrschaft gestritten hatten, begann nun in Verbindung mit dem von der Regierung besonders bevorzugten Jesuitenorden die Anpassung der durch den weltlichen Arm ihrer Obfsorge überlieferten Seelen für die Anforderungen eines Glaubens, dem sie sich nur durch den Verzicht auf die Heimat und den größten Theil von Hab und Gut hätten entziehen können.

In der Bekämpfung der Türken kam Ferdinand nicht so leicht zum Ziele als in der confessionellen Politik, er hatte im Gegentheil einige empfindliche Verluste zu erleiden. Die Feste Kaniſcha wurde am 20. October 1600 vom Feinde genommen, weil man den Befehlshaber Georg Paradeiser zu lange ohne Unterstützung gelassen hatte. Der Versuch des Herzogs von Mercoeur, den Platz zu entsetzen, mißlang, und trostlos endete auch der im darauffolgenden Jahre unternommene Feldzug des Erzherzogs zur Rückeroberung von Kaniſcha, obwohl dafür die ganz ungewöhnliche Zahl von 23.000 Mann zu Fuß und 4.500 Reitern aufgebracht und von Radkersburg aus ins Feld geführt worden war. Die Einfälle heutelustiger Scharen in Steiermark wiederholten sich daher in den nächsten Jahren, bis der vom Kaiser geschlossene Friede von Sztiva-Torok (1606) die Feindseligkeiten für einige Zeit unterbrach.

Von den Leiden des dreißigjährigen Krieges blieben die Alpenländer verschont, insoferne sie wenigstens keinen Feind im Lande sahen, sondern mit Werbungen und Steuern allein heimgesucht wurden. Eine Aufforderung zum Anschlusse an die böhmische Erhebung, welche an die protestantischen Stände der Steiermark gerichtet wurde, als gerade Wien von den Rebellen unter Thurn und von Bethlen Gabor bedroht wurde, fand bei den Steirern keinen Widerhall, ihre Anhänglichkeit an den Landesfürsten hielt sie ab, die Verlegenheit, in welcher dieser durch den Abfall anderer Provinzen gerathen war, zu Gunsten der Religionsfreiheit auszunützen.

Als Ferdinand nach dem Tode des Kaisers Matthias berufen wurde, die Leitung der deutschen Linie des Hauses Osterreich zu übernehmen und den gesammten Länderbesitz desselben sammt der Kaiserkrone in seiner Hand zu vereinigen, hörte die politische Selbstständigkeit von Innerosterreich wieder auf. Der Kaiser und seine Familie hielten sich nur sehr selten und auf kurze Zeit in Steiermark auf, so daß Graz den Charakter einer

Residenz verlor, wenn auch an der Einrichtung der Behörden nichts geändert wurde und die Personalunion das einzige verfassungsmäßige Band zwischen den einzelnen Theilen der habsburgischen Monarchie blieb.

Die Siege des Kaisers und seiner Verbündeten, welche mit der Schlacht am weißen Berge begannen und bis zum Auftreten Gustav Adolfs sich fast ununterbrochen aneinanderreiheten, hatten für die Steiermärker den Erfolg, daß die Gegenreformation, welche fast zwei Jahrzehnte hindurch zum Stillstand gebracht war, zur Vollendung geführt wurde. Seit 1625 waren alle gottesdienstlichen Handlungen nach evangelischem Ritus, Taufen, Trauungen, unterjagt, der Besuch auswärtiger Univerfitäten wurde abgestellt und am 30. August 1628 auch dem ständischen Adel, der sich bisher noch einen Rest von Religionsfreiheit gewahrt hatte, die Rückkehr zum katholischen Glauben zur Pflicht gemacht. Zerst erst wanderten über 800 Angehörige innerösterreichischer Familien aus, darunter auch hochangesehene Steirer, wie Dietrichstein, Eggenberg, Gleispach, Herberstein, Lamberg, Prantl, Nachnitz, Saurau, Schärffenberg, Stubenberg, Teuffenbach, Tannhausen, Trauttmansdorff, Windischgrätz und Wurmbrand. Viele von ihnen und zum größeren Theile ihre Nachkommen kehrten jedoch zurück, wurden katholisch und erhielten ihre Güter wieder.

Von den Mitgliedern des katholischen Adels, die sich schon vor der Gegenreformation dem erzhertzoglichen Hof angeschlossen hatten und später von ihrem kaiserlichen Gönner mit reichlichen Gnadenbezeugungen gelohnt wurden, erreichte das höchste Ansehen und den größten Einfluß auf die Regierung Johann Ulrich von Eggenberg, der gleichzeitig mit seinem Vetter Ruprecht in den Freiherrnstand erhoben wurde (1598) und bis zum Director des geheimen Rathes, Obersthofmeister und Gubernator von Innerösterreich stieg, das Herzogthum Kruman und die Fürstenwürde erhielt und ungewöhnliche Reichthümer sammeln konnte. Außer Wallenstein, dessen Politik er lange Zeit billigte und beim Kaiser vertheidigte, hat Niemand so großen Gewinn von den böhmischen Confiscationen und von den zahlreichen Geldgeschäften des Kaisers gezogen als Johann Ulrich, dem Ferdinand II. persönlich zugethan war und unbedingtes Vertrauen schenkte. Sein Sohn Johann Anton erreichte Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath, vermählte sich mit einer brandenburgischen Prinzessin und wurde beim Regierungsantritt Ferdinands III. als außerordentlicher Gesandter nach Rom entsendet, wo er mit einem selbst für die Hauptstadt der Christenheit aufsehenden Pompe auftrat. Seine beiden Söhne theilten die Besitzungen des Gejamnthausers und begründeten eine böhmische und eine steirische Linie, welche jedoch beide schon im Anfang des XVIII. Jahrhunderts ausstarben. In Böhmen war das Haus Schwarzenberg, in Steiermark wurden die Leslie und Herberstein die Erben.

Der Türkenkrieg machte seit 1640 den Steiermärkern wieder viel zu schaffen, sie mußten große Opfer an Geld und Mannschaft bringen, welche nun nicht mehr im



ständischen Aufgebote, sondern in den kaiserlichen Regimentern vereinigt war, die nach dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr aufgelöst wurden, sondern sich in bestimmten ihnen zugewiesenen Bezirken ergänzten. Im Jahre 1664 wurde der Großvezier Ahmed Köprili ganz nahe der steirischen Grenze bei St. Gotthard von einem Heere unter Montecuccoli zurückgeschlagen, in dem sich Streiter aus allen christlichen Staaten befanden. An der Verschwörung, zu der sich einige Magnaten in Folge des ungünstigen Friedens von Vasvár hinreißen ließen, nahm auch Graf Hans Erasmus Tattenbach, einer der reichsten Grundbesitzer der Steiermark und Mitglied der innerösterreichischen Regierung, theil, sie wurde jedoch verrathen und Tattenbach büßte mit dem Tode (1670). Während des ruhmvollen Kriegsjahres 1683 wurden die Grenzen des Landes, zu deren Schutze nicht die nothdürftigsten Vorkehrungen getroffen waren, durch die verheerenden Streifzüge der Türken und der mit ihnen verbündeten Magyaren vielfach verlegt. Die Siege der kaiserlichen Waffen unter dem Prinzen Eugen von Savoyen sicherten das so oft und schwer heimgesuchte Land für immer vor ähnlichen Gefahren. Die kriegerischen Leistungen der Steiermärker bilden von da ab einen Theil der Geschichte der kaiserlichen Armee, deren Blätter genug Beweise ihrer Tapferkeit und standhaften Ausdauer bieten. Es gibt kaum eine nennenswerthe militärische Action Österreichs, bei welcher nicht ein steirisches Regiment und steirische Adelsangehörige theilgenommen wären.

Im Laufe der folgenden Ereignisse gehörte zu den hervorragenderen Momenten von politischer Bedeutung die Annahme der pragmatischen Sanction Kaiser Karls VI., welche schon am 10. Juni 1720 im Landtage ausgesprochen wurde; 1728 nahm der Kaiser, begleitet von seiner Gemalin Elisabeth Christine und der elfjährigen Maria Theresia, die Erbhuldigung in Graz selbst entgegen, bei welcher Gelegenheit die Stände der Steiermark zum letztenmal durch eine Deputation von dem Landesfürsten den Eid auf ihre Verfassung entgegennahmen und in glänzenden Festlichkeiten den Ersatz für den Mangel wirklicher politischer Bedeutung zu bieten suchten. An der Verwaltung des Landes nahmen sie nur mehr sehr geringen Antheil; durch die Aufhebung der innerösterreichischen Regierung, deren Aufgaben Karl VI. der neu geschaffenen Hofkanzlei der österreichischen Erbländer übertrug, kam der Schwerpunkt der Regierung nach Wien und verblieb daselbst, auch als unter Maria Theresia das steiermärkische Gubernium als Unterbehörde errichtet wurde. Die centralistische Strömung in der Regierungsform der durch die pragmatische Sanction als untrennbar erklärten österreichischen Staaten erreichte ihren Gipfelpunkt unter Josef II., der sogar das Amt des Landeshauptmanns nicht mehr besetzte und den steirischen Herzogshut, der doch schon lange nur mehr ein Schaustück gewesen war, nach Wien bringen ließ. Die ständische Reaction, welche seinem Nachfolger Leopold II. die Befestigung der Regierung so sehr erschwerte, kam auch in Steiermark zum Ausbruch und



Ter Gib Martis VI.

führte zu einigen erregten Auseinandersetzungen und mehrfachem Schriftwechsel, endete jedoch mit dem vollständigen Siege der Regierung, die an die steirischen Stände nicht das geringste jener Rechte abtrat, die sie ihnen allmählig entzogen hatte.

Die religiöse Bewegung, welche in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts fast erstorben schien, erhielt durch die Salzburger Emigration neue Nahrung und erwachte vor Allem im Ennsthal, wo sich plötzlich ganze Gemeinden (Ramsau) evangelisch erklärten. Man suchte dieselbe dadurch zu unterdrücken, daß man den aus dem „Reiche“ kommenden Agitatoren nachstellte und diejenigen Personen, welche zu keiner Art der Anerkennung des katholischen Glaubens zu bewegen waren, zur Transmigration (zwangweisen Übersiedlung) nach Siebenbürgen verurtheilte, wo sie eine Reihe eigener Gemeinden bildeten. Auch unter Maria Theresia haben wiederholt solche Verschiebungen stattgefunden. Erst das Toleranzpatent Josephs II. (1781) endete den zweihundertjährigen Kampf, indem die Protestanten dadurch das Recht erhielten, Pfarrgemeinden zu begründen und darin ihre Religion ungehindert auszuüben.

Das XVIII. Jahrhundert hatte — abgesehen von dem Kuruzeneinfalle des Jahres 1704, der durch den Rákóczy-Aufstand in Ungarn veranlaßt war — der Steiermark keinen Feind ins Land gebracht, bis kurz vor der Wende desselben die Franzoseneinfälle dem lange bewahrten glücklichen Friedenszustande ein jähes Ende bereiteten.

Das Heer, mit welchem Napoleon Bonaparte 1796 bis 1797 ganz Oberitalien erobert und die österreichische Armee in einer Reihe von Schlachten und Gefechten zurückgeschlagen hatte, überschritt auf der alten Kaiserstraße von Kärnten aus die Grenzen des Landes. Am 4. April 1797 stand Bonaparte in Scheifling auf steirischem Boden und sandte ein Corps unter General Bon nach Murau, um sich beim Vormarsche den Rücken zu decken, ein zweites unter Massena das Murthal hinab bis Knittelfeld und zur Besetzung der Straße über den Rottenmanner Tauern. Am 7. April trug er von Judenburg aus den österreichischen Generalen Bellegarde und Merveldt einen Waffenstillstand an, nachdem er schon vorher von Klagenfurt den sogenannten „philosophischen“ Brief an Erzherzog Karl gerichtet hatte, in welchem er seine Bereitwilligkeit zum Friedensschlusse vom Standpunkte der Humanität aus begründen wollte. Thatsächlich wurde es ihm aber höchst bedenklich, mit einer Armee von kaum 40.000 Mann in das Herz der Alpenländer vorzudringen, deren Bewohner den Ruf der Tapferkeit und Waffengewandtheit nie verloren hatten. Schon hatten die Tiroler denselben glänzend gerechtfertigt und die in ihr Land eingedrungenen Franzosen im Eisenthal und im Pusterthal zurückgedrängt. Wien rüstete sich zur Vertheidigung der Stadt und zur Aufstellung von Freiwilligen-corps, in Ungarn war die Insurrection bereits aufgeboten und in Kärnten und Steiermark waren die Bauern bereit, sofort dem Beispiele Tirols zu folgen und Schützencompagnien zu



bilden, welche dem Feinde jede vereinzelte Unternehmung auf Nebenwegen und in den Seitenthälern unmöglich gemacht hätten. Erzherzog Karl, der die 13.000 Mann, welche er auf dem Rückzuge von Italien beisammen behalten, in kurzem auf 30.000 ergänzt



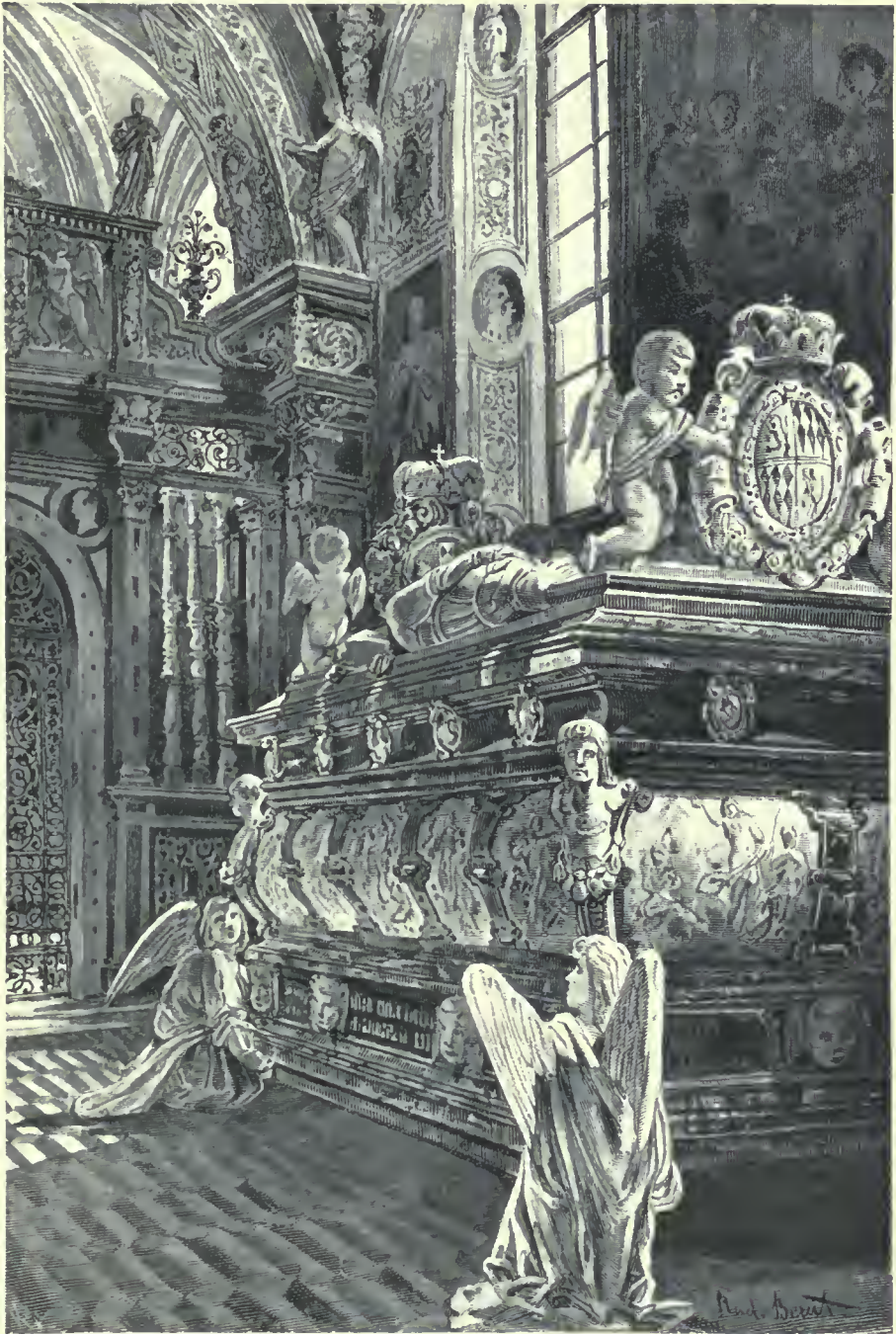
„Die Grazer Bürger und die Franken auf der Hauptwache zu Graz im April 1797.“

hatte, war gesonnen, vor Wien eine Schlacht zu liefern. Napoleon würde sich jedoch, wenn man in Steiermark der Widerstandskraft der Bevölkerung Raum gegeben hätte, kaum so weit vorgewagt haben und sehr bald zum Rückzuge genöthig gewesen sein, wenn gleichzeitig auch der Aufstand der Venetianer bei Osterreich Unterstützung gefunden hätte.

Gegen die Überzeugung des Ministers Thugut und des Höchstkommandirenden Erzherzogs Karl wurden jedoch die Anerbietungen Bonapartes angenommen, zunächst ein Waffenstillstand auf sechs Tage geschlossen, dann Conferenzen im Kloster Güz abgehalten und endlich ein Präliminarfriede am 18. April im Gartenhause der Herren von Eggenwald in Leoben unterzeichnet. Die Franzosen waren inzwischen an die vereinbarte Demarcationslinie, welche auf steirischem Boden Windisch-Feistritz, Marburg, Graz, Bruck, Leoben, Trofaiach, Nottemann und Erdning berührte und von dort nach Radstadt fortgesetzt wurde, vorgerückt und hatten die Landeshauptstadt besetzt, in welcher eine provisorische Landescommission nach Abzug aller kaiserlichen Behörden die Leitung der nothwendigen Geschäfte übernommen hatte. Napoleon selbst hielt sich zwei Tage in Graz auf und ließ durch seinen Generaladjutanten Beaumont die im Landhause versammelte Landescommission, als deren Sprecher der Fürstbischof von Seckau, Graf Arco, auftrat, zur Ablegung des Unterwerfungsoides anfordern. Als die Commission diese Zumuthung mit dem Hinweis auf den Eid, den sie ihrem rechtmäßigen Landesherrn geleistet, entschieden zurückwies, wurde sie aufgelöst. Stadt und Land hatten nunmehr bis zum Abzuge des französischen Heeres, welcher Anfangs Mai beendet war, durch unmäßige Requisitionen und Contributionen zu leiden, die entschlossene Haltung der Bürgerschaft von Graz und Leoben, ihre Umsicht und Genauigkeit in der Herbeischaffung der nothwendigen Lebensmittel verhinderte jedoch ernste Conflicte, welche sonst bei der erregten Stimmung der Landbevölkerung kaum zu vermeiden gewesen wären.

Im März 1799 marschirte Smvoroff mit 28.000 Russen durch Obersteiermark nach Italien, der Krieg des darauffolgenden Jahres öffnete den Franzosen abermals den Weg nach Steiermark. Diesmal kamen sie von Norden. General Montrichard vom Corps Lecourbe, welches den rechten Flügel der deutschen Armee unter Moreau bildete, rückte von Salzburg bis Leoben vor, welches erst am 19. März 1801 nach Abschluß des Friedens von Lunville geräumt wurde. Im November 1805 fielen Davoust, der den Grafen Merveldt von Maria-Zell über den Seeberg nach Seewiesen zurückwarf, und Marmont in Steiermark ein und hielten die Hauptstadt durch sieben Wochen besetzt. Der Feldzug des Jahres 1809 aber führte zu ziemlich wichtigen militärischen Operationen im Lande und zu der sehr bekannt gewordenen ersten und letzten Belagerung der Festung auf dem Grazer Schloßberge. Nach dem Rückzuge der Südmee unter Erzherzog Johann besetzte der Vicekönig von Italien Eugen Beauharnais Kärnten, um von dort aus einerseits dem Kaiser Napoleon bei Wien und andererseits dem von Süden anmarschirenden Marmont die Hand zu reichen. Erzherzog Johann setzte — nachdem Villach verloren und der Befehl, sich mit dem Corps Kolowrat bei Linz zu vereinigen, zu spät gekommen war — den Rückzug von Klagenfurt über Mährenberg und den Radl nach Graz fort. Er hatte den





Das Mausoleum in Seckau

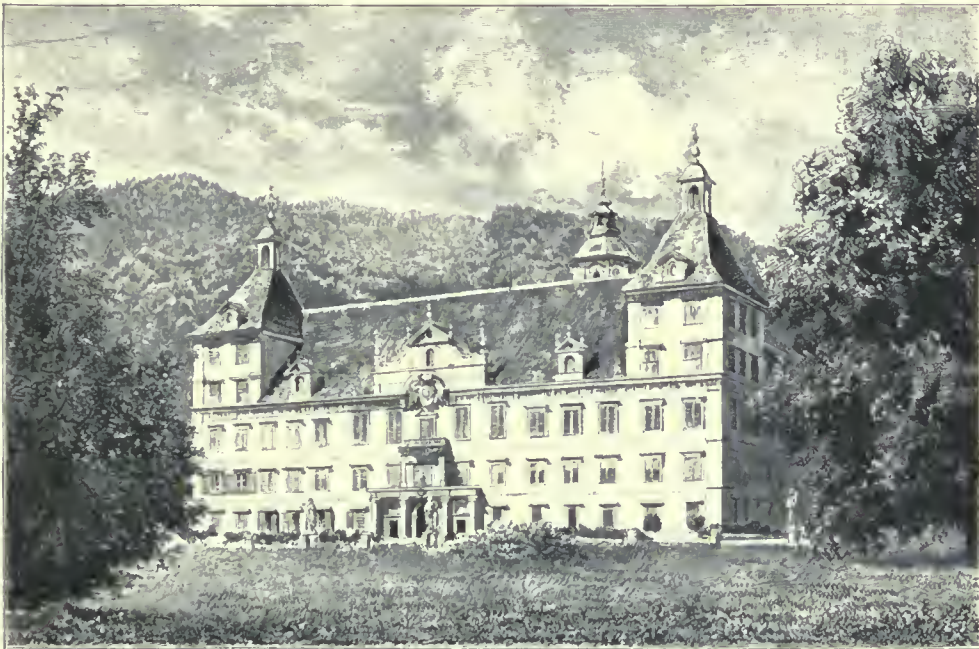


Schloßberg vertheidigungsfähig machen lassen und gedachte sich bei Graz so lange als möglich zu halten, um im geeigneten Augenblick wieder zum Angriff übergehen zu können. Vor Allem aber war es ihm darum zu thun, das bei 10.000 Mann starke Corps des Feldmarschalllieutenants Zellachich an sich zu ziehen, das vom Ennsthal im Anmarsche begriffen war.

Zellachich stieß in der Kreuzung des Liesing- und Murthales bei St. Michael am 25. Mai mit der Avantgarde des Vicekönigs zusammen, die von Judenburg kam; er war in der Lage, noch rechtzeitig nach Leoben abzuschwenken und durch eine hinhaltende Vertheidigung der Murenge zwischen St. Michael und Leoben seinen Weitermarsch über Bruck oder über den Diebsweg nach Frohnleiten zu decken. Statt dessen nahm er Stellung und harrete in derselben ruhig aus, bis ihn die Franzosen mit großer Übermacht Nachmittags um fünf Uhr angriffen und sein schönes Corps derartig zersprengten, daß er nur mühsam mit 3.000 Mann über Leoben entkam. Die Österreicher verloren in diesem unglücklichen Gefecht, welches auf die Haltung des Heeres von Innerösterreich maßgebenden Einfluß genommen hat, 426 Mann an Todten, 1.137 an Verwundeten und 4.973 Gefangene. Erzherzog Johann gab nun, da er dieser wesentlichen Verstärkung beraubt war, seine Stellung bei Graz auf und rückte nach Ungarn ab, um sich mit der dort im Entstehen begriffenen Insurrectionärsarmee zu vereinigen. Am 30. Mai erschien General Macdonald vor Graz, nahm im Schlosse Eggenberg Quartier, zog jedoch schon am 6. Juli zur Verstärkung der Hauptarmee nach Wien ab, indem er den General Broussier mit einem kleinen Corps zur Belagerung des Schloßberges zurückließ. Hier kommandirte Major Franz Hackher zu Hart die aus Theilen von verschiedenen Regimentern gebildete Besatzung, der auch einige Compagnien von Nummer 27 und 120 Mann steirischer Landwehr angehörten. Am 13. Juni begann die Beschießung, die sieben Tage hindurch ohne den geringsten Erfolg fortgesetzt wurde. Die vorübergehende Annäherung des Generals Giulay nöthigte Broussier sogar zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzug nach Voitsberg, wo er sich mit Marmont vereinigte. Am 26. Juni kam es nun zwischen den Österreichern unter Giulay, welche die Gehänge im Osten von Graz und die Gärten der Vorstädte von der Andritz bis gegen St. Peter besetzt hatten, und dem Corps Marmont, das von Westen her angriff, zu einem ziemlich blutigen Gefechte, das mit dem Abzuge Giulays in der Richtung nach Fernitz endete, ohne daß er jedoch besondere Nachtheile erlitten hätte. Auf eine nochmalige Belagerung des Schloßberges ließ sich Marmont nicht ein, die Besatzung, welche alle Ergebungsaufforderungen unberücksichtigt gelassen hatte, blieb unbehelligt. Nach dem Friedensschlusse von Schönbrunn mußte der Schloßberg geräumt und den Franzosen zur Schleifung übergeben werden. Die Bürger von Graz retteten durch eine Zahlung von 2.840 Gulden den schönen hohen Glockenthurm.

Napoleon verlangte von dem Lande Steiermark eine Contribution von 44 Millionen Francs und ließ, als diese enorme Summe nicht aufgebracht werden konnte, eine Anzahl hervorragender Edelleute und Bürger von Graz als Geiseln festnehmen. Am 4. Jänner 1810 verließen die Franzosen Graz, und seither hat kein Feind mehr steirischen Boden betreten.

Das politische Leben nahm seit jener Zeit überhaupt einen sehr ruhigen Verlauf. Das Sturmjahr 1848 hinterließ neben dem Andenken an die tapferen Thaten der steirischen Regimenter unter Feldmarschalls Radetzky Führung in Italien nur Erinnerungen an die



Schloß Eggenberg bei Graz.

unschädlichen und erheiternden Thorheiten der Grazer Demokraten. Die Entwicklung der Steiermark auf geistigem und ökonomischem Gebiete wurde in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wesentlich durch den Erzherzog Johann angeregt, der im Lande seinen dauernden Wohnsitz nahm und sich durch die Gründung großer Lehr- und Bildungsanstalten (Joanneum), der Landwirtschafts-, der Brandschadenversicherungs-Gesellschaft und vieler wissenschaftlichen und wohlthätigen Vereine den noch heute in tiefgehender Anhänglichkeit sich äußernden Dank des ganzen Volkes erwarb.

Als durch das Octoberdiplom von 1860 und das Februarpatent von 1861 die Völker Österreichs zur Mitwirkung an der Gesetzgebung des Staates berufen wurden und das Princip der Selbstverwaltung in Gemeinde, Bezirk und Land wieder zur Geltung gelangte, fanden sich in Steiermark Männer von Begabung und patriotischer Gesinnung,

welche an dem Werke der staatlichen Neugestaltung lebhaftesten Antheil nahmen; in dem im Jahre 1885 verstorbenen Landeshauptmann Moriz von Kaiserfeld werden die Steiermärker stets den idealen Vertreter einer politischen Richtung erblicken, welche die dauernde Verknüpfung der nationalen Interessen der Deutschen mit den großen Aufgaben der österreichisch-ungarischen Monarchie als höchstes Ziel erstrebte. Daß die Steiermark, mit den Erzherzogthümern Osterreich ob und unter der Enns das älteste Stammland des Hauses Habsburg, sich der Stellung wohl bewußt ist, welche sie in dem Gesamtverbande aller Länder der großen Monarchie einnimmt, daß sie dabei wohl eingedenk ist, unter welchen Verhältnissen sich die innigen Beziehungen zwischen dem treuen Alpenlande und dem erlauchten Fürstenhause gestaltet und gefestigt haben, und daß sie im Vertrauen auf diese Beziehungen mit Ruhe der Zukunft entgegen sieht, bewies die großartige Feier der sechshundertjährigen Regierung des Hauses Habsburg in Steiermark, welche 1883 bei Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph im ganzen Lande freudig begangen wurde.



Der Schloßberg in Graz.





## Zur Volkskunde Steiermarks.

### Volksleben, Sitten und Sagen der Deutschen.



**M**it dem bedeutungsvollen Ausspruche: „Steiermark ist das Land der Herzlichkeit und Gemüthlichkeit“ kennzeichnete weiland Erzherzog Johann die landesthümlichen Eigenschaften, das biedere Wesen und den edlen Grundcharakter des steirischen Volkes. Schlicht und gutmüthig, grad und offen bringt der Steirer Jedem ein unverdorbenes, theilnahmvolles Herz entgegen; wahrhaftig und aufrichtig gemeint ist sein Wort und gegebener Handschlag ihm heilig. Von Natur aus gemüthlich und friedfertig, haßt er nichts mehr als Hader, Zank und Streit; er ist frei von Nationalitätenhaß und seine Frömmigkeit und Religiosität, wenugleich mit Aberglauben und Vorurtheil gepaart, lassen ihn auch mit Andersgläubigen friedlich und tolerant zusammenleben. Nur wenn der Steirer in seinen patriotischen oder nationalen Gefühlen verunglimpft oder verletzt wird, bäumt sich in ihm der Stolz, das Selbstbewußtsein auf, und er wird dann auch nicht selten handgreiflich, um den Gegner eines Bessern zu belehren. Gastfreundschaft bietet und übt der Steirer stets gerne. Anfänglich etwas zurückhaltend in seinem Benehmen, weiß er, wenn man einmal sein Vertrauen gewonnen, sich um desto herzlicher zu geben und selbst seine mitunter derbe Umgangsweise durch eine ansprechende Gemüthlichkeit auszugleichen; dagegen ist er aber um so schwerer wieder zu gewinnen, wenn einmal sein Zutrauen mißbraucht worden. Wohl hat auch der Steirer seine Schattenseiten, doch sind dieselben meist nur individuell, wie z. B. der Hang zur Ungebundenheit, die schwer zu bezähmende

Luft zum Wildern, welcher jedoch nur in einzelnen Fällen ein anderes Motiv zu Grunde gelegt werden darf als ein sehnsüchtiges Verlangen nach den Freuden der Jagd. Aber diese und noch andere, meist auch den übrigen Gebirgsvölkern anhaftenden Fehler werden wieder durch viele gute und treffliche Eigenschaften wettgemacht. Von Kindheit an zur Arbeitsamkeit und zum Fleiße angehalten, klagt der Steirer nicht über das ihm beschiedene, oft harte Loß, erwirbt er sich im Schweiße des Angesichts sein Brod; genügsam und zufrieden nimmt er mit diesem vorlieb, auch wenn es ihm nicht im Überfluß zutheil geworden, und theilt selbst dann noch mit dem Armen.

Die geistigen Eigenschaften des deutschen Steirers gleichen so ziemlich denen der übrigen Alpenbewohner. Wohl zeigt der Obersteirer, der zumeist auf sich selbst beschränkt und deshalb auch mehr auf die Erhaltung seiner Existenz bedacht ist, eine etwas minder rasche Auffassungsgabe als der in vieler Hinsicht bevorzugtere findige und anstellige Mittelsteirer, doch nimmt er unverwöhnten Sinnes alle Eindrücke auf und zeigt für die Bedürfnisse des praktischen Lebens einen gesunden Hausverstand. Während der Bewohner des Mittellandes sich dem Fortschritt weniger verschließt, hält der Obersteirer zähe und beharrlich am Althergebrachten und Bestehenden. Dieser feste Sinn zeigt sich insbesondere in den vom belebteren Verkehr abgelegenen Gegenden recht deutlich, wo der Ätpler von der modernen Sitte und Cultur noch so ziemlich unberührt geblieben ist.

Innig und tief ist des Steirers Liebe zur schönen grünen Heimat und zu Allem, was dieselbe charakterisirt und verherrlicht. Nach den schweren Mühen harter Arbeit zieht es ihn hinauf zu den lustigen Felsenhöhen, um sich hier in der stillen großartigen Natur zu fühlen als ein echter freier Sohn seiner Berge. Und wenn das Schicksal ihn von seiner heimatlichen Scholle hinweg, hinaus in eine ferne Fremde geführt, dann klingt aus der Kehle so recht innig und ergreifend sein stilles Leid, sein „Hoamweh“:

„Wann i denk an di, mei Hoamatland, da thuats ma halt im Herzen weh,  
Denn da kumts ma halt im Geist so für, wias gwest is dortu vor und eh.“

Wohl die herrlichste und schönste Tugend des Steirers ist seine angestammte Treue an Fürst und Vaterland in guten wie in schlimmen Tagen, und freudig stolz ertönt aus seiner wackern Männerbrust:

„So fest, wie ihre Berg bis in d' ewige Zeit,  
So stehn für ihren Kaiser fest die steirischen Leut!“

Geradezu sprichwörtlich geworden ist die Tapferkeit, welche die eisenfesten, sieggewohnten Söhne der grünen Mark schon unzählige Male auf den Schlachtfeldern erprobt haben. Ihre schönste Auerkennung liegt in der bedeutungsvollen, von Seiner Majestät an die „Belgier“ gerichteten Aussprache: „Es pocht mir das Herz im Leibe, ein so braves und tapferes Regiment um mich zu sehen!“ Ebenso bezeichnend sind die Worte des Herzogs

von Württemberg nach der Schlacht bei Oversee, „daß es auf der Welt keine besseren Soldaten gibt als die edlen und braven Steirer“. Und geradezu einzig in ihrer Art ist die Huldigung, welche der „eiserne“ General Baron d'Aspre 1848 den tapferen „Rinskyanern“ darbrachte, als er nach dem Siege von Custozza über das Schlachtfeld sprengte und an



Erzherzog Johann.

der Front dieses Regimentes, dessen deutsche wie slovenische Soldaten „das Unglaublichste“ geleistet, mit abgezogenem Hute vorüberritt.

Dankbarkeit ist dem Steirer kein leeres Wort. Wer sich ihm einmal zum Danke verpflichtet hat, der kann desselben auch stets gewiß sein; die Erinnerung an erwiesene Gutthaten bleibt lebenslang tief im Herzen eingegraben, wird auf Kinder und Enkel übertragen und dauert so selbst bis übers Grab hinaus. Gar rührend ist die in den schlichten und doch so tief empfundenen Volksliedern fortlebende dankbare Erinnerung an den geliebten Erzherzog Johann, den hochsinnigen Wohlthäter und wahren Freund der Steier-

„In sein Steirergwand auf der Felsenwand,  
Schauts, Erzherzog Johann steht noch dort.

’s haßt, er war schon todt; o du liaba Gott,  
Für uns Steirer lebt er fort und fort!

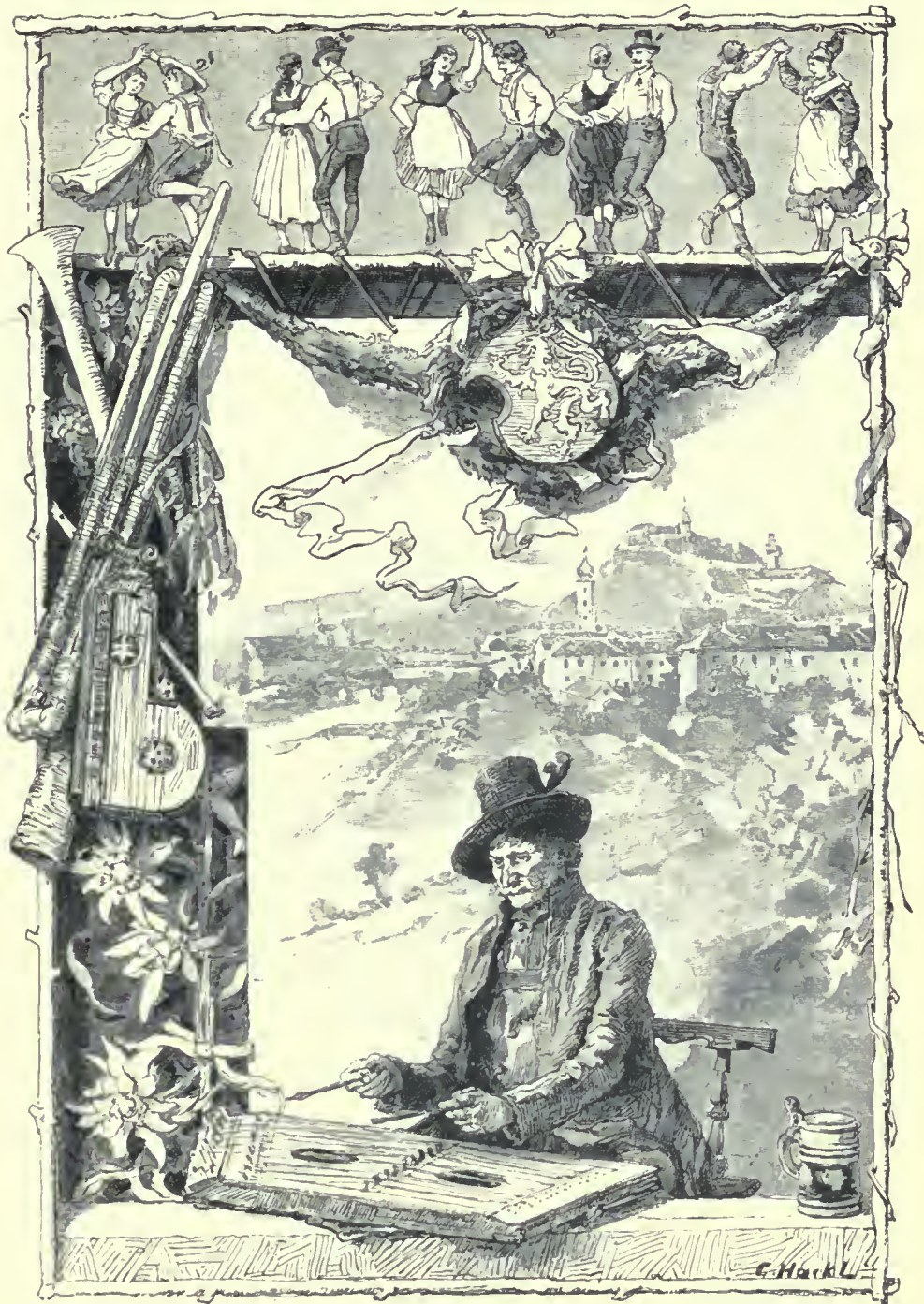
Vom deutschen Steirer unzertrennliche schätzenswerthe Eigenschaften sind sein Frohsinn, seine Lebensfreudigkeit und sein urwüchsiger Humor, womit er selbst sein nicht immer behagliches Dasein verklärt und sich eng an die oft schwierigsten Verhältnisse fesselt. Vor



Allen liebt er das heimische Lied, und mit Recht, denn in demselben lebt sein Herz, sein Sinn, seine Sitte. Die Musik ist ihm gleichfalls ein Bedürfniß, geradezu ans Herz gewachsen aber ist ihm der Tanz, zu dem er stets aufgelegt scheint, selbst wenn er von langer schwerer Arbeit sich ermüdet fühlt. Großer Beliebtheit erfreut sich der „steirische Tanz“, nicht nur im Lande selbst, sondern auch außerhalb desselben ist er bekannt. Er ist auch charakteristisch für den deutschen Steiermärker, originell und poetisch, ein Nationaltanz; in ihm verbindet sich natürliche Grazie mit sinureichem Wechsel, in ihm spricht sich eine Idee aus, die einer süßen Liebeständelei, — in edler Einfachheit dargestellt durch mimische Ausdrücke herzlicher, gutmüthiger Fröhlichkeit. .

Man betrachte sie nur, die ländlich gekleideten Paare, wie sie sich auf dem Tanzboden einfinden, sich zum Tanze „anschicken“! Langsam und einer nach dem andern treten die Tänzer vor; erst schleifen sie sachte die Füße, dann beginnen sie zu stampfen, klatschen mit den Händen auf die Oberschenkel, schnalzen mit den Fingern und der Zunge und drehen sich lustig im Kreise, dabei schelmisch nach den „trollatn<sup>1</sup> Weiberleut“ blinzelnd. Alsbald hat Jeder die „Richtige“ herausgefunden, mit der er am liebsten, am leichtesten tanzt, — ein Wink und die Tänzerin ist an seiner Seite. Nun geht es los! Erst tanzen sie Arm in Arm schön langsam herum, dann legt sie ihr Köpfchen an seine Brust, er wieder seinen Arm um ihren Nacken und hebt mit der anderen Hand die ihre hoch auf, so weit es geht, durch das Joch, das dadurch entsteht, schlüpfen nun in geschmeidigen Wendungen abwechselnd Tänzerin und Tänzer hindurch; darauf flattert sie, immer noch die Hand hochgehalten, öfter im Kreise rasch und flink sich drehend, um den Tänzer herum, und schließlich „wickeln“ oder zwingen sie sich gegenseitig in schalkhafter Anmuth unter die Arme hindurch. Hierauf lassen die Tänzer ihre Genossinnen aus der Hand, klatschen mit den Händen und stampfen mit den Füßen den Takt zur Musik; zum Schlusse jodelt einer den letzten „Schleifer“ der Cadenz nach, während andere wieder all ihr Entzücken gar in einem hellen Sauchzer ausschreien. Nach einer kaum merkbaren Pause in der Musik fassen sich wieder Tänzer und Tänzerinnen, und abermals beginnen die gefälligen Drehungen, Wendungen und Verschlingungen, anscheinend den früheren gleich und doch so verschieden von einander für den Kenner. Aber damit ist's noch nicht genug; was ein echter Steirer ist, muß auch mit mehreren Frauenzimmern zugleich tanzen können! Da gibt es dann Verschlingungen, daß man sich schier nimmer anzukennen vermeint, und doch geht alles ganz „gmachla“ vom Fleck, lösen sich die schwierigsten Figuren und Wendungen leicht und ungezwungen. Und dazu noch dieser lebendige Ausdruck im geschmeidigen Drehen und Wenden, im graziösen Anschmiegen und Verschlingen, in diesem neckischen Loslassen und spröden Entfernen, im freudigen Wiederfinden und stillen Dahinwiegen! Aber noch immer

<sup>1</sup> Herzig und mit munterer Laune begabt.



Der Steirertanz.

ist der Tanz nicht ganz wie er sein soll, es fehlt noch etwas, das „Tanz angeben“ und das „Stenken“. Es ist ja eine Eigenart des deutschen Steirers, seinem Herzen, sei es nun im Gefühle der Liebe, des Wohlbehagens, der Eifersucht oder der gesteigerten Fröhlichkeit Luft zu machen. Und so improvisirt denn auch bald einer der Tänzer ein „Schnaderhüpfel“ und „gibt den Tanz an“, indem er den Musikanten die Melodie vorsingt, die sie nun aufgreifen und meist abwechselnd in verschiedenen Tonarten durchführen. Solche improvisirten Liedlein sind oft gemüthlich, sinnig oder naiv, oft aber auch derb und anzüglich. Im letzteren Falle bleibt selten die richtige Antwort aus; es finden sich immer einige unter den Tänzern, welche den im soeben abgesungenen „Bierzeiligen“ enthaltenen Reim für die erwartete Entgegnung aufgreifen und schlagfertig erwidern. So entsteht ein Liederkampf, ein lebhafter Wechselgesang, „Stenken“ genannt, welches rein nur in der deutschen Steiermark anzutreffen ist; derjenige bleibt Sieger, der seine Gegner zum Schweigen bringt.

Der steirische Nationaltanz in seiner ganzen Originalität ist namentlich in Obersteier bei allen Tanzunterhaltungen vorherrschend. In Mittelsteier, zumal in den nordöstlichen Gegenden sind auch der „Polsterltanz“ und der „Hans=Adam=Tanz“ beliebt. Bei letzterem tanzen die Paare erst recht langsam im Takte, dann geht die Musik in einen „Steirischen“ über, man tanzt einen Rundtanz, „trampelt“ hierauf zweimal im Takte mit den Füßen; nun drohen sich Tänzer und Tänzerinnen schelmisch und zärtlich, erst mit dem Zeigefinger der rechten, dann mit dem der linken Hand, verbiegen sich gegenseitig und wenden sich wieder mit einer Miene der Abneigung von einander ab, alles streng nach dem Takte der Musik. Hierauf wird der Rundtanz im schnelleren Tempo fortgesetzt. Diese Figuren wiederholen sich, wobei der Tanz immer schneller wird, so daß es zuletzt ganz unmöglich ist, dem Tempo zu folgen und deshalb Tänzer und Tänzerinnen endlich unter allgemeinem Jubel und Gelächter auseinanderstäuben.

Des Steirers gemüthliche Seite und Fröhlichkeit äußern sich auch in seinen Spielen und Belustigungen, die nicht selten des Alpensohnes Geschicklichkeit und Körpergewandtheit erkennen lassen. Obenan steht das Scheibenschießen in schöner Jahreszeit, welches im Winter durch das Bolzschießen ersetzt wird. Sehr beliebt im Winter ist in Obersteier das Eischießen; dem Schlittschuhlaufen wird mehr von den städtischen Bewohnern gehuldigt, ebenso dem „Gäßlfahren“, dagegen ist das „Kumpelfahren“ mit kleinen Schlitten auf schneebedeckten Berglehnen eine Belustigung für die liebe Jugend.

Jüngere Bursche lieben es, ihre Kräfte im „Kingen“ und „Fingerhakeln“ zu erproben oder ihre Gewandtheit im „Baumkraxeln“, „Sackrennen“ und dergleichen zu zeigen. Eine große Behendigkeit und geschickte Anwendung der Gliedmaßen verlangen das „Stangenreiten“, auch „Ritterspiel“ genannt, und das „Holzanswerfen“. Bei ersterem kommt es hauptsächlich darauf an, fest und sicher auf mehrere Meter langen glatten Stangen, die von



je zwei Burschen auf den Achseln getragen werden, zu sitzen oder zu reiten und dabei den Gegner „aus dem Sattel zu heben“, was aber nicht immer gelingen will, indem diese „Ritter“ meist sehr gewandt sind und, wenn sie auch das Gleichgewicht verlieren und von der Stange herabgedreht werden, doch nicht ganz zu Boden fallen, sondern sich an derselben wieder fangen und mit großer Schnelligkeit auf ihren „Gaul“ hinaufschwinger. Das Holzauzwergen ist ein Spiel der Holzknechte, und war ehemals besonders im Oberlande sehr beliebt. Vier Knechte stellen sich dabei nach vorwärts gebückt mit dem Rücken



Das Schmiraggeln.

fest aneinander und bilden eine Fläche, über welche lederne Röcke oder dergleichen gebreitet werden. Gegen diese Gruppe laufen nun die übrigen, in einer geraden Linie aneinander gereihten Spieler auf ein gegebenes Zeichen, machen einen „Purzelbaum“ und werfen sich überschwingend mit Kopf und Händen in die Mitte der gedachten Gruppe, wobei die Füße eine zeitlang gleich den Flügeln einer Windmühle in der Luft zappeln. Dieses große Gelenkigkeit erfordernde Spiel soll eine Versümmlichung des „Auswerfens“ der Holzstämme sein, welche, wenn sie zur Winterszeit in den langen beeisten Holzriesen sich „tüchtig spießen“, am Ende derselben in ähnlicher Weise sich überstürzen.

Allgemein im Lande beliebt ist das „Regelscheiben“; dem reihen sich zwei andere in Obersteier bekannte Regelspiele an, das „Schmiraggeln“ und das „Meilenspiel“.

Bei ersterem Spiele, auch „Schmaraggeln“ genannt, wird von den in zwei Parteien getheilten Spielern von vier Seiten, deren jede ein „Bot“ genannt wird, mit einer etwa kopfgroßen Kugel auf eine Distanz von mehreren Metern nach den in gleicher Ordnung wie beim Kegelscheiben aufgestellten Kegeln geworfen. Das „Meilenspiel“ ist nur in den an Kärnten grenzenden Gegenden Obersteiers üblich. Die Spieler sind gleichfalls in zwei Parteien getheilt, deren jede eine große Kugel besitzt, die abwechselnd auf der Straße weiter geworfen wird, bis das oft ein bis zwei Stunden entfernte Ziel erreicht ist; diejenige Partie, welche weniger Würfe gemacht, hat das Spiel gewonnen. Zuweilen wird die Kugel nur mit einem Brügel oder dergleichen geschlagen oder fortgestoßen, in welchem Falle dann das Spiel „Kugelschlagen“ genannt wird.

Von den in Steiermark üblichen Gesellschaftsspielen seien hier nur genannt das „Topf-“ und „Stockschlagen“ und das „Weibertauschen“. Manche Spiele, wie das „Orgelstimmen“, „Keanstocksprengen“, „Bischofsinweihen“, „Sterngucken“ u. s. w. sind Bezirksspiele, bei denen Uneingeweihten auf mehr oder weniger unzarte Weise oft ziemlich arg mitgespielt wird; andere wieder, wie z. B. das „Kosßbeschlagen“, „Bauer und Bader“ und dergleichen bringen einzelnen Ständen geläufige Hantierungen in pantomimischer Weise zur Darstellung. Auch die fröhliche Kinderwelt hat ihre Spiele, wie z. B. „Frau Sonne“, „Guggaberl“, „Goldne Brücken fahren“ und noch viele andere, welche jedoch auch in den übrigen Alpenländern mehr oder weniger bekannt sind.

Wenden wir uns nun dem steirischen Bauernhause zu. Es ist weniger geschlossen und breitbehäbig als das tirolische und typischer als das kärntnische; es ist tüchtig in der inneren Eintheilung und ernst von Aussehen.

Die älteren ländlichen Wohnhäuser sind mit Rücksicht auf die herrschenden klimatischen Verhältnisse meist aus Holz erbaut und ruhen auf einem steinernen Unterbau. Sie bestehen in der Regel aus vier mit kleinen Fenstern versehenen Räumen, aus dem Vorhause oder der „Lauben“ in der Mitte, mit dem Aufgange zum Dachboden, aus der „Rauchstube“, dem gegenüberliegenden „Stübel“ und einer „Kammer“ nebenan, welche zugleich als Keller benützt wird. Manche dieser Häuser wurden durch spätere Zubauten erweitert, welche gleichfalls Zimmerräume und bei etwas abdachiger Lage unterhalb einen Keller enthalten. Die „Rauchstube“, welche Küche und Wohn-, oft auch Schlafzimmer zugleich ist, enthält den offenen Kochherd, neben diesem den Backofen, unter dem sich wieder der Hühnerstall befindet, und den „Saufesselofen“. Dem Kochherd gegenüber in der Ecke steht der massive Esstisch und über demselben ein schlichtes Hansaltärchen; außerdem befinden sich hier noch Wandbänke mit Laden, Wandgestelle, eine Schwarzwälderuhr und endlich oft auch das breite Bett, welches tagsüber mittelst einer Holzdecke zugedeckt wird, um als Ruchentisch benützt werden zu können. Die aus Holzpfosten bestehende Decke wird von einem dicken





Obersteirische Bauernhaustypen.



Durchzugsbanne oder „Tram“ getragen. Der Fußboden oder „Flöß“ besteht gewöhnlich aus dicken Brettern und nur um den Herd herum ist derselbe aus Stein oder Lehm. Der vom Herde emporwirbelnde Rauch nimmt seinen Abzug durch ein in den meisten Fällen ober der Thür befindliches Fensterchen in den im Vorhause angebrachten hölzernen Rauchfang, in dessen Nähe auch eine sogenannte „Äsen“ zur Trockenlegung des Brennholzes vorhanden ist. Da der

Steirer weniger als beispielsweise der Salzburger bedacht ist, den Giebel des Hauses der Straße zuzukehren, so erscheint derselbe in der Regel auch einfacher und schmuckloser als in anderen Alpenländern. Er ist mit senkrechten Brettern verschalt, zeigt ein eingeschchnittenes Boden- oder Kammerfensterchen und nimmt gewöhnlich vom Dache einen dreieckigen vorschtattenden Zipsel in Anspruch; solche im obersten Drittel ihrer Höhe



seitlich abgechrägte Pultdächer sind in der Regel ziemlich steil und hoch. Im oberen Ennsthale, wo die Bauart schon mehr der salzburgischen ähnlich ist, findet man ziemlich flache, mit Steinen beschwerte Dächer, die häufig mit einem schmucken Dachreiterchen, das ein Aufglöcklein birgt, geziert sind. Sonst kommen flache Dächer z. B. auch am Wechsel vor, wo man noch ältere Häuser mit einer an der Giebelseite angebrachten Altane findet. Im Westen Mittelsteiers trifft man an der Giebelseite älterer Holzbauten mitunter zwei übereinander stehende Gänge, deren unterer sich auch an der Längseite des Hauses fortsetzt; häufig sind aber solche Gänge statt an der Schmalseite an einer der beiden Längseiten des Hauses angebracht und bestehen ihre Geländer mitunter aus zierlich profilirten Brettern. Zur Eindeckung der Dächer werden noch häufig Schindeln oder, namentlich im Oberlande, Bretter verwendet; Strohdächer findet man in Mittelsteier vielfach, daselbst sind auch Thüren mit Strohgeflechten nicht selten. In den Winden stark ausgesetzten Gegenden, z. B. im Salzkammergute, zeigen die Wohnhäuser eine eigene Bretterverschalung. In manchen Gegenden, besonders im Nordwesten, findet man auch einen kleinen Vorbau oder eine Vorlaube, genannt das „Brückel“. Als typisch für den älteren steirischen Holzbau können die sogenannten „Knappenhütten“ in Schladming gelten, ziemlich stilreine Wohnhäuser von mäßigem Umfange. Seit einigen Jahrzehnten verschwinden jedoch die spezifisch steirischen Holzbauten immer mehr und mehr, und wenn sie auch nicht immer vollständig gemauerten und ziegelgedeckten Neubauten Platz machen, so erfährt doch die „Rauchstube“ eine durchgreifende Veränderung und wird wenigstens die Küche gemauert, die dann oft auch die hintere Kammer oder das „Oberstübel“ umfaßt.

Der obersteirische Bauer hat Wohnhaus und Wirthschaftsgebäude getrennt, wenn auch knapp benachbart; gewöhnlich stehen diese Bauten zu einander im rechten Winkel, oft rücken sie auch in eine Flucht vor. So ein Wirthschaftsgebäude hat im Erdgeschoß die Stallungen mit dem Eingange an der Schmalseite, darüber dehnen sich die Scheunräume aus mit einem im Oberstockwerk angebrachten Thor, zu welchem vom Erdboden aus eine Brücke geschlagen ist, so daß der hochgethürmte Erntewagen über dieselbe hinan gleich in die Scheuer fahren kann. Die Tenne liegt gewöhnlich im rückwärtigen Theile der Scheuer, mit einer eigenen Thür oder mit einem großen Oberlicht an der hinteren Schmalseite. Die Stallungen für das Borstenvieh bilden niedere seitliche Anbauten.

Wejentlich anders gestaltet sich die Bauart der Bauerngehöfte im östlichen Theile Mittelsteiers, im sogenannten „Heanzenland“. Da hat das Ganze eine centrale Anlage, ist im Rechteck aufgebaut mit einem großen Hof in der Mitte. An den beiden Schmalseiten sind das Ein- und Ausfahrtsthör. Der vordere Langtract ist das Wohnhaus, gewöhnlich mit einem Eingange für sich; diese Thür hat meist einige Auftrittsstufen, oft auch einen zierlichen Aufstieg oder gar eine kühle Vorlaube. Im rückwärtigen Langtracte sind die

Stallungen mit Ausgängen in den Hof, in welchem sich der Düngerhaufen breit macht. Um den Hof zieht sich ein erhöhter, von dem weit vorspringenden Dache gedeckter Treppelweg ohne Geländer, die „Grädn“ oder „Greadn“ genannt. Hinter den Stallungen befindet sich der von einem „Spältenzaun“ eingeschlossene „Sauanger“; in diesem steht gewöhnlich auch die „Linsatstampfen“.<sup>1</sup> Wo zu einem solchen Gehöfte auch ein Weingarten gehört, befindet sich gewöhnlich dem Ansfahrtsthore gegenüber ein freistehender Keller mit der Wein- oder Obstpresse im darüberliegenden Stockwerke. Wohl dieselbe centrale Anlage,



Untersteirisches Bauernhaus (Centralsystem).

aber etwas abweichend hinsichtlich der Lage des Wohntractes sind die „einschichtigen“, an „Gstetten“<sup>2</sup> liegenden Gehöfte in der nordöstlichen Steiermark, indem dajelbst die Wohngebäude rückwärts an der aufsteigenden, die Stallungen aber vorne an der abfallenden Seite sich befinden. Eine andere Eigenart an diesen Gehöften ist auch, daß sich die um den Hof ziehende „Greadn“ gegenüber dem Hausthore zu einem Vorsprung erweitert, woselbst Tische und Sitzbänke angebracht sind und in schöner Jahreszeit die Mahlzeiten eingenommen werden.

In den westlichen Theilen des Mittellandes trifft man hier und da eine andere Anordnung; es enthält der hohe steinerne Unterbau die Stallungen und dergleichen, das

<sup>1</sup> Leindstampfe. — <sup>2</sup> Erglebe.

hölzerne Oberstockwerk bildet den Wohntract des Landmanns. In den südlichen Gegenden der östlichen Steiermark, von Radkersburg aufwärts, macht sich an älteren Bauten die in Obersteier übliche Anlage bemerkbar, nur daß die Wirthschaftsgebäude meist parallel mit dem Wohnhause laufen, seltener sich im Winkel an dieses schließen.

Zu einem eigentlichen steirischen Bauernhause gehören auch der „Feldkasten“ und das „Ausnahmshäusl“ oder „Stöckl“. In ersterem, einem einsam stehenden Holzbau auf gemauerter Unterlage mit hohem Giebelbache, bewahrt der Landmann seinen Erntesegen. Das letztere ist meist ein sehr einfaches Häuschen; in Mittelsteier findet man solche mit ausladendem Oberstockwerk und meist um so viel höher, als sie im Geviert allzu schmal bemessen sind. Reichere Grundbesitzer haben auch noch ihre Huben, bei denen das wohnliche Gelaß für den „Moar“ und das Gefinde mit den Aufspeicherungsräumen hauulich in Eins zusammengezogen ist. Erwähnung verdienen auch die „Söllhäuser“ oder „Sölller“, kleine, oft ganz nette Holzbauten, in welchen besitzlose dürftige Leute, Tagelöhner, Handwerker und dergleichen, bequeme und billige Unterkunft finden. Endlich gehört zu jedem größeren einschichtigen Bauernhause auch die „Bad-“ oder „Brechtstube“, und was ein echter steirischer Bauer ist, der für alles, was er braucht, seine Mittel beim Hause hat und Hausarbeiten entweder selbst ausübt oder durch auf die „Stör“ berufene Handwerker verrichten läßt, so besitzt ein solcher für seine Bedürfnisse auch noch seine eigene Mühle, Zeugschmiede und Zimmerhütte.

Wie der Steirer sich sein Haus den klimatischen und örtlichen Verhältnissen entsprechend gebaut hat, so hat er denselben auch seine Kleidung angepaßt. Gemeinlich gilt das „Steirergwand“ zugleich auch als das Kleid des Hochgebirgsjägers; die ältere Tracht des Volkes aber war einst auch die der bevorzugteren Gesellschaft, nur daß sie aus deren Kreisen von der Mode verdrängt wurde, während sie sich auf dem Lande, und zwar im Gebirge, bei dem zähen und beharrlichen Sinne der Bevölkerung viel längere Zeit erhalten hat.

Heutzutage besteht die Kleidung des Steirers aus einem dunkelgrünen Hut mit breitem, oft hellgrünem Bande, geschmückt mit einem Gamsbart, Schild- oder Auerhahnstoß oder einem Geierflaum, in schöner Jahreszeit wohl auch mit einem Sträußchen „selbstbrocker“ farbenprächtiger Alpenblümlein geziert; ferner aus einer grauen, grün ausgefärbten Jacke, unter welcher der rothe „Brustlatz“ und darüber die grünen Hosen-träger hervorschauen; dann aus der „irheneu“, zuweilen zierlich ausgenähten Kniehose mit dem besonderen Seitentäschchen für das „Eßbesteck“; endlich aus den gewöhnlich grünen oder grauen Wadenstrümpfen und den hohen, mit derben Nägeln beschlagenen „Bundschuhen“. Um den Hals ist ein lose gebundenes, meist grellfarbiges Halstuch geschlungen; hier und da findet man auch noch den früher häufiger als jetzt üblichen Ledergurt um die



Lenden mit den figuralen Verzierungen aus Metallnieten, seltener aus dunkler, einfarbiger Seidenstickerei. Gegen die Unbilden nasser Witterung schützt ein aus groben dichten Loden gefertigter, mit einer Halsöffnung versehener Wettermantel. Die in den einzelnen Gegenden üblichen Unterschiedlichkeiten in dieser Tracht sind von keinem wesentlichen Belange und machen sich nur hinsichtlich einzelner Theile des Anzuges bemerkbar. So z. B. zeichnet sich der Aufseer durch einen gefälligeren Kleiderschnitt und seine Zierlichkeit im Anspitze des etwas höheren Hutcs aus; im oberen Ennsthale findet man weiße oder blaue Strümpfe; im mittleren Ennsthale haben die Hüte eine etwas breitere Krämpfe, dagegen sind sie wieder höher und spitzer im Thale der Salza, im Hochschwabgebiete und im oberen Mürztthale; in diesen Gegenden sind auch die Lodenröcke länger und wohl auch weniger zierlich, dafür aber fester schließend und wärmer.

Anstatt der grauen Lodenjacke wurden früher solche von grüner Farbe getragen; Jäger insbesondere liebten auch gleichfarbige, an den Schößen frackartig ausgechnittene Toppen. Der alte Steirer aber kleidete sich gerne, wie man es mitunter noch heutzutage sehen kann, in lange grüne oder auch braune, statt der Knöpfe mit „Haftlu“ versehene Lodenröcke mit ungetheilten Schößen, hoher Taille und mehr oder weniger merkbar hohem Kragen. Im oberen Ennsthale sah man lange graue, schwarz ausgeflagene Röcke mit hohen Steifkragen, im oberen Murthale graue, grün ausgeflagene, nicht ganz bis zu den Knien reichende offene Wämmer und gleichfarbige Hosen; in der Zudenburger Gegend waren rothe Westen mit Silberknöpfen und blaue Strümpfe nicht selten; bei Murau trugen die Bauern weiße oder graue Strümpfe, oft auch Schnallenstühle und um die Mitte ein rothes lauges Tuch lose zwischen den Hosenträgern durchgeschlungen und zur Seite herabhängend. Im Winter wurden auch Pelzjacken getragen und statt der Kniehosen Pantalons aus grauem Loden und an den Außenseiten von oben bis unten mit Knöpfen versehen. Was endlich die früheren Hutformen anbelangt, so trug man noch zu Anfang dieses Jahrhunderts theils schwarze hohe Spitzhüte, theils grüne oder schwarze breitkrämpige Filzhüte mit niederem runden Gupfe, nicht selten mit Schnüren und Troddeln aufgeputzt; später bediente man sich hoher, steifer rauhaariger Hüte von grüner Farbe. Eine eigenartige Kopfbedeckung war im Zuluthal zu finden, nämlich zuckerhutförmige schwarze Hüte mit breitem Rande und abgerundetem Gupfe.

Unter der Kopfbedeckung wird nicht selten ein grünes Sammtkäppchen oder die bekannte gewirkte „Zipselhaube“ sichtbar. Eigenthümlich war die Art, wie der Obersteirer in früherer Zeit sein Haar trug, nämlich vorne kurz geschnitten, um die Ohren aber und gegen den Nacken lang, oft in natürlichen Locken herabhängend.

Vom unteren Mürztthale an und die Mur abwärts tritt die landesthümliche Tracht, die in ihren früheren wesentlichen Eigenheiten einst in der ganzen deutschen Steiermark

vorherrschend war, immer mehr zurück und selbst an der Kleidung des Landmanns zeigt sich jetzt schon der Einfluß der städtischen Mode. In den Städten und Märkten, den deutschen Sprachinseln im slovenischen Unterlande ist die steirische Tracht gänzlich verschwunden, nur ab und zu begegnet man einem Träger des grünen Hutes und der grauen Jacke mit dem grünen Stehfragen.

Eigenartig und traditionell ist die „maximilianische“ Tracht der Knappen am Erzberge, bestehend in einem langen weißen Grubenkittel mit einer Kapuze, dem Gürtel mit dem „Schermsfell“ und der „Schachtmütze“, einer grünen mit „Hänstel und Eisen“ geschmückten Filzkappe ohne Schirm. Diese Tracht wird von den Bergleuten bei festlichen Gelegenheiten, beim Barbarafeste, beim Berg- und Kreuzfeste auf dem Erzberge, bei der Auferstehungsprocession in Eisenerz, bei Leichenbegängnissen verunglückter Kameraden u. c. getragen. Hierbei unterscheiden sich die Vorderberger Knappen von den „Innerbergern“ durch den rothen Deckel der Schachtmützen. Dieses Bergmannshabits bedienten sich ehemals auch die Vorderberger Radmeister, nur trugen sie einen grünen Hut, dessen breite Krämpfe auf der linken Seite aufgebogen und mit einem Geiersflaum geziert war. Bergofficiere, das Aufsichtspersonale und die Musiker erscheinen im üblichen schwarzen Bergmannskleide. Die Hüttenleute, denen sich in früheren Zeiten bei Ausrückungen die „Kohlflechter“ mit ihren massiven Rechen angeschlossen, tragen weiße Linnenröcke, langen Lederchurz und eine grüne mit einer Granate gezielte Mütze.

Was die Kleidung der weiblichen Bevölkerung anbelangt, so tragen die Frauen meist dunkle, faltige, die Mädchen mehr lichte und nicht allzu lange Röcke, unter welchen die oft niedlichen Schuhe und die weißen Strümpfe hervorlugen. Die grelle, oft weiße Schürze bildet bei den letzteren nur einen schmalen Streifen, während sie bei den Verheirateten gewöhnlich dunkel und so breit ist, daß sie rückwärts zusammenlangt. Über die Brust wölbt sich ein ziemlich weit ausgeschnittenes farbiges „Laibl“ oder ein schwarzes, zuweilen mit Goldborten besetztes Mieder. Ältere Frauen pflegen darüber noch ein dunkles, mit „Falberln“ besetztes Corset mit hoch answattirten Ärmeln anzuziehen; die Mädchen wieder zeigen sich gerne in ihren weißen, bald längeren, bald kürzeren Hemdärmeln und ziehen auch sonst die kleidsame Toppe dem altmodischen „Spenser“ vor. Ein buntes, häufig seidenes, lose um den Hals gelegtes und züchtig über die Brust herabreichendes Busentuch und ein meist schwarzseidenes oder braunes Kopftuch, welches rückwärts zusammengebunden, oft auch nach Salzburger Art in einen Knoten mit zwei breiten Flügeln geschlungen wird, vollenden den Anzug der Steirerin.

Ältere wohlhabende Frauen aus dem Bürgerstande tragen noch ab und zu bei besonderen Anlässen die bekannten „Goldhauben“, legen sich auch sonst noch altes, oft werthvolles Geschmeide an. Beliebte waren die casquetartigen „Florhauben“; Leidtragende



Berg- und Hüttenleute aus Vordernberg und Eisenerz.



bedienten sich auch gleichgestalteter schwerer Hauben aus schwarzen Perlen gestickt. Desgleichen erfreuten sich auch die schwarzamtnenen, oft goldbortirten „Bundhauben“, mehr noch aber die hochgestülpten, sammt- und goldgebräunten „Drathelhauben“ einer großen Verbreitung. Im Salzkammergute findet man noch alte Bauersfrauen mit einer Pelzmütze im Winter, sonst aber mit einem hohen, breitkrämpigen weißen Filzhut auf dem Kopfe. Ziemlich allgemein beliebt, besonders im Oberlande, waren ehemals sehr breiträndige, an den Krämpfen außen mit schwarzem, faltigen, innen mit rothem Seidenstoffe belegte Frauenhüte mit niederem flachen Gupf aus weißem Filz. Im obersteirischen Murthale tragen die Frauenzimmer noch jetzt gerne schwarze Männerhüte aus feinem, langhaarigen Filz, die oft kokett aufgesetzt werden und nicht übel zu Gesichte stehen; in einigen Gegenden, nahe der kärnthnerischen Grenze findet man solche Hüte mitunter sogar mit Goldquasten geziert. Gewöhnlich wurden früher die Hüte über eine Lodenhaube getragen, heutzutage häufig über das schwarzseidene Kopftuch, im Salzkammergut aber bedecken die Mädchen gerne ihr bloßes gelocktes oder in Zöpfen geflochtenes Haupthaar mit einem grünen Steirerhut. Berühmt waren die Sulmthaler Frauenhüte, flache, gelbe aus Stroh geflochtene Sonnenhüte mit niedrigem Gupf, daran zwei seidene Schlingen prangten und überdies eine breite Bauschleife unter dem Hute und bis über den halben Leib herabhing; solche Hüte besserer Qualität hießen „Kaindlhüte“, während die minderere Gattung „Goggen“ oder „Moidlhüte“ genannt wurden. Es gab auch schwarze, selbst grüne Sonnenhüte, welche zumeist in der Stainzer und Ligister Gegend getragen wurden.

Fassen wir das, was über die Kleidung des deutschen Steirers gesagt wurde, nochmals kurz zusammen, so finden wir, daß diese Tracht dem Manne das Ansehen von Kraft und Fülle, vereint mit einer gewissen Leichtigkeit und Gewandtheit verleiht, in der des weiblichen Geschlechtes gefällige Einfachheit, anmuthende Sittsamkeit sich ausdrückt.

Das Familienleben im steirischen Volke ist, wie in den Alpenländern überhaupt, ein durchwegs patriarchalisches und äußert sich namentlich im gegenseitigen Verhältnisse der Eltern und Kinder zu einander und in dem der Diensthoten zu den Dienstgebern. Eine schöne Sitte ist der „Heimgang“, nämlich daß allen Geschwistern das Vaterhaus, welches ein Bruder oder eine Schwester übernommen hat, im Falle der Rückkehr offen steht. Besondere Ereignisse im Familienleben geben immer Anlaß zur Entfaltung eigenthümlicher, oft uralter Gebräuche.

Kommt in einer Familie ein Kindlein zur Welt, so wird es alsbald nach dem ersten Bade zur Kirche getragen, damit es wo möglich „nüchtern“ noch die heilige Taufe empfangen. Bei der Geburt selbst wie auch nach derselben gibt es eine Menge alter Herkömmlichkeiten zu beobachten, allerlei Vorkehrungen zu treffen, auf daß der neue Weltbürger gedeihe und wachse, wie es in ähnlicher, zum Theile selbst gleicher Weise auch



Kirchgang in Eberstein.

in den benachbarten Alpenländern der Fall ist. Das „Gevatterbitten“ bedingt in der Regel nur das erste Mal die Erfüllung gewisser Formalitäten, indem es zumeist Sitte ist, daß stets dieselben Pathen sämtliche Kinder einer Familie aus der Taufe heben. Der „Göb“ und die „Godl“ tragen die Kosten der Taufe und des dazu gehörigen Mahles, „binden“ dem Täufling das „Kröfjengeld“ ein, erfreuen die „Kindbetterin“ mit einem schweren Korb „Waisach“, wobei das „Kindbettfirizel“ oder das „Gabbrod“, letzteres aus Weizenmehl und verschiedenen Gewürzen bereitet, niemals fehlt, beschenken ihre Pathenkinder bei passenden Gelegenheiten, zum Beispiel an Namenstagen mit Geldgeschenken, Wäsche und Kleidungsstücken, und bedenken sie auch sonst mit allerlei Gaben, zum Beispiel zu Weihnachten mit „Alegenbrod“, im Fasching mit Krapfen, zu Ostern mit rothen Eiern und „Osterflecken“ oder „Osterladen“ u. s. w. Hat das Pathenkind ein gewisses Alter erreicht, erhält es seine „Abfertigung“, bestehend in einem Geldgeschenke und einem vollständigen Anzuge. Doch erleidet dadurch das verwandtschaftliche Verhältniß zu einander keine Änderung, indem die Pathen mit ihren Pathchen für die Lebenszeit in enger Berührung bleiben und sich rechtschaffen um das Wohl und Wehe derselben kümmern. Ähnlich verhält es sich auch zwischen den Firmlingen und ihren „Göden“.

Den Glanzpunkt des Familienlebens und oft auch einen außerordentlichen Festtag für einen ganzen Ort bilden die Hochzeiten. Die hierbei üblichen Gebräuche sind sehr zahlreich, im Einzelnen sehr mannigfaltig, tragen jedoch im großen Ganzen so ziemlich denselben Charakter wie in den übrigen Alpenländern, daher denn auch hier nur einige wesentliche und charakteristische Sitten Beachtung finden sollen. Hat der „Bittelmann“ seine Sache gut gemacht und nicht, wie man in einigen Gegenden Mittelsteiers zu sagen pflegt, sich einen „Scholpaß“<sup>1</sup> geholt, so wird auf die „Beschau“ gegangen und endlich, wenn Alles in Ordnung, zur Hochzeit geladen. Dies besorgt der „Ladner“, häufig vom Bräutigam begleitet, und bringen sie ihr Anliegen stets mit einer bestimmten, oft gereimten Formel vor; in den ärmeren Classen gehen zuweilen der Bräutigam und die Braut zur Hochzeit laden und sammeln hierbei Geschenke für die Aussteuer ein. Die Sitte, daß die Braut zuerst geladen wird, sich aber versteckt und erst gesucht werden muß, kommt insbesondere in der nordöstlichen Steiermark vor. Ebenso findet hier und dort der alte Brauch noch statt, daß man dem Bräutigam, wenn er mit den Gästen die Braut zu holen kommt, das weibliche Dienstpersonale und zuletzt erst die Braut selbst vorführt. Eine andere alte Sitte herrschte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Gegenden des Murbodens; es wurde nämlich der vornehmste Hochzeitsgast in das jungfräuliche Stübchen zu der im tiefen Negligé befindlichen Braut geführt und mit dieser so lange allein belassen, bis sie mit ihrer Hochzeitstoilette fertig war, worauf sie dann, nachdem auf ihr

<sup>1</sup> Hund Straß.



Pochen die inzwischen verschlossen gewesene Thür geöffnet worden, das Gemach verließ; der durch solches Vertrauen seitens der Branteltern ausgezeichnete Gast aber wurde nun gebeten, noch zu verbleiben und darin das Frühstück allein und ungestört einzunehmen. Im Ennsthale setzt man der Braut beim gemeinsamen Frühstück gerne eine der Länge nach mit Draht durchzogene Wurst vor, daß sie diese durchschneide; da ihr aber solches schwer fällt, so trachtet sie, sich von dieser Verpflichtung durch ein kleines Trinkgeld loszukaufen.

Das „Fürziehen“ oder Ab sperren des Weges, welchen der Hochzeitszug zu passieren hat, das Verbarrikadiren des Hochzeitshauses, wie auch das „Brantstehlen“ während des Zuges zur oder von der Kirche wird noch häufig geübt; letzteres gilt als eine dem Bräutigam erwiesene große Ehre und zugleich als eine gute Vorbedeutung für den künftigen Ehestand. Der Sitte des an den altgermanischen Minnetrunk erinnernden „Johannessegen“ wird stets und allerorts gehuldigt. Auch der Brauch des Vertheilens kleiner Krapsen durch die „Brantmutter“ an die Zuschauer ist in Mittelsteier hier und da noch üblich, ebenso am Wechsel das „Moasenschneiden“, wobei die Braut von einem Brodlaibe ein Stück nach dem andern abschneidet und nach rückwärts unter die umstehenden Leute wirft; dadurch soll angedeutet werden, daß es der nunmehrigen jungen Frau in ihrem Hause niemals an Brod fehlen möge. Bismlich verbreitet ist auch die Sitte des „Krantzalzens“.

An der Hochzeitstafel erhält die Braut ihren Platz gewöhnlich zwischen Brantmutter und Kranzjungfrau; sie darf nicht selbst in die Schüsseln laugen, sondern muß sich alle Speisen von der ersteren auf ihren Teller vorlegen lassen. Eine eigenthümliche Sitte herrscht in einigen Gegenden des Murbodens, wo der Bräutigam erst nach dem Ehrentanze an der Seite der Braut Platz nehmen darf, nachdem er zuvor am sogenannten „Druckanstisch“<sup>1</sup> geessen. In Mittelsteier erscheint häufig, wenn die Hochzeitsgäste sich zur Tafel setzen wollen, eine „falsche Braut“ und sucht den Platz an der Seite des Bräutigams zu behaupten, muß ihn aber schließlich doch räumen.

Auf keiner Hochzeitstafel darf der bekannte „Gugelhupf“ fehlen. In der Schöckelgegend, bei St. Madegund, haben einige Stücke dieses Gebäckes die Form einer Mütze und werden mit brennenden Kerzchen ringsum besteckt; die Kranzjungfrauen setzen sich dieselben auf den Kopf und tanzen dann, zumeist steirisch, so lange herum, bis die Kerzlein niedergebrannt sind, worauf dann die Gugelhupfe wieder abgenommen, vom Wirthe zerkleinert und die einzelnen Stücke den Hochzeitsgästen vorgelegt werden. Ein anderer, dem „Gugelhupftanz“ verwandter Brauch ist der Tanz der Speisenaufträgerinnen. Es werden nämlich während des Hochzeitsmahles alle Lichter ausgelöscht und es tanzt nun

<sup>1</sup> Nebentischgen.

unter den Klängen eines „Extramarsches“ die Schar der Aufwärterinnen herein ins Zimmer, jede eine mit brennenden Lichtlein gezierte Speise tragend, die eine ein Gebäck, die andere ein „Spanferkel“, eine dritte ein „Geflügel“ oder sonst einen Braten; selbst in der Weinflasche steckt so ein Lichtlein. Eine nach der andern nähern sie sich dem Brautpaare und setzen diesem unter Aussagung eines Spruches die Speisen vor. Hierauf werden an diesen brennenden Kerzlein die übrigen Lichter angezündet und das Mahl nimmt seinen weiteren Verlauf. In beiden Gebräuchen erblicken wir Überreste des altgermanischen Freya-Cultus, der einst dieser Liebes- und Erdengöttin dargebrachten Feuer- und Fruchtopfer.

Da die bei den Hochzeitstafeln aufgetischten Speisen sehr zahlreich sind, so nimmt sich jeder Gast sein „Bjchoadessen“ mit nach Hause, läßt auch sonst sich von einem meist jüngeren Gliede seiner Familie für die eine oder andere Speise ablösen. Wie in andern Ländern gehen auch in Steiermark die Köchin, die Musikanten und der Wirth „weisen“, lesterer, wenn die in seinem Hause abgehaltene Hochzeit eine sogenannte „Zahlhochzeit“ ist. Besonders in der oberen Steiermark ist es Brauch, daß er hierzu einen Vermittler wählt, gewöhnlich den „Bittelmann“ oder „Hochzeitslader“, der ohnehin „'s Kreuzköpfl auf hat und der Sach ein Form geben kann“. Dieser hält nun die „Dankfagung“, darin er in launiger Weise das Anliegen des „Speisemoasters“ vorbringt und endlich den Betrag nennt, den jeder Hochzeitsgast zu entrichten hat. Hierauf wird „abgesammelt“; nur an den beiden Brautleuten eilt der Wirth mit seinem Teller flüchtig vorüber, denn deren Theil ist bereits bei den Andern schon mit eingerechnet worden.

Nach der Dankfagung findet der „Ehrentanz“ statt, wenn dieser nicht schon vor der Hochzeitstafel abgehalten worden. In der Admonter Gegend war es früher Brauch, daß der Wirth oder „Hochzeitsvater“ um Mitternacht, nachdem vorher alle Lichter im Tanzlocale ausgelöscht worden, mit der Braut nach einer eigenen, von ihm angegebenen Weise einen „Steirischen“, sogenannten „Auspatzcher“, tanzte; die übrigen „geladenen“ Gäste tanzten denselben paarweise nach. Dabei wechselten die Tänzer ihre Tänzerinnen, indem diese jedesmal auf ein, mittelst Klatschen mit den Händen gegebenes Zeichen vorgingen. Gelangte dann endlich die Braut zum Bräutigam, welcher zu Beginn des Tanzes der letzte war, so wurden die Lichter wieder angezündet, darauf der Braut das „Kranzel“ abgenommen und ihr dafür eine Haube aufgesetzt, und nun tanzte sie als „Bäuerin“ oder „Frau Meisterin“ fort. Länger als dieser hat sich im Ennsthale ein anderer nicht minder eigenthümlicher mitternächtiger „Brauttanz“ erhalten. Hierbei bilden alle männlichen Gäste, sich bei den Händen haltend, einen Kreis, innerhalb dessen die Braut steht. Der „Brautführer“ ruft die angeseheneren Tänzer nach einander in den Kreis, die nun mit der Braut eine Tour machen; dabei bewegt sich der Kreis im langsamen Tempo um das tanzende Paar. Dies geht so fort bis die Mitternachtstunde schlägt, und nun ruft der

Bräutigam als letzten Tänzer den Bräutigam in den Kreis. Während dieser mit seinem jungen Weibchen tanzt, verlöschen alle Lichter im Tanzsaale, jedoch dauert die Finsterniß nur so lange, daß der Bräutigam der Braut das Kränzlein ungeesehen abnehmen kann, worauf dann die Lichter wieder angezündet werden. Die in Niederösterreich übliche Sitte des „Brautfederns“ kommt auch in der nordöstlichen Steiermark vor; es steigt die Braut auf den Tisch und „fliegt“ von diesem in die Arme des Brautführers, der dann mit ihr den Ehrentanz beginnt; der Brautführer löst ihr auch beim „Kranzelabtanzen“ den Brautfranz aus den Haaren und übergibt ihn dem Bräutigam. In Schölböng geschieht dies auf die Schlußzeilen eines Liedes hin, lautend:

„Kranzerl weg und Häubel her,  
Bist kein Jungfrau nimmermehr!“ —

von Seite der „Brautmutter“, die den Kranz für eine kurze Zeit auf den Hut des Bräutigams steckt, dann aber wieder herabnimmt und fortträgt.

Ist die Hochzeit zu Ende, wird den Brautleuten und vornehmsten Hochzeitsgästen „heimgeblasen“, in einzelnen Orten den Brautleuten bei dem Aufbruche auch noch das „Wiegenlied“ gespielt. Der Brauch des „Wiegenholzführens“ findet besonders in den nordöstlichen Gegenden Mittelsteiers in eigenartiger Weise statt. Ein Halbwagen oder Schlitten wird mit einem langen Seile versehen, an welchem Querschölzer angebracht sind, an denen sämmtliche jüngere Hochzeitsgäste ziehen. Unter Jauchzen, Gesang, Musik und Pistolenchüssen entfernt sich das sonderbare, von verummten und maskirten Gästen mit langen Strohpeitschen gelenkte Gefspann. Hat man einen passenden Baum gefunden, so wird er rasch gefällt, auf das Gefährte gelegt, und im tollen Jubel geht es dann zum Hochzeitshause zurück, wo die Braut überredet wird, sich das Wiegenholz anzusehen. In Obersteier wird dieser Brauch gewöhnlich einfacher geübt, nämlich ein „grüner“ Baum aus dem Walde geholt, mit Bändern und Sträußchen geziert und vor das Haus des jungen Ehepaars gelegt, so daß dadurch das Hausthor „verrammelt“ wird.

Die Überführung der Heiratsansstattung geschieht in mehr oder weniger festlicher Weise. In der Radkersburger Gegend herrscht noch die Sitte, den Wagen der aus dem Elternhause scheidenden Braut mit „Spinnrad und Wiege“, den beiden sinnigen Attributen der Hausfrauenwürde, zu krönen.

Wie in den Gebirgsländern überhaupt sind auch in Steiermark sehr zahlreich die Meinungen, Vorbedeutungen und Sprichwörter, welche sich auf die Liebe, Hochzeit und die Ehe beziehen. Nicht minder als in diesen äußert sich des Volkes Neigung zum Wunderbaren und Zauberhaften auch in seinen Krankheitsanschauungen und seinem Heilwesen. Dem Volke gilt die Krankheit nicht als eine Störung der Functionen des Körpers, nicht als das pathologische Product regelwidriger Vorgänge im Organismus, sondern als



etwas zum Leben Hinzugekommenes, ja oft als etwas Feindliches, etwas Dämonisches, wie denn überhaupt alles Ungemach dem gemeinen Mann entweder als eine Heimfuchung Gottes oder als ein Ausfluß des Übelwollens tückischer Geister erscheint. In diesem Sinne hat sich denn auch das Volk seine eigenen Heilmethoden und Heilmittel zurechtgelegt. Es sind theils natürliche Gegenstände aus dem Haushalte der Natur, theils mystischer oder sympathetischer Art, fußend auf geheimnißvollen Worten und Handlungen. Hierbei greift das Volk nicht selten zu Mitteln, welche, statt die Sanirung zu vermitteln, das Übel vergrößern und endlich unheilbar gestalten. „Übles Übel muß man mit Üblem vertreiben“, lautet ein allgemeiner Grundsatz, und deshalb sucht man die personifizierte Krankheit, je nachdem sie einen Menschen „befallen, gepackt, niedergeworfen oder dahingestreckt, sich hinzugeschlagen oder zurückgeschlagen“ hat oder „herausgetreten“ ist, durch Zufügung der unangenehmsten Eindrücke zum Weichen zu bringen. Wo natürliche Mittel nicht ausreichen, werden geheime, mystische oder sympathetische als letztes Rettungsbrett beim Schiffbruche der Gesundheit angewendet, doch setzt ihr Gebrauch immer den wahren Glauben an die Wirksamkeit der Procedur voraus.

Gleich der Krankheit personifiziert das Volk auch den Tod. Dieser „sitzt dem Menschen auf der Zunge“ oder „schaut ihm bei den Augen heraus“ und dergleichen. Er ist für den gemeinen Mann ein tückischer Dämon, der stets erscheint, wenn er gerufen wird. Deshalb hütet man sich auch, ihn nur zu nennen, was ja nach dem Volksglauben dem Rufen gleichkommt, und es deutet der Obersteirer beispielsweise das Hinscheiden eines Dienstboten und die Todesursache zugleich durch die Umschreibung „die Unschlachten hobn 's Mensch gstochn“<sup>1</sup> aus.

Als die erste Bekanntgabe von einem eingetretenen Todesfall gilt das Verbrennen des Bettstrohes, auf dem der Verstorbene gelegen. Ist während des Verschwindens eine Uhr stehen geblieben, wird sie sogleich wieder aufgezogen, damit die Seele des Verstorbenen sich leichter aufwärts schwinde. Um die Streckung eines Leichnams zu erleichtern, wird in einigen Gegenden des obersteirischen Murthaales über denselben der ganzen Länge nach ein dünner Faden gespannt; dies verhindert auch das Stehlen des Leichnams. Die Aufbahrung geschieht in der gewöhnlichen Weise. Das „Leichhüten“ und „Urlaubnehmen“ ist noch vielfach in Übung. Bei dem Leichenbegängnisse schreitet häufig dem Sarge bald voran, bald hinten nach ein Weib mit einer Laterne in der Hand, gewöhnlich dasselbe, welches den Verstorbenen gewaschen und ihm das „Sterbhemd“ angezogen hat. In Eisenerz war es Sitte, daß bei dem Leichenzuge ein Stück Leinwand seiner ganzen Länge nach über den Sarg gespannt und ein Theil voraus, der andere aber nachgetragen wurde; dasselbe fiel dann der Kirche zu.

<sup>1</sup> Die Magd ist an den Boden gestorben.

Das „Bstattungseffen“ findet noch in vielen Gegenden statt. Am Murboden, in der Umgegend von Knittelfeld, herrscht die Sitte, daß vor der Thür des Zimmers, worin das „Bstattungsmahl“ abgehalten wird, ein Waschbecken und ein Handtuch bereit gehalten werden, damit jeder „Gefadene“ von dem Grosse, den er möglicherweise gegen den Verstorbenen hegte, sich reinige, ihn gleichsam „abwasche“, bevor er sich zum Leichenschmansk setzt.

Seinen Schmerz über einen verlorenen Theuren äußert der steirische Landmann nicht leicht in lauter, wildklagender Weise, begräbt ihn vielmehr in sich selbst, bewahrt aber dafür den Heimgegangenen desto länger und aufrichtiger im guten Angedenken. Klein ist auch die Zahl der schlichten Grabkreuze, die so einen Dorffriedhof zieren. Denn nicht immer wird Einem da ein Denkmal gesetzt, wo er begraben liegt; dagegen liebt man es, an jenen Stätten, wo ein Mitmensch mitten in seiner Lebens- und Schaffenskraft von gewaltsamem Tode plötzlich ereilt worden, ein einfaches Gedächtnismal, eine sogenannte „Martertafel“ zu setzen, die oft mit rührender Naivetät durch Wort und Bild von dem geschehenen Unglück Kunde gibt und den Todten dem frommen Gebete der Vorübergehenden empfiehlt.

Der Meinungen und Sagen, welche sich an den Tod knüpfen, leben im Volke gar viele. Unheimlich klingen die Sagen vom „Tod“ und von der „Tödin“ oder dem „Pestmandl“ und dem „Pestweibl“, welche oft, ersterer stets mit der Sense, letzteres mit dem Rechen und dem Rehrbeisen gesehen worden sind, wenn die Pest im Lande wüthete. Zuweilen zeigte auch ein glühendes Rad diesen Würgengel an. In Radkersburg rollte eine schwarze Kugel, die „Klag“, als Vorbote schwerer Ereignisse des Nachts winkelnd durch die lange Gasse. Vieles erzählt der Volksglauben auch von dem „Anmelden“ der Todten, vom „Herumgeistern“ solcher, die in einer schweren Sünde verstorben, von der geipenstlichen „Mitternachtsmesse“ und von der „Schwur-“ oder „Zwingmesse“.

Das Leben des Steirers ist ein mühevollcs, ein Leben voller Arbeit, und doch ist es kein freudenleeres, denn es ist durchflochten von einem Kranze alter sinniger Gebräuche. Wird an einem Hause oder an Wirthschaftsgebäuden eine größere Reparatur vorgenommen oder gar ein Neubau aufgeführt, so finden sich dazu die Nachbarn ein und legen emsig Hand an, so daß also die Arbeit nur zum geringen Theile von eigentlichen bezahlten Professionisten und Fachleuten besorgt wird. Wer verhindert ist, selbst mitzuthun, schickt gleichsam zum Glückwünsche Schmalz und Butter, zuweilen auch noch andere Victualien, auf daß die Arbeiter leichter verköstigt würden. Der Überbringerin dieser Gaben kommen die Bauleute freudig lärmend entgegen; nach einigen Tagen folgt das Gegengeschenk, welches meist in einem Korb „Krapfen“ besteht. Ist dann der Bau glücklich beendet, so wird unter allerlei Formalitäten das bebänderte „Firsibäumchen“ aufgesetzt und hierauf zu Ehren der wackeren

freundnachbartlichen Gehilfen das „Firtsmahl“ abgehalten, das seinen Abschluß gewöhnlich in einem lustigen Tänzchen findet.

Frisch und munter bei der Arbeit, aber auch lustig und fröhlich nach derselben, das ist des Steirers Eigenart. In Eisenerz wurde noch vor nicht viel mehr als zehn Jahren, wenn das Heu und Grummet glücklich eingebracht worden, der „Heugerzug“ abgehalten, ein Festzug, bei welchem die vier Jahreszeiten allegorisch dargestellt und allerlei Producte, Geräthschaften und Attribute der Landwirthschaft theils herumgetragen, theils herumgeführt wurden; mit Blumen, Ährenbündeln, Fichtenreißig und dergleichen geschmückte Gestalten saßen auf den Wagen, alterthümlich costümirte Reiter auf Rossen, und dazu spielte die Musik ländliche Weisen, die selbst auf der Straße einzelne Personen zu einem Tänzchen animirten. Ähnlich ging es auch bei den Erntefesten zu, bei welchen nach altem Brauch drei Korngarben verbrannt wurden. Diese Erntefeste wurden nun wohl schon feltener, aber der Ernteschmaus ist geblieben. Im westlichen Theile der mittleren Steiermark findet derselbe am ersten Sonntag nach dem Martinstage statt und wird „Martiniloben“ genannt. In der Radkersburger Gegend wurde das zur Schlußfeier nach den schweren Feldarbeiten stattfindende „Wirttenmahl“ alljährlich abwechselnd von den einzelnen Bauern eines Ortes gegeben, die da einen „Halben“ Wein beistellten, während die übrigen sich mit Zugaben von Braten und dergleichen betheiligten. Einst weit und breit berühmt war das „Weinlesefest“, hat aber im Laufe der Zeit schon viel von seinen besondern Eigenheiten verloren und gleicht im übrigen so ziemlich dem im Unterlande.

Zum Abschlusse des Getreidedrusches erhalten die Drescher noch häufig den „Drescher-“ oder „Stadlhahn“, eine reichliche Mahlzeit mit noch reichlicherem Trunke. Derselben geht in Mittelsteier das „Krapfenholztragen“ voraus. Es wird nämlich ein altes Brett oder dergleichen mit den Dreschfliegeln in kleine Späne geschlagen, die dann mit Stroh in ein „Bündel“ gebunden und von dem findigsten der Drescher der Bäuerin überbracht werden, wobei derselbe einen Spruch aufzusagen hat, z. B. lautend:

„Frau Bäurin, 's Krapfenholz liegt an Herd,  
Die Drescher san an Stadlhahn werth!  
A Reiter voll Krapfen,  
A Weinsumpa<sup>1</sup> groß Schöberl,  
A Pflugradl großer Rahmstrudl,

A Mühlstoan großer Guglhupf,  
A Strenkorb voll Branntweinnudel,  
Dazua a halbi Sau und a Eimer Wein,  
Das soll für die Drescher der Stadlhahn sein!“

Auf diesen „Krapfenholzträger“ lauern nun alle Weibspersonen im Hause, um ihn von einem Versteck aus mit Wasser zu begießen, was, wenn es gelingt, für die Drescher den Verlust des Anspruches auf die Krapfen zur Folge hat; anderseits wendet aber auch der Krapfenholzträger alle List an, um ungehindert in die Küche zu gelangen, und wohl

<sup>1</sup> Weinentorb.



in den meisten Fällen ziehen die Weiber den kürzeren. Im Oberlande ist statt dessen die „Krapfengarb“ üblich. Da schleicht sich der „Weidbub“ in die Küche, zieht ein Bündelchen Garben hervor und schlägt damit auf alle Töpfe und Schmalzpfannen los, daß die Körnlein spritzen. So viele deren auf dem Herde und in den Geschirren gefunden werden, so viele Krapfen müssen dann beim „Stadlhahn“ auf den Tisch kommen; damit es aber ihrer nicht gar zu viele werden, suchen Bäuerin und Küchenmagd dem Buben so rasch als möglich das Garbenbündel zu entreißen.

Die „Brechelhütten“ werden von den Männern und selbst von den Burtschen des Tags über gerne umgangen, denn die Zungen der Frauenpersonen nehmen da bei der Arbeit ihren freien Schwung. Dafür aber geht es Abends, wenn das „Brechelmahl“ auf den Tisch kommt, desto lustiger her, wird wacker getanzt, werden Spiele aufgeführt und selbst Inzypredigten gehalten. In Mittelsteier tischt man hier und da unter anderen Speisen auch eine „Brechelhenne“ auf. Im Oberlande erscheint nach der Mahlzeit eine verdeckte Schüssel auf dem Tisch, gefüllt mit Äpfeln, Nüssen, Blumen und Brennesseln; wer die meisten Äpfel und Nüsse erhascht, ist der „Brechel-“ oder „Nußkönig“ und hat das Vorrecht des Ehrentanzes mit der „Brechelbraut“, gewöhnlich eine Tochter des Hauses. Die „Brechlerinnen“ erhalten auch vom „Brechelbauern“ ein Bündel feinen Glases, das sogenannte „Reistengefchenk“.

Die „Spinnabende“ bieten dem jungen Volke vielfache Gelegenheit zu geselligen und traulichen Zusammenkünften, desgleichen im Mittellande das „Federjchleifen“ und „Waschjhalen“<sup>1</sup>. Hierbei überwachen wohl die Bauersleute das Treiben des lustigen Völkchens, zumal wenn sie selbst erwachsene Töchter haben, aber sie nehmen nur geringen oder gar keinen Antheil an den Belustigungen der jungen Leute. Dafür aber liebt es der Landmann an Sonn- und Feiertagen in den „Heimgarten“ zu gehen, das heißt er besucht einen Nachbarn, bei dem er noch andere seinesgleichen findet und mit denen er einige Stunden plaudernd verbringt; selbstverständlich gehen auch die Hausfrauen gern „hoamgachtn“, wie es der Ennsthaler nennt.

Große Sorgfalt wird in den Gebirgsgegenden der Alpenwirthschaft zugewendet und gilt alles, was hierüber bezüglich der oberösterreichischen Almten gesagt wurde, auch für die Steiermark. Im oberen Ennsthale gehört die „Fötlmilch“, welche am Tage der Auf- und Abfahrt gemolken wird, den Armen — das bringt der „Schwoagrün“ Glück. Einen reizenden Ausblick gewährt im Salzkammergut, dessen Alpenhütten sich durch besondere Sauberkeit auszeichnen, die Fahrt der schmucken „Almerinnen“ über den Grundlsee, wenn sie im Herbst an Samstagen von den „Niederalmen“ herabkommen, um ihre Erzeugnisse, Butter und „Schotten“, dem Dienstherrn zu überbringen und Tags darauf

<sup>1</sup> Enthüllen der Maiskolben.

dem Gottesdienst im Markte beizuwohnen; die Rückfahrt erfolgt am Sonntag Nachmittags sowie die Hinausfahrt in von jungen kräftigen Burschen gelenkten Fahrzeugen, den „Plätten“. Die Abfahrt von der Alpe geschieht, wenn sich kein Unglück ereignet hatte, stets festlich. Viele „Schwoagerinnen“ oder „Brentlerinnen“ pflegen hierbei unterwegs die ihnen begegnenden Bekannten mit „Säuerlingen“ oder „Kumpelndeln“ zu betheilen. Häufig ist auch ein Spatzvogel dabei, der das Borstenvieh begleitet und deshalb der „Sautreiber“ genannt wird; sein Gesicht ist geschwärzt, seine Kleidung mitunter mit „Graß“ (Reisig) und dergleichen besteckt, und mit dem Dfenruß, den er in einem Säckchen an der Seite bei sich trägt, macht er jeden, der ihm unterkommt, schwarz. Ein eigentümlicher Brauch ist auch der, daß, wenn während des Sommers Jemand aus der Familie des Alpenbesizers gestorben ist, die „Glockenkuh“ beim Heimtritte zum Zeichen der Trauer einen schwarzen Flor auf der Stirne trägt.

Ist das Vieh von der Alpe herab und in den Stallungen einquartirt, so obliegt dem Gebirgsbauer die Sorge für das viele, den langen Winter hindurch erforderliche „Stren“; da heißt es nun „graßschnatten“, eine schwierige Arbeit und nicht minder gefährlich als das „Gletschnneiden“ der Schwoagerinnen. Mit dem „Steigeisen“ an den Füßen klettern die flinken Bursche leicht und behende wie die Eichhörnchen die schlanken Fichtenstämme hoch hinan und hacken die tauglichen Äste herunter, die dann auf Karren geladen und heimgeführt werden, wo sie bis zu ihrer Verwendung in Haufen aufgeschichtet bleiben. Den Schluß dieses mühevollen Tagwerkes bildet dann das „Graßschnattermahl“.

Die Ausübung älterer Rechtsgebräuche ist, insoferne sie mit den Institutionen der Gegenwart noch im Einklange stehen, stets eine festliche, so z. B. die Grenzerneuerung oder „Raimung“ der Gemeindebesitzungen, welche in unterschiedlichen Fristen, gewöhnlich alle zehn Jahre stattfindet. Die angesehensten Männer der Gemeinde gehen mit ihren Söhnen längs der Grenzen der Gemeindegrenze und fordern die Söhne auf, die Grenzsteine zu suchen. Jeder Bursche, welcher einen solchen gefunden, erhält nun vom Ältesten der Gemeinde oder vom Gemeindevorsteher eine Ohrfeige und ein Geldstück; zugleich wird der so Bedachte und mit ihm auch jeder der übrigen auf das „Roanstaunachen“ Ausgezogenen ernstlich ermahnt, an dem Marksteine ja nicht zu rütteln, das heißt ihn nicht zu versetzen, und diese altererbte Sitte der Väter stets in Ehren und auch in Zukunft aufrecht zu erhalten. Solche Verainnungen sind stets ein wichtiger und feierlicher Gedenktag für die männlichen Bewohner des Ortes. Besonders festlich wurden die Burgfriedsberainnungen in Radkersburg und die Waldberainnungen der Leobener Bürgerschaft begangen. Der gleiche Vorgang wie bei den öffentlichen Grenzbegehungen wiederholt sich auch im engeren Kreise der einzelnen ländlichen Besitzer. Wenn ein Bauer seinem Sohn Haus und Hof übergibt, so führt er ihn zuvor um seine ganze Besitzung herum, nennt bei jedem

Marksteine den Namen des angrenzenden Besitzers und versetzt ihm hierauf eine derbe Mantelschelle, auf daß er sich die Grenze ja gut merke und sie künftig nicht verrücke, um etwa auf solch unrechtmäßige Weise sein Besitztum zu vergrößern und sich zu bereichern. Auch unterläßt es dabei der Bauer nicht, seinem Sohne den alten, in der strengen Rechtsanschauung des Volkes begründeten, tief eingewurzelten Glauben einzuprägen, daß, wer einen Grenzstein verrückt, nach seinem Tode so lange keine Ruhe im Grabe finden kann und als ruheloser Geist in Gestalt eines kopflosen oder feurigen Mannes, als ein sogenanntes „Fuchtelmännchen“ nächtlicher Weile herumgeipenstern muß, bis der Stein wieder auf seinen rechtmäßigen Platz gesetzt wird.

In allen diesen Äußerungen des Volksglaubens liegt ein tiefer ethischer Sinn, spiegelt sich die Gemüths- und Gedankenwelt des Volkes. Mehr noch aber gilt dies von den an die kirchlichen Feste sich knüpfenden sinnigen Gebräuchen und Sitten, altherstammenden Meinungen und Sagen; da zeigt sich uns das Volksleben so recht in seiner schlichten geistigen Blüte, in seinem Reichthum an auffallenden Erscheinungen und interessanten Zügen.

Da ist vor Allem das Weihnachtsfest, die hehre Feier der Geburt Christi. Eingeleitet wird der Weihnachtszyklus durch den Advent, zu welcher Zeit es im Oberlande vielfach gebräuchlich ist, Bildwerke der heiligen Maria und des heiligen Josef von Haus zu Haus zu tragen, dabei zu beten und während der Nacht ein brennendes Lämpchen davor zu stellen.

Die Thomäs-, Christ-, Sylvester- und Dreikönigsnacht sind „Lößlnächte“, letztere drei auch „Rauchnächte“ genannt. Von den zahlreichen Lößlarten sei hier nur das am Murboden geübte „Hackbruckenschau'n“ erwähnt. Die „Hackbrucken“ ist ein der Länge nach durchjägter Holzhackstock, mit der runden Seite nach abwärts und auf vier Füßen ruhend, und dient als Unterlage beim Hacken von Fleisch und dergleichen; auf der oberen ebenen Fläche nun kann man in der Christnacht zwischen dem ersten und letzten Schläge der zwölften Stunde die Zukunft im flüchtigen Bilde schauen. Überhaupt übt die Christnacht ihren geheimnißvollen Zauber auf jedermann aus; man kann da die Thiere reden hören, in der „Metten“ die Hexen erkennen, Schätze heben, den Teufel beschwören u. s. w. Zahlreich sind die Sagen, die darüber im Munde des Volkes leben, so die vom „goldenen Kalbe“ auf dem Lauskogel bei Eisenerz, vom „Kind im Gansstein“ u. s. w. Im Raabthale kennt man eine besondere Art des Teufelsbeschwörens, genannt das „Fornichjamborjen“.

Am Stefanitage findet die kirchliche Weihe des Wassers und Salzes statt; beides gilt als anerkanntes Präservativmittel gegen Hexerei und teuflische Künste. Besondere wunderkräftige Wirkung besitzt auch der am darauffolgenden Tage geweihte „Johanniswein“. Im oberen Ennsthale ist an diesem Tage das „Schwartlingjchneiden“ üblich. Da



werden Bekannte eingeladen, sich vom „Kloßen“<sup>1</sup> ein Scherzel, sogenannten „Schwartling“ abzuschneiden. Die Mädchen insbesondere sind damit sehr freigebig und jeder Burſche, dem ſie wohlwollen, kann ſich bei ihnen ſo einen Schwartling holen. In der Gegend um Œrdning tragen die Burſche dieſe Trophäen als „Schnaſen“<sup>2</sup> offen zur Schau, nämlich an Schnüren befeſtigt und über die Achſel geworfen, — ſo ziehen ſie im langen Zuge durch den Ort und wer die meiſten „Kloßenſchwartling“ hat, gilt als der Don Juan im Dorfe. An dem alten Brauche des „Aufkündeln“ am Unſchuldigen Kinder-Tag hält die ſteiriſche Jugend ziemlich feſt und läßt ſich die Gelegenheit nicht entgehen, auf die bekannte harmloſe Weiſe des „friſch und g'fund!“ allerlei Geſchenke zu erjagen.

In hohem Anſehen ſteht die Sylveſternacht, denn ſie birgt der Geheimniſſe beſonders viele. Alle früheren Löſlverſuche werden in der Stunde der Jahreswende wiederholt, um die Zukunft zu entſchleiern. Ein ſeltſames Orakel von beſonderer Bedeutung für die Bewohner von Hartberg und Umgebung birgt der ſagenreiche Ringberg. Da konnte man alle ſieben Jahre in der Sylveſternacht auf der ſüdweſtlichen Seite der Mauer, welche rings um den Berg ſich zieht, in der gegen das fruchtbare Feiſtritz- und Saſenthal gerichteten Seite eine Öffnung bemerken, aus welcher Schlag zwölf Uhr ein Schwein hervorkam, bald dürr und mager, mit Stoppelhalmen im Maul, bald wieder „foaſt“<sup>3</sup> und mit goldenen Ähren im Machen. Im erſteren Falle ließ das geiſtenſtiſche Thier ſtets ein jämmerliches Grunzen hören und kehrte gleich wieder in das Innere des Berges zurück; man hatte dann ſieben ſchlechte Jahre zu erwarten. Im letzteren Falle aber konnte man einer ſegensreichen Zeit entgegenblicken; das Schwein lief dann gewöhnlich längs der Mauer um den Berg herum, und nur wenn einem einzelnen Orte irgend ein Ungemach drohte, ließ es die Richtung, in welcher derſelbe liegt, unpaſſirt und kehrte wieder in die Höhle zurück.

Auf die erſte Begegnung am Neujahrstage legt das Volk großes Gewicht. Vielfach noch üblich iſt auch das „Neujahrwünſchen“ und „Neujahrſingen“. Der letzte Tag im Cyklus der Weihnachtstage iſt der heilige Dreikönigstag. Da werden am Vorabend die Initialen der drei Weiſen aus dem Morgenlande und die Jahreszahl an den Thüren und an den Betten der „Drudenfuß“ mit geweihter Kreide erneuert. In der Gegend Hinterberg im Salzkammergut gehen an dieſem Abend die Armen „glöckeln“ und holen ſich in größeren Bauernhöfen Geſchenke, namentlich Krapsen. Die Dreikönigsnacht heißt im Oberlande auch die „Perchtlnacht“. Es kehrt da die gefürchtete „Perchtl“ oder „Perchtlgoba“ mit den Seelen der ungetauft verſtorbenen Kindern in den Häuſern ein und nippt von der für ſie in Bereitschaft gehaltenen „Perchtlmilch“; doch darf man ſie dabei nicht vorwitziger Weiſe belauſchen, da man ſonſt von ihr mit Blindheit geſchlagen wird. Wenn

<sup>1</sup> Klebenbrot. <sup>2</sup> Eine Reihe gleichartiger Dinge. <sup>3</sup> fett.

man der „Perchtl“ unterwegs auf ihrem Zuge begegnet, muß man das „legte“ Kind ansprechen und ihm einen Namen geben; dann wird dessen Seele erlöst und die Perchtl dankt für die Gutthat. In der Dreikönigsnacht muß auch jeder Hachs vom Hocken rein abgeponnen sein, sonst nistet die „Perchtl“ hinein. In der nordöstlichen Steiermark geht zu Neujahr und am Dreikönigsabend die „Puddelmutter“ oder „Bndlmutter“ um, eine gar wilde Gestalt, und beschenkt die braven Kinder mit Obst und dergleichen. Die Dreikönigsnacht heißt auch in diesen Gegenden die „Reihmahlnacht“; im Pöllau und Vorau herum heißt der 6. Jänner der „Sieben-“ oder „Neunrichteltag“, weil da gewöhnlich sieben oder neun Speisen aufgetischt werden.

In der Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönig werden zuweilen noch religiöse Spiele aufgeführt, auch ziehen die „Sternsinger“ herum. In der nordöstlichen Steiermark gibt es gar „Heilige Dreikönigsjängerinnen“; drei Mädchen, eines weiß, das zweite roth und das dritte schwarz gekleidet, geben sich als die heiligen Dreikönige aus dem „Morgen-“, „Mittel-“ und „Abendlande“ aus, singen ein „Dreikönigslied“ und nehmen dann die ihnen gereichten Geschenke dankend entgegen. Im Wölzerthale herrscht der Glaube, daß, wenn zwei Jüge solcher „Sternsinger“ im Freien bei gewissen Wegkreuzen und an verrufenen Stellen sich begegnen, alsogleich ein dritter, aus höllischen Genossen bestehender Zug herbeikäme und sodann gerufen würde, daß das Blut nur in Strömen rinne.

In Maria Lichtmeß geweihte Kerzen zündet man bei Gewittern an, auf daß der „Donnerkeil“ nicht ins Haus fahre. Am darauffolgenden Blasinstage pflegt häufig der einsame Gebirgsbauer auch den Wind mit Mehl und Getreidekörnern zu füttern; in Mittelsteier hingegen ist man an diesem Tage Krapfen, auf daß der Wind nicht die Dächer herabreißt. Der 22. Februar, Petri Stuhlfeier, gilt als ein Postag. In der Frohnleitener Gegend glaubt man, daß, wenn an diesem Tage der Nebel hoch an den Bergen steht, im selben Jahre viele Vornehme sterben; steht er nieder, gehen mehr mindere Leute mit dem Tode ab; ist es aber an diesem Tage überhaupt wolfig, so sterben aus allen Ständen gleichviel Leute.

In einigen nördlichen Gegenden Mittelsteiers gibt es außer den Gemeindevorstehern auch „Wiertelrichter“, deren Amtshätigkeit jedoch eine beschränkte ist. Die Wahl derselben geschieht stets am Dienstag vor dem Faschingssonntag und wird das „Richtersetzen“ genannt. In der Ortschaft Baumgarten findet dieser alte Rechtsbrauch in folgender Weise statt: im Hause des „alten“ Richters, dessen Amtshätigkeit eben abgelaufen, versammeln sich die Väter der Gemeinde, wo ihnen Rechnung gelegt wird. Während des darauffolgenden Mahles bleibt der alte Richter vor der Thür und tritt erst, nachdem die dritte Speise, „Selchfleisch mit Sauerkraut“, aufgetragen worden ist, wieder in das Zimmer. In einer Hand trägt er einen Teller, auf welchem sein schönstes, mit Blumen geschmücktes

Glas steht, darinnen ein Rosmarinzweig in frischem Wasser, in der anderen Hand hält er den Besitzbogen der „Gmoagründ“, Pachtverträge und Steuerbücher. Gravitätisch und würdevoll stellt er sich vor den Tisch und hält dem „neuen“ Richter, der auf dem Ehrenplatz in der Ecke unter dem Hausaltar sitzt, eine Anebe, ermahnt ihn zur Gerechtigkeit und Redlichkeit und übergibt ihm sodann den Teller sammt Glas und Inhalt und die Rechtsurkunden. Während dieses Netes stehen alle auf, an der Hausthür aber erdröhnen drei mächtige Stöße; zwölf Buben stoßen an die Thür mit einem drei Meter langen, an beiden Seiten mit je sechs „Sprossen“ oder Handhaben versehenen Stocke aus Tannenholz, dem Symbol der richterlichen Würde und Zeichen der Güterabtretung, wiederholen hierauf solches an den Thüren der übrigen Besitzer im Dorfe und zuletzt beim Hause des neuen Richters, wo dann der Stock in den Hof hineingeworfen und daselbst für ein Jahr aufbewahrt wird. Die Mahlzeit aber nimmt inzwischen ihren ungestörten Fortgang.

Der Fasching ist für den frohsinnigen, lebenslustigen Steirer die Zeit der Freude, eine Quelle heiterster Vergnügungen und Belustigungen. Der Faschingssonntag heißt in der östlichen Steiermark der „Burschensonntag“ und der darauffolgende Tag der „foasti Montag“; im oberen Murthale wird er auch der „damiſche“ Montag, gemeinlich aber der „Froschmontag“ genannt, weil, wenn an diesem Tage gesponnen wird, die Frösche den nächstfolgenden Flachsanbau abbeißen. Überhaupt soll an den letzten drei Faschingstagen so wenig als möglich gearbeitet werden, da sonst „das Kind damisch“ wird; dafür aber wird recht fleißig getauzt, denn:

„Wann die Bauern gern tanzen, so geits guati Jahr,  
Wird da Hoba schön zottat und 's Korn schön schwarz.“

Schabernack, Mummenschanz und Maskenzüge sind in dieser Zeit sehr beliebt. Als stereotype Gestalten erscheinen z. B. in Aufsee der „Fasching“ und das „Faschingweibl“ in ihren mit Gold- und Silberfitter bedeckten Costümen; in den Seitenthälern der oberen Mur ist das „Faschingrennen“ üblich, wobei weißgekleidete Masken verschiedene Schwenkungen und Schneckenwindungen, Possen und Scherzspiele aufführen, wie z. B. das Beschlagen eines Schimmels und dergleichen mehr. In der mittleren Steiermark kennt man die „Faschingpopperl“; da werden männliche und weibliche Strohsfiguren auf einem an die Pflugdeichsel befestigten zweirädrigen Karren von maskirten Burschen durch das Dorf geführt, mitunter auch getragen. In St. Lorenzen am Wechsel, Rohrbach, Mönnickirchen ist dann und wann noch das „Gaborbetheltreiben“, auch „Bethlastechen“ genannt, üblich. Es wird auf einem freien Plage eine Stange aufgerichtet und an dieser ein Popanz, der „Gabor Bethel“, angebunden, an dem nun die erwachsene Jugend im Gänsemarsch vorbeiläuft und versucht, die Puppe mit Spießen von der Stange loszubringen; dieselbe



wird dann im Falle des Gelingens unter lärmenden Zurufen der Zuschauermenge in das Wasser geworfen. In Übung ist auch an vielen Orten das „Begraben des Faschings“ und der „Baßgeige“ am Faschingdienstage. Im Safen- und Lafnitzthale marschiren zur Mitternachtszeit der Wirth und die Gäste, jeder ein Gläschen und eine Spielfarte tragend, in den Keller, wo die Gläser gefüllt und geleert, die Karten mittelst Taschenmesser an das Faß gehestet werden und dann das Licht ausgelöscht und der Keller verlassen wird; das Faß bleibt derartig „verpetchirt“ bis zum Charjamstag, wo es dann nach der Auferstehungsfeier wieder weiter verzapft wird.



Das Nichterlegen.

Ein eigenartiger, spezifisch steirischer Brauch im Fasching ist das „Blockziehen“, welches besonders in den Gegenden des ehemaligen Grazer Kreises stattfindet. Wenn in einem Jahre kein Mädchen aus einem Orte sich verhehelicht hat, so wird ein geeigneter gerader Baum gefällt und auf einen Schlitten oder Halbwagen gelegt, dessen Deichsel durch mit Querkölzern versehene Ketten und Stricke bedeutend verlängert wurde; dieser „Block“ wird dann an einem der beiden letzten Faschingtage von den Mädchen durchs Dorf gezogen, wobei auch die jungen Burshen fleißig Hand anlegen. „Wer blockzieht, heiratet bald“, heißt es im Volksmunde, daher sich denn auch nur wenige sträuben, daran theilzunehmen. Ein Trupp Musikanten geht dem Zuge voran und zahlreiche Masken umschwärmen das seltjame Gefährte; oft wird so ein Block mit kleinen Bäumchen festlich aufgeputzt, ja selbst ein Faßchen Wein an demselben angebracht. Um Graz herum eröffnete

ehemals den Zug ein Postillon, es wurden allerlei Ackergeräthe mitgeführt und ein in Stroh gefüllter Bursche mit Hörnern und Schellen am Kopfe durchfurchte mit einem Pfluge die Straßen, während einzelne Masken, darunter auch ein Hanswurst, scherzhaft Reimsprüche declamirten und auch sonst verschiedenen Schabernack trieben. Der Zug bewegt sich stets zu einem Wirthshause, wo der Block öffentlich versteigert und der Erlös sodann gemeinsam verzubelt wird.

Reich an Gebräuchen ist die Osterzeit. Was über den Palmsonntag, über das „Palmitragen“ und über die Heil- und Wunderkräfte der geweihten „Palmkätzchen“ sich das Volk in den angrenzenden Alpenländern erzählt, gilt im großen Ganzen auch für Steiermark; eine ziemlich allgemein bekannte Erscheinung sind auch die „Ratschenbuben“. Am „Ankloppfingsttag“ erhält die ganze Natur ihre Weihe. Alte Leute pflegen an diesem Tage das „Baumbeten“ und den „Grünwafengang“, das heißt, sie verrichten unter einem Baume kniend ihre Andacht und gehen Abends während der „Todesangstzeit“ barfüßig vor das Haus auf einen grünen Rasenboden und beten daselbst. Der Charfreitag ist gleichfalls von hoher Bedeutung, er gilt als ein Lostag, und zwar heißt es: „Wenn's am Charfreitag regnet, so folgt ein dürres Jahr; wenn aber Reif auf den Feldern liegt, so ist's ein gesegnet's Jahr.“ Am Charsonntag nimmt man sich einen „Brand“ von dem vom Todtengräber aus vermorchten Sargbrettern und Holzkreuzen angemachten und vom Priester geweihten Feuer mit nach Hause; verlöscht derselbe unterwegs, so stirbt Jemand aus dem Hause innerhalb des Jahres. Ein Theil der Kohlen von diesem „Weihfeuer“ wird zum Herdfeuer geschüttet, der andere aber nach dem Verlöschten als ein wunderthätiges Präservativmittel aufbewahrt.

Die Auferstehung wird möglichst feierlich begangen; in Eisenerz findet sie in später Abendstunde statt und zeichnet sich durch ihren bergmännischen Charakter aus. Das Osterschießen und die „Osterfeuer“, die einst Ostara, der Göttin des aufsteigenden Lichtes, der Morgenröthe und des Frühlings geweihten Opferflammen, sind noch an vielen Orten üblich; in den Gegenden am Wechsel werden sie stets am Rande der angebauten Winterfornfrucht angezündet, damit die Saaten vor Hagelschlag bewahrt bleiben.

Am Ostersonntag schiekt jede rechtschaffene Hausfrau einen Korb voll Lebensmittel in die Kirche, damit dieselben die Weihe erhalten. In und um Radkersburg findet ein Wettrennen, sogar ein Wettfahren mit den „Weihkörben“ statt; welcher Diensthote zuerst mit seinem „hochaufgehakten“ Korb heimkommt, gilt als der fleißigste fürs ganze Jahr. Am Wechsel herrscht am Ostersonntag die auch in den angrenzenden Gegenden Niederösterreichs übliche Sitte des „Groangehens“, wobei nach dem Mittagmahle von den Familiengliedern die Herbstsaatfelder betend durchgangen und religiöse Ceremonien verschiedener Art vorgenommen werden. Am Ostermontag findet im obersteirischen Mur-

und Liesingthale das „Goneßlaufen“ statt, ein volkstümliches Wettrennen; obwohl dabei der keimende Graswuchs niedergetreten wird, sicht dies die Besitzer doch nicht an, denn das Goneßlaufen soll ja die Felder und Wiesen fruchtbar machen.

Ein Freudentag ist der 1. Mai. Die Sitte des „Maibaumsetzen“ trifft man noch in vielen Gegenden. Im Oberlande gehen an diesem Tage viele Leute in den Wald und bewerfen sich hier mit Fichtenzapfen; wer davon getroffen wird, bleibt das ganze Jahr hindurch gesund. Besonders wirksam ist der „Maithau“. Mädchen waschen sich gerne mit dem am 1. Mai von einem Weizen- oder Roggenfelde gesammelten Thau das Gesicht, damit die Sommerprossen vergehen. Auch werden, wenn man den Unterleib der Kinder, welche „englische“ Glieder haben, recht oft in ein vom „Maithau“ benütztes Tuch „einschlägt“, die krummen Füße gerade und stark. Am „Christi Auffahrtstag“ wird in Gröbming die Himmelfahrt des Heilands sinnbildlich dargestellt; von jener Seite, nach welcher sich der „auffahrende“ Christus zuletzt mit dem Gesicht wendet, kommt dann das erste Gewitter.

Das Pfingstfest wird an vielen Orten am Vorabend mit dem „Hexenschmalzen“ eingeleitet. Fromme Bauersleute gehen in der Pfingstnacht um die Mitternachtsstunde auf ihre Felder hinaus und am „Roan“ entlang, um allenfalls die ruhelose Seele eines Grenzsteinversetzers zu erlösen oder für das Gedeihen der Feldfrüchte zu beten. Langschläfer werden am Pfingstsonntagmorgen als „Pfingstkönig“, „Pfingstluden“ oder „Pfingsttundel“ benamset und mit Blumen- oder Strohkränzen bedacht. In Straden, Mureck und anderen Orten erhält selbst die Kuh, welche als die letzte auf der Gemeindegeweide anlangt, einen Kranz. In der mittleren Steiermark war ehemals der „Pfingsttritt“ sehr üblich. Zu Wagen Dorf ob St. Veit a. B. fand am Pfingstsonntag der „Pfingstludenritt“ statt. Da rangirten sich die „Halter“<sup>1</sup>, je nachdem sie früher oder später des Morgens mit ihrem Vieh auf der Gemeindegeweide ankamen, als „Fahrlführer“, „Krottenstecher“, „Klaubauf“ u. s. w. Nachmittags ritten sie dann im geschlossenen Zuge durchs Dorf, voran der „Fahrlführer“ und als der letzte die mit Birkenreißern umflochtene und bekränzte „Pfingstluden“. Der Zug lenkte nach dem nahen St. Veit und wurden da die aus der Kirche kommenden Leute mit Kröten, Erde u. s. w. beworfen, worauf dann die Pfingstreiter wieder nach Wagen Dorf zurückritten. Hier fand des Abends der „Fuchstanz“ statt, eine Tanzunterhaltung, zu welcher die Mittel durch das „Anschauenslassen“ eines lebenden Fuchses aufgebracht wurden. Ein anderer Pfingsttritt war die „Pfingstweihe“ in Madfersburg. Eine Anzahl Bauernsöhne der Ortsgasten Leitersdorf und Deutsch-Madersdorf ritten am Pfingstmontag Nachmittags unter Anführung eines in Stroh gehüllten, auf einem ungejattelten blinden Pferde sitzenden Burjchen durch die

<sup>1</sup> Viehhirten.



Stadt und erhielten von den Bürgern Kadfersburgs Wein, den man ihnen sogar in „Schäffel“ vor die Thüren hinausstellte; davon eignete sich der Strohmann den Löwenantheil zu, so daß er schließlich betrunken wurde und zu mehreren Malen vom Pferde fiel. Diese „Pfungstweih“ fand dann nach der Rückkehr der Reiter mit einer Tanzunterhaltung ihren Abschluß. Abweichend von diesen Bräuchen war der Umzug der „Pfungstluckenbraut“ in Ober-Seibersdorf. Auf einem mit Bäumchen und Kränzen geschmückten Wagen, der von Burschen gezogen wurde, saßen die „Pfungstluckenbraut“ und ihre zwei Kranzjungfrauen. Man warf ihnen „Brautkränze“, aus Brennesseln und dergleichen geflochten, zu und fuhr kurz vor dem Mittagessen zu dem Hause des Dorfrichters, der an diesem Tage den Bäuerinnen das „Richtermahli“ gab. Nachdem die Burschen mit Speise und Trank bedacht worden, ging es auf das Feld hinaus und dann wieder zurück ins Dorf, wo ein eigener Festschmaus abgehalten wurde.

In den Gegenden des oberen Murthales besucht das Volk gerne die sogenannten „Pfungst- oder „Heiligengeistbründl“, gewisse Quellen im Walde, und trinkt da möglichst viel „Heiligengeisthan“. Bei einem solchen „Pfungstbründl“ auf der Lugtratten bei Ober-Wölz versammelt sich das junge Volk, um daselbst zu „opfern“; die Bursche ringen miteinander, trinken aus der Quelle, schneiden sich vom nahen Gebüsch Stäbchen, formen aus diesen Kreuze und stecken sie dann nahe bei der Quelle in den Boden. In allen diesen Pfungstbräuchen erkennen wir deutliche Spuren jener Festlichkeiten, welche unsere Altvordern zu Ehren Wodans veranstalteten, um den Segen dieser gütigen Naturgöttheit für das Gedeihen der Saat- und Feldfrüchte zu erflehen.

Aus der grauen Vorzeit überkommene Bräuche herrschen auch zur Zeit der Sonnenwende. Am Gschwandek im Rindthalgraben führte die junge Männerwelt gerne an diesem Tage gymnastische Kampfspiele auf. Mädchen zählen die Johannis- oder „Sunawendfeuer“, denn sind es ihrer gerade neun, so heiraten sie noch innerhalb des Jahres; auch das Werfen von Blumen in die Flammen, das Springen über und das Tanzen um dieselben ist hier und da noch üblich. Das „Räderschlingen“ findet in Gröbming in ganz besonderer Weise statt. Da wird im Spitalgraben aus Laub, Reißig und dergleichen eine Pyramide errichtet und an der Spitze eine mit alten Kleidern angezogene Puppe aufgepflanzt. Bei Einbruch der Nacht dann, wenn auf den Bergen ringsum die Sonnenwendfeuer gleich riesigen Opferflammen zum Himmel emporlodern, zieht Alt und Jung in den genannten Graben und theilt sich in zwei Partien, welche einander gegenüber Aufstellung nehmen. Nun beginnt ein förmlicher Wettkampf, ein gegenseitiges „Schlingen“ unzähliger glühend gemachter Räder, Holzscheiben und Stabringe, und gewähren die das nächtliche Dunkel durchblitzenden feurigen Streifen und Ringlein einen prächtigen Anblick. Hier und da werden die Zuschauer oder „Schlinger“ selbst davon getroffen, was jedesmal

mit lautem Jubel begrüßt wird, der sich aber noch mehr steigert, wenn durch so ein glühendes Mädchen die Pyramide in Brand gesteckt wird und nun die helle Flammensäule hoch auflodert, feurige Garben hervorschießen und die Puppe erfassen. Das Verbrennen von Puppen war früher auch in anderen Orten der Steiermark üblich; so z. B. wurde in Graz der „Tattermann“, ein riesiger Popanz, auf einer langen Stange am Vorabend des Johannestages am Sonnwendfeuer in der Karlan angezündet und dann in die Mür geworfen. Beliebte ist am Sonnwendtage der Genuß der bekannten „Hollerstranben“. In vielen obersteirischen Ortschaften findet an diesem Tage der „Methhanjel“ statt,



Ringen beim Fingstbründl.

eine Tanzunterhaltung, bei welcher vornehmlich Meth und Lebkuchen genossen werden. Bismlich allgemein üblich ist das „Vermachen“ der Thüren und Fenster der Viehställe mit Eichenlaub oder dergleichen und das Binden kleiner Sträußchen aus „Johanneskraut“, „Frauenhaar“ und anderen Feldblumen, die dann „krenzweis“ vor den Fenstern befestigt oder an der Decke in den Vorhängern herabhängend angebracht werden; dies schützt gegen das Einschlagen des Blitzes. Überhaupt besitzt das Johanneskraut viele Wunderkräfte. So z. B. kann man sich unsichtbar machen, wenn man den Samen dieser Pflanze am Sonnwendmorgen sammelt und in die Schuhe thut; desgleichen kann man an den Wurzeln eines solchen zu richtiger Zeit gefundenen Kräutleins die gewissen „Köhler“ sehen, welche gar geheimnißvolle Kräfte besitzen und zu allerlei zu gebrauchen sind. In

St. Lorenzen ob Eibiswald pflegt man auf die erste „Hifl“ einen Buschen „St. Hanns= fraut“, darin ein Kreuz von „Weihpalm“ steckt, anzubinden; auch stecken die Mäher dieses Kraut gerne zu ihren „Maderbuschen“ auf die Hütte, damit sie bei ihrer Arbeit kein „Kreuzweh“ bekommen.

In Steiermark einzig dastehend ist der Samsounzug in Krakandorf. Er findet am „Oswaldisountag“ im August statt, ähnlich wie dies im Salzburgischen der Fall, nur trägt hier der „Samson“ statt des Ejselkinnbackens in der linken Hand eine Keule, auch fehlen die Zwerggestalten an seiner Seite. Er wird von „Prangschützen“ begleitet, tanzt zu den Klängen der Musik einen gemüthlichen „Steirischen“ und macht den geistlichen und weltlichen Würdenträgern seine Reverenzen.

Ein anderer Umzug, das „Anstragen der Freiong“, welches einst auch anderenorts üblich war, findet in Nieder-Wölz am ersten Montag nach dem Maximilians= tage im October statt. Nach Beendigung des Gottesdienstes, welcher dem an diesem Tage abgehaltenen „Maxlon=Markte“ vorausgeht, wird als das Wahrzeichen der Markt= gerechtigkeit und einstigen Gerichtsbarkeit die sogenannte „Freiong“, ein ausgestreckter Maunsarm mit dem Schwerte auf einer mit Kränzen umwundenen Stange, in Begleitung eines Trupps Musikanten und eines zuweilen phantastisch gekleideten Gassenkehrers im Dorfe herumgetragen. Vor den stabilen Kaufladen und Gasthäusern wird Halt gemacht; die Musiker blasen einen Marsch, wofür sie einen erfrischenden Trunk erhalten, und schließlich wird die „Freiong“ auf dem „Markte“ aufgesteckt und mit einer Wache versehen, welche darauf zu sehen hat, daß sie ja nicht entwendet werde; denn das Volk glaubt, daß, wenn sie gewaltfamer oder listiger Weise geraubt wird, der Markt mit allen seinen Vorrechten an jenen Ort verlegt werde, wohin man die „Freiong“ gebracht hat.

Das „Heiligenstrigelsammeln“ ist noch in vielen Gegenden üblich. Durch diese schöne, den Armen zugute kommende Sitte glaubt man die Hexen und andere böse Uholde vom Hause ferne zu halten. Junge Mädchen lassen ihr „Heiligenstrigel“ von dem Burschen, der ihr Liebster werden soll, anschneiden und kosten. Schneidet nun so ein Erwählter sich ein „tüchtiges Schwartl“ herunter, so gilt die Liebeserklärung als angenommen, und kommt dann ein späterer Bewerber, so bedeutet ihn das Mädchen, daß „ihr 's Strigel schon ang'schnitten“ sei.

Der heilige Martin wird als Schutzpatron der Felder vielfach verehrt. „Zu Mirtmonat is' guat Bam seh'n“, sagt der Landmann. Ehemals war es Sitte, auf den Feldern und selbst auf Bergen „Martinsfeuer“ anzuzünden; auch zogen am Vorabend des Martinsfestes die Kinder mit farbigen Lichtern jubelnd umher und sammelten Obst, Kuchen und dergleichen ein. In den Gegenden der steirisch-kärnthnerischen Grenze herrscht der Glaube, daß in der Martininacht um die Mitternachtsstunde der „Alberer“ oder





Das Austragen der Freimna.

„Almer“, ein gefürchteter Alpen- oder Berggeist, durch die Luft fahre, in den stillen, verlassenen Alpenhütten einkehre und dort die Geschäfte der „Schwoagrin“ verrichte.

Für die Bergleute ist der 4. December ein Festtag, der Tag ihrer Schutzpatronin, der heiligen Barbara. Die Knappen am Erzberge feiern denselben durch fleißigen Wirthshausbesuch, denn ein alter Bergmannspruch sagt: „Wenn man am Barbaratag fleißig Genjer<sup>1</sup> wascht, so brichts desto besser.“

Noch vielfach, wenn auch nicht mehr in solchem Umfange wie in früheren Zeiten ist das „Niklogeh'n“ am Vorabend des St. Nikolaustages gebräuchlich. Einst hatten auch die Großen ihren „Niklo“, heutzutage kommt er mit oder ohne „Bartl“ nur mehr zu den Kleinen. Eine ganz eigenartige Sitte an diesem Abend ist das in Maria-Zell übliche „Schiffsetzen“. Da pflegen die Kinder aus Papier gefaltete Schifflein den Eltern, Verwandten, Pathen und anderen unvermerkt zuzustecken; ja die Kleinen der ärmeren Bevölkerung umschleichen sogar die Häuser der wohlhabenden Leute, um in dieselben ihre Fahrzeuge hineinzuworfen. Solche Schifflein sind stets mit dem Namen des „Schiffsherrn“ und mit einem mitunter recht schnurrigen Sprüchlein beschrieben. Hiervon einige Proben:

„O heiliger St. Nikolaus!  
Ich fahr' mit meinem Schifflein aus,  
Ich fahre hin und fahre her  
Und weiß mir nicht zu rathen mehr;  
Da endlich fallts mir ein,  
Daß ich in diesem Hause soll kehren ein.“

„Ein Schifflein zu setzen halt' ich für kein' Sünd',  
Denn ich bin noch ein kleines Kind;  
Hab's nicht außbracht,  
Bring's auch nicht ab,  
Bin herzlich zufrieden  
Mit einer kleinen Gab!.“

„I hoff' mar a Meni<sup>2</sup> Zucka und Heni<sup>3</sup>,  
Allerlei Sachn, da wird mei Herz lachn,  
Da wird si 's Herz freun, wann d' Schifflein voll sein!“

In den Häusern werden diese Schifflein gesammelt und mit Näschereien, Obst, Spielzeug, selbst oft Geldstücken gefüllt. Am Morgen des kommenden Tages holen sich die jungen „Schiffsherrn“ ihre Fahrzeuge nebst „Ballast“ mit einem „schön Dank“ wieder ab. Auch unter den Erwachsenen ist dieser Brauch mitunter noch üblich. Doch kommen die Schiffsetzer in der Stille und befestigen heimlich ihre oft ziemlich großen, recht hübsch gebauten Schiffe mittelst Schnüren an den Thürklinen, und ebenso umgekehrt holen sie sich ihre Fahrzeuge wieder ab. Hierbei muthen zuweilen ungenannte schalkhafte Mädchen in zierlichen Versen dem einen oder anderen Repräsentanten des starken Geschlechtes zu, das Herz als „Ballast“ ins Schifflein zu legen. Die Art und Weise, wie einer solchen unmöglichen Forderung entsprochen wird, gibt dann oft zu großem Gelächter und zu späteren Neckereien Anlaß, namentlich wenn so ein Schifflein von anderen Händen gesetzt wurde, als man vermuthete.

<sup>1</sup> Fels, taubes Gestein. <sup>2</sup> Menge. <sup>3</sup> Honig.

Endlich sei hier, am Schlusse der Schilderung der Sitten und Bräuche in Steiermark noch des „Lucienbrodes“ gedacht, kleiner dünner Laibchen ungeäuerten Brodes aus Weizenmehl, welches ältere Bewohner des Sulzthal, z. B. um Gleinstätten und anderen Orten, am St. Lucientage (13. December) bereiten und genießen zur Erinnerung an diese Heilige, die als Beschützerin gegen wüthende Hunde verehrt wird und sich nur von solchem ungeäuerten „Kukuruzbrode“ genährt haben soll.

Ungleich zahlreicher als die Sitten und Bräuche sind die Mythen und Sagen der deutschen Bewohner Steiermarks, ein innerlicher, tiefliedender Schatz des Gemüthslebens des Volkes, welches in ihnen nicht nur mehr oder weniger dunkle Erinnerungen an die Götter seiner Vorfahren und eine naiv poetische Naturanschauung, sondern auch seine tiefinnigen Meinungen und Begriffe über Recht und Moral niedergelegt und sich bewahrt hat.

Wie in den Gebirgsländern überhaupt lebt auch in Steiermark die Sage von dem einstigen goldenen Zeitalter in den Alpen und deren Verwilderung, so z. B. von der „verschwiebenen Alm“ auf dem Dachstein, vom „Röhl“ in den Johnsbacher Gebirgen, vom „Fleischberge“ bei Admont und viele andere. An diese und ähnliche Sagen, welche alle das uralte, ewige Thema vom verlorenen Paradies und den Menschen, die es verschertzten, variiren, knüpfen sich zahlreiche andere von Gottesgerichten, z. B. von den „versteinerten Spielern“ und der „Spinnerin am Gamsgebirge“ bei Mariazell, vom „Hahnstein“ bei Admont, von der „treulosen Schloßherrin“ auf Strechau, deren Bildniß mit dem Todtenkopf anstatt des holden Angesichtes noch auf Röthelstein zu sehen, von dem „zerstörten Silberbergwerk“ in Zeiring, darin 1.400 Knappen den Tod in den unterirdischen Gewässern gefunden, und viele andere.

Zahlreich sind die Sagen von den die Elementarereignisse personificirenden Dämonen. So knüpft sich an die Entstehung des Erzberges bei Eisenerz eine der theogonischen Mythe vom Gigantenkampfe der Hellenen ähnliche Riesenjage; auf dem Schöckel verfolgte der Riese Wasold, welcher über die Winde gebot, die Hexen und vereitelte die böswilligen Absichten dieser Unholdinnen; auf dem Wildonerberge hausten „wilde Männer“, deren Andenken sich bis zur Stunde in dem Namen wie im Marktwappen Wildons erhalten hat; an dem Schlosse Neuberg und der Kirche Maria Lebing im Bezirke Hartberg sollen zwei aus Asien eingewanderte Riesen gebaut haben, die beide miteinander nur einen Hammer hatten und den sie sich gegenseitig von den eine Stunde entfernten Baustätten zuwarfen; auch die aus Chamisso's poetischer Bearbeitung bekannte Sage von der Burg Niedel im Elsaß kehrt in Steiermark wieder und knüpft sich an das „Riesenweib“, welches im Innern der kleinen „Nögeln“ bei Straden (Gemeinde Hof) hauste, und an das „Riesenfräulein“, das mit seinem Vater die Großhaidershöhle im Bezirke Pöllan bewohnte.



Zwerge halten sich gewöhnlich in Schatzhöhlen auf, so im „steinernen Thor“ am Grimming, in den Höhlen bei Gams und anderen Orten, an sie erinnert auch die „Zwergenwiese“ bei Krieglach. Ihnen verwandt ist der „Berggeist“ und die ihm unterstehende Schar der „Bergmännchen“ oder „Bergmandl“, auch „Winzig“ genannt — kleine, zwerghafte Gestalten mit langem grauen Barte, dickem Bauche und krummen Beinen, angethan mit weißem oder dunklem Grubenkittel mit Kapuze, je nachdem sie gut oder böse gegen die Menschen gesinnt sind. In allen älteren Bergwerksorten lebt der Glaube an diese, den Bergbau behütenden unterirdischen Wesen, insbesondere schreiben die Knappen am Erzberge alle ihnen unerklärlichen Erscheinungen diesen Gnomen zu, welche in den silberschimmernden Aragonitklüften des Eisenberges hausen und in ihrer geheimnißvollen Werkstätte das norische Erz kochen. Hieran schließen sich dann die Sagen vom „grauen Waldmandl“ mit der eisernen Hengabel in den langen Krallen, vom zottigen Waldgeist „Schratt“, vom „Moosmännchen“, „Pech-“ oder „Bettmandl“, „Aderlaßmännchen“ und vom „Blutmandl“, einem aus dem Blute der Hingerichteten heranzwachsenden Erdgeist.

Manche Seen fordern alljährlich ihre Opfer; in ihnen haust der „Wassermann“, vom Aussehen gewöhnlich halb Mann, halb Fisch. Ihm schreibt die Volksfage unter anderem die Auffindung des Salzbergwerkes bei Aussen und der reichen Eisensteinlager bei Eisenerz zu; auf dem Hartenick bei Eibiswald hauste ein „Seemandl“, das aber sammt seinem nassen Element wegzog und sich jenseits der Drau auf dem Bachergebirge ansiedelte, und bei dem Schlosse Wasen nächst Wildon wurde ein Wassermann gefangen, welcher gerne heimlicher Weise dem Weine im dortigen Schloßkeller zusprach. Den in den Fluten des Leopoldsteiner Sees gebannten Wassermann schildert die Volksfage als ein ungeschlachtetes Wesen mit Raubthierkopf und feurigen Flügeln. Diesem Ungethüm zur Seite stellt sich das in den Seen des Salzkaumergutes hausende „Wasserweib“, welches als himmellanger grasgrüner „Seewurm“ mit glänzenden Silberstreifen über den Seespiegel kriecht. Anders gestaltet hingegen sind die „Wasserfrauen“ oder „Wasserjungfrauen“ in den Bächen, Flüssen und spiegelnden Bergseen, liebreizende Wesen, die mit ihrem bezaubernden Gesange arglose Jünglinge an das Ufer locken, sie dann mit ihren schwellenden Armen umfangen und zu sich hinabziehen in die nasse Tiefe, um mit ihnen im glitzernden Krystallpalast ungestört kosen zu können.

In tiefen Waldschluchten und am Fuße der obersteirischen Felsgebirge, über welche die Bergquellen herabstürzen und wo der Wasserstaub in der Sonne glitzert, zeigen sich die lieblichen „Wald-“ oder „Wildfrauen“ und „Bergfräuln“, strahlen sich gegenseitig das goldige, über den ganzen Leib niederwallende Haar mit einem Kamm aus Regenbogen und singen dabei gar wunderschön. Von ihnen berichtet die Sage viel, wie sie den Menschen Gutes gethan, wie sie aber auch furchtbar denjenigen zu strafen wußten, der

ihr Gebot übertrat oder sie beleidigte. Auf dem „Mehlstübl“ im Mürzthale wohnten die wundervollen „Mehlungfrauen“ und bedachten die armen Holzarbeiter mit Speise und Trank; auf dem Lebernsfelde bei Kirchberg a. N. zeigten sich die „Müerfräulu“; im Fritzenkogel bei Heiligenkreuz hausten die „unterirdischen Weibsbilder“ und auf dem Waldraststein bei Straden die mildthätigen „Unifrauen“; im Zwieliicht der Wälder aber huschten „Waldweibchen“ und „Holzweibl“ umher und suchten auf den mit drei Kreuzen gezeichneten Baumstämmen Schutz vor dem bösen Feinde.

Der „Berchtl“ oder „Berchtl“ wurde schon an anderer Stelle gedacht. Ihre Göttergestalt tritt uns auch in der „weißen Frau“ entgegen, welche als Vorbotin eintretender Todesfälle in den Schlössern Groß-Lobming, Than, Wildon und mehreren anderen sich ankündigt; im Schlosse Eggenberg erschien sie als „grane Jungfer“. Eine ihr verwandte Sagenscheinung ist das in den Gegenden des Leibnitzerfeldes bekannte „Lahnwaberl“ in alterthümlicher Tracht mit einem Schlüsselbunde am Gurt; es sucht ungetaufte Kinder zu erhaschen und fährt mit ihnen ins Wasser, erscheint zuweilen des Nachts als wandelndes Licht und führt auch die wilde Jagd an. Eine andere im Mittellande bekannte Sagen-gestalt ist das „Nachtahul“, auch „Nachtfran“ genannt, von ungemein liebreizendem Ausßern, hat aber eine „eiserne“ Hand, mit der sie Spöttern „Flinken“<sup>1</sup> anstheilt, daß dabei die Funken fliegen; sie reinigt die Wäsche der schmutzig Begrabenen und trocknet sie im Mondenscheine, weshalb sie auch die „Wäschfran“ genannt wird. In Obersteier dagegen kennt man die „Thörin“, eine schlanke, weißgekleidete Frauengestalt mit großen feurigen Augen und nach rückwärts gerichteten Schaufelfüßen; sie hält sich am liebsten bei Gewässern auf, wo sie sich die Nacht hindurch mit Wäschen beschäftigt. Endlich seien noch genannt das in der östlichen Steiermark bekannte „Lutscherl“ oder „Lutschl“ mit den Gänsefüßen, welches den schlimmen Kindern die Ferjen anschneidet, das geipenstliche „Dachsteinweibl“ und die in den Alpen allgemein bekannte „Trud“ oder „Drud“.

Überaus zahlreich sind die Teufelsjagen. Gewöhnlich erscheint der Teufel als grüner Jäger, zuweilen auch als Bettler, Einsiedler, auch als schwarzer oder feuriger Ritter auf einem Schimmel oder feurigen Klappen. In einer Ennsthaler Sage fährt er als kleines Männchen mit grüngelb funkelnden Augen in feurigem, von einem Drachen gezogenen Wagen und holt einen Schmied, der ihm seine Rößlein, das sind leichtfertige Weibsbilder, auf den Knien beschlagen mußte, auf daß sie die steilen Scheichenspitze hinanrutschen konnten. Von besonderer mythischer Bedeutung sind jene Sagen, welche von der Verwandlung der Menschen in Stein durch den Teufel handeln, so z. B. die vom „Paffenstein“ bei Eisenerz, vom „bucklichten Schneider“ am Johansbacher Felsenthor und mehrere andere. Vom Teufel als Baumeister erzählen die Sagen von der Entstehung des „Teufelsteines“

<sup>1</sup> Ehrfeigen.

in den Fischbacher Alpen, vom Grazer Schloß- und Kalvarienberg u. s. w.; daran knüpfen sich Sagen von „Teufelsbrücken“, „Teufelsmühlen“, „Teufelskirchen“, „Teufelsgräben“, „Teufelsgrotten“ und selbst von einer „Teufelsbadestube“. Vom dummen Teufel, der sich überlisten ließ, handeln nicht wenige Sagen, darunter die vom „Rutmansgalgen“ in der Johnsbacher Schlucht als die charakteristischste gelten kann. Erwähnung verdienen auch die Sagen vom „Todtenbahrziehen“, „Teufelsbannen“, von den „Teufelskufeisen“ u. s. w.

Der Teufel liebt es auch, in verschiedenen Thiergestalten zu erscheinen, z. B. als schwarzer Gemswock, als Rabe oder sonst schwarz befiederter Vogel, als schwarzer Hund oder feurriger Fuchs; als solcher bewacht er gerne verborgene Schätze. Als „Schrattel“ leistet er den Menschen alle geforderten Dienste, zeigt sich auch sonst als „Hiedlbna“ oder „Gangerl“ oder gespenstert als „Nachtmann“, „Spähmandl“, „Haferschimmel“ oder „Galgenroß“, als „Habergais“, „Dhneweigl“, „Hüengeist“, „Schabbock“ und dergleichen umher. Hierher gehören ferner die „Werwölfe“ und „Strigholden“, endlich auch die „Hexen“, als deren berüchtigter Versammlungsort der „Hochstradnerfogel“ bekannt ist.

Mit dem Teufel in Verbindung bringt der Volksglaube das „wilde Gjoad“. An dieses anklingend ist die am Eichfeld bekannte Sage von den „nächtlichen Heidenreitern“, welche in der Rupertinacht in fremder schauriger Tracht und mit bläulich flammenden Lanzen auf schwarzen Rossen durch die Lüfte sausen und auf Christen Jagd machen. Andere Sagen von gespenstlichen Erscheinungen sind die von den „Geistern der alten Moriker“, welche in den unterirdischen Felsen des „Königreiches“ hausen und, wenn dem Lande Feindesgefahren drohen, als Nebelgestalten zur Oberwelt emporsteigen, unheimliche „Kreudfeuer“ anzünden und die Bewohner auffordern, sich zur Gegenwehr zu rüsten; ferner vom „gespenstlichen Scharfrichter“ im Freimannsloch auf der Stangalpe, vom „Schloßvogt“ zu Stein und viele andere.

Sehr zahlreich sind auch die Sagen von vergrabenen und im Innern der Gebirge aufgespeicherten Schätzen. An sie knüpfen sich die Traditionen von den „Benedigermännchen“, die mit Hilfe des alles offenbarenden „Bergspiegels“ die reichen Erzadern in den Bergen, den kostbaren Goldsand in den Flüssen und Seen auffanden, ihre Schätze auf geheimnißvolle Weise behoben und damit reich beladen in die „wälsche“ Heimat zurückkehrten. Andere Sagen wieder erzählen von seltsamen Schatzhüterinnen, von der „Schlangenkönigin“ mit dem goldenen Schlüssel im Rachen, von „Drachen“ und „Lindwürmern“; in den Kämpfen mit diesen finden sich Anklänge an die deutsche Siegfriedjage, so die Sagen von der Entstehung der Wappen von Rottenmann und Knittelfeld, von der „Drachenhöhle“ bei Röthelstein, vom Wildjee am Hohenwart u. s. w.

Nicht minder reich als die mythische ist auch die historische und religiöse Sage ausgebildet, doch kehren in manchen derselben, wie in denen von Karl dem Großen, von



Margaretha Maultasch und anderen, mythische Züge wieder. Von geschichtlichen Sagen sind erwähnenswerth jene von der Zerstörung Muroela's durch die Hunnen, von dem Heldenkampfe der schönen Agnes von Pfannberg und ihrer Getreuen gegen die Söldner König Ottokars II., von den zahlreichen Einfällen der Türken in das Land und von den Streifzügen der Ungarn und Kruden. Besonderes Interesse erregen die vielen Geschlechts- und Wappensagen, welche sich an berühmte heimische Adelsfamilien knüpfen, so die Sagen von den Grafen von Cilli, von den drei Raben im Wappen der Eggenberger und vom ersten Lichtenstein, von dem Banberringe und den Turnieren der Schärffenberger, vom Zweikampfe auf dem Rennfelde und dem Schatze der Stubenberge, deren Ahnherr als römischer Hauptmann bei dem Kreuze Christi Wache gestanden, von dem härtigen ärmellosen Manne als Helmzier des Wappens der Teuffenbacher und von den Wildoniern mit den Seeblättern im Schilde, welches Wappen auch Herwig, der hervorragende Held der Gudrunsgage, führte. Einen eigenthümlichen Zug weist die mehrfach wiederkehrende Sage von den feindlichen Brüdern auf, welche den Westen Plankenstein, Prank, Pug, Reichenburg, Niegersburg, Schielleiten und anderen anhaftet. Und wie der Ephe dieser und noch vieler anderen Sagen sich um die Trümmer der alten Zwingburgen rankt, knüpfen sich auch liebliche Legenden an den Ursprung der ältesten Gotteshäuser und Stifte, erzählen sorgsam gehütete Traditionen von der Urbarmachung des Landes durch deutsche Ansiedler und von der Entstehung zahlreich blühender Driechast.

So gleichen denn die Mythen und Sagen den zarten, farbenprächtigen Alpenblümlein, wie diese uns stärkend mit ihrer belebenden Frische und ihrem lieblichen Dufte uns labend; es sind diese Volksüberlieferungen kostbare Perlen im reichen Schatze des Gemüthlebens der biederen Bewohner des schönen Steirerlandes — goldene Saatkörnlein immergrüner Heimatliebe.

### Das Volkslied und Volksschauspiel der Deutschen.

Wie ein frischer, sprudelnder Waldquell ist das Volkslied, entsprungen aus dem Gemüth der einfachen Menschenseele, die unberührt geblieben ist von jeder künstlichen Verfeinerung, und darum ertönt auch das Lied des Volkes in einfachen, ursprünglichen Lauten, nichtsdestoweniger aber klar, sinnig und zu Herzen sprechend, mag es die Heiterkeit und Seligkeit der Seele in lebensfrohen Tönen hinausjubeln, mag es klagend und sehrend erklingen. Und wie der Quell den Charakter der Landschaft, die sein Wasser durchströmt, wiederpiegelt, so zeigt sich auch im Gesange des Volkes die Landschaft, welche es bewohnt, und weil das Land und der Boden, auf dem die Menschen wandeln, ihr Leben und Treiben und damit auch ihr Sinnen und Singen beeinflussen, so erhält das Lied seinen wechselnden Charakter und zeigt unverfälscht und ungetrübt die Volksseele.

Es kann allerdings an dieser Stelle nur von den Worten der Lieder die Rede sein und vorwiegend nur von jenen Liedern, die sich als ganze und abgeschlossene erhalten haben. Allerdings entspricht dem Charakter unseres Alpenlandes vor Allem die kurze, prägnante Form des Schnaderhüpfels mit zwei Hebungen und zwei Senkungen, welche in so unendlicher Mannigfaltigkeit das Leben und Treiben des Hirten und des Jägers, des Almbauers und des Holznichtes wiedergibt; weil aber diese zahlreichen Liedchen ausschließlich in der Mundart gesungen werden und der Darstellung des Dialects hier ein eigener Abschnitt gewidmet ist, so sei an dieser Stelle nur auf dieselben hingewiesen. Freilich ist die Scheidung nicht leicht, denn mitunter erscheinen mehrere Strophen von Schnaderhüpfeln zu einem Ganzen zusammengefaßt und nur ihre metrische Form etwa deutet auf das frühere einzelne Bestehen derselben.

Die verschiedenen Gattungen des Volksliedes in Steiermark ergeben sich von selbst, wenn wir die Gebiete, in denen sie vorkommen, ins Auge fassen, andererseits haben auch gewisse, insbesondere festliche Zeiten auf ihren Charakter bestimmend gewirkt. Die uralten Weihnachtslieder sind auf dem ganzen deutschen Gebiete verbreitet. Doch ist sowohl bei dieser Liedergattung, sowie auch bei den übrigen Gesängen eine streng locale Abgrenzung so wenig möglich, als eine solche in Bezug auf die Färbung des Dialects in jenen Gegenden denkbar erscheint, welche an der Grenze anderer Nachbarländer liegen. Die erwähnten Weihnachtslieder finden sich überhaupt im ganzen Alpenlande des bairischen Stammes, sie wurden noch vor Jahrzehnten in der Kirche gesungen, sie ertönen heute noch, etwa von herumziehenden Burschen vorgetragen, im Dorfe. In keinem Liede offenbart sich das naive Volksgemüth und der ländliche Humor so ausdrucksvoll als in diesen „Krippelliedern“ oder „Hirtensliedern“, sei es, daß der über den plötzlichen Lärm und den Lichtschein in der Christnacht erschreckte Bauer zuerst verwundert ist und sodann ausruft:

Aber poß Taufend, es fällt mir schon ein,  
 I wills darathen, es gilt a Maß Wein,  
 Ja i will wetten wohl gar a Stud Geld,  
 Wahrla bei meiner Tren,  
 Daß der Messias sei  
 Kommen auf d'Welt!

Na jetzt wolln mir alle hinlaufen zum Stall  
 Und halt das kleine Kind anbeten all,  
 Und wann halt einer a Geschenknuß mitnahm,  
 Sonst möchts Kind werden toll,  
 S'möcht ihn verdrieß'n wohl,  
 Woans nichts bekam!

oder daß der zur Krippe herzuwende Hirte das Christkindlein findet und mit den Worten begrüßt:

Herr und Gott, ist das a Sach  
 Unter ein' so schlechten Dach,  
 Finden sich so schöne Wunderding,  
 Seht da liegen das kleine Kind.

O Schagerl mein,  
 Laß mich dein sein,  
 Wollt i kunt di mit mir tragen,  
 Daß i di recht lieb kunt haben.

Es liegt etwas überaus Treuherziges in den zahlreichen Variationen dieses Themas. Mit welcher Geschäftigkeit und rührenden Zuneigung bieten die Hirten ihre bescheidenen ländlichen Gaben, das Beste, was sie besitzen, dem neugeborenen Kinde an:

I nimm a Butterstrigl  
Und a soaftes Kigel,  
A edle Toassent-Äpfel und an Brein  
Und an Floaden Hönig  
Nehm i a a wenig,  
In a Pitscherl süßen rothen Wein!

Du nimmst Ei'r im Kerbel  
Und a Schmalz im Scherbel,  
Von Ziwewn a Loabl Kleckenbrod,  
Damit das kleine Lappal,  
Hat a gutes Pappal,  
Und bisweilen a an Zuzl hat!

In ähnlicher Weise besingen die „Dreikönigslieder“ den Besuch der Könige bei der Krippe und ihre Gaben. Manche dieser Gesänge sind wenig dialektisch gefärbt, mitunter auch nur durch ihren ersten Aufzeichner, der wohl ein Künstler oder Schulmeister gewesen sein mag.

Dieselbe Urwüchsigkeit und Naivetät finden wir in den Liedern, die zu anderen Festzeiten üblich sind und waren, in den Hochzeitsgesängen und selbst in den Todtenklagen. Es steckt so manches Stück echter Weisheit in den in künstlerischer Beziehung wohl manchmal ungelenteten Strophen, die aber dennoch tief zu Herzen dringen. So mancher alte Sang ist seit Jahrhunderten auf sogenannten fliegenden Blättern gedruckt im Volke verbreitet, — kein Mensch weiß, wer ihn gedichtet, wer ihn zuerst gesungen.

Im Oberlande, in den Bergen und Thälern, auf den Almnen und in den Wäldern erschallen die übermüthigen Gesänge der „Almlieder“, der „Holzknecht-“, „Jäger-“ und „Wildschützenlieder“. Wenn jeder Mensch seine Heimat liebt, so hängt ja der Alpenbewohner Steiermarks insbesondere mit ganzem Herzen an seinen Bergen, an dem Leben auf der Alm, das er so prächtig im Liede zu preisen weiß.

Auf der Alma, da is halt  
A Freud' und a Lebn,  
Da thuts die schönsten Schwagerinnen  
Und schöne Kalma gebn.

I wünschet ja an jedn  
Die Freud und das Vergnügn,  
A Jolscher, der das Absterbn hat,  
Der muoß a friich Bluat kriegen.

Auch die „Schwagerin“, die Spinnerin in ihrer Hütte singt von den Schönheiten der Natur auf der lustigen Höhe und schickt einen schallenden „Zuchez“ der Sonne entgegen:

In aller Fruah, wenn d'Sunn aufgeht,  
Dös is ja wohl a Pracht,  
Do wunder' i mi a guati Weil,  
Was Gott so schön hat g'macht:

Den Almnen und 'n Hochgebirg  
Gibst d'Sunn ihr erste Ehr und Bier,  
Am Land und in dem tiefen Thal,  
Gibts Nebel überall. Zuche!



Aber auch unten im Dorfe erklingen die Lieder und schon gar in der „Samstagsnacht“, die in so innigen Beziehungen zum Liebesleben steht, drum singt auch der Burtsche:

I freu mich auf d'Samstagnacht, da geh i zu mein Madl,  
Stoansteirisch tanzen könn ma ja, sie draht si wiar a Madl!

Auch ertönt manches „Gassellied“ und artet wohl gar zum „Gasselfreit“ aus, in welchem jeder Burtsche sein Dirndl preist. Dieses aber schmückt sich zu solcher Zeit und putzt sich, wenn es den Liebsten erwartet, besonders heraus:

A Blüamerl im Mieda,  
A Blüamerl am Huat,  
Aft hat der Bua g'sagt,  
Daß ihm gfallet so guat.

Da heut wird er schaan,  
Heut hab i's grad gnuu,  
Und a dunkelgreans Bandl,  
Das steht wohl dazua.

Daß der Jäger, wenn er den Stutzen auf dem Rücken und den Bergstock in der Hand ins Gebirge steigt oder den Wald durchstreift, ebenfalls sein Lied singt und seine Töpler erschallen läßt, ist wohl selbstverständlich, besonders der „Gamsjäger“, welcher aus der Region des Hochgebirges selten herankommt:

Wannst willst am Gamsberg gehn,  
Muas sein 's Wetter schön,  
Da jagst aft dort und da,  
A Schöberl Gamserln stehn;

Da muasht di zuwischleicha,  
San ja gar weit weg,  
Aft kannst es owaschiaß'n  
Auf'n Fleck.

Und jeder Jäger preist sein Waidwerk, mag dies den „Gamserln“ oder dem „großen“ oder „kleinen Hahn“ (Auerhahn und Schildhahn), dem Reh oder dem Hirsch gelten. Der Wildschütz, „Wildpratjschütz“, singt gerne von seinem Zusammentreffen mit dem Jäger, wobei der Letztere stets schlecht wegkommt, und preist sein Handwerk „der wilden Jägerei“:

Willst Bua in Gamsberg steigen,  
So muasht dei Schneid bewahn,  
Und derst koan Jaga scheuchn,  
Derst koa Pulver sparn,

Die Gamserln awa z'schiaßen,  
Derst di nit vadriafn,  
Schiaß nur tüchti zua,  
Mei liawa Bua!

So mahnt der „Wildpratjschütz“ den jungen Anfänger.

Der Bauer im Dorfe dagegen, insbesondere im Mittellande, wo die reichen Kornfelder wogen und der als Nahrungsmittel im Lande so wichtige Buchweizen gedeiht, besingt den Bauernstand und seine Freuden, auch wohl seine Leiden. Die armen Holzknechte im Wald sind übler d'raus als der wohlhabende Landmann, aber auch ihr Lied erklingt gar frisch:

Und die Holzknechtbua müssen früh aufstehn,  
Müssen 's Hackel nehma und in Holzschlag gehn,  
Wenn die Sonn schön scheint und das Hackel schneidit,  
Ham die Holzknechtbua halt die größte Freud.



Eingebte Äpler.

Was Wunder, daß selbst der Bergmann tief im Schacht seinen Gesang ertönen läßt, der freilich mitunter in traurigen Klängen von dem Schicksal berichtet, das den Knappen in der Tiefe ereilen kann. Dafür durchzieht auch der Ausdruck tiefer Frömmigkeit diese Lieder. Sinnige Anhänglichkeit an sein Vaterland und an sein Kaiserhaus hat der Steirer stets bewiesen und treue Liebe dem guten „Prinzen Johann“ entgegengebracht, der noch so frisch

in des Volkes Erinnerung steht. Viele Lieder geben diesen Gefühlen Ausdruck und obwohl aus der neueren Zeit stammend, muß hier das prächtige Soldatenlied der steirischen „Neuner-Jäger“ hervorgehoben werden. Welche Kraft des patriotischen Gefühls, wenn der jugendfrische Soldat seinen Stolz, des Kaisers Rock zu tragen, kundgibt:

Is Röckel grau und grün,  
 Im Knopf a Neuna drin,  
 Am Puat thoan Federn sein,  
 So is da Jaga sein.  
 Bin von der Steirer Hald'n,  
 Wo's d'ichönen Buama ghalt'n,  
 Bin a Jaga sein,  
 Von Nummer Neun!

I maß jezt fort von z'Wans,  
 Ins Wälschland weit hinaus,  
 Mir war is Herz so schwer,  
 Niazt awa nimmer mehr:  
 Bin ja a frische Bua,  
 A Jaga a dazua,  
 A feicha obendrein  
 Von Nummer Neun!



Singende Rekruten.

Besonders interessant ist das Vorkommen alter Volksballaden, welche auch in anderen Gegenden des deutschen Gebietes als Volkslieder bekannt und theils mit bezeichnenden Varianten, theils mundartlich bearbeitet schon seit Jahrhunderten im Lande verbreitet sind; solche Balladen finden sich selbst als Originale noch vor und weisen auf den tiefpoetischen Sinn, der im Volke schon lange lebt und sich erhalten hat. Diese Lieder be-

handeln entweder den im Walde hausenden Einsiedler oder das Erlebnis eines Wildschützen; Gesänge vom „alten Halter und dem Kind“, von der Müllerstochter, vom armen Dienstmägdelein berichten von düsterem Leben und tragischem Geschick. Zu den Balladen, welche sich an die Volkslieder anderer Gebiete anlehnen, gehört das Lied von der „Brombeerbrockerin“, vom „Ritter und der Maid“, das „Pfeiferlied“, das Lied: „Es war ein Schloß in Osterreich“. Ganz merkwürdige Belege alter Volkspoesie bilden die Gesänge vom „Doctor Faust“ und vom „Tannhäuser“. Es sei zuletzt noch auf die vielen Scherzlieder und Spottgesänge hingewiesen, die eine Fülle von oft recht derbem Humor enthalten und im ganzen deutschen Gebiete des Landes heute noch ertönen.



Erscheint damit der Charakter des deutschen Volksliedes auf steirischem Boden in Umrissen entworfen, so wäre zuletzt noch einer Gattung volksthümlicher Poesie zu gedenken, deren Werke, wenig bekannt, doch auch ihr eigenthümliches Gepräge haben. Es sind dies die alten Volksschauspiele und Bauernkomödien, welche, an die ähnlichen Spiele in Baiern, Tirol und in den Nachbarländern erinnernd, noch in gewissen Gegenden Steiermarks von Zeit zu Zeit zur Aufführung kommen. Es handelt sich an dieser Stelle ebenfalls nur um



Eine Scene aus dem „Paradeispiel“.

die Texte und den Inhalt derselben, da ja die Art der Darstellung, die Einfachheit der Inszenirung und die Schilderung der ganzen Aufführung mehr für die Vorgänge im Volksleben bezeichnend erscheinen. Was diese oft uralten Texte jedoch betrifft, so steckt in ihnen ein gut Stück Poesie. Es sind einige geistliche Spiele, zum Theil in der Mundart abgefaßt, darunter, welche die Einwirkung der Fastnachts- und geistlichen Gelegenheitsspiele des XV. und XVI. Jahrhunderts deutlich nachweisen und damit auf ihr hohes Alter deuten. So bietet das „Paradeispiel“, welches die Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradiese zum Gegenstande hat, Verse voll Kraft und Ursprünglichkeit und eine prägnante Charakteristik der Personen, zu denen außer Adam und Eva, Gott Vater, Gott Sohn und

mehrere personifizierte allegorische Gestalten, Luzifer und die Schlange gehören. In ähnlicher Weise sind das Spiel von der Geburt Christi, das sogenannte „Krippenspiel“ und das „Schäferspiel“, welches die „Rettung des verlorenen Schäfleins durch den guten Hirten“ darstellt, beide ganz in Versen abgefaßt. Dasselbe gilt von dem Passionsspiele: „Das Leiden Christi“, dessen Aufführung noch vor wenigen Jahrzehnten im Paltenthale am Gründonnerstag stattfand. Man könnte, um ein anschauliches Bild zu gebrauchen, die in diesen Stücken auftretenden Personen mit den alten Holzschnittfiguren aus der Zeit Hans Burgkmayrs, Wohlgemuths und Albrecht Dürers vergleichen, die Sprache klingt vielfach an Hans Sachs und seine Zeitgenossen an, ja sogar Verse und Reime erinnern an diese Vorbilder. In derselben Weise ist ein St. Nikolansspiel verfaßt, das in Diezen Jahre hindurch agirt wurde und die Gestalt des Todes auftreten läßt, welche hohe dramatische Wirkung ausübt.

Ein Stoff, der vielfach bearbeitet in den Komödien zu Ende des Mittelalters vorkommt, ist die Geschichte der Susanna nach der biblischen Legende. Auch sie liegt in einem Volksstück aus Steiermark, das gereimt ist und in der Gegend von Eisenerz zur Darstellung gelangte, vor. Sprache und Versform weisen dieselben erwähnten Eigenheiten auf und wir haben somit auch darin ein Schauspiel vor uns, dessen Abfassung gewiß ins XV. Jahrhundert fällt.

Neueren Datums, wahrscheinlich zu Anfang oder im Laufe des vorigen Jahrhunderts abgefaßt, sind jene dramatischen Stücke der Volksmünze, welche stets auch den Hanswurst als lustige Person auftreten lassen, obgleich die Fabel des Spieles ebenfalls der Bibel oder Legende entnommen erscheint. Man ersieht daraus, daß sich die komische Hanswurstfigur rasch im Volke eingebürgert hat und selbst der unbekanntere Verfasser der ernst gehaltenen Komödie in einzelnen Szenen den Lustigmacher, der so gerne gesehen wird, mit Vorliebe einführt.

Der Hanswurst ist in den bekannten Stücken im verfloffenen Jahrhundert, welche ihn auf die Bühne der Residenz und der Stadt überhaupt brachten, entweder ein Diener, Soldat oder sonst eine untergeordnete Persönlichkeit, welche stets in der Mundart spricht und sich derbe Scherze und oft haarsträubende Wortspiele erlaubt. Die verbreitetsten Volksstücke, welche allerdings nicht in Steiermark entstanden sind, wohl aber für das locale Bedürfnis umgearbeitet wurden, behandeln Judith und Holofernes, die Geschichte der Genovefa, der heiligen Barbara und mehrere andere Gestalten der heiligen Legende. Auch der Inhalt des Volksbuches: „Hirlanda“ erscheint in dieser einfachen dramatischen Bearbeitung. Das „Barbaraspiel“, welches die Schutzheilige der Bergleute in den Vordergrund der Darstellung bringt, ist besonders in den Gebieten von Eisenerz und Vorderberg oft aufgeführt worden.

## Dialect und Dialectdichtung der Deutschen.

Manchen Hochlandssteirer mag es Wunder nehmen zu hören, daß seine Landsleute deutscher Zunge an die achterlei „Sprachen“ sprechen und daß es mehr als Einen Winkel gibt, in welchem der zugereiste den ansässigen Stammesverwandten kaum zu verstehen vermag. Freilich sind unter diesen Sprachen nur verschiedene Mundarten gemeint, aber immerhin hält es schwer, dieselben insgesammt unter den Einen baywarischen Hut zu bringen. Die gegenwärtige Sprechweise gestattet da und dort noch Laute einer anderen früheren vorzuschlagen, ähnlich wie ein Palimpsest an verschiedenen Stellen die ursprüngliche, sonst weggetilgte Schrift durchschimmern läßt. Im eigentlichen Hochland ist der Dialect noch einheitlicher und ausgeglichener, wogegen im westlichen und östlichen Hügel-land, da wo die Landkarte den großen Einbug hat, die mundartliche Musterkarte auffallend reich und bunt ist. Das hängt offenbar mit der Besiedelungsgeichte des Landes zusammen; im gebirgigen Theile sind die Deutschen früher und in großer, dem Stamme nach geschlossener Masse auf einmal sesshaft geworden, während in der mittleren Zone das deutsche Einwanderungsgechiebe als jünger, als ruckweise vorgechritten und, der Herkunft nach, als gemischter sich erweist. Die vielen Schlöffer — einst Burgen und weitgebietende Herrensitze —, welche vom Hochland herab bis zur heutigen Sprachgrenze sich staffelweise an einander reihen, sind dafür im Westen eine ebenso deutliche Erscheinung als östlich in noch längerer Ausdehnung die Anfeinanderfolge von einst besetzten Grenzstädten wie Friedberg, Hartberg, Fürstenfeld und Radkersburg. Auch sind nicht bloß Herren bairischen Stammes, sondern auch Schwaben, Franken und selbst Niederdeutsche ins Land gezogen, und die kriegerischen Gebieter brachten sicherlich Gefolge und Gesinde je ihrer engeren Landsmannschaft mit, das sich ausbreitete, bis es an die Grenzen einer anderen festen Herrschaft stieß. Auf einem ziemlich eng umschriebenen Flecke des westlichen Hügellandes glaubt man niederdeutschen Anklingen zu begegnen; der Kiegersburger im Osten will sich noch seiner schwäbischen Herkunft erinnern; an Fränkisches wird man diesseits der Lafnitz gemahnt und die aus Ungarn herüberragenden Heanzen sind ihrem genaueren Ursprunge nach noch immer ein Räthsel.

Halten wir nun Ober- und Mittelsteiermark in mundartlicher Beziehung gegen einander, so will uns als durchgreifende und allgemeinste Verschiedenheit bedünken, daß der Hochländer die einfachen Vocale, wo er von ihnen Gebrauch macht, rein ausspricht, während sein östlicher und südlicher Landsmann dieselben durch Vorschlag oder Nachklang in Doppel- und selbst dreifache Laute verwandelt. Man braucht nur vom Mürzthal aus über die Fischbacher Alpen oder von kärntnischer Seite über die Koralpe zu setzen, um auf diese eigenthümliche Schwellung der Selbstlaute zu stoßen. Am entschiedensten ist sie im



Enluthale ansgeprägt, aber mit mancherlei Abweichungen und Schwächungen pflanzt sie sich trotz Mur und trotz Raab bis an den gedachten nordwestlich streichenden Gebirgszug fort und selbst weit jenseits der Mürz, um Mflenz, Maria-Zell und Eijenerz herum wird man durch vereinzelt „son“, „wounn“ und dergleichen noch an sie erinnert. Von der Stub- und Gleinalpe her erhält sich die reinere Vocalisation bis über das Grazer Feld hinaus; aber freilich, zwischen der Paß, dem Rosenkogel und der Landeshauptstadt liegt dafür ein um so eigenthümlicheres mundartliches Gebiet, auf welchem das bajuvarische trübe a, auch zum Theil dessen e und o mit dem hellen a eines anderen deutschen Stammes um die Oberhand ringt, um Hitzendorf herum mit mehr, auf dem Stainzer Boden mit weniger Erfolg.

Tritt nun das Mundartliche in Obersteier auch geschlossener auf, so läßt sich doch nicht verkennen, daß es sich gegen Oberösterreich, wohl der alten Verbindung mit den Wels-Lambachern, den Traungauern und ihrer Stadt Stira eingedenk, gern schmeidigt. Dem Obersteierer diesseits der Enns kommt das Österreichische allerdings geschäftig wie die Sprache eines Krämers vor und das Volkslied des Steirers ist lyrisch, während das des Oberösterreichers mit Vorliebe erzählend und schwankhaft auftritt; anderseits ist es aber doch auch wieder bezeichnend für die gute Nachbarschaft, daß das für echt steirisch geltende „Hoamweh“: „Wo i geh' und steh', thuat mir's Herz so weh' um mei Steiermark u. s. w.“ vom Oberösterreichler Anton Schoßer (1801 bis 1849) herrührt, dessen Muse so recht zwischen der Enns und der Traun daheim war. — Für den Umstand, daß Kärnten einst so tief ins Obersteirische hinein ragte und die Grenze zwischen beiden Ländern sich so spät (1035) erst endgiltig festsetzte, ist es auffallend, daß die mundartliche Vermischung zwischen hüben und drüben nicht größer ist. Schon auf dem Obdacher Sattel verlieren sich das Füllsel „lei“, die verkleinernden „=lau“, die Mehrzahlendungen „=nan“ und die schwachen Perfectbildungen wie „g'lachn“<sup>1</sup>. „Aft“ oder „astn“ steirisch und „nacher“ kärntnisch trennt stellenweise auffallend, wo nicht die vermittelnde tautologische Formel „aft nacher“ auftritt. Am gedachten Sattel und am Einödpaß steifte sich ein alter Tauriskerrest gegen die späteren Grenzkarantauen. Mehr kärntnisches drang über die Paß ins obere Rainachthal, denn die „blüaweißn Zanla“, die „brinnroatu Wangla“, die „Tänbla“ und „Stanla“ haben nicht weit auf die „Zahnlan“, „Wanglan“ u. s. w. im Lavantthale, und wenn beispielsweise der Voitsberger auf die Frage des Gntsherrn nach Rebhühnern dummpfiffiger Weise antwortet: „Na, un(d) scha wia! Dali Boamlan send vull va se(n)“, so sind wir mit diesem Mehrzahlbativ von „jö“ ganz entschieden auf kärntnischem Dialectboden. — Salzburgisches drang über Tamsweg und den Radstadter Tauern ins Land, sicerte aber kaum fühlbar durch den Mandlingpaß ins Ennsthal, das

<sup>1</sup> gelacht.

sich heutzutage fast ebenso spröde noch gegen das Nachbarland verhält wie damals, da es ein selbständiger Gau war. Über etliche pugige Redewendungen, wie: „Ss eh recht!“ — „Ss van Ding!“ — „Öppa schon“ hinaus dürfte sich die Aneignung überhaupt nicht erstrecken. Der alte Merian bemerkt, daß man in Obersteier „etwas subtiler“<sup>1</sup> deutsch rede als im Salzburgischen und Baiarischen. Dieses Lob ist nicht recht greifbar, denn das Obersteirische klingt eben nicht fein, klingt beispielsweise lange nicht so leutselig und zutraulich als das kärntnische Deutsch; es ist eher wortfaul, klobig, holzschnittartig im Humor und von einer Nachdrücklichkeit im Tonfall, die selbst in gleichgiltigen Fällen sich oft wie übelläunig, meisternd und polternd ausnimmt. Von diesem obersteirischen Schlag ist vorwiegend sogar die landeshauptstädtische Redeweise.

Über Pütten und Aspang weht von altersher viel österreichischer Wind ins Land. Diesseits des Wechsels kann man Reden auffangen, wie: „Du geahst ja schon völli mit an Stecka“ — „'s Wagerl han i brocha“ — „i geh Kirra oder Kircha“ — „Wocha“ und „Wötta“. In den vormärzlichen Tagen konnte sich die Dialectkunst eines Castelli, Klesheim und Hans Jörgel sogar in Graz als steirisch aufspielen, wogegen sich allerdings bald das Sigendorfer'sche als „ursteirisch“ anlehnte. Wenn also hier Niederösterreich tief einschneidet, so ist anderseits nicht zu leugnen, daß nur den Schneeberg und die Karalpe die steirische Zunge vor klingt.

Wir haben also zunächst die Theilung unseres Sprachgebietes in die beiden mundartlichen Hauptgruppen und sonach eine ausreichende Landesgrenzbegehung vorgenommen. Nunmehr wollen wir uns da und dort, auf besonders classischem Boden die Sprechweise des Volkes vernehmlicher ans Ohr klingen lassen. Südlich reicht die deutsche Sprache, als undurchseht, bis an den Posruck und die Windischen Bühel, beziehungsweise bis an die Dran und die untere Mur.

Was Untersteier betrifft, so ist, wie schon vor zweihundert Jahren geschrieben wurde, „dieses zu merken, daß man mehrertheils Teutsch in den Städten, auff dem Land aber Windisch oder Slavonisch redet, wiewol vor Gericht in Teutscher Sprach gehandelt wird, auch die Landesfürstliche Befelch in selbiger ausgehen“.

Wenn wir nun vom Posruck aus gegen das Hochland vorrücken — die deutsche Besiedlung hat den entgegengesetzten Weg eingeschlagen —, so stoßen wir zunächst auf den weichen, zumeist mit Doppellauten geschwängerten Sulmer Dialect. Gleichgiltig, ob wir ihn in „Eibaschwoal“, „Wis“, „Gleisötten“ oder sonstwo bis „Lanichber“ oder „Leimaz“ (wie der „Ursteirer“ die Ortsnamen spricht und schreibt), ob wir ihn im Krug, auf dem Marktplatz, in der Gerichtsstube, an der Regelpudel oder im „Schwoagwald“

<sup>1</sup> Nach Joh. Elias Meichsner 1537 heißt „subtiler“ reden soviel als „mit ringerer Arbeit usprechen“.

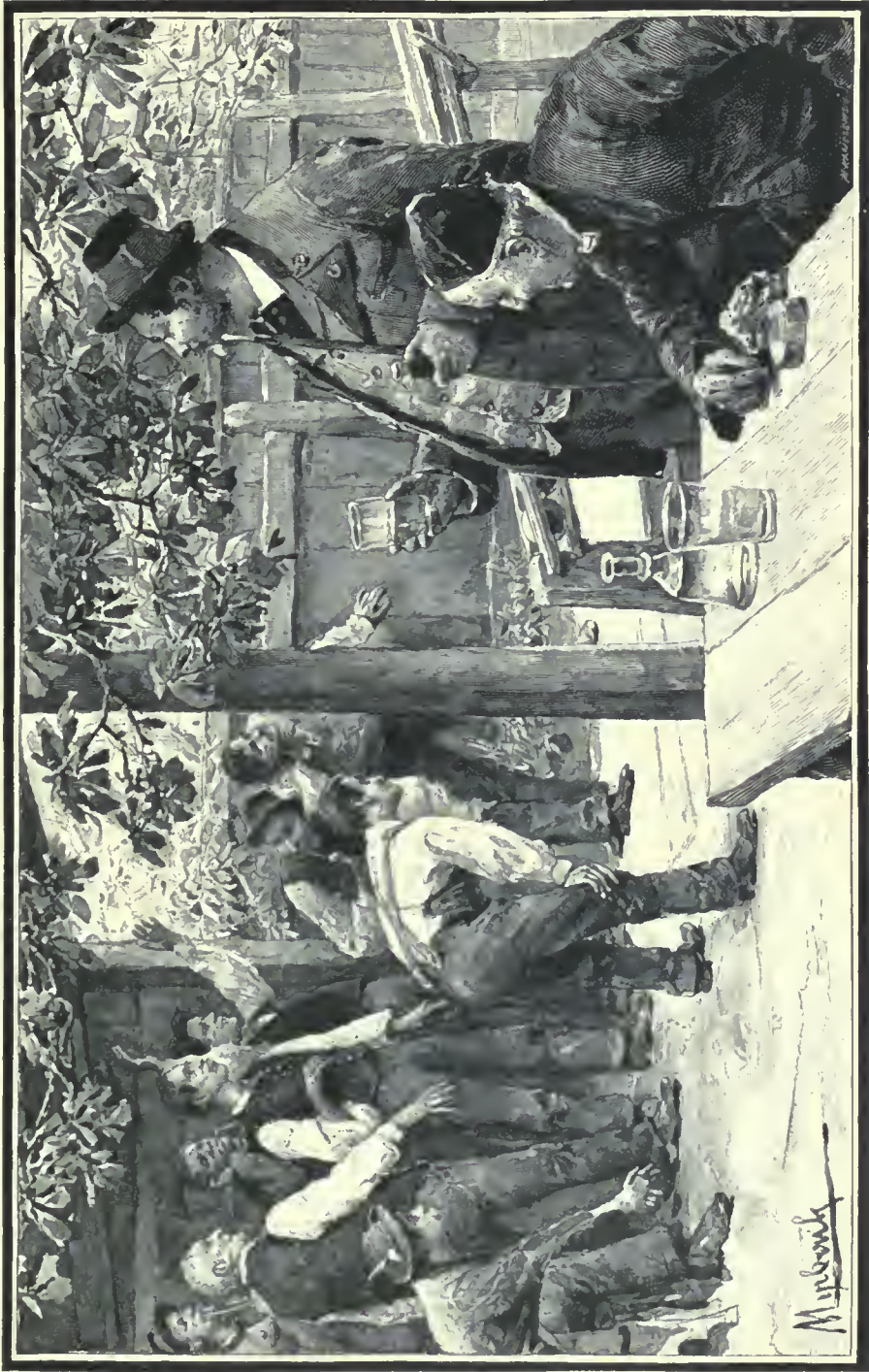
belauschen: er überrascht uns überall als ein warmes, fast schwüles Tongemälde von gebrochenen Farben, darin nicht einmal das u durchwegs einfach und tief schattet. Und zu der Schwellung der Selbstlaute gesellt sich noch eine lässige Verwendung der Mitlaute. Erst allmählig findet sich der Zuhörer aus dem Oberland soweit zurecht, daß er dem Redefluß Einzelnes entnehmen kann. „Don Söpppl!“ — Hei? — „Ma'it Köglauffögn? fria'it a Söichjerl.“ — Sai-jä! Und der so den Buben herbeirief, „scheibt“ bald alle Rem, bemerkt aber bescheiden, den Beifall der „Unsern“ ablehnend: „Ejä, ollewal hon i's nöttagwis á.“ Gleichzeitig muß der Eine „gian Kirchn“ und macht sich ein Anderer über sein „Eißn“ her. Ein Dritter theiligt sich deßhalb nicht am Spiel, weil er nicht „Sseit“ hat, ein Vierter trinkt sein „Biair“ aus, ein Fünfter findet den Laden um eine „Khlouster“ zu lang, ein Sechster scheidet mit dem Gruße: „Son, pfiat canan Gout!“, während ein Siebenter, wiewohl „gach a Köignwüschti niadageat“, abfahren will und den Kellnerjungen fragt: „Franzl, hwo is denn der Hans-Knöcht?“ Nichtsdestoweniger „is's jai wul auf und auf däitsch“ bis „Doubl“, wo gerade eine Pferdeschau anberaumt ist und der Platzwirth seine „Dochter“ verheiratet. Daß man ins „Ta'werch“ geht, seinen „D'itgarten“ bestellt, die „Zeitau“ liest, beim „Schmie“ sein Pferd beschlagen läßt und sich getröstet, daß man gesund „vablei“, versteht sich von selbst. Zum Steirerabend kommt man „hüsch“ nuß in da oafochn Tracht oder in steirischn Klüftl, wias liaber mig's<sup>1</sup>; den Weiberleuten ist ein Geschenk zgedacht, „wos lauta dos is“, wird aber noch nicht verrathen. „Dat“ findet sich für „Dejen“, Holzgefäß; „Islet“ für Rehrich, und so wäre des Sulmthalerischen noch lange kein Ende.

„Wou euf da Duacht thuat plägn,  
 Daß 's glabt's, dös müast's varazägn,  
 Ist denkt's nar an das Schilchathäl  
 Zwisch'n Ligist und Eibischwol.“

Inmitten dieses tröstlichen Schilcherlandes liegt der Stainzerboden mit dem wohlbesiedelten Rosenkogel. Ein kräftiges, hochgewachsenes Geschlecht bewohnt die Gegend; die Männer zeigen sich bei der Arbeit häufig barfuß oder gehen im „Zo(r)gl-schuach“ einher und tragen die „rupfani Pfoad“, die „blobdrucktn Houfn“ und das unerläßliche „Fürschti“<sup>2</sup>. Was dem Zugereisten sofort in der Sprechweise der Eingebornen auffällt, ist das ungebrochene helle a, wo für solches im Bajuvarischen kein rechter Anhaltspunkt ist, und das hier als an der Schwelle des Hochlandes zuerst massenhaft auftretende rch. Realitätenbesitzer Hans Wolfbauer in Stainz hat den „Staanabnam“ trefflich besungen, und als Dialectprobe seien hier einige Strophen dieses volkstümlichen

<sup>1</sup> mögts. <sup>2</sup> Fürtuch.





Eine Regentorte.

Gefanges aus dem Manuscript mitgetheilt. Auf die ausschlaggebenden hellen á sei besonders aufmerksam gemacht:

„Zan an Fruahsti (Frühstück) a milchets Koch —  
 Na, fürn Wiuta thut's as noch.  
 's Dröschn geat fraili schwá(x),  
 's wit<sup>1</sup> da Mogn z'ichuel lá(x).  
 Nimt oba da stoctat Stá(x)z<sup>2</sup>,  
 Mäin, do locht ma 's Há(x)z<sup>3</sup>;  
 An Krug vull Schilchawain —  
 Af da West kán<sup>4</sup> nig besser sain!  
 An Schilcha trinkt 'r extra gá(x)n<sup>5</sup>,  
 Fraili will er nimmer recht wá(x)n<sup>6</sup>;  
 Er heißt 'hn noch fest zom<sup>7</sup>,  
 Won a die Dárm weah thon,

Won a die Hoa(x) af d'Heach stánd  
 Und di Augn schea wáffári wánd<sup>8</sup>;  
 Unser Hárrgát<sup>9</sup>, denkt er g'lossn,  
 Hat'n net besser wachsn lossn.  
 Z'Euntas in di Kirchn trochtn,  
 Es<sup>10</sup> iam an richtas Sochn;  
 Da gibts koa G'spöt, koa Lochn,  
 Er thuat Alls ándli<sup>11</sup> mochn.  
 Er worscheit<sup>12</sup> geduldi schea,  
 Wit iam nót z'horcht<sup>13</sup> as Steah',  
 Won d'längiti Zeit a glei  
 Bia vabüandt<sup>14</sup> is d'Sakraftei.“

„Da Staanabua“ klagt des Weiteren über die „vasuachti Láb=Thi“<sup>15</sup>, weil sie so „kwarazt“, wenn er zu seiner Schönsten will, die ein Gesichtchen hat „wia Pföschl roath“. „Mö(i)“<sup>16</sup> soll er auch nicht zu seiner Mirzl? Er ist ein sauberer „Kárl“<sup>17</sup>, geht „schárf“ ins Abenteuer und weiß doch geschickt den „schwárn“ Verdacht von sich abzulenken. — Von den Koaßnuglerinnen heißt's:

„Híschl Deandli nit roathi Wángli  
 Und so schian ausgnáhti Gángli<sup>18</sup>,  
 Ds kinan síh so lusti dráhn,  
 Daß f' oan 'n Staab in d'Augn jaan.“

Und die Bursche tanzen, „daß's va di Schuach=Stöckli daooha gáht (wie Funken hervorprúht)“. Wem fallen da nicht auch die vielen Schluß=i auf?

Máher bei Graz haben die Hígendorfer ihr Anwesen. Sie sind kaum minder dialectberühmt als die Stainzer, denen sie auch in manchen Stücken áhneln. Auch sie haben ihren „Hárrgát“<sup>19</sup>; sie sind keine „Hárrn“<sup>20</sup>, sondern Banern; sie bewohnen keine Stadt, sondern ein „Darf“; sie leben alle noch, wenn sie nicht „g'stárbn“ sind, und ihrer mehr als Einer ist über ihren „Kirchtudn“ hinausgewachsen. Wie hier der Thurn oder Thurm das r verliert und dafür ein d faßt, so sagt man hígendorferisch auch lieber Stedn, Keden, wedn, Bidn als Stern, Kern, werden, Birn. Der bereits erwáhute Ursteirer ist ein Hígendorfer. Es ist dies Ferdinand Puff, der getreue Mitarbeiter des „Steirer=Seppel“. Obwohl längst in Wien wohnhaft und bereits achtundsiebzigjáhrig, láßt Herr Puff noch

<sup>1</sup> wird. <sup>2</sup> Sterz. <sup>3</sup> Herz. <sup>4</sup> laun. <sup>5</sup> gern. <sup>6</sup> werden. <sup>7</sup> zusammen. <sup>8</sup> werden. <sup>9</sup> Herrgott. <sup>10</sup> ist. <sup>11</sup> ordentlich. <sup>12</sup> wartet. <sup>13</sup> zu hart. <sup>14</sup> verbündet, verschalt. <sup>15</sup> Thür in die Hausflur. <sup>16</sup> weßhaß. <sup>17</sup> Kerl. <sup>18</sup> Achsefluge. <sup>19</sup> Herrgott. <sup>20</sup> Herren.

immer manch launiges Blättchen als einen Gruß an die Heimat ausfliegen. 1852 veröffentlichte er in Graz ein Büchlein „Steirische Bauern-Gsposäß“ (Dramolets und Erzählungen) und den darin angeschlagenen Ton hält er in kleineren Szenen und Gesprächen noch getreulich fest. So schreibt er:

„Anecht Seppl: Dös Baur, a Lobetn<sup>1</sup> juat<sup>2</sup> i do mötnehm, wonn i do ba da finstern Nocht af Eibaschwoal foarn unnaß. Zosl=Baur: Des<sup>3</sup> nôt neadi<sup>4</sup>, bei roath=horadi Schedl leichtat ea gnuu.“

Der Hitzendorfer wird leicht „schichti“; der saure Schilcher beißt ihm „frei 's Greb<sup>5</sup> o“; wo er etwas hinstellt, da hat es seinen „Broat“<sup>6</sup>, und wenn er vor dem Hans steht, so ist er „af da Grean“. „Memö“<sup>7</sup> nicht auch?

Die Grazer Volksmundart erfrent sich keines sonderlich guten Rufes, wir finden sie aber weder viel verschieden noch erheblich „harber“ als die auf manchen Wiener „Gründen“. Was gewisse Landstriche unweit von der Hauptstadt — wir nennen beispielsweise ohne näheren Hinweis den östlichen Bezirk Feldbach — anbelangt, so kann freilich selbst der schonendste Landsmann nicht in Abrede stellen, daß die Leute, wenn sie in die Hitze gerathen, — bellten. Der Tonfall ist nämlich der ausgeprägteste und schärfste Zambus. Fallen mehrere Silben auf die Senkung, so werden sie gekürzt und verschluckt, und der Unterkiefer geräth dabei in eine schier krampfhaftige Schnelllung. Die nachstehende Geschichte von Nutrene und Abkehr stammt zwar aus dem Pöllanischen, verräth aber gleichfalls nichts weniger als eine leichte Zunge; man lese oder sänge:

„Und 's Teandl  
 Hat a falsch G'müath g'habt  
 — Hat 'r g'sagt g'habt —,  
 Wa' falsch g'wödu ban Herz.  
 Und wie(r) er's af da Falschheit  
 Hat ertappt g'habt  
 — Hat 'r g'sagt g'habt —,  
 Hat 'rs neama gern g'habt, wie z'ericht.“

Au dem östlichen Grenzsaum uidelt's und es uidelt auch stellenweise tiefer im Land, wo man die Heanzen weniger seßhaft wäht. Der „Bui“ schlägt, wie der Spottvers geht, die „Kui mit'n Huit, daß Mls klöschu thuit“. Der Eintretende grüßt die Wirthin: „Gnidu Murring, Fran Muida“ — und bekommt die Einladung: „Grüaß Gott! Setzts eng nieda, schneits eng a Brod“. Das „Grutkraut“<sup>8</sup> läßt sich der Blauanker schmecken und ins „tuife“ Ungarn zieht er auf Arbeit. Die Repetir-Heanzin ist sprichwörtlich, und sie gibt von ihrer obstreichen Heimat Auskunft: „Von der Wiesen jama, a so jama, daß

<sup>1</sup> Vateru. <sup>2</sup> sollt'. <sup>3</sup> das ist. <sup>4</sup> nothig. <sup>5</sup> Zunge. <sup>6</sup> Flay. <sup>7</sup> warum. <sup>8</sup> Grubenkraut.



ma's san". Eigenthümlich sind Wortstellungen wie „I geh weiter nüt — i mag di mehr nüt“, und zwar sind diese Schwenenöter noch diesseits der Grenze, im steirischen Frühhopfenlande daheim. Gut heanzjisch klingt:

„Drai schueewaisi Täubal  
Fluign üba main Do'<sup>1</sup>  
Diaz muis is' vaftein,  
Dafß mi mai Dui nima mo'<sup>2</sup>.

Die Gule heißt der „Nuff“; „Nua-La"<sup>3</sup> geht man brocken; das Vieh treibt man auf die „Nidh“; das Korn ist „greift“ oder „reift“ gut, und wer mit Ochsen fährt, muß sie „mein“ oder „menen“<sup>4</sup>.

Wo der Bergheanz aufhört und der Jaggler anfängt, ist schwer zu sagen. Gleichwohl gilt das Jaggland, so genannt von St. Jakob im Walde, für eine eigene Dialectsdomäne. Redfelig ist der Jaggler gleich dem Heauzen. Gibt es etwas Unständlicheres und zugleich dem Bedacht Zuträglicheres als die drei jagglerischen Bejahungsformeln, wie sie uns Hofegger mitgetheilt hat? I. „Segi wird aft sifst wul sein já.“ II. „Segi wird lad<sup>5</sup> öppa namla hifsch wanhr ah fein“ und III. „Segi wird aft sifst lad öppa namla hifsch wul fruandla wuhr ah sein, já!“ — Dem Kleinzell anderorts entspricht hier ein Wenigzell und die aus Waldbach, Schildbach, Löffelbach werden zu Wald-, Schild- und Löffel „bäckern“. Während den Mzern, Blumauern, Kiegersburgern und Anderen das p oft näher liegt als das b („Was i schuldi pin, wiar i pezoln.“ — „Mei olaliapsta Bruida!“ — „I kaf d'r a rosenrod Paund“), macht den Jaggleren das sp oder phonetisch richtiger schp Schwierigkeiten, daher sie „Schweck“<sup>6</sup> schneiden, „Schwa“<sup>7</sup> klieben und „schweres“<sup>8</sup> Koch „eiffen“. Sie haben ferner keine Tausch, sondern an deren Stelle ein „Halbanbendmauhl“ und die „Wafischen“ sind bei ihnen ungefährlich, denn so heißt eine beliebte Mehlspeise.

Jetzt kehren wir aber dem diphthongirenden Hügelland den Rücken und steigen von Ratten aus den letzten Gebirgsjattel hinan, der uns vom Mürzthal scheidet. Wir betreten auf diesem Übergang das Mpel, den Heimatboden desjenigen Schriftstellers, der nicht nur seinen angestammten Dialect, sondern die steirische Mundart überhaupt zu hohen literarischen Ehren gebracht hat. Es ist dies B. K. Hofegger. Wir werden seiner später noch gedenken. Aber hier schon ist der Hinweis gerechtfertigt, daß er mit seiner empfänglichen Jugend ebenso tief in dem Jagglerischen als in der Mürzthaler Mundart wurzelt, daß also sein literarisches Wesen von Hans aus nicht weniger durch den südlichen als durch den eigentlichen Hochlandsdialect befruchtet worden ist. Beide Elemente hat er denn auch zu seiner reichen Eigenart verschmolzen und sich so zu künstlerischem Gebrauche eine wahrhaft volksthümliche Sprache geschaffen.

<sup>1</sup> Dach. <sup>2</sup> mag. <sup>3</sup> Ahornlaub. <sup>4</sup> leiten, führen. <sup>5</sup> leicht. <sup>6</sup> Speck. <sup>7</sup> Späne. <sup>8</sup> spärres, hartes.

Das Hochlandsteirisch ist, wie bereits erwähnt, einheitlicher als das des Hügellandes. Gleichwohl sondert es sich merklich nach den drei Hauptthälern, dem Mur-, dem Mürz- und dem Ennsthal; die beiden erstgenannten sind sich sprachlich näher verwandt als das dritte den zweien. Seine schönste Blüte, seine wohlklingendste Entfaltung hat unser Hochlanddeutsch auf dem Murboden bei Knittelfeld. Es ist dies die Meinung des feinfühligem, volkskundigen J. Vincenz Sonntag (gestorben 1847 in Seckau als Gerichtsactuar; Nekrolog in der „Stiria“ des genannten Jahres; sein Hauptwerk „Die Steiermärker naturgetreu geschildert“ handschriftlich im Landesarchiv), und diese seine Ansicht ist bisher unangefochten geblieben. Der Dialect hält sich im Allgemeinen auffallend rein von verkleinernden Formen, Nebesfüllseln und Flichwörtern. Er ist schlicht, wortkarg und zielt gerade aus; an alten Wortstämmen und Wendungen ist er reich. Doch besser als jede weitläufige Beschreibung stellt ihn nachstehendes Lied „a'n Mon(b)“ ins Licht, ein Strophenlied von schöner Composition, hervorragend durch Ausdruck und Wohlklang und geradezu bewundernswerth ob der sicheren Verwendung von Conditionalformen; es lautet:

„Denk i, es war a jo,  
Scheinat da Mon  
Und i tunat nôt schlafn:  
Was stelat i ou?  
Gangat zan Fensta, that  
Schaun und that schaun,  
Und that stüdn und náhn<sup>1</sup> —  
Und doch wolt's ma nôt g'schlann?<sup>2</sup>  
Singat ja d'Nachtigal,  
Mizat die Nil<sup>3</sup>  
Und es kalat<sup>4</sup> da Hund  
Zu 'n Mon aliweil.  
Denk i, es war a jo,  
Kamat mei Bua  
Und 's Fensta war offn:  
Glabt's, machat i's zua?

Denk i, es war a jo —  
's will sîh nôt rhoan,  
Denn i hau ja foa Büabl,  
I bin no aloan!  
Schau wol zan Fensta —  
Schaut eina da Mon  
Und er schaut in mein Bett  
Mih langwaki on;  
Bringt ma foa Büabl mit,  
Lazt mi aloan,  
Und mei Herzl thuat zitem,  
Mei Augerl thuat woan.  
Zulst dih wol schâman,  
Pfiu, garstana Mon!  
A Deandl jo groaman<sup>5</sup> —  
Was hast denn davon?“

Dieses Lied findet sich auch in diphthongirender Fassung; darnach lautet die erste Strophe:

„Denk i, es war a jou,  
Scheinad da Mann

Und i tunad ned schlâfn,  
Was stöülad i am?“

Im oberen Murthal, wo „der“ Luft scharf, ist die Ausdrucksweise mitunter sehr klobig. Ein Dienstmädchen soll nicht „hinterprogen“, sonst läuft's Gefahr, „a'droschen“ zu

<sup>1</sup> Nähen. <sup>2</sup> schleunig von Statten gehen. <sup>3</sup> es trächste die Gule. <sup>4</sup> bellte. <sup>5</sup> kränken.

werden; und wenn's „hohlgeat“<sup>1</sup>, findet es „hiagtu“ anderwärts keinen Anwerth, zumal, wenn es noch ein „Poperach mitzarnt“<sup>2</sup>. Bei den äußersten „Drackabern“ heißt's „huffi“<sup>3</sup> arbeiten; es bleibt nicht lang „wa(x)m“ und es hat „foan G'schick“, wenn bis „Er(N)ten“ das „No(r)n“ nicht eingeführt ist. Ein guter Wirthschafter hat „'s Geld nôt auffiz'jchenfu“ und beim Viehhandel ist ihm „de Scháging nôt fal“, aber 's Nachlassen — „jegi wul“. Der Pöls-Boden — „hast 'hu g'jachen?“ — ist „wia a schens G'mál“<sup>4</sup>; es ist „a Gluft“ da zu leben und wer gut thut, kann auch überall leicht „durchfem“. Aber der Bauer „gibt nôt leicht üba, so lang eahm d'Augen offen stend“, und so lang ist auch der Junge „ganz verhabt“; denn der Alte hält auf Ordnung wie ein „wachbarer“ Hund.

Im Ennsthal geht die spröde Hochlandsweise merklich in den redseligeren österreichischen Ton über. Aus dem „Buam“ wird ein „Buaki“, ein „Büabal“ und wohl gar ein „randigs Bürschl“; man steigt auf die „Bering“ und ins „Biri“ und das fabelhafte Thier „Biriſtugu“ „zerſchmaddert“, wenn man ihm „a weiß Tüachal“ vorhält, am Steinfelsen; aus dem Stoßvogel wird ein „Steßer“; das kurze vierzeilige Volkslied nimmt hier den Titel „Schnaddahüpfel“ an, und wenn Einem etwas „z'weri“<sup>6</sup> geht, so hat man hier ebenso wie im Mürzthal daran ein „Hadaveri“<sup>7</sup>. Die säuselnden „ins“, „inſer“, „inten“ für uns, unser, unten und dergleichen sind jenseits der Enns wie, aus gleicher Ursache, am steirischen Gehänge des Wechſels häufig; sie ziehen sich auch den Schöckel entlang.

Der Rusſeer „Bachwirth“ Johann Kain unterhält seine Gäste mit completartigen volksthümlichen Gefängen nach eigenen Weisen unter Gitarrebegleitung („Vieder aus Rusſee“ Wien 1884) und der um 1872 verstorbene Engelbert Winkler feiert in einem Nachlaßgedicht Rusſee, seine „Hoamat“, nicht ohne Wiß und Wärme. So erzählt er, daß auf dem Dachstein einst ein übermüthiges Semerinnenwolk gehaust habe:

„Drum ham ſ' recht zan Budan und Schotturührn g'ſchaut  
Und von den ham ſ' a Stiagn bis ins Thäl ohá baut.“

Diese Butterstiege war jedoch von keiner langen Dauer, denn bevor ihr noch die Sonne zusehen konnte, kam ein strafendes Unwetter und überschüttete die mißbrauchte Gottesgab' und

„Seit dem bleibt da Schnee dö ganz Ewikeit lieg'n“.

Und so sind wir bereits an die mundartlichen Natur- und Kunstdichter herangefommen, obwohl wir noch manches Thal und manchen Graben auf die Volkszunge zu verhören hätten. Wir haben Dichterstimmen beizubringen und diese werden einigermaßen den Ausfall decken, indem sie von den sprachlichen Eigenthümlichkeiten je ihrer

<sup>1</sup> Durchgeht, den Dienst verläßt. <sup>2</sup> ein Kind mit ins Haus bringt. <sup>3</sup> schnell, eifrig. <sup>4</sup> feil. <sup>5</sup> Gemälde. <sup>6</sup> quer. <sup>7</sup> Gaderwöl.





„Im Mondchein.“

Heimatscholle Zeugniß geben. Um die älteren steirischen Dialectdichter — und wir können sie kaum über eine Generation hinaus zurückverfolgen — war es keineswegs zum besten bestellt. Man achtete ihre Kunst für müßig, für unwerth einer literarischen Beachtung. Was von ihren Schöpfungen einer flüchtigen Gelegenheit diente, fand noch am ehesten Beifall, ging aber auch mit ihr unter. Man bewahrte und sammelte davon wenig und noch weniger wurde zum Druck befördert. Zur Noth kennen wir aus dem „Aufmerkhamen“ Franz Ostfeller und aus der „Stiria 1844“ den talentvolleren S. Fridl. Der Grazer Buchhändler Jakob Franz Dirnböck (1809 bis 1861) lebt in seinem zum Volkslied gewordenen Gesang „Hoch vom Dachstein an u. s. w.“ fort und Dr. Anton Schloßar hat ihm in seinen „Cultur- und Sittenbildern“ ein biographisches Denkmal gesetzt, durch mitgetheilte Proben auch für dessen mundartliche Muse Anerkennung werbend. Zur Würdigung des gemüthvollen Admonter Professors P. Thassilo Weymayer (geboren in Zeiring 1825, gestorben 1874) können fast nur dessen „lustiger Steirer“ und „'s Woaserl“ in Fr. Stöckl's „Steirerliedern“ herangezogen werden. Franz Sommeraner starb 1885 in Leoben als Kanzlist und sein Nachlaß scheint jetzt schon bis auf Weniges, das sich in den Händen seines Sohnes Josef in Mürzzuschlag befindet, verzettelt zu sein. Er war, nach seinem Festgruß an die Stadt Leoben zu deren sechshundertjähriger Jubelfeier zu urtheilen, ein starkes Talent; er sang da unter Anderem:

„Biel Schens kann Ent'er Jubelfest  
In Weitem noh bedeuten:  
A jeder Vogl liabt sei Nest,  
Und so is 's a bei'n Lenten.

A Jeder hat sei Hoamat gern,  
Wann s' a in Wald tias hinten;  
Noa G'scheidter kann dö Liab erklä'n —  
Der Steirer thuat s' empfinden.“

Kofegger (geboren 31. Juli 1843) erwuchs aus dem Kleinen und Engen zu großer allgemeiner literarischer Bedeutung und das kommt nunmehr unserer gesammten Dialectpoesie zu Statten. Streng genommen gehört Kofegger diesem Gebiete nur mit den drei Büchern „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“ und „Stoasteirisch“ an, aber es ist im ersten dieser Bücher kaum ein Jugendlied, das nicht Volksgefang, kein Spruch, der nicht Volkswitz geworden wäre, und mit den mundartlichen Prosaftücken der letzteren Sammlungen hat der Dichter des Steirers Sinn und Gemüth, sowie seinen eigenen sieghaften Humor nun schon fast in allen deutschen Gauen zur Geltung gebracht. Der tiefste lyrisch-epische Gesang Kofeggers ist „Mei Voda“ in „Stoasteirisch“; derselbe handelt im Tonfall des Hexameters in ergreifender Weise von der Mutter Sterben und des Vaters still ringender Gottergebenheit. Kofeggers Hochdeutsch in seinen Schilderungen des Volkslebens und der Alpenwelt, in den prächtigen „Schriften des Waldschulmeisters“, in zahlreichen Erzählungen und Humoresken hat das Mundartliche vielfach zum Einschlag und fast allweg zum goldigen Hintergrund. So ist seine Schriftsprache mit dem Dialect

verwachsen und hat sich aus diesem aufs glücklichste bereichert; ein angeborenes ungewöhnliches Sprachgefühl trug noch das Seine bei, und so darf uns des Dichters anmuthige sprachliche Individualität und deren Reiz und Werth für den Kenner nicht Wunder nehmen. Rosseggers Monatschrift „Der Heimgarten“ erscheint seit 1876 und hat sich all diese Zeit her als Hort für mundartliches Wesen erwiesen.

Karl Morré (geboren 8. November 1832 in Klagenfurt) dürfen sich die Kärntner zuzählen und sie werden es auch kaum unterlassen. Aber in Steiermark war Morré beamtet, in Leibnitz hat er sich ansäßig gemacht, in den steirischen Landtag ist er gewählt worden und von Graz aus hat sein „Mullerl“ die sieghafte Fahrt angetreten. Scharfe Gestaltung, Improvisations- und Situationswitz, eine leichte Führung, die den Zuhörer mit Gedanklichem nicht überbürdet, und im Hintergrunde ein redlicher Eifer für sociale Verbesserungen, nirgends zu vorlaut oder doctrinär, zeichnet alle Volksstücke Morrés aus. Sociale Mißstände (Loterieleidenschaft, Spielwuth, Einlegerelend, Vereinsmeierei, Heiratsvermittlungen) und Herzenzconflicte gehen also überall Hand in Hand. Daß dies möglich ist, daß die beiden Elemente einander nicht fremdartig und unvermittelt gegenüberstehen, bewirkt die meist ansprechende Fabel und die glückliche Gestaltungskraft, welche Schemen als Träger von Ideen nicht zuläßt. Dem „Mullerl“ gingen die „Familie Schneid“ und die „Fran Rätthin“ voranz; nachgefolgt sind die „Statuten der Ehe“, der „Glückselige“ und neuestens der „Regimentsarzt“. Das Mundartliche nimmt in diesen Stücken das geeignete Colorit, die gehörige Localfarbe an, macht sich zugleich aber für alle Alpengegenden leicht zungengerecht.

Ein hoffnungsvoller Anjaß ist auch von Friedrich August Kienast (geboren 1853 in Metk, Pharmaceut, Schriftsteller in Leoben) zu verzeichnen. Sein Volksstück „Besiegte Vorurtheile“ ist ansprechend in der Erfindung, schlicht in der Führung: eine Schauspielerin verdingt sich als Stubenmädchen bei der Mutter ihres Geliebten, um dieselbe von den Vorurtheilen gegen ihren Stand und das Literatenthum abzubringen. Von den mundartlichen Gedichten Kienasts ist vieles treffend und reizvoll. Hier auf gut Glück eine Probe: „G'schwind muaf's gehn!“

Grüaß dih Gott, Schwoagarin!  
 — Grüaß dih Gott a!  
 Möggt nôt mei Paktin' wern?  
 — Was nôt, wia's wa(r).  
 That dih a heiratu . . .  
 — Bua, du bist fein.  
 Schaperl, moran hol i dih,  
 — Guat, i schlag ein.

Gib mar a Bußerl hiast!  
 — Daus, Bua, meintsbögn.  
 Gengau zan Pfarrer aft . . .  
 — Hab nix dagögn.  
 Laß uns vakündtu glei,  
 — Bua, das war ra(r)!  
 Hiast bhüat dih Gott dawal!  
 — Bfüat dih Gott a!

<sup>1</sup> Schach, Geliebte.



Nur aus dem „Heimgarten“ (Zuniheft 1886 f.) kennen wir Dr. Leo Sprung in Graz, und zwar als Übersetzer Burns'scher Lieder ins Steirische. Diese Übersetzung dichtet aber nicht nur den gegebenen Inhalt nach, sondern ist zugleich eine förmliche Übertragung desselben in die entsprechende steirische Zuständigkeit. Ton und Rhythmus des Originals sind überraschend gut getroffen und die Arbeit verräth einen gar feinen Sprachsinn. „She is a winsome wee thing“ versteirisch Dr. Sprung:

„Sie is a saubers Dingel,  
Sie is a handsams Dingel,  
Sie is a herzig's Dingel,  
Mei Weiberl da, mei süßs.“

Ich kenn kaan schönres Eberl;  
Ich trag das Herzenskäferl  
Van Herz as wie a Breberl,  
Nur daß ih's nit verlies u. f. w.“

Das entsprechende Hochdeutsch von K. Bartsch lautet:

„Sie ist ein niedlich Goldchen,  
Sie ist ein hübsches Goldchen,  
Sie ist ein nettes Goldchen,  
Das süße Weibchen mein.“

Sah nie ein schönres Schätzchen,  
Weiß mir kein liebres Käßchen;  
Am Herzen ist dein Plätzchen,  
Mein Hort, mein Edelstein!“

Franz X. Freiheim in Graz hat von seinen 76 Jahren an 42 im Dienste des Staates zugebracht und zwar als Bandist, Hautboist, Diurnist, Amtsdienersgehilfe und Beamter (Official). Ein glücklicher Humor hielt ihn in allen Lebenslagen aufrecht. Sein Lied ist heiter, gesellig und entbehrt weder des Tactes noch des Wohlklanges. Hier ein Paar seiner „Soldaten-Schnaderhüpfel“:

„Wer's Pulver geru riacht  
Und a Kugel net schent,  
Der hat, wann's recht krachen thuat,  
Allweil sei Frennd;  
Ma muaß da nur denken:  
A Kugel is blind,  
Das is a die Ursach, daß i'  
Dan net glei findt.“

Dan Gott und oan Kaiser  
Und oa Voderland:  
So is den Soldaten  
Sei Glaub'n kurz beinaud;  
Drei Stroach auf da Trummel,  
Dös is für eam g'mua,  
Da macht 'r ganz hoantli  
Sei Andacht dazua.“

Als Bauernkind 1850 geboren, von einer bürgerlichen Töpferfamilie in Weiz aufgenommen und großgezogen, mußte Bartholomäus Hiebler selbst auch Töpfer werden, trotzdem heißer Bildungsdrang ihm andere Bahnen wies. Der Autodidact hat sich zu geistiger Erhebung und Klärung durchgerungen; aus dem, was er bereits gesungen und niedergeschrieben, ließe sich unschwer ein ansprechendes Buch zusammenstellen. Im Mundartlichen geräth ihm weniger das lyrisch Stimmungsvolle als das Erzählende, das



„Drei Streich' auf der Trommel.“

Schwankhafte und das gehaltvolle Gelegenheitsgedicht. Gefühlvoll sind aber die nachstehenden, „Sirius“ überschriebenen Strophen:

Mei Müaterl is g'fess'n in Großahulstuhl;  
 Bis Nocht wird, do thuat ihr as Kostn scha wuhl.  
 Und long schaut's af's Fensta, oft jogt sie gonz lind:  
 Ih muaf da wos sog'n, geh her, mei liabs Kind.  
 Siacht dort auf'n junkelnd'n himmlischen Belt,  
 Wo hirz da liab Herrgott grad zält sein olts Geld,  
 Dort, wo er hat aufg'richt' sein guldanan Thron  
 Und auffizohn wird amol Niad'n sein Lohn:

Do glonz'n und sinker'n unmigla viel Stern,  
 Se leucht'n uns Menschen wul uohand und fern;  
 Und oana dort, siacht'n, Bua? glonzt der nit sein?  
 Derfel mit'n roth'n und grünladn Schein?  
 Viel hundert mol hob ih den Stern wul betrocht',  
 Wann ih die gonz Nocht ba dein Biagerl durchwocht.  
 A du füllst, so oft du'n siacht, denk'n auf mi  
 Und schick an Seufza zan Himmel für mi.

Wer woaf, ob ih'n hennt net zan letzt'nmol g'jegn! —  
 Und richti, togs drauf is s' am Tod'u scha g'legn!  
 Da Stern hot wul g'funklt a grad so wia eh'r,  
 As Muata-Ang oba, dös siacht'n nit mehr.“

Frisch, treffend und schneidig sind die Liedchen, welche Franz Legwarth feuilletonistischen Schilderungen des Kirchtagtreibens, des Bergmannlebens, des Liebesjäterns und dergleichen einzuwerleiben versteht. Legwarth, 1861 in Wildon geboren, ist Präsidialkanzlist bei der k. k. Finanz-Landesdirection in Graz und pflegt gute Nachbarschaft mit Morré; „Da schorfi Hund“ möge seine Weise darthun:

„Sprengt mei' Kastor an oug'schoff'nan Hoj'n in Boch,  
 Oba d' Wänd' war'n eam z'gach und d'rum geht er'n net noch;  
 Wos bleibt ma do übrig, ols selba mi z'biag'n,  
 Schön würfichtig, wann i dos Bratl will kriag'n.  
 So knia i mi nieda, da Hund neb'n mir,  
 Der springt und der tanzt scha vur lanta Begier.  
 Dos Haserl, dös hot si in Boch'n vahängt,  
 I hon's a scha richti ba d'Löfl dag'leugt.  
 I nimm ma an Durand, so, hiaht hon i' hn fest;  
 Da Kastor is eh scha ganz narriich fost g'west —  
 Do sliagt 'r auf mi scha so jickarisch on:  
 I soll eini in Boch und da Hos schwimmt davon!“

Ein tiefes Gemüth, ein feines lyrisches Talent bekunden die mundartlichen Gedichte der Frau Marie Kartisch, geboren in Salzburg 1848, Tochter des Dichters der oberösterreichischen „Feldbleamln“, Enkelin des Decorations- und Landschaftsmalers J. Kütbler, in Kindberg wohnhaft seit 1869. Dichterische und künstlerische Begabung sind denn auch in dieser merkwürdigen Frau vereinigt und zu schöner Blüte gediehen. Marie Kartisch ist eine Blumenmalerin von Ruf, und als Dichterin, als Erzählerin, im Mundartlichen wie





„Der schwarze Hund“.

im Schriftdeutschen, hat sie sich schon vielseitige Anerkennung erworben. Jak. Ed. Schmölzer hat wie Hofegger'sche, so auch viele Lieder der Fran Kartisch in Musik gesetzt: „Almfrieden“, „Zagaliad“, „Was 'n Steirer g'frent“, „Abschied von der Alm“, „Paar und Paar“, „Im Thal und auf der Alm“ und andere mehr. Von den „Almröjserln“ lesen wir:

„Hoch drobu in die Wänd  
Blüht d' Almröjserstandn,  
Balsd a Blüah willst daglenga,  
Muast dih aufz'steign traun!  
Es wachsn a d' Röjserln  
Zu Thal druut, grad gnu!  
Um a Almbüah muast extra  
A Schneid habn, mei Bua!  
'S is was Dagns und was Schöns  
Um die röjserlat Blüah,  
Und a Mundiandl z'liabu,  
Schagt wol stoana dö Müah.  
Süazi Röjserln in der Hüttln,  
Nothi Röjserln auf der Wand  
San noh hänfti gnu z'jindn  
In schön Steirerland.“

Und „was der Steirerbua denkt“, gibt uns die Dichterin folgendermaßen kund:

„Wer's steirische Gwandl  
Nöt allzeit ehrt,  
Der is a jein Landl,  
Sein Hoamat nöt werth!  
Und wer 's steirische G'iangl  
Und a Tausl nöt liabt,  
Der bleibt a dreidoppelter Narr,  
Bis er stirbt.“

Als Mürzthaler Sänger und Sangesfreund ist auch Dr. Christian Boenneken (gestorben im Herbst 1888) bekannt; er singt beispielsweise vom Umdeandl:

„Wonn i scheidn thna,	Und mei Herzl schlogt
Knaft's ma nomal zua:	Zu der Brust und sogt:
Bua, wouussd ondas konust, kum bald zu mir!	Wo i's kinna that, i bliab bei dir!“

In jüngster Zeit haben sich mit heimatlichem Klang und Sang Fräulein Anna Werchota, 1853 geboren in Kaisersberg, und Lehrer Hans Frauengruber, 1863 geboren in Oberdorf, bemerkbar gemacht. Endlich darf sich Schreiber dieses mit dreien seiner Büchlein („Zan Mitnehm“, „Mir für unguet“ und „Bloderjam“) wohl selbst auch seinen singenden Landsleuten beigegeben, wenn darin auch viel Karntnisches mitklingt. Diese Büchlein sind nämlich wesentlich nach den Eindrücken geartet, welche der Autor als Kind in seinem Heimatort Obdach, als Convictist im Benedictinerstifte St. Lambrecht und als Student in Klagenfurt gesammelt hat. Im Merian ist eines „sonderbaren“ Eisenerzer Gefanges oder „Bergreyens“ Erwähnung gethan, „so anno 1588 von Ezigismund Ganstingl gemacht worden ist“. Dieses muthmalich volksthümliche Standes- und Arbeitslied ist wohl unwiederbringlich verloren gegangen. Als ältestes Schnaderhupfel ist bisher in Zahns „steiermärkischen Geschichtsblattern“ der Spottreim auf das Kegerhammerlein Freiherr von Paar vom Jahre 1600 nachgewiesen worden; er lautet:

„Der Herr von Paar,	Und was er redt,
Das is a Paar	Das is net wahr.“

In einem Admonter lateinischen Schuldrama: „Isaac . . .“ von 1767 spricht und singt die lustige Person, der Kameelfuhrer, deutsch in der Mundart, und zwar unter anderem:

„Rebecca bist du?	Du bringste Seel,
Wie bin i so froh!	Stai a' von Kameel!

Kameel, Kameel . . . so hel, so hel,  
 So schnell, so schnell . . . Kameel, Kameel!  
 Scheint nit der Mond so hel,  
 Reith nit der Tod so schnell?“

Der lateinische „Phoenix...“ von 1775 ebenda hat im Anhang einige mundartliche Lieder, und zwar a. Kirchen Hiaserl, b. Banern Kath, c. der Tyroller Jodl und d. der Jodl kommt von St. Gallen zurück. Strophe 7 in a. lautet:

„Es is schon mein Langhengs, es is schon ein Eicht,  
 Do a fromma Geissta mei Kircherl hat g'weicht,  
 Jetzt kumt schon bald zucha mein Kircherlweihst,.  
 Daben is der Lipperl Acolythus g'wost.“

Den alten Paradeis- und Weihnachts-, den Passions- und Dreikönigsspielen schlägt der Dialect wenigstens ins Genick; in den Bauernspielen und Volkscomödien ist sicher die lustige Figur mundartlich ausgestattet; was in sonstigen Spielen und Volksbelustigungen scenisch ist, findet im reinsten Dialect seine Auseinanderetzung, und in den Weihnachts- und Krippenliedern ist Alt-Mundartliches zu erfragen.

Die gedachten „Geschichtsblätter“ (1880 bis 1885) haben viel mundartlich Werthvolles zutage gefördert.

Der Vorderbergerin „Frau Maria Elisabeth Stampfer Hansbuch“, gleichfalls von F. von Zahn herausgegeben, Wien 1887, plaudert tren- und warmherzig aus den Zeitläufen von 1666 bis 1694.

Was von Luthers Tagen ab von Nikolaus von Wyle, dem Eßlinger Stadtschreiber, von Achilles Pirminius, vom Wiener Gelehrten Wolfgang Lazius, von Johann Kasch aus Böchlarn, vom Züricher Konrad Gesner, vom Oberpfälzer Scioppius und anderen Männern der österreichischen, also auch der steirischen Mundart zu Glimpf und Schimpf geschrieben worden ist, findet sich je an seiner Stelle in Ad. Socius „Schriftsprache und Dialecte“, Heilbronn 1888.

In unserem Jahrhundert wurde die Sangeslust des Volkes durch den unvergeßlichen Erzherzog Johann neu geweckt. „Als Freund der Alpen und Schätzer des Charakters ihrer Bewohner hat er auch an ihren ländlichen Freuden theilgenommen, insbesondere ihrem heiteren und gemüthlichen Volksgefange gerne und mit vollem Verständniß gelauscht: und daraufhin entstanden jene vielen Sammlungen von Steirischtänzen und Liedern, wie sie das landschaftliche Archiv aufbewahrt und wie sie sich in Händen von Privaten befinden. Diese Sammlungen begannen in den Zwanziger-Jahren und fanden ihren Abschluß mit Ende der Bierziger-Jahre durch die politischen Ereignisse (Dr. Werle).“ Des Preisausschreibens für derartige Lieder Sammler und des merkwürdigen volksthümlichen Wettsingens 1840 in Graz gedenkt Schloßjar. Neuere Sammlungen haben die älteren aufgenommen und wesentlich bereichert, und heutzutage stehen als Behälter des steirischen Volksliederes im Vordergrund: „Deutsche Volkslieder aus Steiermark“, herausgegeben 1881 von Dr. Anton Schloßjar (vornehmlich Strophenlieder), Dr. Anton Werle's „Murausch“ 1884 (zumieist Schnaderhüpfeln), sowie des Erstgenannten „Steiermark im deutschen Liede“ 1880 (überwiegend Kunstpoesie) — nicht zu vergessen dasjenige, was Firmenich's „Germaniens Völkerstimmen“ im zweiten und dritten Bande beibringen.

Auch die lexikographische Auffammlung des mundartlichen Wortschatzes geht auf eine Anregung des Erzherzogs Johann, des durchlauchtigsten Gönners unseres Alpenlandes, zurück. Wie nämlich der Erzherzog Fragebogen zu einer Landestopographie ansetzen ließ, die ja auch schon die Sprache streiften, so hat er auch auf 27 Blättern im



Folioformat ein neuhochdeutsches Wörterbuch drucken und verbreiten lassen, auf dessen Rande an bezüglicher Stelle je die entsprechenden mundartlichen Ausdrücke beigelegt werden sollten. Das mit eigenhändigen Eintragungen des Erzherzogs versehene Exemplar dieses Wörterbuches ist im Landesarchiv aufbewahrt. Die wichtigsten seitherigen Arbeiten in dieser Richtung sind die von Dr. Joh. Fleck (gestorben), Pfarrer Anton Meizner in Leibnitz, Professor Franz Ferk und Regierungsrath Dr. Franz Ilwoj in Graz, F. B. Sonntag (gestorben), M. Dr. Josef Caspaar in Vorderberg, Joh. Nep. Felix Knaffel in Johansdorf, Professor Joh. Sigm. Poppowitsch (auf Zetteln in der Wiener Hofbibliothek) und von Hofegger in dessen „Heimgarten“. Das umfassendste Werk auf diesem Gebiete verspricht das wissenschaftlich geplante steirische Wörterbuch vom Archivar Theodor Unger in Graz zu werden, das jetzt schon als Ergebnis einer zehnjährigen Quellenforschung auf 13.000 Zetteln über 66.000 Belegstellen gesammelt aufweist. Nicht wenig hat zu diesem Schätze der Grazer Lehrer Victor Zack beigelegt.

Um die germanistische Aufhellung des steirischen Dialects haben sich vornehmlich Karl Weinhold, Adalbert Zeittels und Anton Schönbach, letzterer durch sein Glossar zu den „Steirischen und Kärnthnerischen Laidingen“, verdient gemacht. Der Dialectkunde sind selbstverständlich auch Joh. Gabr. Seidl's (seine „Mner“ sind 1850 erschienen) und Dr. Rud. Puffs' heitere Fahrten durch das schöne Steirerland zustatten gekommen.

Seit zehn bis fünfzehn Jahren ist der mundartlich wohlbestallte „Schickbna“, der zu Musik und Tanz ladet, zu Faschingszeiten in Städten und Märkten ein gern gesehener literarischer Gast.

Gesammelt wird jetzt mit mehr Eifer und Verständniß als je zuvor, und einem handschriftlichen Liebeschätze, dem der Frau Johanna Hausmann gebornen Tendler, in Leoben, sei denn auch unser Schlußverslein entnommen. Es klingt ernsthafterisch und bekundet des Mplers' Naturfönn und Heimatlöbe:

„Es is ganz was Agens<sup>1</sup>,  
Wann ma d' Berg alli kennt  
Und an iadn glei läßt  
Van Spignoma nennt.

Wann man aufwart in Bergn,  
Wann ma groß wird in Wald,  
Nocha g'wöhnt ma j' und kennt ma j'  
Und liabt ma j' a halt.“

### Völklesben, Sitten und Sagen der Slovenen.

Der jüdlöche Theil Steiermarks wird von Slovenen bewohnt. Die Bewohner des Gebirges zeigen mehr gedrungenen Körperbau, während die des Hügellandes und der Ebene schlankere Formen aufweisen. Alle zeichnen sich jedoch durch biederen Charakter, Gastfreundschaft und Zuborkommenheit gegen Fremde aus. Im schönsten Lichte zeigen sich

<sup>1</sup> Eigenes.

jene Landstriche, welche vom großen Verkehr weiter abliegen, da die Bewohner der Gegenden, welche der Welt näher liegen, häufig zurückhaltender sind, lange und sorgsam beobachten, weil sie die Welt besser und oft nicht gerade von der schönsten Seite kennen gelernt haben. Begegnet man Mißtrauen, so darf man versichert sein, daß der Grund in üblen Erfahrungen liegt, welche der Betreffende sich geholt hat. Die große Masse ist überhaupt für Belehrung nicht nur nicht unzugänglich, sondern sogar sehr dankbar, wenn sie in entsprechender Form und leichtfaßlicher Weise geboten wird und der Lehrende sich nicht gar zu hoch über seine Schüler stellen will. Von den Charaktereigenschaften, welche das Volk auszeichnen, steht die Ehrlichkeit und Mäßigkeit obenan; den Fleiß kann man ihm auch nicht absprechen, solange die Hoffnung winkt, daß seine Arbeitsamkeit zum ersehnten Ziele führen wird. Bei allem ausgebildeten Nationalgefühl fehlt ihm doch die Unduldsamkeit gegen andere Völker und Glaubensbekenntnisse, ja es weiß genau zu schätzen, wie viele Vortheile ihm die Kenntniß fremder Sprachen und die Bekanntschaft mit fremdem Wesen bringen kann, wobei freilich der Unerfahrene oder Halbgebildete leicht in die Fehler verfällt, mit Fremdem sich schmücken und dadurch an Ansehen gewinnen zu wollen.

Bei aller Friedensliebe entwickelt der Slovene große Tapferkeit im Kampfe für das angestammte Herrscherhaus, insbesondere dann, wenn seine Führer ihm mit gutem Beispiel vorangehen und ihn zu behandeln wissen, denn ein gutes Wort von einem Höheren wirkt bei ihm mehr als Ermahnungen und Strafen.

In den Herzen der Bevölkerung hat die Religiosität tiefe Wurzeln geschlagen. Eine Folge davon ist das unverbrüchliche Vertrauen, welches sie dem Seelsorger entgegenbringt, denn dieser theilt Freude und Leid mit ihr, ist in den meisten Fällen demselben Stande entsprossen, kennt ihre Bedürfnisse und versteht das innere Weben und Streben ihrer Seele. Darum hat auch der Geistliche den größten Einfluß, insbesondere, wenn er nicht nur mit dem Munde lehrt, sondern auch mit dem Herzen.

Gleiche Achtung bringt man auch den Behörden entgegen und weiß sich genau den Anforderungen zu fügen, welche dem Einzelnen die Gesamtheit auferlegt. Außerdem leben noch Spuren der alten slavischen demokratischen Verfassung im Gedächtniß, so daß oft noch Streitigkeiten zwischen den Gemeindegliedern durch den Ausspruch angesehenen Gemeindegewissen geschlichtet werden. Fälle von Starrsinn und Widerpenflichkeit gegen die Anordnungen der Behörden sind selten, insbesondere in jenen Gegenden, welche, von der Natur besser gesegnet, dem Landmann eine größere Wohlhabenheit gewähren und seinen Besitz sichern; dort hingegen, wo die Ungunst der Verhältnisse den Bauer um seinen Besitz bringt und der frühere Eigenthümer nach und nach zum besitzlosen Arbeiter wird, zeigen sich allerdings die Folgen des Rückganges auch an den körperlichen und geistigen

Eigenschaften des Volkes. Dort schwindet das Selbstbewußtsein und an dessen Stelle tritt ein manchmal allzu unterwürfiges Wesen, mit welchem sich Arbeitsunlust und das Streben paart, den möglichst großen Nutzen für sich selbst zu ziehen. Diese Beobachtung kann man hauptsächlich in den Weingegenden machen, welche infolge von Mißjahren verarmt sind, wo mancher frühere Besitzer zum Winzer geworden ist, da er in den guten Jahren unter dem Einflusse des Glückes etwas zu leichtsinnig war und an die kommenden mageren Jahre nicht dachte. Gerade jene gesegneten Landstriche zeigen oftmals einen schnellen Wechsel im Besitz von Grund und Boden, da der glückliche Eigenthümer hier und da gar zu gutherzig gegen sich und Andere war und seine Gastfreundlichkeit über das richtige Maß hinaus zeigen wollte. Doch thäte man Unrecht, wollte man deshalb das gesammte Volk für verschwenderisch erklären; es steckt in demselben noch heutzutage die Erinnerung an die alte Hans- und Familiengemeinschaft, in welcher jeder Hausgenosse den übrigen gegenüber gleichberechtigt war und das Gebot der Gastfreundschaft so streng aufgefaßt wurde, daß dem Armen die gesammte Gemeinde die Mittel an die Hand gab, um dieser Pflicht genügen zu können. Wie denn noch jetzt demjenigen, den ein Unglück getroffen, die Nachbarn nicht nur durch Lieferung von Materialien, sondern auch durch Beforgung von Arbeiten unter die Arme greifen. Dies erleichtert den Kampf um das Dasein umsomehr, als die socialen Fragen, welche die Welt bewegen, nach dem allerdings einfachen, in der Ausführung aber bitteren Grundsatz: Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen (Pomagaj si sam in Bog ti bo pomagal) kurz und bündig abgethan werden.

Der Hände Arbeit schützt vor Noth und stellt die Frau dem Manne gleich, weßhalb die Jugend schon von Kindesbeinen zur Arbeit angehalten wird. Dabei unterstützt den Slovenen ein stüdtiger Kopf und eine nicht geringe Begabung nicht nur für körperliche Fertigkeiten, sondern auch für geistige Arbeiten. Davans erklärt sich der verhältnißmäßig große Zudrang von jungen Leuten aus der Landbevölkerung zu den Mittel- und Hochschulen und den verschiedenen Gewerben. Außerdem finden sich auf dem Lande nicht selten Autodidakten der verschiedensten Zweige des Gewerbes und selbst der Kunst, deren Geschicklichkeit es bedauern läßt, daß ihnen nicht Gelegenheit geboten wurde, sich besser auszubilden. Solche trifft man auch auf geistigem Gebiete. Fast jede Gemeinde zählt irgend einen bevorzugten Naturdichter, der die verschiedensten Ereignisse poetisch darstellt, dessen Gefänge — Gedichte ohne Gesang sind dem Landmann nicht denkbar — von Mund zu Mund wandern und das Volkslied nicht anssterben lassen. Die Vorliebe für den Gesang ist ein charakteristisches Merkmal des slovenischen Volkes; der Hirte auf der Weide und die Arbeiterinnen auf dem Felde erleichtern sich des Tages Müh und Last mit Liedern, deren wehmüthiger Grundcharakter dem Beobachter sofort auffällt. Von Instrumenten findet sich besonders die Rohrflöte (zveglja), in den Gebirgen die Zither und sonst noch



die Harmonicas. Die verschiedenen Virtuosen sind natürlich sammt und sonders Antodibakten, wie auch viele, die sich im Zeichnen und Malen versuchen.

An der alten Tracht halten noch am meisten die Bewohner der abseits liegenden Gegenden fest, sonst ist durch den regen Wechselverkehr auch hierin ein Streben nach Gleichmäßigkeit zum Durchbruch gekommen, welches die frühere Mannigfaltigkeit immer mehr verschwinden läßt. Vor nicht langer Zeit unterschieden sich noch die ledigen Mädchen von den verheirateten Weibern dadurch, daß erstere lange Zöpfe trugen, während die letzteren dieselben auf dem Kopfe festmachten, wie dies noch an den Bewohnerinnen der



Slovenisches Bauernhaus mit Vorrathskammer.

benachbarten Murinzel beobachtet werden kann. Im Liede klagt noch jetzt das unverheiratete Mädchen, „es müsse noch Zöpfe tragen“. Wie alt diese Gewohnheit ist, zeigt wohl am deutlichsten, daß schon Ulrich von Lichtenstein das „windisch wip“, welches sich ihm bei Rindberg zum Kampfe entgegenstellte, beschreibt: es habe zwei lange, bis über den Sattel hangende Zöpfe gehabt, sei mit „godehje“ (godoži ist noch jetzt der Name eines Rockes), wie es die Kleidung der windischen Weiber sei, bekleidet gewesen und habe einen „schepel“, reich und kostbar, getragen.

Dieser Unterschied besteht nun nicht mehr. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts trugen die Frauen im Saunthale an Feiertagen große, nach rückwärts sich verbreitende Hauben (avbe), welche mit Gold und Silber gestickt waren, an Werktagen kleinere.

In manchem Hanse finden sich solche noch jetzt als Familienandenken. Die Haare banden sie sich, wie noch jetzt, mit Sammtbändern (*parta*) zurück, der Gürtel war mit Gold und Silber verziert und bildete oft ein Familienerbstück. Die Männer dagegen trugen Lederhosen, die nur bis zum Knie reichten, und hohe Stiefeln. Unter dem kurzen Rocke zeigte sich eine schwarze Sammtweste, an deren Stelle im Sommer eine weiße trat. Geschlossen wurde dieselbe durch eine Reihe eng aneinander befestigter silberner Knöpfe, ein rother, ziemlich breiter, ausgeschnittener Streifen scharlachrothen-Tuches schaute unter der Weste hervor. Den Kopf bedeckten sie mit feinen seidenen Mützen, von welchen eine Quaste herabhing, und mit einem breitkrämpigen Hute, der zugleich die Stelle eines Regenschirms vertrat. Manche flochten sich wohl auch Hüte aus Birkenbast gegen den Regen, während die Weiber sich dadurch zu schützen trachteten, daß sie ein Leintuch über Kopf und Schultern warfen. Das Hemd hatte einen breiten Kragen, welchen man über das seidene Halstuch schlug, so daß es nur vorne sichtbar war.

Als Fußbekleidung waren werktags, wie noch jetzt an vielen Orten, die Holzschuhe in den Gebirgsgegenden allgemein, weshalb im Volksliede noch jetzt der betrogene Geliebte klagt, wie viel Centner Nägel er auf seinen Gängen unter Liebchens Fenster verloren und wie viel Holzschuhe er zerrissen habe. Die Kleider wurden aus selbstgefertigtem Loden hergestellt, die Mähte mit grünen Bändern, der Hemdkragen mit rothen Fäden ausgenäht. Im Winter waren lange Röcke, deren Schöße man nach rückwärts schlug, oder Pelze in Gebrauch. In den an Kärnten grenzenden Gebirgsgegenden tragen die Weiber über dem Kopftuch an Werk- und Sonntagen noch Hüte.

In den Windischen Büheln hält man noch jetzt an der Leinenkleidung fest. Die Bewohner des Pößnitzthales trugen früher grüne Sammtkappen mit einem Kamm rückwärts, im Winter eine grüne oder blaue Tuchkappe mit Pelzbeschlage, den man über die Ohren ziehen konnte. An alten Leuten kann man diese noch heutzutage beobachten. Die nicht gar zu breite Leinenhose — „bize“. von welchem Namen die stark verbreiteten Eigennamen Bezjak, Bizjak (Wesiug, Wisiak) abgeleitet werden — reicht bis über die Knie. Über die Hose fällt ein bis zum Knie reichendes, aus Hausleinwand gefertigtes Hemd, welches im Stainzthale etwas kürzer gehalten ist. Ein rother Gürtel hält dasselbe fest. Sonntags und im Winter schützt den Oberkörper eine rothe, bis zum Gürtel reichende Weste. Den Anzug vervollständigt im Pößnitzthale ein blauer Mantel, im Stainzthale ein schwarzer Pelz, doch begnügen sich manche auch mit kurzen Spensern. Die Frauen trugen blaue Tuchjanker mit rothen dicken Säumen und hohe Stiefeln mit hohen hölzernen Absätzen; den Kopf bedecken sie noch jetzt mit weißen Kopftüchern, deren Ränder farbig ausgenäht sind. Bei Polstrau (Središće) kleidet man sich auch meistens in Leinwand; die Frauen bedeckten den Kopf mit einem weißen Kopftuch, den Oberkörper mit einer bis an

die Mitte der Lenden reichenden Toppe. Einen bis zu den Knien reichenden mit gelben Schnüren verschürten Rock nannten sie „december“: die Männer steckten die Leinenhose in die Stiefelröhren.

So lange die Regenschirme nicht in Gebrauch gekommen waren, bildete ein breitkrämpiger Hut bei Männern, ein Leintuch bei Frauen den einzigen Schutz gegen den Regen, während sich Hirten Regenmäntel aus Binzen oder Lindenbast herstellten (Seprun), indem sie an einen Strick von der Länge der Halsweite den Bast festbanden und über die Arme und den Oberkörper hängen ließen, wie man etwa Hen- und Strohschober dadurch gegen die Kälte zu schützen sucht, daß man die oben herausragende Stange mit einem Strohhüschel umbindet, den man an den Seiten hinunterhängen läßt. In der Rohitscher Gegend waren schon früher bei den Weibern großbeklümte Röcke bevorzugt und trugen die Hausfrauen am Gürtel an einer Kette ein Messerchen.

Der Grundtypus des Hauses besteht aus einem Vorraume, der zugleich als Küche dient, von welchem aus man nach der einen Seite in das Wohnzimmer, nach der anderen in die Vorrathskammer gelangt. Eigene Küchen finden sich in den wenigsten Bauernhäusern, da der vom Vorraum aus heizbare große Ofen zugleich als Kochplatz dient, nur auf dem Bachergebirge trifft man noch hier und da den Feuerherd mitten im Wohnzimmer; über demselben fängt ein Ziegeldach den Rauch auf und leitet ihn ab. Im Allgemeinen zeigt sich jedoch das Streben, das Wohnhaus immer behaglicher einzurichten und auch in den Wirthschaftsgebäuden Verbesserungen anzubringen, so daß in den reicheren Gegenden manches Bauernhaus sich auch eines vornehmen Besuchs nicht zu schämen braucht.

Wo die Viehzucht auf höherer Stufe steht, zeigt sich auch an den Stallungen das Streben, dieselben so rationell als möglich herzustellen. Als Baumaterial ist das Holz besonders beliebt, weil es die Wärme besser hält und der Bau leichter vor sich geht, doch wird bei Neubauten der Stein und Ziegel vorgezogen oder sonst wenigstens das Holz mit Mörtelbewurf verkleidet. In einigen holz- und steinarmen Gegenden bildet man die Seitenwände aus gestampfter, mit Stroh gemengter Erde. Die Bedachung liefert Stroh, obwohl ein Ziegeldach den Stolz des Hausherrn ausmacht, Schindeln werden wegen ihrer Feuergefährlichkeit gerne vermieden. In den Gebirgsgegenden, wo es schwer fällt, für das Wohnhaus und die Nebengebäude einen genügend großen ebenen Platz zu finden, werden wohl die Tennen und die Vorrathsräume für Stroh und Heu gerne in das erste Stockwerk verlegt und zu denselben Zufahrtsbühnen eingerichtet. Ist der obere Raum bewohnbar, so bringt man gerne einen nach außen offenen Gang an, der auch zum Trocknen der Feldfrüchte und der Wäsche benützt wird, oder stellt man zu ersterem Zwecke eigene sogenannte Harpsen her. Dies geschieht hauptsächlich dort, wo die Niederschläge



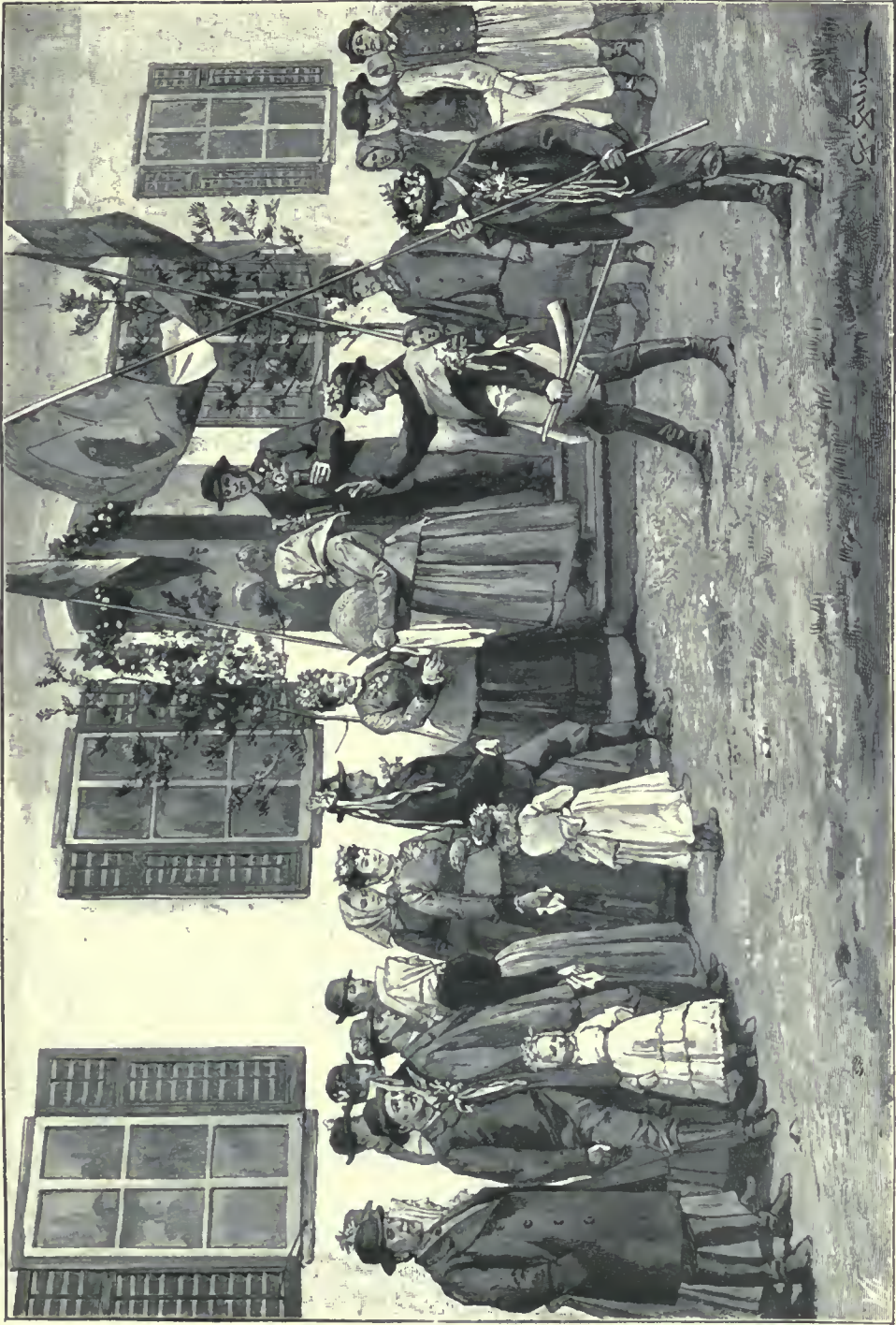
häufiger sind und das Trocknen des Getreides auf dem Felde nicht thunlich machen. Auf das Äußere des Hauses verwendet man besondere Sorgfalt; die weiblichen Hausbewohner erachten es als ihre erste Pflicht, auf Reinlichkeit und Nettigkeit zu sehen, — ist ja ein nettes Haus die beste Empfehlung für eine heiratsfähige Tochter. Im Frühjahr müssen sie demnach auch die Holzhäuser frisch tünchen und den Sockel mit dunkler Farbe anstreichen, und zeigen manche eine gar nicht geringe Geschicklichkeit, das Haus durch farbige Linien und Arabesken heranzuputzen. Einige sorgsam gepflegte Blumentöpfe mit Nelken und Rosmarin vervollständigen den angenehmen Eindruck, welchen ein so herausgeputztes Heim auf den Wanderer hervorbringt. Eine nur noch seltene Sitte findet sich noch dort und da, daß man nämlich die Fleischkammern neben dem Wohngebäude auf einem Balken in Form eines Taubenfогels, zu dem man nur mittels einer Leiter gelangen kann, herstellt.

Die Einrichtung ist eine recht einfache, ein Tisch, Truhen, Bettgestelle, einige Kästen machen das Mobilar aus; um die Wände und den Ofen laufen breite Bänke, die im Winter oft auch als Betten dienen. In der Ecke, wo der Tisch steht, finden sich das Crucifix und rechts und links von demselben Heiligenbilder. Die Vermöglicheren sorgen natürlich für ihre Bequemlichkeit auch besser, manche verfügen sogar über eigene Fremdenzimmer, welche mit allem Nothwendigen sehr gut ausgestattet sind.

Der Bauer lebt fast ausschließlich von den Früchten, welche ihm sein eigener Grund und Boden liefert, manche besorgen selbst das Mahlen des Getreides auf eigenen Handmühlen (žrnolja) und bereiten sich auch den Brei auf eigenen Stampfen, welche mit dem Fuße in Betrieb gesetzt werden. Jede sorgsame Hausfrau ist auch darauf bedacht, daß sie stets einen genügenden Vorrath an eigenem Gespinnst und Hausleinwand im Kasten habe.

In Bezug auf die Nahrung sind die Slovenen sehr mäßig. In den Gebirgsgegenden liebt man stark geschmalzene Speisen und ißt öfter des Tages, in den Weingegenden sind dagegen die Winzer — der Noth gehorchend — wahre Muster von Anspruchslosigkeit, da sie oft nur einmal des Tages kochen und sich zu den übrigen Mahlzeiten mit den Resten der ersten begnügen. Fleisch kommt nur zu Festtagen und in der Faschingszeit auf den Tisch, wenn jeder, der es halbwegs erschwingen kann, ein oder auch mehrere Schweine schlachtet, um sich mit Fleisch und Fett für das ganze Jahr zu versorgen. Mancher vergißt dabei auch wohl der mageren Zukunft und zehrt mit Freuden von dem Segen Gottes, bis die Vorrathskammer vorzeitig leer wird. Unter den Mehlspeisen sind am beliebtesten die „gibanice“, welche aus mehreren Lagen feinen Teiges bestehen, zwischen welche Käse und Rahm mit Zuthat von Nüssen und dergleichen gestrichen wird, und die „kvasenice“ und „krapci“, gebackene, mit Eiern, Käse und dergleichen bestrichene Speisen.

Das Leben des Menschen umgibt der Volksglaube der Slovenen mit mancherlei sinnigen althergebrachten Gebräuchen, deren Sinn und Zweck dem Verständniß allerdings



Eine Hochzeitsscene.

schon entrückt ist, welche man auch selbst schon nicht mehr so ernst nimmt, aber doch, wenn auch mit ungläubigem Lächeln, beobachtet. So erzählt man sich noch immer von dem wunderbaren Schalten und Walten der Geburts- und Schicksalsfrauen „Rojenice“ und „Sojenice“, welche dem Erdenpilger gleich bei dessen Geburt das Schicksal bestimmen. In den Gebirgsgegenden führen diese den Namen weiße Frauen (bele žene) und haufen auf den höchsten Berggipfeln, sind von schlankem Körperbau, besitzen lange Haare, sind weiß gekleidet und können durch die Luft fliegen.

Bei Eintritt der schweren Stunde ruft die Bäuerin die Pathin und die Wehmutter ins Haus, welche alle Hausbewohner aus dem Zimmer schaffen, um das Kind vor dem Blicke unbrennener Augen zu schützen. Einige Münzen, ins erste Bad geworfen, sollen dem Kinde Reichthum bringen. Die Taufe wird so schnell als möglich vorgenommen, die Pathin trägt das Kind, die Wehmutter aber eine Flasche, eine Kerze und ein weißes Tuch. In der Flasche soll sie stärkenden Wein für die Wöchnerin mitbringen, die Kerze wird angezündet, wenn jemand entgegenkommt, damit derselbe keine Macht über das Kind erhalte, da das am liebsten sich erfüllt, was die Begegnenden von einem Ungetauften denken; das weiße Tuch soll dagegen zeigen, daß ein unschuldiges Kind zur Taufe getragen wird. Erst nach der heiligen Handlung stillt die Mutter das Kind, denn es könnte unerjättlich werden, wenn dies früher geschähe. Eine Woche darauf sendet die Pathin der Mutter zwei große Laibe Weißbrod (pogača) und zwei Ellen feines Leinen, dem Täufling aber einige Ellen Leinwand zum Geschenke. Die Wöchnerin wird bis zu ihrer Vorsegnung mit Wein bewirthet und darf die Hauschwelle nicht überschreiten, damit kein Unglück über das Haus komme; das Kind wird, wenn es männlichen Geschlechtes ist, gerne in männliche Kleidungsstücke gehüllt, damit es später nicht zu sehr nach der schöneren Menschenhälfte schiele; auf ähnliche Weise sucht man auch die Mädchen zu schützen. Die ersten sechs Wochen darf man das Kind nicht allein lassen, damit es die wilde Frau (divja žena) nicht raube oder gar ersticke. Der Pathe tritt nach dem Volksglauben in enge Verwandtschaft mit dem Täufling, so daß nach dem Volksliede, auf Mariens Fürbitte, alle Seelen aus der Hölle entlassen wurden bis auf jene, welche den Gatten erschlagen, sich mit dem Pathen vergangen oder an Gott verzweifelt hatten.

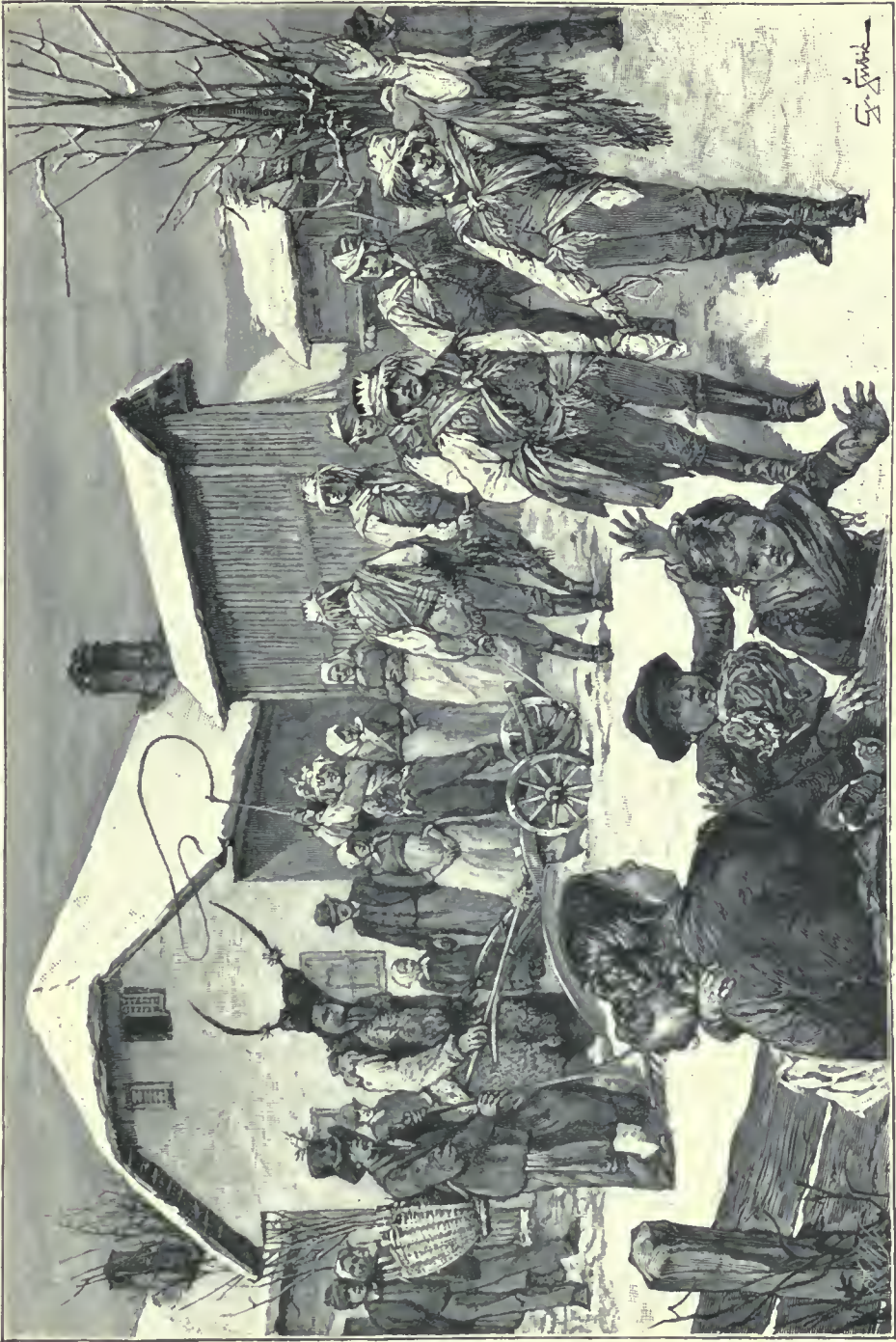
Kommt für den Jungen die Zeit heran, da ihn der Kaiser vorruft, um ihm die Vertheidigung des Vaterlandes anzuvertrauen, so darf er sich schon unter die Jugend mischen, die Samstag Abends auf dem Dorfplatze ihre Gefänge erschallen läßt. Aber auch da hat er den Befähigungsnachweis zu liefern. So lag und liegt noch z. B. in Oberburg ein 150 alte Pfund schwerer Stein vor einem Hause, an welchem der Burtsche zuerst seine Kraft erproben muß, ehe ihn die älteren Kameraden als ebenbürtig betrachten. Man darf er auch unter Liebchens Fenster, aber bei Leibe nicht außer der eigenen Gemeinde, denn



würde er betroffen, folgte zum mindesten ein kaltes Bad am nächsten Brunnentrog oder andere noch weniger angenehme Zurechtweisungen — die Bursche sind alle kriegerisch und dulden keine Eindringlinge. Mit schwerem Herzen geht es sodann zur Absentirung; für den Tauglichen ist es eben auch nicht angenehm, auf ein paar Jahre den Seinen Lebewohl sagen zu müssen, und bei der Prüfung fällt schon gar niemand gerne durch. Endlich ist auch für den Fehlerlosen die Militärdienstzeit überstanden, mit erweitertem Gesichtskreis und einer Fülle von Erfahrungen kehrt der reife Mann zu den Seinen zurück und greift fröhlich wieder zur altgewohnten Beschäftigung, denn nun blüht ihm die Aussicht auch bald sein eigener Herr zu werden, wenn ihm die Eltern das Anwesen übergeben und es nicht vorziehen, das Regiment im Hause selbst weiter zu führen. Bei der Wahl der Lebensgefährtin spielt die Liebe oft eine geringe Rolle, denn das Haus braucht nicht nur eine tüchtige Hausfrau, sondern auch eine entsprechende Mitgift. Gewöhnlich lenken daher die Eltern selbst oder der Vormund die Blicke des Ehestandseandidaten auf das passende Mädchen. Der Bursche geht am Mittwoch oder Samstag Abends in Begleitung eines erfahrenen, angesehenen, redengewandten Mannes auf Brautschau (na ogledi). Der Sprecher bringt nach mancherlei Umschweifen das Anliegen vor und erhält die Zusage, deren er sich in der Regel schon im voraus versichert hat. Nach den nöthigen Schritten bei den Behörden beginnen die Vorbereitungen. Der Bräutigam wählt sich zwei Brautführer (družba), die Braut zwei Brautjungfern (svatevca) und beide gemeinsam zwei Hochzeitslader (pozavcin). Diese zwei Staffiren sich zu ihrem Amte besonders heraus. Die Hüte zieren natürliche oder künstliche Blumen, von den Schultern wehen lange Seidenbänder, vom Rock ein buntes Tüchlein. Bei Friedau führen sie einen Stock mit einem daran befestigten Strauße und einem Glöcklein daran. In der Murgegend erhalten sie eine Trommel und eine Trompete und ziehen mit einer vollen Flasche unter Trommeln, Blasen, und Lärmen von Haus zu Haus, um die Hochzeitsgäste einzuladen. In langer launiger Rede begrüßen sie die Hausgenossen und bringen endlich ihr Anliegen vor, um nach einer reichlichen Bewirthung weiter zu ziehen. Damit ist jedoch ihr Amt noch nicht zu Ende, denn ihre Aufgabe ist es auch, das nöthige Fleisch, den Wein, Tische und Stühle und alles Tischgeräthe herbeizuschaffen. Am Vorabend der Hochzeit werden beim Bräutigam während eines fröhlichen Mahles die Anordnungen für den Festzug getroffen und am nächsten Morgen setzt sich der Festzug mit der Gemeindefahne an der Spitze — im Stainz- und theilweise auch im Pöbznitzthale hat nämlich jedes Dorf von altersher sein eigenes, gewöhnlich scherzhaftes Wappen — unter dem Krachen der Pistolen mit Musikbegleitung in Bewegung. Bei Friedau fährt man hier und da noch mit einem Ochsenviergespann um die Gäste. Die Thüre des Brauthauses ist jedoch geschlossen und wird erst nach mancherlei wirrigem Parlamentiren geöffnet, wobei im Westen des Landes die Braut zuletzt mit

einem Glase Wein und einem Rosmarinzweig in der Hand erscheint und den Wein dem Bräutigam und dieser dem Altvater (staresina) übergibt, welcher es auf das Wohl des Paares und der Gäste leert. Während die Braut von den Ibrigen Abschied nimmt, singt man eigene Lieder, bis endlich der Zug sich zur Kirche bewegt, wobei die Burche aus den Dörfern, welche passirt werden, manchen Schabernack aufführen. Während der Trauung tanzt bei Pettau der Fahnenträger mit seiner Fahne vor der Kirche. Derselbe erscheint da und dort auch noch zu Pferde. Eigenthümlich ist es, daß man in der Gegend den Brantzug so einzurichten strebt, daß man der aufgehenden Sonne entgegenfährt und zu diesem Zwecke selbst einen weiten Weg nicht scheut. Nach dem Segenstrunk in der Kirche geleitet man die Braut in ihre neue Heimat. Auf der Hansschwelle wird sie mit einem Brotlaibe empfangen, das sie aneinander schneiden muß, zum Zeichen, daß sie nun die Wirthschaft übernimmt. In einigen Gegenden muß sie zuerst in die Küche gehen und von dem Sauerkraut kosten, damit das Kraut besser gedeihe, dabei theilt sie unter die Mägde Geschenke aus oder wirft wie in der Kollos auch ein Geldstück in das Feuer, eine alte Erinnerung an die Feueropfer. Das Festmahl dauert oft mehrere Tage, für arme Leute wird deshalb unter den Nachbarn hier und dort eine Sammlung eingeleitet. Am zweiten Morgen suchen Witzbolde aus den Häusern der nächsten Gäste allerlei Gegenstände unbemerkt zu enttragen, um sie sodann unter allgemeiner Heiterkeit zu versteigern. Natürlich kauft jeder Eigenthümer das Seine wieder zurück und darf auch den Preis schuldig bleiben. Aber auch die Diebe gehen nicht straflos aus; sie werden ohne Erbarmen zu Stockstreichen verurtheilt, nur schützt den Delinquenten ein unterschobenes Polster vor den Folgen der Execution, wenn nicht etwa ein Spaßvogel vor dem letzten Streiche das Polster blickschnell wegreißt und dem armen Sünder doch noch zur Strafe verhilft. So vergeht das Fest unter allerlei Kurzweil, unter Tanzen, Singen und Schießen bis die Gäste sich entfernen. Am ersten Sonntag nach der Hochzeit bewirthen die Brautleute das Gesinde und den Altvater. — Der Hochzeitskuchen, der mit selbstgefertigten künstlichen Blumen und mit Figuren von Hausthieren geschmückt ist, heißt „bosman“. Der Altvater legt ihn der Braut vor dem Schlafengehen in den Schoß, während die weiblichen Gäste ein altes Lied dazu singen. Die Braut übergibt den Kuchen dem Bräutigam und nun singen die Männer ein Lied, in welchem sie Glück und Segen für den Ehemann erblehen. Dieser legt den Kuchen zuletzt auf den Tisch. Unter den sonstigen Gesängen, welche bei dieser Gelegenheit erschallen, gibt es nicht wenige, welche an alte, nun schon verschollene Gebräuche erinnern, wie an das Beschenken der Gäste u. s. w., wie solche bei den Südslaven noch jetzt bestehen.

Den Tod denkt man sich als weiße Frau (smrt, weiblichen Geschlechtes) von ungehenerer Schnelligkeit. An Kreuzwegen, wo sich auch die Seelen der Abgeschiedenen



Der Zug der Pflüger.



versammeln, erscheint sie. Abends versammeln sich die Nachbarn im Trauerhause, beten für des Todten Ruhe und singen. Am Begräbnistage früh legt man den Todten in den Sarg und stellt denselben vor die Hausthüre, wo ein redegewandter Mann die guten Eigenschaften des Todten feiert und Abschied von ihm nimmt. Das Forttragen der Leiche soll den Haushieren gemeldet werden. Das Begräbniß findet gewöhnlich Vormittags statt, da um 12 Uhr die Todten den neuen Ankömmling begrüßen kommen und es für diesen leichter ist, einen solchen Besuch bei Tag als in der Nacht zu empfangen. In der Gegend von Gonobih herrscht der Glaube, daß der zuletzt Begrabene so lange an dem Friedhofsthore Wache halten muß, bis der nächste begraben wird. Nach dem Begräbniß versammeln sich die Verwandten zum Todtenschmaus („sedmina“, in der Murgegend „karmine“), eine Erinnerung an die alten heidnischen Todtengebräuche.

Die Seelen ungetauft gestorbener Kinder fliegen des Abends unter Zischen und Pfeifen durch die Luft. Das Volk nennt sie „Movje“ oder „Žive.“ Wer sie hört und aus einem klaren Bache Wasser nach ihnen spritzt und dazu die Taufformel sagt, kann sie erlösen. Jedenfalls darf man nicht pfeifen, wenn man sie hört, oder über sie spotten, denn es ging sonst schlecht.

Das Volk ist sehr gefangliebend und sieht die ganze Natur mit poetischen Augen an. Die Vögel reden ihm eine verständliche Sprache, die Goldamsel erzählt dem Hirten, wo sich die verlorene Stute befinde, die Lerche fordert den Ackermann zur Saat und zur Arbeit auf, die Wachtel spottet der säumigen Arbeiter; am eigenthümlichsten ist es jedenfalls, daß man der Lerche nachsagt, sie singe beim Aufsteigen, sie wolle den Herrgott erschlagen, bereue aber ein solches Beginnen, da sie sich beim Niederfliegen gleichsam entschuldigt, sie habe die Keule dazu vergessen.

Ebenso wirken in dem Festkalender noch alte heidnische Naturanschauungen, verklärt durch den Einfluß des Christenthums nach. Weihnachten (hozič, ein Verkleinerungswort aus Bog, Gott) ist so heilig, daß Derjenige, welcher an dem Tage stirbt, geradenwegs in den Himmel kommt. Darum ist sie auch zur Erforschung der Zukunft besonders geeignet. Spaltet man vor dem Gange zur Mette sechs Buchenklöße und legt dieselben nach der Reihe der Monate von Osten gegen Westen nebeneinander und streut auf jedes Stück ein Häufchen Salz, so erkennt man die feuchten und regnerischen Monate des künftigen Jahres, denn auf deren Klößen ist das Salz zerflossen. Dasselbe kann man auch mit Zwiebelhälften erforschen. Als Festbrot bäckt man noch theilweise den „kue-kruh“, doch kennen wenige Hausfrauen die dazu nöthigen Ingredienzien. Das Haus wird geschmückt, die Krippe in der Ecke des Zimmers aufgestellt und eine Taube als Sinnbild des heiligen Geistes über dem Tische aufgehängt. Abends deckt man den Tisch und legt drei Laibe Brod darauf, eines aus Roggen, das zweite aus Heiden- und das dritte aus

Weizenmehl. Das letztere heißt Weihnachtsbrod (božičnik) oder auch das starke Brod (močni kruh) und darf erst am Feste der heiligen drei Könige angechnitten werden, während dies mit den zwei ersteren schon am Neujahrstage geschieht. Die zwölf Nächte zwischen Weihnachten und Dreikönig heißen die Wolfsnächte (volčje noči), denn zu der Zeit hat der „Čert“, ein böser Geist, Macht über die Schlechten. Er kommt zum Hause und führt die Seinen fort, jagt sie in ein großes Wasser und verwandelt sie dann in



Der Umzug des „Grünen Georg“.

Wölfe. In dieser Zeit ziehen die Neujahrssänger (koledniki), Knaben in ungerader Zahl, ihr Anführer heißt in einigen Gegenden „Volčko“ (Wölflin), von Haus zu Haus und singen ihre Wünsche, wofür sie beschenkt werden. Ebenso ziehen die heiligen drei Könige und zu Lichtmess die „svetčari“ (Lichtmesssänger) herum. Am letztem Tage sucht man sich Glück und Segen dadurch zu sichern, daß man gleich nach dem Aufstehen eine geweihte dünne Kerze dreimal um die Brust, dreimal um die Hand und dreimal um den Fuß windet (čučkanje).

Der Fasching ist die Zeit der allgemeinen Freude, die Burtsche knallen mit langen Peitschen und veranstalten für den Faschingsdienstag mancherlei Mummereien. Mit

kreuzweis über den Rücken gebundenen bunten Tüchern, den Hut mit Bändern geschmückt, ziehen die Pflüger (orači) mit einem Pfluge durch das Dorf. Ein als altes Weib verkleideter Bursche sammelt in einem Rückenkorb Gaben; ein „Kurent“, angethan mit einem verkehrten Pelze, mit einer Larve und mächtigen Hörnern auf dem Kopfe und einer Kuhglocke am Gürtel, bewaffnet mit einem Stock, an dessen Ende eine Zigelhaut genagelt ist, begleitet sie; manchmal schließt sich auch eine Schar reitender, als Weiber verkleideter Bursche an. Im Hofe zieht man Furchen in den Schnee und säet Rübensamen (gewöhnlichen Sand), damit die Rüben gedeihen. Kaum sind die Pflüger vorbei, kommen Kameele (gambela) und ähnliche Ungethüme daher, welche es besonders auf die Kinder abgesehen haben. Der Abend wird sodann bei einem Festmahle beschlossen, wobei mancher des Guten zu viel thut, da für die Fastenzeit kein Fleisch übrig bleiben darf. Zu Fasten wird die „Alte zerfägt“ (babo žagati). Auf einer Brücke wird ein Strohpopanz in Gestalt eines alten Weibes entzweigefägt und dann ins Wasser geworfen. Am Palmsonntag darf man ja nicht vergessen, Palmkätzchen weihen zu lassen, denn das geweihte Holz schützt das Haus vor Feuer und Blitz.

Zu Ostern bäckt man radförmige Kuchen (kolač), färbt Eier roth und trägt alles dies sammt Fleischspeisen zur Weihe. In aller Früh glühen auf den Bergen die Osterfeuer und begrüßt das Krachen der Pistolen das Fest, welches im Slovenischen in Erinnerung an die Auferstehung des Herrn „velika noč“ (große Nacht) heißt.

Der eigentliche Frühlingspatron ist der heilige Georg. An seinem Feste wird das Weidevieh mit frischen Kränzen geschmückt und zieht der „grüne Georg“ (zeleni Juri) herum. Ein Bursche wird nämlich mit grünen Buchenzweigen oder Blumen umwunden und zieht in Begleitung von einigen Musikanten im Dorfe herum; vor jedem Hause tanzt er und schwingt seinen blumen- und bändergeschmückten Stock, während die Begleiter singen und um Eier und Schmalz bitten. Vor diesem Tage haben die Schlangen kein Gift.

Am Tage des heiligen Florian dürfen nicht die Weiber in der Früh das Feuer entzünden, sondern kommen die Bursche, dies zu besorgen, wofür sie mit Eierkuchen bewirthet werden.

Das Pfingstfest feiern auch die Hirten auf besondere Weise. Ein Theil des Weideplatzes wird für diesen Tag reservirt, wer zuerst sein Vieh austreibt, darf es dort grasen lassen. Kommt aber ein Mädchen zuerst, so wird es mit Kränzen geschmückt und unter Gesang und Tänzchen nach Hause geleitet. Sie führt den Namen „lepa Leksa“ (die schöne Leksa) und ist die Hirtenkönigin bis zum nächsten Jahr.

Den Mittelpunkt der sommerlichen Feste bilden die Sonnwendfeuer (kres). Vor einigen Jahren zogen an diesem Tage noch Mädchen in den Hain, zündeten ein Feuer an und tanzten singend um dasselbe, worauf sie ein Festmahl hielten. Diese Zeit gilt dem





Die Handmühle.

Volke als die heiligste im Jahre, die Feuer sollen zu Ehren des Kresnik, auch Krstnik, angezündet werden, der vor Zeiten, als die Erde noch mit Wäldern und Moräften bedeckt war, viele Ungeheuer und giftige Schlangen erlegt haben soll. Die Frauen werfen Eisenfrant in die Gluth, um gegen Unglück gefeit zu sein, die Bursche suchen dabei die Mädchen mit Wasser zu begießen und springen über das Feuer, über welches man vordem auch das Vieh trieb.

Die schwere sommerliche Arbeit beschließt ein Fest nach Beendigung des Drusches (domlatki); im Herbst bildet die Weinlese mit ihren Freunden den Schluß der Arbeit in den Weingegenden, während im Gebirge nach dem Einbringen der Strenvorräthe der Abschluß der Arbeit gefeiert wird. So rückt der Winter heran, der jedoch auch für Jung und Alt zu Martini und Nikolai freundige Ruhepunkte bringt und zu Weihnachten wieder sich einfügt in den Festkalender des Jahres.

Das Volk beschäftigt sich hauptsächlich mit der Landwirthschaft, die Industrie ist nicht bedeutend, der Bergbau liefert nur Kohle. Vor nicht gar langer Zeit betrieb man an der Drau bis über Pettan hinauf noch die Goldwäscherei. Dann und wann kommen Goldwäscher auch jetzt noch aus Kroatien herauf, die Einheimischen haben jedoch diesen Erwerbszweig als zu wenig lohnend aufgegeben, so daß nur der Name des Dorfes „Zlatoličje“ (Golldorf, verberbt aus Golddorf) bei Pettan daran erinnert. Mit Rahn und Werkzeugen kommen die Goldsucher zu Wagen angefahren, schicken das Gefährte zurück und beginnen ihre Arbeit. Zu drei Personen zusammen entfernen sie den groben Schotter und bilden Haufen von feinem Sande. Ein dickes Brett von etwa 70 bis 80 Centimeter Breite und 1.2 Meter Länge, dessen Oberfläche mit horizontalen Sägeinschnitten versehen ist, wird als schiefe Ebene aufgestellt, auf welche ein Arbeiter Sand wirft, während ein zweiter Wasser darauf gießt und ihn dadurch abschwemmt. Die in den Einschnitten zurückbleibenden Goldkörner werden sodann in Quecksilber amalgamirt und an die Münze in Esafathurn verkauft. Der Verdienst wird auf 80 Kreuzer per Arbeiter und Tag geschätzt, besonders günstige Umstände sollen aber sogar einen Ertrag von täglich 2 Gulden ermöglichen. Im Volksmunde leben noch viele Sagen und Märchen, die zum Theil noch des Forschers harren. Der Nationalheld der Slovenen ist „Kralj Matjaž“ (König Matthias), dessen Urbild wohl in das graue heidnische Alterthum zurückreicht, was ähnliche Züge in verschiedenen anderen slavischen und nichtslavischen Sagen beweisen. Auf die Gestaltung desselben hatten die Thaten des Königs Matthias Corvinus und der Cillier Grafen einen besonderen Einfluß. Am nächsten verwandt ist die jüdislavische Sage von dem Königssohn Marko (Marko Kraljević), der auch den Slovenen nicht unbekannt ist. Die Liebe des Volkes erwarb sich der Held Matthias durch seine Gerechtigkeit und seine Tapferkeit im Kampfe gegen die Türken. Wie Barbarossa und Marko ist er nicht gestorben,

sondern schläft mit seinem Heere im heiligen Berge (Sveta gora) und wird dereinst wieder hervorkommen, alle Feinde besiegen und der Welt den ewigen Frieden bringen. Unter den übrigen Sagen ist die vom Glasberge überall verbreitet. Dieser befindet sich weit wo im Morgenlande. Auf demselben steht das goldene Schloß Krsnik's, vor demselben ein Apfelbaum mit goldenen Früchten. Wer dorthin gelangt und einen Apfel bricht, stirbt nicht. Auf dem Bachergebirge haust noch die „Vehtra haba“, sie kann das Hundegebell nicht leiden und segnet den Hirten die Herden, wenn sie ihr Flachß bringen, welchen sie gerne spinnt. Sie rufen dieselbe auch um Regen an, indem sie ein Mädchen mit einem Binsenmantel bekleiden, es mit Wasser begießen und ein Lied singen, in welchem sie die Vehtra haba um Regen bitten und ihr Flachß versprechen. Wenn es blizt und donnert, kämpfen die Geister Kombat und Krsnik mit einander. Nach einer anderen Version verfolgt dagegen Gott den Bösen mit dem Blitze, deshalb halten es Einige nicht für gerathen, sich während des Blitzens zu bekrenzen, da der Böse sich gerne hinter einen solchen Menschen versteckt, um nicht getroffen zu werden. In den Wäldern treibt auch der Čatež, halb Mensch, halb Bock, sein Wesen, dort wohnen auch die wilden Frauen, Dimok, ein schwarzer Unhold, Laber, ein freundlicher weißer Zwerg, der wilde Mann (Divji mož), die Polkonji (halb Pferde, halb Menschen) und die Pesoglavi (Hundsköpfe), zu Mittag erscheint im Sommer die „Preglavica“, ein Weib ohne Kopf, am Abend schreckt die Puga die Menschen, in den Hüttern treiben Kobolde (Šetek, Dedek) ihr Unwesen, die Torklja verfolgt die Weiber, welche Samstag Abends zu lange arbeiten, der Škrat bringt Jenem Geld, der ihm seine Seele verschreibt; im Wasser hält sich der Wassermann (Povodnji mož oder Gestrin) auf, ihm muß der Fischer Geschenke ins Wasser werfen, will er einen reichen Fang machen. So ist die ganze Natur mit allerlei guten und bösen Geistern erfüllt, welche jedoch nur in der Erinnerung des Volkes leben, der Glaube an sie ist geschwunden.

### Die Sprache der Slovenen.

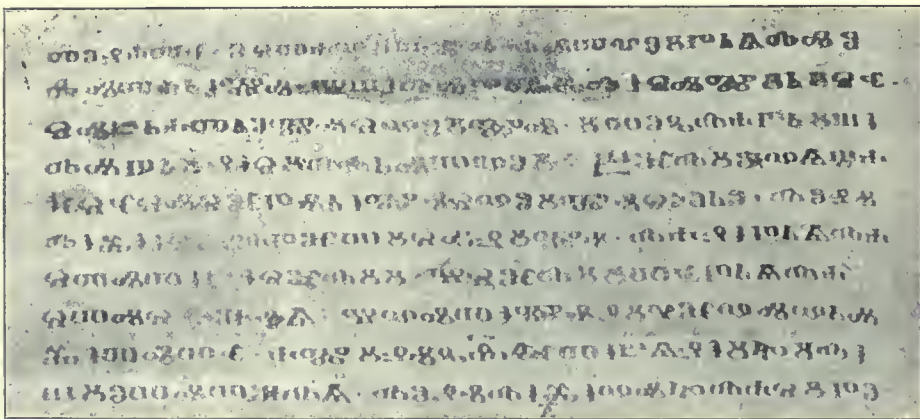
Die Slovenen nennen ihre Sprache slovĕnski jezik, die slovenische Sprache. Im Munde des deutschen Nachbarn heißt diese Sprache die windische, in den gelehrten Schriften auch die nenslovenische. Windisch, Slovenisch, Nenslovenisch sind drei Namen für eine und dieselbe Sache. Doch bezeichnet jeder Name die Sache von einem anderen Standpunkte. Es dürfte demnach angezeigt sein, zuerst das Thatsächliche über jeden dieser Namen zusammenzustellen und darauf die Sprache selbst zu charakterisiren.

Der Name Windisch ist abgeleitet vom Substantiv Wende. Vom VI. bis zum XII. Jahrhundert wurden die Slaven von den Schriftstellern des Westens, namentlich von den deutschen Schriftstellern Wenden, Winden, in der lateinischen Form Venedi,



Vinidae genannt. Auch heutzutage spricht und schreibt man noch von den Spree-Wenden, von den Wenden in der Lausitz, ebenso wie von den Wenden in Steiermark, Kärnten, Krain und dem Küstenlande. Wie weit der Name Wende in der Geschichte zurückreicht, darüber läßt sich Folgendes sagen. Bei Plinius Secundus, Tacitus, ebenso bei Ptolemäus und auf den Peutinger'schen Tafeln wird im Osten Europas eine Völkerschaft unter dem Namen Venedi, Ouevédoi genannt. Tacitus weiß nicht recht, ob er diese Völkerschaft unter die Germanen oder Sarmaten rechnen soll.

Die heutigen Ethnographen nehmen keinen Anstand, die erwähnten Venedi als einen slavischen Volksstamm anzuerkennen. Und da wir weiter wissen, daß unsere Wenden im VI. Jahrhundert von Osten her durch das Donau- und Drauthal herauf in die pannonischen und norischen Gebiete eingewandert sind, so liegt es nahe, den Namen

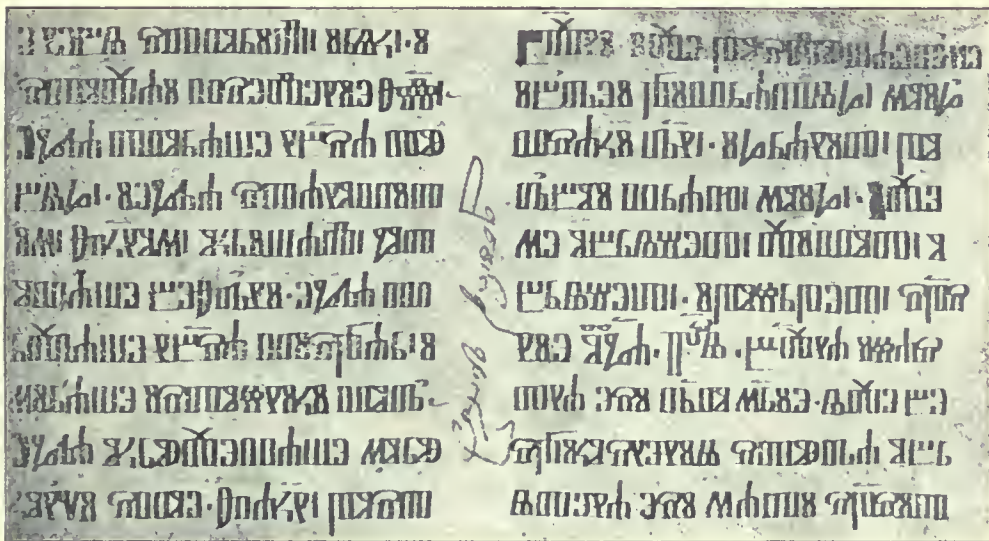


Altslowenisch: Ältere glagolitische Schrift (X. Jahrhundert).

der Venedi des I. Jahrhunderts mit dem der nachherigen Venedi, Vinidae und dem unserer Wenden in Zusammenhang zu bringen. Mit dem Namen Wende bezeichneten also zunächst die Deutschen den slavischen Volksstamm im Allgemeinen und so pflegen sie noch heutzutage speciell in Österreich die Slovenen in Steiermark, Kärnten, Krain und dem Küstenlande zu bezeichnen. Darans erklärt sich der Name windische Sprache, ebenso die verschiedenen Namen von Gegenden und Ortschaften, welche gegenwärtig noch von dem Stamme unserer Wenden bewohnt werden oder vor Zeiten von ihnen bewohnt worden sind. So beispielsweise in der Geschichte die Windischen Marken, dann die heutigen Gegenden und Orte wie die Windischen Bühel, Windisch-Feistritz, Windisch-Graz und so fort. Selbst in Tirol findet sich noch der Ort Windisch-Matrei, desgleichen in Oberösterreich Windisch-Garsten.

Der Name slowenische Sprache, slovenski jezik, ist die einheimische Bezeichnung der Sprache, slovenski als Adjectiv ist aus dem Namen Slovén gebildet. Dieser Name

wurde noch zu Zeiten der Reformation in den Schriften Trubers und Dalmatins in dieser Form angewendet zur Bezeichnung eines Angehörigen des slovenischen Volkes. Heutzutage dient für die Bezeichnung die Form Slověnec. Im Übrigen läßt sich der Name in seinen verschiedenen Formvarietäten mit einiger Wahrscheinlichkeit bis Ptolemäus 175 n. Chr. und mit Sicherheit bis Cäsar von Nazianz 525 n. Chr. zurückverfolgen. Der Name Slověn liegt demnächst dem Adjectiv slověnski der einheimischen Bezeichnung unserer Sprache zu Grunde. Mit Slověn ähnlich klingen die Völkernamen Slovak, Slave und der Ländername Slavonien. Alle diese Namen gehören zu demselben Wortstamm. Noch



Altslowenisch: Jüngere glagolitische Schrift (XI. Jahrhundert).

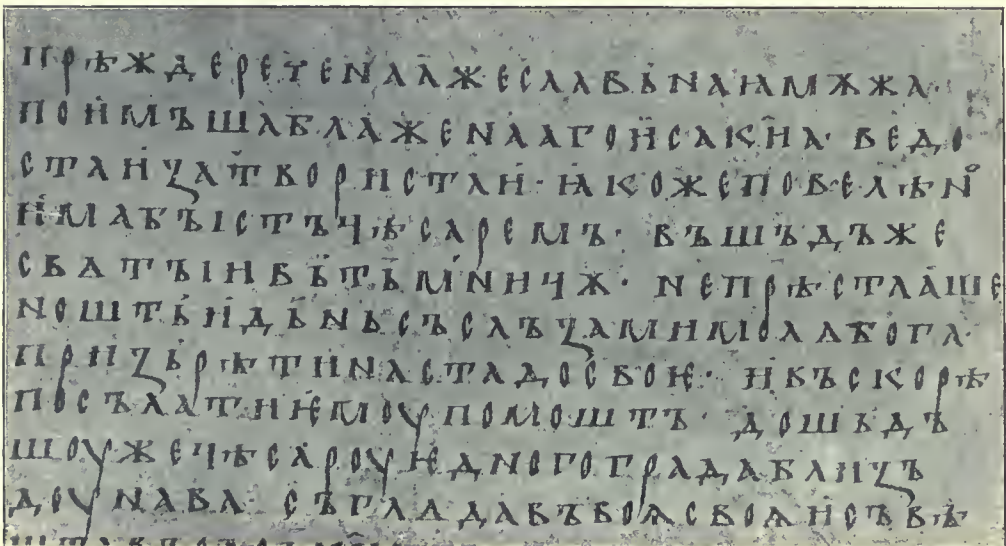
mehr. Der Slovak nennt merkwürdigerweise seine Sprache auch slovenský jazyk, also genau so wie der Slovene. Der den Slovenen und Slovaken gemeinsame Name slověnski jezik erinnert demnach an die Zeiten des großmährischen Reiches und des heiligen Cyrill und Method, der slavischen Apostel, welche in Pannonien und in Mähren dem Volke das Evangelium in seiner Sprache verkündeten und sowohl in Mähren als auch in Pannonien verstanden wurden. Auch diese Sprache, deren sich Cyrill und Method bedient haben, heißt slověnskyj jazyk. In dem Namen slověnski jezik liegt demnach ein Stück Geschichte, wenn man sich vergegenwärtigt, daß mit diesem Namen die Sprache der heutigen Slovenen und Slovaken und die der mährisch-pannonischen Bewohner des IX. Jahrhunderts zugleich bezeichnet wird.

Die Geschichte des IX. Jahrhunderts bezeugt es ausdrücklich, daß im Jahre 867 die Brüder Cyrill und Method in Pannonien am Hofe des pannonischen Fürsten Rocel

das Christenthum predigten und Method in den Jahren 869 bis 885 als Erzbischof von Pannonien und Mähren wirkte.

Und Method predigte nicht blos in der Sprache des Volkes, sondern auch die heilige Messe und die ganze Liturgie, wie sie sonst in lateinischer Sprache üblich ist, wurde in slovenischer Sprache abgehalten. Papst Hadrian II. hatte im Jahre 879 die Einführung der slavischen Liturgie ausdrücklich bewilligt und Papst Johann VIII. im Jahre 880 die Bewilligung erneuert.

Behufs der Einführung der slavischen Liturgie wurden die bezüglichen Bücher und Schriften ins Slovenische übersetzt. Cyrill selbst hatte für diesen Zweck die der slovenischen



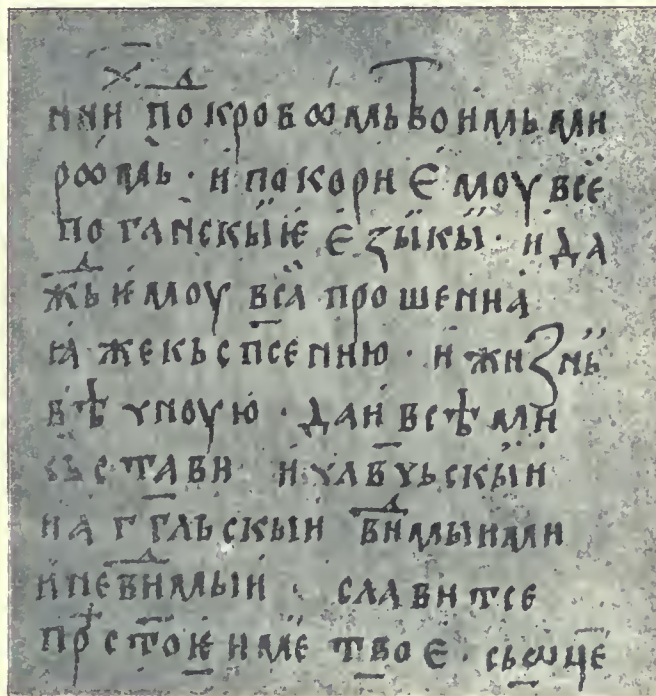
Altslovenisch: Ältere kyrillische Schrift (XIV. Jahrhundert).

Sprache entsprechenden Lautzeichen, die Glagolica, die Vorgängerin der Cyrilica, erfunden oder mindestens vervollständigt, und so hat sich im IX. Jahrhundert auf dem mährisch-pannonischen Boden eine ganze kirchliche Literatur in slovenischer, das ist altslovenischer Sprache entwickelt.

Die Denkmäler dieser Sprache sind von hohem sprachlichen Interesse und redende Zeugen, um Dasjenige zu bestätigen, was die Geschichte über die Thätigkeit der beiden Heiligen Cyrill und Method in Pannonien und Mähren überliefert. Diese Denkmäler weisen nämlich durch ihre Eigenart nach, daß die liturgische Sprache des heiligen Cyrill und Method in Pannonien entstanden ist. Man nennt sie deshalb füglich auch die pannonischen Denkmäler und verbindet damit den gleichen Sinn wie mit dem Ausdruck altslovenische Denkmäler. Sie repräsentiren eine ältere Sprache als andere kirchenslavische Denkmäler,



welche einer späteren Zeit angehören und die man als die bulgarischen, kroatischen, serbischen, russischen erkennt und bezeichnet. In diesen ältesten kirchenslavischen Denkmälern sind liturgische Termini enthalten, welche darauf hindeuten, daß die Denkmäler nicht dort, wo die griechische Sprache herrschte, sondern hier ihren Ursprung nahmen, wo die lateinische Liturgie, sei es zuvor im Lande selbst oder in unmittelbarer Nähe üblich war. Dieses Merkmal paßt nun nur auf Pannonien, wohin die deutschen Glaubenslehrer von Baiern und Karantainen aus vorgeedrungen waren. Außer diesen liturgischen Termini hat die



Altslowenisch: Jüngere kyrillische Schrift (XV. Jahrhundert).

Sprache der pannonischen Denkmäler selbst gewisse Merkmale an sich, welche nicht bloß ihr Alter kennzeichnen, sondern auch den Zusammenhang mit der heutigen slowenischen Sprache, also den Boden ihres Ursprunges erkennen lassen. Diese Merkmale sind nebst anderen die Nasallaute *ǫ* und *ǣ*. Nur in den pannonischen Denkmälern sind nämlich die Nasalvocale richtig angewendet. Und noch heute wird in der slowenischen Sprache jedes altslowenische *ǫ* durch *o*, *ǣ* durch *e* und nicht anders wiedergegeben, wenn sich auch heutzutage die Nasalirung selbst bis auf geringe Reste verloren hat.

Das gute Glück hat aber noch einen anderen berechneten Zeugen gestellt, welcher beweist, daß die liturgische Sprache des heiligen Cyrill und Method in Pannonien entstanden sein muß. Dieser Zeuge ist auch ein Monument aus alter Zeit, aus dem X. Jahrhundert.

Es sind dies die Freisinger = Denkmäler. Diese Denkmäler enthalten zwei slovenische Beichtgebete und eine slovenische Homilie über die Sünde, und zwar in der Sprache der damaligen Karantauer = Slovenen. Da diese Denkmäler unzweifelhaft slovenisch sind und der Sprache der pannonischen Denkmäler so nahe stehen wie kein anderes slavisches Denkmal, so ist es klar, daß auch umgekehrt dadurch auf die fraglichen pannonischen Denkmäler selbst ein neues Licht fällt, welches erkennen läßt, daß dieselben, weil ihre Sprache derjenigen der Freisinger = Denkmäler so nahe steht, auch in deren örtlicher Nähe entstanden sein müssen. Es können demnach diese eigenartigen slavischen Denkmäler, die nicht bulgarisch, nicht kroatisch, nicht serbisch, nicht russisch sind, dagegen der slovenischen Sprache, wie sie in den Freisinger = Denkmälern überliefert ist, so nahe stehen, sonst nirgends als in Karantanien's Nähe, das ist in Pannonien entstanden sein. Nicht bloß die Geschichte, sondern auch die Sprachwissenschaft weist also darauf hin, daß im IX. Jahrhundert in Pannonien die fragliche liturgische Sprache, die alt-slovenische Sprache gesprochen und zu Zeiten des heiligen Cyrill und Method der Gottesdienst in dieser Sprache abgehalten wurde.

Indeß diese Richtung der Entwicklung war in Pannonien nur von vorübergehender Dauer. Nach Methods Tode wurden seine Schüler aus Pannonien vertrieben, die Wogen der Zeit brausten über Pannonien, von Osten drangen die Ungarn, von Nordwesten die deutschen Stämme vor. Gegenwärtig bewohnen die Slovenen in Ungarn nur noch den westlichen Rand des Landes und berühren sich in der Umgebung von Radkersburg mit den Slovenen der südlichen Steiermark.

Diese Slovenen nun, soweit sie nämlich auf dem ehemals pannonischen Boden wohnen, das sind die Slovenen in Ungarn und in der östlichen Steiermark, ferner die Reste der slovenischen Bevölkerung in Kroatien-Slavonien, gehören demnach noch zu den Nachkommen der alten pannonischen Slovenen. Sie sprechen heute wie damals die slovenische Sprache. Nur ist die Sprache heute etwas verändert, denn auch die Sprache kennt keinen Stillstand, sondern sie ändert sich „wie das Laub an den Bäumen, welches im Herbst abfällt und im Frühjahr neu ersteht“. Die Gelehrten nennen deshalb die Sprache der gegenwärtigen Slovenen die neuslovenische Sprache zum Unterschied von der Sprache der Slovenen im IX. Jahrhundert, welche alt-slovenisch genannt wird. Freilich kommt noch ein Moment hinzu, wenn von der neuslovenischen Sprache die Rede ist. Insofern nämlich heute die neuslovenische Sprache auch die Schriftsprache aller Slovenen bezeichnet, ist jene Thatsache hervorzuheben, daß schon zur Zeit des heiligen Cyrill und Method die Sprache der norisch-karantaniischen und die der pannonischen Slovenen dialectisch verschieden war. Diese Verschiedenheit tritt bereits in den Freisinger = Denkmälern zu Tage. Demnach ist die neuslovenische Sprache zunächst ein Dialect, der sich frühzeitig auf dem ehemaligen norischen

oder speciell karantianischen Boden, und zwar ursprünglich neben dem Dialect der pannonischen Slovenen ausgebildet hat und dann auf die Entwicklung der heutigen slovenischen Schriftsprache von vorwiegendem Einfluß geblieben ist.

Es ist demnach festzuhalten, daß die slovenische Sprache der liturgischen Sprache des heiligen Cyrill und Method am nächsten steht und daß die Bewohner des östlichen slovenischen Sprachgebietes diese Sprache mit den durch das Intervall eines Jahrtausends in der Sprache hervorgetretenen Veränderungen und Vereinfachungen noch heutzutage sprechen. Schließlich möge nicht unerwähnt bleiben, daß neben dem Namen und der vorgetragenen Lehrmeinung von der alt-slovenischen Sprache auch noch eine andere Lehrmeinung besteht, welche dahin geht, daß die Heimat der liturgischen Sprache des IX. Jahrhunderts Bulgarien war und daß sie deshalb die altbulgarische genannt werden könne. Indes die hervorragendsten Forscher auf diesem Gebiete wie Kopitar, Miklosich und in seinen letzten Lebensjahren auch Šafárik haben die oben vorgetragene Ansicht von der pannonischen Heimat der liturgischen Sprache durch die historischen Facta und aus dem Charakter der sprachlichen Denkmäler vertheidigt und nachgewiesen. Und diese Ansicht kommt immer mehr zum Durchbruch, je mehr sich die Kenntniß dieser Denkmäler verbreitet.

Die Slovenen halten aus diesem Grunde daran fest, daß in ihrer Heimat die Wiege der kirchenslavischen Literatur stand und daß sich von hier aus nach Methods Tode durch seine Schüler das Christenthum und die liturgische Sprache und mit ihr vielleicht auch der Name des Stammes zu den übrigen Slaven verbreitet haben. Während sich also die liturgische Sprache in der ersten Heimat nur eine kurze Zeit behauptete und frühzeitig durch ungünstige Verhältnisse verdrängt wurde, bildete sie nachher bei den Christen des Orients von Montenegro an bis nach Petersburg lange Zeit hindurch die ausschließliche Bücher Sprache und machte erst in der neueren Zeit zunächst für die profanen Gegenstände den volksthümlichen Mundarten Platz. Die erste und ursprüngliche Heimat dieser Sprache war aber Pannonien und die Reste der pannonischen Slovenen gehören mit zu den directen Descendenten jener Slaven, in deren Sprache die liturgischen Bücher des heiligen Cyrill und Method verfaßt und zuerst geschrieben worden sind.

Was den Charakter der slovenischen Sprache anbelangt, so hat sie gewisse Merkmale mit den übrigen südslavischen Sprachen gemeinsam, andere hinwiederum, welche sie in ihrer Eigenart auszeichnen. So lassen alle südslavischen Sprachen die Dentallaute *d* *t* vor dem einfachen *i* unerweicht. Es lautet demnach im Slovenischen wie in den anderen südslavischen Sprachen in *voditi* (führen) z. B. der Laut *d* und *t* rein, zum Unterschied von den nordslavischen Sprachen, welche die Dentale vor *i* mouilliren. Das Gleiche ist bei *r* der Fall: es lautet also rein, z. B. in *pri* (bei) und nicht *při* oder *przy*, wie



im Čechischen und Polnischen. Das slowakische *r* steht diesbezüglich auch noch auf der gleichen Stufe wie das slovenische. Weiter ist die Lautgruppe *rě* und *lě* vor einem Consonanten, insofern diese Lautgruppe aus einem ursprünglichen *er* und *el* hervorgegangen ist, der slovenischen Sprache mit den übrigen südslavischen und der čechischen Sprache gemeinsam: das Wort Berg lautet demnach *brěg*. Auch die Einschaltung des *l* nach den Lippenlauten vor präjotirten Vocalen ist eine Eigenthümlichkeit des Slovenischen und Serbo-Kroatischen, so z. B. sprechen die Slovenen und die Serbo-Kroaten *zemlja* (die Erde), die Čechen und auch die Bulgaren aber *země*. Die Abweichung an der italienischen Grenze, wo *l* wie *i* lautet, beruht auf italienischem Einflusse. Die Behandlung der Dentale vor präjotirten Vocalen ist schon im Slovenischen anders als in den übrigen südslavischen Sprachen. Während nämlich die Lautgruppe, welche aus dem ursprünglichen \**tja* zusammenschießt, im Kroatischen und Serbischen als *ča*, das ist mit einer unvollständigen Palatalisirung ausgesprochen wird, lautet sie im Slovenischen im Allgemeinen als *ca*, mit vollem Palatal: vergleiche das serbo-kroatische *hočete* (ihr wollet) und das slovenische *hočete*. Die altslowenische Schreibung *št*, z. B. *hoštete*, zeigt diese Lautgruppe in metathetischer Lautfolge. Die Lautgruppe, welche aus \**dja* entsteht, läßt noch einen weiteren Unterschied erkennen. Während sie nämlich im Kroatischen und Serbischen analog dem *ča* als *d'a* lautet, fällt im Slovenischen der Dental ab und der zurückbleibende Palatallaut wird rein und nicht tönend ausgesprochen: \**dja* lautet also im Slovenischen *ja*. Das ist jene Lauterscheinung, von welcher stets die Rede ist, wenn über den Zusammenhang des Neu- und Altslowenischen ein Zweifel ausgesprochen werden soll. Die altslowenische Sprache bezeichnet nämlich die fragliche Lautgruppe mit *zda*. Demnach wurde im Altslowenischen *j* zu *ž* und hat mit dem vorausgehenden *d* die Stelle getauscht, während, wie erwähnt, im Neuslowenischen *d* vor *j* abfällt. Altslowenisch *roždenъ* (geboren) aus \**rodjenъ* lautet im Neuslowenischen *rojen*, während es im Serbo-Kroatischen *rod'en*, im Bulgarischen ebenfalls *rožden* und im Russischen *rožen*, im Čechischen und Polnischen endlich *rozen* lautet.

Als eine vereinzelte Erscheinung ist der Übergang des aus *g* erweichten Lautes *ž* in *r* zu erwähnen. Dies ist nämlich der Fall im Zeitworte *morem* (ich kann), altslowenisch *moga*, *možeši*, dann im Worte *uboren* (arm) aus *ubožen* und in der Anhängepartikel *re* aus *že*, z. B. *tore* aus *tože* (daher). Im letzteren Worte ist dieser Übergang auch im Kroatischen üblich. Soweit ließen sich die Eigenthümlichkeiten der Consonanten charakterisiren.

Was die Vocale anbelangt, so ist im Allgemeinen eine Vereinfachung derselben zu constatiren. Die altslowenischen Halbvocale *ъ*, *ь* werden im Neuslowenischen in unbetonten Silben meist ausgelassen, in betonten aber durch *a* oder *e* ersetzt, altslowenisch *dnъ*

(der Tag) lautet den oder dan. Das harte y und das weiche i wird durch einen Laut i wiedergegeben. Das harte y ist theilweise noch in den Lautgesetzen erkennbar, kaum aber in der Aussprache, vergleiche zum Beispiel otroci (die Kinder) und z otroki aus z otroky (mit den Kindern). Der Laut e ist dreifach. Es gibt ein kurzes betontes oder unbetontes e und in betonten Silben ein zweifaches langes e, von denen sich das eine dem i zuneigt, das andere in manchen Gegenden als ein tiefes gedehntes e, in anderen mit der Neigung zu a, in einigen geradezu als a gesprochen wird, vergleiche svēt (die Welt) und svēt (heilig). Letzteres e bildet in betonten Silben den Reflex des altslowenischen Nasals en, wie das dem i sich zuneigende ě in betonten Silben das altslowenische jat ersetzt; in unbetonten Silben sinkt altslowenisches en und jat zum erstgenannten kurzen e herab. Außer diesen drei Arten des e gibt es noch ein stummes e, welches in den Schlußsilben gewissermaßen die altslowenischen Halbvocale ь und ы ersetzt: vergleiche dober (gut), močeri (stark). Auch das altslowenische nasale a, welches im Kroatischen und Serbischen durch u wiedergegeben wird, unterscheidet sich noch mehrfach in betonten Silben vom einfachen o durch seine Länge, obwohl nicht zu leugnen ist, daß auch das einfache o, wenn es betont wird, lang werden kann und beide in betonten Silben in gewissen Gegenden auch die Klangfarbe uo und u haben; unbetont oder gekürzt lautet es wie das einfache o.

In Kärnten, bei den Slovenen Venetiens und zum Theil im Osten des Sprachgebietes ist der Nasallaut theilweise noch erhalten, in Kärnten wird das Wort venči (größer) als venči, dob (Eiche) als domb gesprochen. Dergleichen findet sich im Venetianischen, im District St. Peter venči, in Mesia vinči, in Steiermark lautet das Wort mesec (der Mond) mesene.

Wie in den Lauterscheinungen, so trat auch in der Formbildung in der neu-slowenischen Sprache eine Vereinfachung gegenüber dem Altslowenischen ein. Es lassen sich in der heutigen Sprache fast alle Formarten, wie sie im Altslowenischen bestanden, nachweisen, wenn auch einige nur als Überreste und im Aussterben begriffen. Dafür ist überall der Gang zur Vereinfachung wahrnehmbar, sowohl in der Declination als auch in der Conjugation. Die spezifischen Endungen der slavischen Declination bestehen noch, der Local und der Instrumental und auch der Vocativ, auch die drei Numeri Singular, Plural und Dual. Es ist der Vocativ jedoch schon beschränkt auf einzelne Worte, der Dual verliert den Genitiv und den Local und ersetzt diese Casus mit dem Plural, nur im Osten des Sprachgebietes halten sich letztere Casus noch, und zwar auch nur zumeist am Pronomen. Behufs der fortschreitenden Vereinfachung werden selbst einzelne Lautgesetze aufgegeben. So z. B. hat die a-Declination im Altslowenischen nach einem harten Stammconsonanten im Genitiv singularis, dann im Nominativ und Accusativ pluralis die Endung y, dagegen in Wortstämmen mit weichen Consonanten e:

raky (der Haut), duše (der Seele). Die heutige slovenische Sprache hat nur eine Endung e: roke, duše und kümmert sich somit dabei gar nicht mehr um das Lautgesetz, welches bei Wortbildungen und auch sonst beobachtet wird, nach welchem sich k vor e und e erweicht. Dasselbe findet auch im Accusativ pluralis der r-Declination statt. Die i-Declination hat sich hinwiederum zuvörderst im Singular auf die weiblichen Hauptwörter beschränkt. Die Endungen der consonantischen Declination endlich sind größtentheils der r- oder a-Declination nachgebildet und wird so das Decliniren vereinfacht. Eine Ausgleichung der Declinationsendungen hat auch bezüglich der harten und weichen Pronominalstämme stattgefunden, wo gleichfalls die Endung der weichen Stämme den Sieg davontrug, so daß aus toga (dessen) toga ward, wie bei vsega (jedes). Nur im Osten des Sprachgebietes und im Frageworte koga (wessen) ist das Merkmal der harten Stämme geblieben.

In ähnlicher Weise hat das Adjectivum die doppelte Declination bis auf einige Reste aufgegeben und kennt meist nur eine Declination. Während nämlich das Adjectiv der alt-slovenischen Sprache eine nominale und eine zusammengesetzte Declination hat, von denen die letztere den Gebrauch des Artikels anderer Sprachen ersetzt, kennt die heutige slovenische Sprache nur die zusammengesetzte Declination. Nur im Nominativ und Accusativ singularis masculini sind beide Declinationen erhalten, außerdem gibt es Reste der nominalen in Redensarten und adverbialen Ausdrücken. — In gleicher Weise ist die Conjugation des Zeitwortes vereinfacht. Das Imperfectum wird heutzutage durch das Perfectum eines imperfectiven Verbums wiedergegeben, ähnlich der Morist theils durch das Präsens theils durch das Perfect eines perfectiven Verbums. Dadurch sind das Imperfectum und der Morist gegenwärtig überflüssig geworden und sind meist ausgestorben. Indes vorhanden waren sie auch in der neu-slovenischen Sprache, wie dieses nicht bloß die Freisinger-Denkmäler, sondern auch spätere Schriftwerke des XV. und XVI. Jahrhunderts darthun, ja theilweise ist das Imperfectum dialectisch noch vorhanden. Die Mannigfaltigkeit der Verbalstämme ist geblieben, die Conjugationsendungen auch. Nur in der ersten Person singularis findet sich überall die Personalendung m. Während man also im Alt-slovenischen z. B. ein nesā (ich trage) und vēm (ich weiß) unterschied, lauten in der heutigen Sprache beiderlei Verba auf m aus: nesem, vēm. Es finden sich aber nicht minder auch diesbezügliche dialectische Reste mit o-Formen. Von allen Participien ist nur das des Präsens passivi ausgestorben; die diesbezüglichen Bildungen wie ženim (der Bräutigam) werden als Substantiva gefühlt. Ersetzt wird das genannte Particip durch das Particip perfecti passivi der Verba imperfectiva. Wenn demnach ein Vereinfachen und Zusammenfließen von Formen das Merkmal der sich fortentwickelnden slovenischen Sprache bildet, so hat sich der wesentliche Kern erhalten sowohl im Wurzelschatze als auch in den Nominal-



und Verbalstämmen. Da die Eigenthümlichkeit der slavischen Verbalstämme, wodurch der Charakter der Handlung als momentan, dauernd, einmalig, wiederholt, einmalig dauernd, wiederholt dauernd, beginnend, vollendet zum Ausdruck gebracht wird, hat sich nicht bloß erhalten, sondern theilweise durch die Bildungen auf — évam zum Ausdruck der gewohnheitsmäßigen Wiederholung noch erweitert. — Andere Eigenthümlichkeiten der slovenischen Sprache lassen sich kurz berühren. Die gewöhnlichen Adverbia werden nicht vom Local gebildet wie im Altflavischen, sondern vom Nominativ des sächlichen Adjectivus: nicht lepè (schön), sondern lepo. Einige Pronominalstämme sind ausgestorben oder nur in Redensarten oder Zusammensetzungen erhalten. Im Ausdruck do sih mal (bis zu dieser Zeit) oder letos (hener) ist das Pronomen se, si, se erhalten, während es sonst nicht mehr lebt. Dafür finden sich neue Pronomina, z. B. das Fragewort kaj (was) für das altflavische čsto. Ähnliche Neuerungen finden sich auch in einigen Conjunctionen und Partikeln.

Die Sprache der Slovenen läßt zwei Gruppen von Dialecten unterscheiden, die nordwestliche und die südöstliche Gruppe. Die nordwestliche Gruppe umfaßt in Steiermark das Gebiet, welches westlich von der vormalig pannonischen Grenze liegt, mit Ausnahme der Saveebene zwischen der unteren Sotla und der Save, ferner das slovenische Kärnten, dann Oberkrain, den nördlichen Theil des Görzischen und das slovenische Gebiet in Venetien. Die südöstliche Gruppe umfaßt die übrigen slovenischen Gebiete, so zunächst im vormaligen Pannonien das Gebiet der ungarischen, dann das der steirischen und kroatischen Slovenen und der Beli Krajci im Bezirke Černembl, ferner Unter- und Inner-Krain, dann den slovenischen Theil Istriens und des Gebietes von Triest und den südlichen Theil des Görzischen. Die Eigenthümlichkeiten der Dialecte zu kennzeichnen, ist schwierig, da die Abweichungen oft geringfügig sind und in den Abweichungen selbst allmähliche Übergänge platzgreifen. Zunächst liegt die Verschiedenheit in der Aussprache der Vocale, theilweise auch in jener der Consonanten, die Flexion und der Wortschatz fällt weniger ins Gewicht.

Der Unterschied der Sprache der eben bezeichneten zwei Gruppen beruht zunächst in der Aussprache des altflavischen jat. Während nämlich dieser Laut in den Fällen, wo er lang bleibt, innerhalb der südöstlichen Gruppe als è, das ist, wie ein zu i sich zuneigendes langes e oder als ej, stellenweise selbst als aj gesprochen wird, bekommt er in den Dialecten der nordwestlichen Gruppe die Lautform je, ie und i. Das Wort zvezda (Stern) z. B. lautet bei den Slovenen Ungarns und der benachbarten Steiermark zvezda, ebenso in Unterkrain zvezda, unter den kroatischen Slovenen zvozda, bei Rohitsch in Steiermark zvajzda, dagegen in Kärnten zvjezda, bei Tolmein zviedzda, bei Cirkuo im Görzischen zvizda, ebenso auch im Venetianischen zvizda. Die gleichen

Lautverhältnisse bietet das Wort *besöda* (das Wort), *evět* (die Blüte) und alle ähnlichen Worte mit langem *ě*.

Ein anderes Merkmal der Dialecte der beiderseitigen Gruppen ist die Art der Behandlung der Laute *dl* und *tl* im Participium. Innerhalb der nordwestlichen Gruppe bleibt der Zahnlaut vor *l*, während er in den Dialecten der südöstlichen Gruppe meist ausfällt. So sagt man z. B. in Kärnten *padla je* (sie ist gefallen), in der pannonischen Steiermark und in Unterkrain *pala*. Ähnlich *pletla sem* (habe geflochten) einerseits, *plela* anderseits und alle ähnlichen Fälle so. Ferner wird in den Dialecten der nordwestlichen Gruppe dort *h* gesprochen, wo das Etymon und die Dialecte der südöstlichen Gruppe *g* bieten. Das Wort Berg z. B. lautet in den Dialecten der nordwestlichen Gruppe *hora*, in denen der südöstlichen *gora*, ebenso das Wort brennen dort *horetli*, hier *goretli* und andere ähnliche. Die angeführten drei Merkmale lassen den Unterschied der Sprache der beiderseitigen Gruppen erkennen. Andere Kennzeichen kommen hinzu, welche die Sprache einzelner Theile der beiden Gruppen auszeichnen. So z. B. wird im pannonischen Theile Steiermarks außer dem Gebiete von Polstrau und unter den ungarischen Slovenen das *u* als *ü* gesprochen: *duh* (der Geist) lautet *düh*, *kruh* (Brot) *krüh* und so fort. Diese Aussprache wird auch in einzelnen Gegenden Unter- und Innerkrains und des Görzischen beobachtet. Der altslowenische Halbvocal *ɚ* und *ɛ* wird in den betonten Silben bei den Slovenen Kärntens und Steiermarks mit Ausnahme der Save-Ebene und des Saanthalales durch den Vocal *e*, bei allen übrigen Slovenen durch *a* ersetzt. So lautet z. B. das altslowenische *danъ* im erstgenannten Gebiete *den*, in Krain, im Görzischen, Venetianischen und in der steirischen Save-Ebene und im Saanthalale aber *dan*. Ebenso das Wort *vesъ* (das Dorf) einerseits *ves*, anderseits *vas*, oder *vzemem vzamem* (ich nehme), *meša maša* (die Messe) und so fort. Im Neßthalale kommt neben der Form *dan* auch die Form *din* vor, wenigstens in Redensarten wie *din amu nug* (Tag und Nacht).

Die Lautgruppe *šč* aus *\*skj* oder *\*stj* wird in den meisten Gegenden der pannonischen Steiermark, Unter- und Innerkrains vollständig, sonst aber als ein geschärftes *š* gesprochen, z. B. *puščam* (ich lasse) lautet so im pannonischen Theile Steiermarks, ebenso in Unter- und Innerkrain, dagegen in Oberkrain und in Kärnten *pušam*. Doch hört man um Tolmein z. B. auch *smetišče* (der Rehrichthplatz), dagegen in der steirischen Save-Ebene *smetiše*.

Aus diesen Beispielen geht hervor, daß sich einzelne Erscheinungen auf gewisse Gebiete der einen Gruppe beschränken, aber zugleich auch auf Theile der anderen Gruppe übergehen. Es dürfte kein Zufall sein, daß der altslowenische Halbvocal gerade in jenen Gebieten durch *e* ersetzt wird, welche den Nordslaven, die den gleichen Ersatz haben, näher liegen, dagegen durch *a* in anderen Gebieten, welche an die Kroaten grenzen.

Um schließlich die Sprache der einzelnen Dialecte mit ein paar Worten zu charakterisiren, so läßt sich von der Sprache der pannonischen Slovenen behaupten, daß sie die Vocale und Consonanten am reinsten erhalten hat. Dasselbe gilt von den Flexionsformen. Die Verba auf -noti sind nur hier in der ursprünglichen Form erhalten, sonst ist diese Form in -n'ti, -niti abgeschwächt und mit den abgeleiteten Verben der vierten Classe gleichgemacht. Es unterscheiden demnach die pannonischen Slovenen noch zum Beispiel mignoti (winken) und polniti (füllen), während sonst die Verba mit gleichen Endungen migniti und polniti lauten. Wenn in der Declination im Munde des Volkes die u-Endung in i abgeschwächt wird, so dürfte diese Erscheinung auf der Aussprache des u als ü beruhen: njemi (ihm) aus njeimü.

Im oberkrainischen Dialect wird das harte und theilweise auch das mittlere k nicht bloß am Wortende und vor Consonanten, sondern auch vor Vocalen als u oder w ausgesprochen. Das Wort glava (der Kopf) lautet im Munde des Oberkrainer's guava, lehek (leicht) als woli'k. Die geschärste Betonung und die Vorliebe, den Ton auf die Schlußsilbe zu legen, bringt es mit sich, daß in mehrsilbigen Worten mancher Vocal vollends unterdrückt wird. Letzteres ist häufig auch bei einem schließenden Vocale der Fall, wenn er nicht betont ist, vergleiche dohr vin' (guter Wein) statt dobro vino.

Die Sprache des unterkrainischen Dialectes kennzeichnet außer den allgemeinen Merkmalen der südöstlichen Gruppe die Aussprache des betonten o, welches u lautet. Man spricht also in Unterkrain gospud (der Herr), hüg (Gott) und so fort. Auch im Nesiathale im Venetianischen ist diese Aussprache üblich. Sonst lautet dieses o rein oder bei den ungarischen und den angrenzenden steirischen Slovenen als ou, bei den venetianischen Slovenen des Districtes St. Peter als uo.

Der Dialect, wie er in Unterkrain gesprochen wird, herrscht im Großen und Ganzen auch in Innerkrain, in den slovenischen Gebieten Istriens, des Triester Territoriums und im südlichen Görzischen. Im Dialecte der Slovenen Istriens ist der Einfluß der kroatischen Sprache bemerkbar. Überhaupt ist die Sprache an der Peripherie durch den Einfluß der benachbarten fremden Sprachen getrübt. Im Districte St. Peter zeigen die Endungen -ac für das sonst übliche -ec in Worten wie pievac (der Sänger), jazbac (der Dach's) Anklänge an die kroatische Sprache, desgleichen die Aussprache des č in Worten wie reči (sagen), welches als recj lautet.

Der Dialect endlich, der in Kärnten gesprochen wird, hat die Eigenheiten des Oberkrainischen. Dazu kommt noch, was die Sprache des Kärntners besonders schwer verständlich macht, daß der k-Laut in der Aussprache nur angedeutet wird: kako (wie) glaubt man als 'a'o zu hören. Der Vocal wird häufig undeutlich, so daß der Satz koze pase (er weidet die Ziegen) wie 'aze pose lautet. Diese Erscheinungen des kärntnischen



Dialectes, zu welchen in den Localdialecten des Saun-, Rosen- und Gailthales noch Einzelheiten hinzuzufügen wären, sind Eigenthümlichkeiten, die mehr oder weniger dem schwerfälligeren Gebirgsbewohner zukommen.

Neben diesen Eigenthümlichkeiten finden sich auch interessante Archaismen und Localismen, deren Vorkommen hier überrascht. Zu letzteren ist das im Cechischen und Slavakischen bekannte Präfix *vi* (heraus) zu rechnen, welches innerhalb des slovenischen Sprachgebietes nur in Kärnten, im Venetianischen und sporadisch auch in den an Kärnten stoßenden Gegenden Steiermarks vorkommt. Zu den Archaismen wären die Imperfectformen des Hilfsverbs *bě*, *běsta* und so fort zu zählen, welche sich außer in Kärnten nur noch bei den kroatischen Slovenen finden.

Was nun die Vertheilung der Dialecte in Steiermark betrifft, so nimmt die Sprache der Bewohner des Bachergebirges, der oberen Windischen Bühel, des Posruck, des oberen Drau- und des Mießthales an dem Kärntner Dialecte Theil, dagegen die Sprache der Bewohner des Samnthales an dem Dialecte Oberfrains, endlich ist jene der Bewohner der Save-Ebene dem Dialecte Unterfrains zuzutheilen.

Die Sprache der Slovenen in Kärnten, in Oberfrain und in den angrenzenden Gebieten Steiermarks gilt als Fortsetzung jener Sprache, welche in den Freisinger-Denkmälern überliefert ist.

### Physische Beschaffenheit der Bevölkerung.

Für Steiermark kommen zwei Volksstämme: die Deutschen und die Slovenen in Betracht. Erstere, die 64 Procent der Gesamtbevölkerung repräsentiren, bewohnen ganz Ober- und Mittelsteiermark, letztere beschränken sich auf das Unterland, welches, die Städte Marburg, Pettau und Gillsi nebst einigen größeren Ortschaften ausgenommen, größtentheils eine slovenische Bevölkerung zeigt.

Die Deutschen in Steiermark stellen, ähnlich den meisten übrigen Culturvölkern, ein Mischvolk dar. Für diese Anschauung sprechen sowohl die statistischen Ergebnisse über die Augen- und Haarfarbe als auch auffallende Verschiedenheiten in der Form des Schädelbaues. Bezüglich der Augen- und Haarfarbe unterscheidet man unter den steirischen Deutschen zwischen einem hellen und einem dunklen Typus, von welchem ersterer unter den Kindern, letzterer unter den Erwachsenen vorherrscht. Es findet demnach während der Wachstumsperiode ein Übergang der hellen Complexion in die dunkle statt, der, atavistisch gedeutet, beweist, daß einst die blonde Race unter den Deutschen Steiermarks dichter vertreten war als zur Jetztzeit, und auf eine Kreuzung der blonden Race mit einem brünetten Volke hinweist.

Der Übergang der hellen Complexion in die dunkle erfolgt, wie nachstehende Zahlen lehren, ziemlich rasch. In der Volksschule sind 56 Procent der deutschen Kinder lichterhaarig, in der Mittelschule nur mehr 47·6 Procent und unter den Erwachsenen ist, wie auf den ersten Blick auffällt, der Procentsatz der Blonden bei weitem noch tiefer herabgesunken. Leider liegen über die Augen- und Haarfarbe der Erwachsenen keine bestimmten Aufzeichnungen vor. Die Vertheilung der Blonden und Brünetten ist keine gleichmäßige, sondern wechselt nach Bezirken. So zeigt beispielsweise ein Bezirk der mittleren Steiermark (Boitsberg) neben 445 dunkelhaarigen 555 blonde Schulkinder, dagegen ein anderer (Kirchbach) neben 289 brünetten die hohe Ziffer von 711 blonden. Ähnliche Resultate ergab die Untersuchung der Augenfarbe.

Gleich der Augen- und Haarfarbe erbringt auch die Variabilität der Schädelform den Beweis dafür, daß sich die Deutschen Steiermarks aus mehreren Volkselementen heranskrySTALLISIRT haben. Man findet unter der neuzeitigen steirisch-deutschen Bevölkerung die verschiedensten Schädelformen, unter welchen sich aber zwei: eine kurz-, beziehungsweise breittköpfige (brachykephale) und eine lang-, beziehungsweise schmalköpfige (dolichokephale) in den Vordergrund drängen. Die kurzköpfige Form zeichnet sich durch nachstehende Eigenschaften aus: der Schädel ist in der oberen Ansicht kurz und breit und im Profil mittelhoch; letzteres zeigt auch deutlich, daß die Verkürzung vorwiegend den hinter der Ohröffnung gelegenen Theil der Hirnschale betrifft, deren hintere Wand nebenbei bemerkt mehr abgeplattet ist. Das Gesicht ist nach der Beobachtung am Lebenden zumeist lang und oval, da die Backenknochen nicht nennenswerth anslagen. Die Nase ist gerade und tritt stark vor, das Gesichtspröfil springt wenig vor, fällt vielmehr von der Stirne gegen die Zähne ziemlich senkrecht ab (Orthognathie). Am Skelet findet man die Augenhöhleingänge bei den meisten weit geöffnet, den Eingang in die Nasenhöhle lang und schmal. Nicht selten aber stößt man auf Fälle, in welchen die eben genannten Theile verkürzt und verbreitert erscheinen, welche Eigenthümlichkeiten zumeist mit einem gedrungenen Bau des Gesichtsskeletes combinirt erscheinen. Bei der langköpfigen Form ist der Schädel in der oberen Ansicht lang und schmal und im Profil mittelhoch. In dieser Ansicht gewahrt man auch, daß die Verlängerung der Hirnschale wieder vorwiegend den Theil betrifft, der sich hinter der Ohröffnung befindet, und daß dessen hintere Wand stark gewölbt ist. Das Gesicht ist meist lang und schmal, zuweilen aber, wie auch bei den Kurzköpfen kurz, relativ breit und vorspringend (prognath); diesfalls sind die Augenhöhleingänge und die äußere Nasenöffnung niedrig und breit. Unter den Langköpfen hat man überdies eine mäßig dolichokephale (mesokephale) — Länge : Breite = 100 : 75·1 und darüber bis 100 : 79·9 — Form von der eigentlichen dolichokephalen — Länge : Breite = 100 : 75·1 und darunter — zu unterscheiden. Innerhalb der letzteren Form befindet sich eine Gruppe von Schädeln,

an welchen die Höhe die Breite überragt und deren in die Länge gezogenes Gesicht durch weitgeöffnete Augenhöhlen und schmale Nasenöffnung charakterisirt ist. Diese Form ist wegen der Übereinstimmung mit jener der in den germanischen Reihengräbern gefundenen Langköpfe ganz besonders hervorhebenswerth.

Unter 1.400 Schädeln aus den deutschen Bezirken Steiermarks fand ich nun: 76·4 Procent kurzköpfig (darunter 23 Procent hohen Grades, hyperbrachykephal, Länge : Breite = 100 : 85·0 oder darüber), 23·6 Procent langköpfig (darunter eigentlich dolichokephal bloß 4·2 Procent, die übrigen mesokephal). Nach diesen Zahlen würden mehr



Typus eines Deutschen aus Obersteiermark.

als Dreiviertel der Deutschen Steiermarks kurzköpfig sein. Doch dürfte diese Zahl zu hoch gegriffen sein, da unter den Schädeln, die nach dem Verhältniß der Länge zur Breite noch in die Gruppe der Kurzköpfe fallen, einzelne eine entschiedene Hinneigung zur Langköpfigkeit besitzen. Bei Rücksichtnahme auf diese zweifelhaften Fälle dürften gegen 35 Procent der steirischen Deutschen langköpfig sein. Die Dolichokephalen sind auf alle Fälle in der Minorität, namentlich wenn man die Gruppe der extremen Dolichokephalie (4·2 Procent) von der Reihe der Dolichokephalen mäßigen Grades (Mesokephalen) ausscheidet. Die Vertheilung der zwei Formen wechselt nach der Localität. Die Gebirgsbewohner sind im

Allgemeinen brachykephaler als die Bewohner des Flachlandes. In Obersteiermark fand ich: 80·2 Procent kurzköpfig und 19·8 Procent langköpfig; in Mittelsteiermark hingegen bloß 73·5 Procent brachykephal und 26·5 dolichokephal. Die verschiedene Vertheilung variirt aber selbst innerhalb enger Grenzen um 40 Procent. So sind in Adriach (bei Frohnleiten) 90·6 Procent brachykephal und 9·4 Procent dolichokephal, in dem nahegelegenen Gratwein hingegen 53 Procent brachykephal und 47 Procent dolichokephal, in Gamlig (an der Sprachgrenze) sind 60·9 Procent kurzköpfig, 39·1 Procent langköpfig.

Die Frage, ob von den zwei Grundtypen der Haar- und Augenfarbe sich constant je einer mit einer bestimmten Schädelform combinire, muß verneint werden. Noch vor kurzer Zeit war allerdings die Ansicht von einem hochgewachsenen, blonden, langköpfigen Typus, dem ein brünetter, kurzköpfiger Typus mit gedrungenem Körperbau entgegengestellt



wurde, ziemlich verbreitet und mit einer gewissen Vorliebe hat man auf die hochgewachsenen blonden Langköpfe als auf den germanischen Typus hingewiesen. Die statistischen Untersuchungen haben jedoch diesen Glauben sehr erschüttert. Es mag wohl eine Zeit gegeben haben, in der die beiden Typen in festgefügtten Massen neben einander existirt haben; auch läßt sich nicht leugnen, daß diese Typen noch heute auftreten. Für die große Mehrheit der Deutschen Steiermarks haben sie jedoch keine Geltung mehr. Hier beobachtet man die angeführten körperlichen Attribute bunt durcheinandergemischt, und neben dem kleinen, blonden, lichtäugigen Kurzkopf schreitet der hochgewachsene, brünette Dolichokephalus einher. Die Ursache der geschilderten körperlichen Verschiedenheiten unter den modernen steirischen Deutschen ist vorwiegend zurückzuführen auf Kreuzung des einst mehr einheitlichen germanischen mit fremden Elementen, wozu sich selbst noch in Steiermark Gelegenheit darbott. Denn einmal stießen die Germanen bei ihrer Massenansiedlung in Steiermark auf Slaven, die sich bereits früher festhaft gemacht hatten, und dann kamen sie auch noch mit den Resten von Kelten und Romanen in Verührung, die vor der slavischen Auffangung sich bewahrt hatten. Die germanischen Einwanderer scheinen aber schon als Mischvölk unser Land betreten zu haben, denn die Baiern (durch



Typus einer Deutschen aus Obersteiermark.

deren Colonisirung Steiermark hauptsächlich deutsch wurde) zählten, wie Befunde aus den ältesten Grabstätten Baierns lehren, schon lange vor ihrer Einwanderung nach Steiermark Kurzköpfe unter sich. In Steiermark mögen allerdings die Kurzköpfe durch den Contact mit Slaven an Zahl zugenommen haben, wie denn auch heute noch aus dieser Quelle den Deutschen brachykephale Elemente zufließen. Auch die Kelten können hierzu einen Beitrag geliefert haben, da es nicht ausgeschlossen ist, daß auch diese schon Brachykephale enthielten.

Der vorher erwähnte gedrungenere Gesichtstypus unter den steirischen Deutschen ist, wie aus einer späteren Angabe hervorgehen wird, höchst wahrscheinlich von den Slaven übertragen worden. Vieles spricht nun dafür, daß die schmalköpfige Form (dolichokephal und mesokephale) den reinen germanischen Typus repräsentirt. Sollten aber die in germanischen Reihengräbern so oft wiederkehrenden extrem schmalen Dolichokephalen

ausschließlich das germanische Element darstellen, was im Übrigen bezweifelt werden darf, dann würde allerdings nur mehr wenig unvermishtes germanisches Blut in den Adern der modernen deutschen Bevölkerung Steiermarks rollen.

Die Slovenen der Steiermark bilden gleichfalls ein Mischvolk. Auch unter den Slovenen macht sich neben dem brünetten Typus ein blonder geltend; letzterer ist häufiger bei den Kindern, ersterer bei den Erwachsenen und die Umwandlung der hellen Complexion in die dunkle vollzieht sich ähnlich rasch wie bei den Deutschen. Unter den slovenischen Kindern überwiegen aber doch im Allgemeinen die dunkelhaarigen und blanäugigen, zum Unterschied von den deutschen, bei denen hingegen mehr blondhaarige vorkommen. Diese Verhältnisse haben jedoch nur als Ganzes genommen Geltung, denn im Einzelnen finden sich für manche deutsche und slovenische Bezirke beinahe die gleichen Werthe. So zeigt z. B. der slovenische Bezirk Rann ebensoviele Blonde und Brünette wie der deutsche Bezirk Oberwölz. Aus letzterem Verhalten den Schluß zu ziehen, daß hier eine Germanisation von Slaven vor sich gegangen sei, ist gewagt; die Umwandlung der hellen in die dunkle Complexion scheint vielmehr dafür zu sprechen, daß die Slovenen, gleich den Deutschen, die Abkömmlinge einer ursprünglich durchwegs blond gewesenen Race darstellen, da das Durchschlagen der lichten Complexion unter den slovenischen Kindern gewiß nicht anders als bei den deutschen Kindern gedeutet werden kann.

Auch die Variabilität der unter den Slovenen vorkommenden Schädelformen ist der Anschauung, daß die Slovenen ein Mischvolk bilden, günstig. Es treten auch unter den Slovenen die verschiedensten Schädelformen auf, die aber, nach dem Verhältniß der Länge zur Breite geordnet, der großen Mehrheit nach in die Gruppe der Kurzköpfe rangiren. Die Kurzköpfe gruppiren sich ferner in zwei Reihen, in eine mit der deutschen Brachycephalie übereinstimmende und in eine zweite, die durch bedeutendere Höhe der Hirnschale und den eigenthümlichen Bau des Gesichtskeletes ausgezeichnet ist. Das in vielen Fällen breite, gedrungene, prognathe Gesichtskelet zeigt öfter als bei den Deutschen niedrige Augenhöhleingänge, vorspringende Backenknochen, weit abstehende Jochbrücken, breite, gerundete Zahnladen, einen an der Wurzel sattelförmig eingezogenen, im Übrigen aber vortretenden Nasenrücken und eine kurze, weitgeöffnete äußere Nasenöffnung. Dieselbe Bildung kommt wohl auch unter den Deutschen vor, doch seltener als unter den Slovenen und scheint durch Kreuzung auf die ersteren übergegangen zu sein. Die unter den Slovenen vorkommenden Langköpfe schließen sich den deutschen Mesokephalen an, zeigen aber häufiger den gedrungene Bau des Gesichtskeletes. Eigentliche Langköpfe finden sich äußerst selten und die als Reihengräbertypus beschriebene Form scheint vollständig zu fehlen. Unter 425 steirischen Slovenen fand ich: 79·5 Procent kurzköpfig, 20·5 Procent langköpfig (mesokephal), Procentfäße, die mit den für die Deutschen gewonnenen Werthen

annäherungsweise übereinstimmen. Hinsichtlich der Combination der Schädelformen mit der Augen- und Haarfarbe kann, wenn auch im Allgemeinen die brünetten Brachycephalen vorherrschen, doch kein bestimmtes Gesetz aufgestellt werden.

Die Provenienz der slovenischen Schädelformen anlangend, wäre die gegenwärtig kaum entscheidbare Frage zu beantworten, ob die Minorität von Langköpfen, die unter den Slovenen vorkommt, die letzten Reste des ursprünglichen slovenischen Typus birgt, ob Überbleibsel einer voroslavischen Bevölkerung Steiermarks vorliegen, oder ob es sich vielleicht gar um ein Kreuzungsergebnat mit den Germanen handelt. Ähnliche Fragen ließen sich auch in Bezug auf die Brachycephalen aufwerfen, nur müßten dann die in Frage kommenden Volkselemente brünett gewesen sein. Man stünde ganz ohne Anhaltspunkte da, wenn nicht der gedrungene Bau des Gesichtsskelets, sowie das Umschlagen der hellen Complexion in eine brünette bei vielen Slovenen auf die Kreuzung der Slovenen mit einem brünetten Volksstamm hinwiesen, der den bereits geschilderten gedrungene Bau des Gesichtes sein eigen nannte. Da dieser Gesichtstypus keinesfalls kaukasischen Ursprunges ist, so wird hierdurch der Beweis erbracht, daß den Slovenen fremde, wahrscheinlich mongolische Elemente beigemischt sind; denn die genannte Gesichtsbildung stellt ein specifisch mongolisches Attribut dar. Es wäre demnach an einen brünetten mongolischen Stamm zu denken, dessen dunkle Complexion, dessen Gesichts- und möglicherweise auch Schädelbildung auf die Slovenen übergegangen wäre.

Schließlich möge noch ein Blick auf den Körperwuchs der beiden beschriebenen Nationen geworfen werden. In dieser Beziehung ist zu berücksichtigen (von den urfächlichen Momenten soll hier abgesehen werden), daß derselbe auch als Rassenmerkmal manches Charakteristische enthält und die Gebirgsbewohner nach den hier zu Lande gemachten Erfahrungen im Allgemeinen kräftiger sind als die Bewohner der Niederungen. Vergleicht man nun nach den Angaben des militär-statistischen Jahrbuches pro 1885 die steirischen Deutschen mit den steirischen Slovenen und diese mit ihren slovenischen Nachbarn in Krain, so zeigt sich: von 1000 zur Assentirung Vorgeführten wurden im Ergänzungsbezirke Graz 102, im Ergänzungsbezirke Marburg 71, im Ergänzungsbezirke Laibach 36 als zu klein (unter 155·4 Centimeter) ausgeschieden. Unter 1000 Unterjuchten, welche die Körperlänge von 155·4 Centimeter erreichten, waren klein (bis 160 Centimeter) in Graz 178, in Marburg 139, in Laibach 102; mittelgroß (160 bis 170 Centimeter) in Graz 603, in Marburg 598, in Laibach 573; groß (über 170 Centimeter) in Graz 219, in Marburg 263, in Laibach 325. Wenn nun auch in den drei Ergänzungsbezirken nicht ausschließlich Deutsche, beziehungsweise Slovenen zur Assentirung kommen und es sich vielfach um Personen handelt, deren Wachsthum noch nicht vollendet ist, so geht doch aus den citirten Zahlen soviel hervor, daß erstens die Mittelgroßen bei beiden Nationen



prävaliren, zweitens unter den Deutschen mehr untermäßige und kleine als unter den Slovenen vorkommen und drittens die Slovenen das größere Contingent von hochgewachsenen Lenten stellen.

Steiermarks Bevölkerung könnte eine in jeder Beziehung bevorzugte genannt werden, wenn sie nicht von dem hinsichtlich seiner Ursache noch ziemlich dunklen Cretinismus so schwer heimgesucht wäre. Das Centrum des Cretinismus bildet der Urgebirgsstock der an Salzburg und Kärnten grenzenden Alpen, von wo aus diese Entartung in radiärer Abstufung gegen den Osten abklingt, ohne jedoch die Niederungen gänzlich zu verschonen. Ziemlich cretinenfrei ist ein östlicher Streifen der Provinz und das Unterland mit Ausnahme des in das Urgebirge fallenden Bezirkes Windischgraz. In Steiermark kommen auf je 100.000 Einwohner durchschnittlich 240 Cretinen. Rechnet man dazu noch die von dieser Seuche in geringerem Grade afficirten Halb- und Viertelcretinen, so muß Steiermark wohl eines der „bedeutendsten Cretinenländer Europas“ genannt werden. Gegen dieses arge Übel anzukämpfen ist eine patriotische Pflicht, und vor allem anderen wären geeignete Mittel anzuwenden, um jenen Procentsatz von Cretinen zu unterdrücken, der durch Anzucht cretinistischer Individuen geschaffen wird.

### Burgen und Schlösser.

Als zeitlicher Ausgangspunkt für das Burgenwesen in Steiermark ist das XII. Jahrhundert aufzufassen. Das begründet sich sowohl aus allgemeinen Culturzuständen als auch aus dem späten Eintritt unserer Heimat in geordnete staatliche Verhältnisse. Letzterer vollzog sich bekanntlich erst, als die sogenannte obere Mark von dem Mutterlande Kärnten sich abtrennte und zu einem selbständigen Reichsgebiete entwickelte.

Was man gemeinhin unter Burgen versteht, ist eigentlich bloß eine Übergangsform unter den Wehr- und Wohnbauten ungefähr eines Jahrtausends. Denn es ist klar, daß auch vor ihnen eine Art befestigter Wohnplätze bestanden haben muß, wie auch sie wieder im Laufe der Zeit ihre anders gestalteten Nachfolger hatten. Sie sind aus den germanischen Edelhöfen hervorgegangen, deren Vorkehrungen auf uralten Gepflogenheiten beruhten, von denen bei uns zunächst jene volksthümlichen Schutzanlagen von Staumes-, Thal- und Gangemeinden stehen, die man gewöhnlich als Ringwälle bezeichnet. Und wie jede Zeit nach ihrem Bedarf mit den ihr eigenen Mitteln arbeitet, so haben späte Fortschritte beigetragen, den schroffen und abschließenden Charakter der Burgen allmählig zu mildern und endlich ganz zu beseitigen. Unter ihrem Einflusse entstanden die Schlösser der Übergangsperiode, dann der Neuzeit, welche von den ehemals so bedingungslosen Wehrthaten mehr und mehr abjahren, und endlich langte man, in zeitgemäßer

Gestaltung, dort wieder an, wo die Reihe begonnen hatte, beim Herrenhofs, der im XVII. Jahrhundert mit dem Edelhofs der karolingischen Zeit eine wahrhaft brüderliche Verwandtschaft erkennen läßt.

Dieser Entwicklungsgang läßt sich in Steiermark zum größten Theile verfolgen und wohl auch anderwärts. Seine Schöpfungen hängen genau zusammen, und immer ist das Spätere der verfeinerte Erbe des Nächstvorangehenden, verfeinert, weil auch in jeder die Fortschritte im Culturleben und die Gewinne des verbesserten Staatenwesens sich ablagerten.

Die Keime des Burgenwesens liegen also in vorgeschichtlicher Zeit beschlossen. Das faun im Grunde nicht auffallen, denn die Hauptbestandtheile und Hauptmerkmale der Burgen finden sich bereits in den rohen Wehranlagen der früheren Jahrhunderte: bei diesen ist der Graben und Wall mit Pfahlwerk oder Flechtzaun, bei jenen der Graben und die Mauer; da ist die von Holz gezimmerte Warte und dort der steinerne Berchfried, sämmtlich Merkmale richtiger Wehranlagen und, wie man sieht, blos im Stoffe verschieden, im bezeichnenden Zwecke jedoch dieselben. Und ehe eine Burg fertig stand, ersetzte oft noch lange der Pfahlzaun die Ringmauer, und anders wieder hatte eine Burg oft schon letztere, aber der Berchfried war noch von Holz.

Als die Franken um 800 im Lande zwischen Marst und Semering sich festsetzten, fanden sie weder Burgenanlagen vor, noch brachten sie das System solcher mit. Sie kannten es selber nicht in ihrer neuen Heimat, in Frankreich. Was sie aber hier vorfanden, das waren Ringwälle und ähnliche Schanzen der bodenfässigen Wenden, welche nicht einmal verstanden, die Überreste der römischen Steinbauten entsprechend anzubenten. An den zahlreichen slavischen Ortsnamen, welche die Worte grad (Schanze, Gehege), obramba (Berhan) und straze (Warte) enthalten, erkennt man, daß in slavischer Zeit die Steiermark viele derlei Volkswehranlagen gezeigt haben muß. Zu diesen fügten die Franken und die einwandernden Baiern ihre eigenen Siege, die je nach der Stellung und dem Reichthum des Mannes mit den Mitteln und nach den Vorsichten der Zeit ausgestattet waren. Das hat man sich ungefähr so zu denken, wie einen Edelhof in dem weitest vorgeschrittenen Lande germanischer Eroberung, in Frankreich: ein großer Raum durch Wall und Pfostenwerk abgegrenzt, inmitten, ebenfalls durch Graben geschützt, der hölzerne Wartthurm, zugleich das Wohnhaus des Herrn oder ein gezimmertes Haus am Walle selber und im Hofe vertheilt die Hütten für die Knechte und Mägde, die Schenern und Borrathskammern, die Stallungen und Backöfen, endlich bei Hochvornehmen auch eine Kapelle. Mit diesen Privatanlagen zugleich bestanden aber alte und neue Stammes- und Gauzufluchtsorte, in welche eine Mehrzahl von Bedrohten flüchten konnte.

Wir werden also in Steiermark für die ersten drei Jahrhunderte seiner deutschen Geschichte auf Burgen im landläufigen Sinne verzichten müssen. Wenn demungeachtet

in diesem Zeitraume Örtlichkeiten mit der Bezeichnung „pure“ daselbst auftauchen, so kann diese nur den Sinn eines privaten Zufluchts- oder Bergeortes gehabt haben, ohne dabei ragende Thürme von Stein und gezinnte Mauern zu meinen. Solche feste Punkte sind denn allerdings genannt: so 895 die Reichenburg an der Save und um 1060 die zwei verschollenen Plätze Dietenpurch und Primarespurg im Kainachthale. Dann aber treten noch andere auf, welche ihre Eigenschaft als slavische Wehranlagen durch die Namen bezeugen, wie Straßgang und Straßengel bei Graz und die — allerdings erst um 1140 genannte — Obernburg in einem Seitenwinkel des oberen Sannthales. Die bedeutendste Anlage muß aber die Hengistburg besessen haben, auf deren ausgebrannten Resten sich im XII. Jahrhundert das Hochschloß Wildon aufbaute: es war Grafenresidenz für den Hengistgau und wohl auch die Hauptwarte für den gesammten Osten der unteren Mark, und um seinen Besitz rangen im XI. Jahrhundert zwei Prätendenten des kärntnischen Herzogsstuhles. Betrachtet man die Lage dieser einzelnen Gründungen, so tritt die in gewissem allgemeinen Sinne ausgesprochene Wahl deutlich hervor: die einen liegen auf vorragenden thalbeherrschenden Punkten, die anderen in Thalabschlüssen als Deckungen von Übergängen nach benachbarten Gauen. Fast möchte man sie deshalb als Landesanstalten bezeichnen, da sie eben in der Vorsorglichkeit bei der Wahl ihrer Örtlichkeiten Merkmale solcher an sich tragen, welche in der Zeit der eigentlichen Burgen für diese nur selten sich ergeben.

Mit dem XII. Jahrhundert gestaltete sich die Sachlage gänzlich um. Das Gebiet der Mürz und der oberen Mur trat aus der Abhängigkeit von Kärnten. Mit der Erwerbung desselben durch die Markgrafen von Steier, welche auch dem neuen Verwaltungslandstriche den gleichen Namen gaben, brach die frühere Gauverfassung auf diesem Boden zusammen. An die Stelle der früheren Grafen trat jetzt ein einziger, an die der allgemeinen Interessen das Einzelinteresse des letzteren und an jene der stark demokratischen Verwaltung die feudale des Landesherrn. In seinem Gefolge kamen aus altbairischen Landesstrichen Viele, die er für Dienste und Treue mit Grund und Boden belohnte; bereits Anfässige schlossen sich seiner großen und einheitlichen Macht an und in seinem Auftrage, unter seinem Schutze oder mit seinem Willen gingen sie daran, ihre Sitze zu befestigen. Denn was sie an solchen Anlagen errichteten, diente ihm und zugleich dem Lande und allgemeinem Wohle. Es vollzog sich das wunderliche Ergebnis, daß mit der Vereinigung der getrennten Grafengewalten in einer Hand das Land sozusagen parcellirt wurde und sonach jeder Grundherr, ob Lehensmann oder Freier, selber für die Sicherheit seiner Parcellen und seiner Unterthanen zu sorgen hatte.

Das ist die Zeit der Entstehung der eigentlichen Burgen bei uns. Die Culturwelle, die seit Jahrhunderten von Westen nach dem Osten streicht, hat sie in langsamem Schritte



aus der Normandie und Bretagne, wo ihre ersten Ablagerungen etwa um 900 geschahen, bis zu uns getragen.

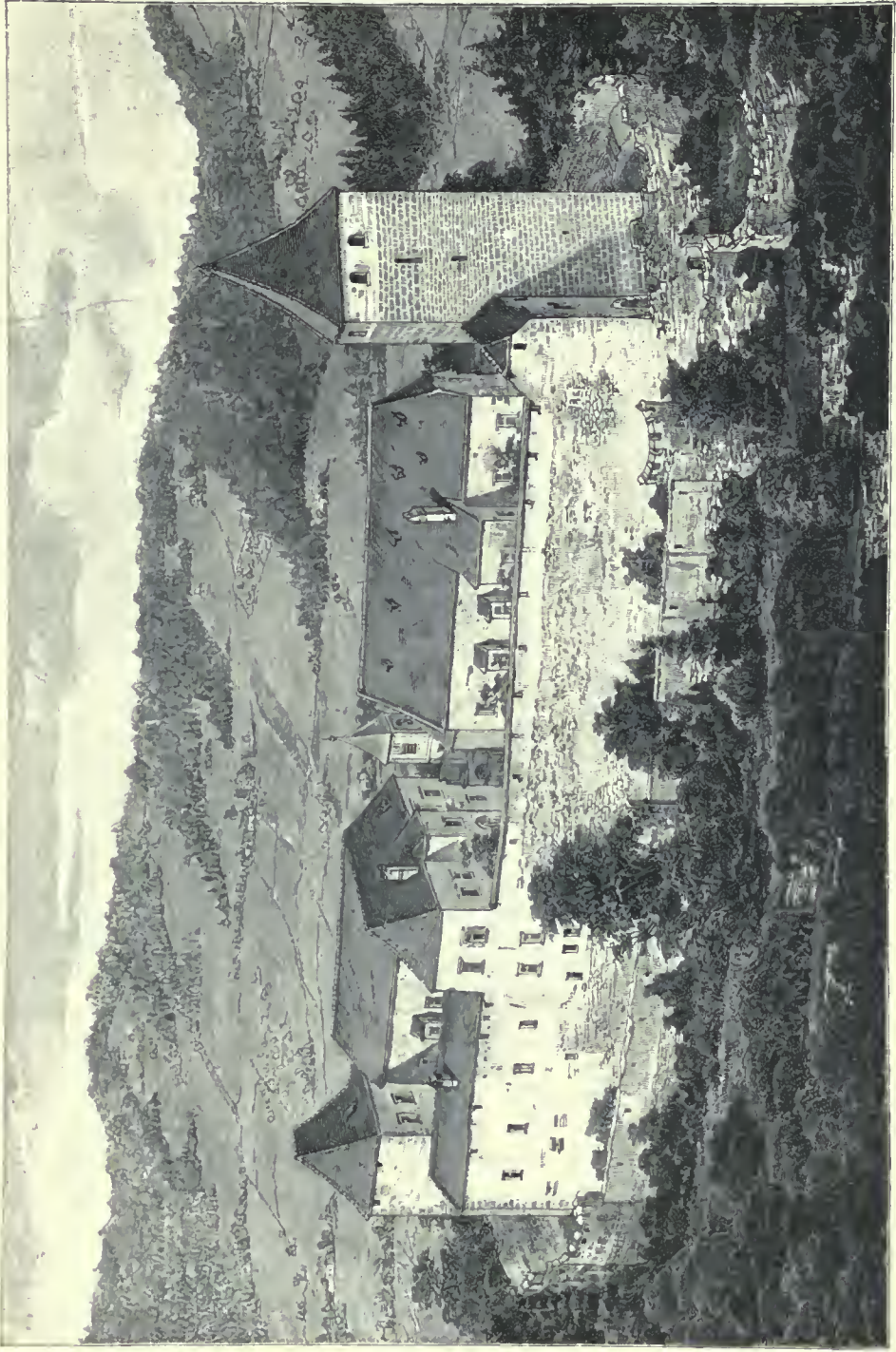
Aus der Raschheit, mit der sich jetzt die Steiermark mit Burgen bedeckte, läßt sich die allgemeine staatliche Nothwendigkeit dieser Anstalten ermessen, und Unsicherheit mag wohl auch viel dazu beigetragen haben. Allein wenige derselben sind noch in einer gewissen Ursprünglichkeit vorführbar. Eine Reihe ist vom Boden wie weggewischt, eine andere liegt fast unkenntlich in Trümmern, eine dritte ist so verbaut, daß sich der alte Kern nur schwer auslösen läßt, und an der Stelle anderer thronen jetzt Kirchen. Unter den Markgrafen der Dynastie von Steier erhob sich im Ennsthale die Burg Greischern, die Residenz des Markgrafen, wenn er dieses sein salzburgisches Vogteigebiet bereiste; heute ist sie nur mehr durch Schanzen auf dem Burgstallsteine über Pürg angedeutet. In jenen Tagen auch scheint sich der Edelhof Lassing in die allbekannte Burg Strechau verwandelt zu haben. Im oberen Murgebiete sahen jene Zeiten Saurau, an der Grenze der damaligen Steiermark und Salzburgs, die Franenburg und Lichtenstein, das Pelsthal bewachte Offenburg und den Übergang aus dem Mur- in das Lavantthal Eppenstein. An der mittleren Mur standen Rabenstein und Beckau, im Feistritzthale Waldstein, Henneberg und Altenburg und weiter unten Gösting und Graz, welche aber mit ihren Slavennamen beide auf ältere, wendische Anlage deuten. Wo die Raab und Weiz aus dem Hochthale von Passail durch ihre Klammern sich drängen, da fand sich ein richtiges Burgenneest: da standen die jetzt verschollene Altenburg, Gutenberg, Radmannsdorf, Weiz und Trennstein, Ernfels, Rabek und Stubeck, und mitten in dem prächtig hügeligen Raabviertel ragten auf isolirtem Felsen die ersten Anlagen der Kiegersburg auf und an der österreichischen Grenze, ganz wie das erwähnte Burgenneest in einem Winkel gebaut, Thalberg. Aber von diesen zwei entgegengesetzten Punkten aus wurde unter Ottokar I. das Raabviertel für Steiermark erzwungen. Das untere Land ist minder reich. Dahin langte der Markgraf erst später. Auch dominirten daselbst theilweise andere Herren, wie die Erzbischöfe von Salzburg (mit ihren Burgen von Leibnitz, Landsberg und Pettau), und die Gegend südlich der Drau gehörte damals noch lange nicht zu Steiermark.

Ein auffälliges Merkmal bei einer Zahl dieser Burgen ist die gesuchte Kühnheit ihrer Anlage. Nicht früher und nicht später tritt dasselbe wieder auf, — das sind die rechten Repräsentanten ihrer beengten Zeit, welche jedem Einzelnen den Selbstschutz anheimstellte. So ist Eppenstein auf vereinzelter spitzer Regel hingestellt und Lichtenstein über graufigem Abfalle in Felsenschroffen gebettet. Dasselbe gilt von Rabenstein bei Frohnleiten. Jede Entwicklung in die Breite, jede Bequemlichkeit im Innern ist da ausgeschlossen und am meisten der landläufige Traum vom Prunkleben der Burgherren. So ist es auch mit Alt-Weitenstein bei Gonowitz und mit Königsberg ob Mann. Aber das echte Merkmal einer

Burg, das sie erst zu dem macht, was man damit zu meinen pflegt, fehlt nicht, und das ist der Berchfried. Wo er dennoch mangelt, da sprach der Zeitgenosse nur von einem „Haus“, wenn auch die Bezeichnung „Burg“ im Namen liegt, wie bei Frauenburg. Je nach der Gunst des Bodens ist der Berchfried in der Mitte, meist aber an der Ringmauer angebracht, ganz so, wie in den Städten die Burgen regelmäßig in eine der Ecken gestellt sind. Zwei Berchfriede sind selten; wo sie vorkommen, hat meist ein jeder sein besonderes Beobachtungsgebiet. Zuweilen, wie bei Waldstein, ist der zweite vorgeschoben und außer oberirdischer Verbindung mit der Burg; dann dient er als Vorwerk und mittelst der sogenannten Kreidfeuer zur optischen Verbindung mit einer nachbarlichen Burg.

Zwei Berchfriede weist auch Thalberg auf bei Friedberg, so weit erkenntlich die älteste Burg im Lande, sehr wahrscheinlich von den Grafen von Pütten zwischen 1140 und 1150 gegründet. Sie steht auf mäßig hohem geräumigen Hügel, um den zu drei Vierteln die Straße und zum letzten die Lahn sich windet. Ihre Anlage ist nach der Art alter Edelhöfe ein Längel, der Eingang im Osten bildet ein ungemein hohes Portal, das die spätere Zeit um eine Mauer untermauerte, und daran lehnt sich ein Berchfried ganz aus Quadern gebaut, den bis zur halben Höhe Steinmetzzeichen bedecken. Seine Pforte im Hofe, hoch über dem Boden, zeigt schöne romanische Gliederung und Sculptur; sein erstes Geschoss ist eingewölbt und aus ihm führt die Treppe in der Mauer nach dem zweiten. Gegen Westen war der Palas das Wohnhaus; jetzt in Ruinen, zeigt es an einzelnen Thüren und Fenstern, daß es gleichfalls dem XII. Jahrhundert angehörte. Am Westende schließt ein zweiter, gleich alter, aber minder sorgfältig gebauter Berchfried das Gesammte ab.

Welche Entwicklung der Burgenbau in Steiermark im XIII. Jahrhundert genommen, läßt sich genau nicht verfolgen. Es ist zwar ein ungemein reicher Zuwachs darin nachweisbar, der bald mit rechten, bald mit unrechten Dingen vor sich ging, doch für strenge Unterscheidung der Fortschritte mangelt es an Belegen. Dafür lernen wir die Ansichten der Gesetzgeber in dieser Richtung kennen, vorausgesetzt, daß das österreichische Landrecht in Steiermark ähnlichen Anschauungen begegnete. Darnach mag auch in ruhigen Tagen manch böser Geist auf Burgen gehaust haben. Deshalb schränkte man den Bau ein und band ihn an ein gewisses Maß, das für den gewöhnlichen Schutz der Bewohner anreichte. Nicht einmal ein Freier sollte ohne Erlaubniß des Landesfürsten „ein edles Haus oder eine Burg“ bauen, wohl aber stand ihm unbenommen Haus oder Thurm, zwei Stockwerke hoch, doch ohne Zinnen und Erker, und dieser Bau durfte von einem Graben von gesetzlicher Tiefe und Breite umgeben sein. Hier kehrt sonach der alte Edelhof wieder, und bei starker landesherrlicher Gewalt hätte seine Schutzvorkehrung genügt. Allein eben das XIII. Jahrhundert entbehrte der ersteren zum guten Theile, und in der wirren Zeit des Zwischenreiches kamen jene Trutz- oder Verdrußburgen auf, welche der Eine dem Andern



Die älteste Burg: Iffersberg bei Hartberg.



sozusagen an den Leib baute und die der steirische Landfriede König Rudolfs von 1277 zu zerstören befaß. Thatsächlich läßt sich für das XIII. Jahrhundert ein Zuwachs von wenigstens 50 Burgen und von manchen derselben auch sicher oder ungefähr die Gründungszeit nachweisen. So entstand bald nach 1230 die Burg Forchtenstein zu Neumarkt, eine einfache Anlage für Dienstmannen, aber typisch auch für den richtigen Adel, der besser zu wohnen nicht gewohnt war und seine Wehrzwecke auch nicht entsprechender erreichen konnte: auf beschränkter Kuppe innerhalb hoher Mauer ein bescheidenes Wohnhaus und in der tauglichsten Ecke ein massiver Thurm. Ungefähr um dieselbe Zeit baute der Bischof von Seckau seine Burg Wasserberg im Galthale und 1263 der Statthalter König Ottokars von Böhmen in Steiermark, Bischof Bruno von Olmütz, Burg Landskron in Bruck. Aber dieses, wie Wasserberg, entbehrte des Berchfriedes, wie denn überhaupt die Burgen über den Städten dieses Merkmal fast ausnahmslos nie besaßen: sie waren eben selber die Berchfriede der Städte. Um 1278 gestattete König Rudolf dem Kloster Admont den Burgenbau zu St. Gallen und wo es die große Unsicherheit auf dessen Gütern verlangen mochte. Ein ganz treffliches Beispiel einer einfachen Burganlage bietet für jene Zeit Schloß Thurn zu Baierdorf unweit Murau. Der Zufall, der so oft als Vernichter einschreitet, hat uns dieses Object fast gänzlich erhalten, wie es 1290 ausgesehen, als die Scharen Herzog Albrechts es anzubrannten.

Thurn ist nur ein Thurm, wie deren viele im Lande ragten, allein bloß an wichtigen Punkten. Wo er steht, ging ehemals der Saumweg aus dem Murthale durch die Ratsch ins Gmsthal und anderseits über Ranten ins Lungau. Er war offenbar für die Sicherung der Handelszüge angelegt, und zwar in einem Viereck im Thale; ein mäßiger Graben und eine niedere Mauer schlossen und schließen noch heute die Anlage ab. Man erkennt aus der Form des Einganges, den kein Thorthurm bewehrt, und der Umfangsmauer, welche keine Ecktürme flankiren, daß anfänglich und wohl lange hinter dem Graben bloß ein Pfahlwerk gestanden. In diesem Hofraume ist außer einem kleinen Wohnbau nur ein Ökonomiegebäude; für mehr als heute war nie Platz und weniger reichte für die Besatzung nicht; diese hauste in dem Thurmkolosse, der etwa vier Stockwerke hoch inmitten des Hofraumes sich erhebt, geziert an der Ecke, wo der hölzerne Gang zur Pforte im ersten Stock führt, mit einem gut erhaltenen Christofsbilde aus dem XIII. Jahrhundert. Die Gelasse sind durch Holzböden geschieden und die Treppen im Innern angebracht. Hätte der Thurm nicht dem Erzbischof von Salzburg gehört, sondern Edelleuten, dann würde er Zubauten und Erweiterungen erfahren haben, und die Kenntniß einer Originalanlage, die uns zeigt, wie ungefähr jede Burg damals begann, wäre uns entgangen.

Es ist schon angedeutet worden, daß politische Verhältnisse recht wesentlich auf diese Wehr- und Wohnbauten Einfluß nahmen. Eine kriegerische Zeit mehrte ihre Zahl und

hielt den Charakter der Abwehr fest; eine friedliche dagegen gestattete wachsend die Zwecke der Bequemlichkeit, das Wohnliche zu erstreben. Mit den Habsburgern zog, in Steiermark wenigstens, ein langer Friede ein, den erst unter dem Vater Maximilians I. die Ungarn störten. Damit stehen wir vor einem neuen Umschwung. Hatte man die Anlagen auf schwer zugänglichen Felsen schon längst aufgegeben, so verlangten jetzt wirthschaftliche



Einfache Burg aus dem XIII. Jahrhundert: Thurm zu Waidorf.

Ziele, ohne daß die Wehrkraft litt, Zubauten und Erweiterungen. Das staatliche Leben verlief ruhiger, die landesherrliche Gewalt erstarkte, die Gesellschaft verfeinerte sich und wollte demgemäß auch behaglicher wohnen.

Wehr- und Wohnzwecke geeignet zu vereinen, scheint den Cillier Burgen vor anderen gelungen. Diese Anlagen von Heckenberg, Hartenstein, Packstein, Süßenheim, Widerdries und Wöllan trugen durchwegs den zweiseitigen Charakter. Sie gehören theilweise dem XIII., theilweise dem XIV. Jahrhundert an und haben so sehr einheitliches Gepräge, so sehr ist überall auf den Wohnzweck, und zwar gleich von der Gründung an

Bedacht genommen, daß die Gleichstimmung nur durch einen gewissen maßgebenden Einfluß erreicht werden konnte. Dieser lag in den Grafen von Cilli, ihren Lehensherren, die eben im XIV. Jahrhundert dem Gipfel ihrer Macht zustrebten. Gegenüber den starren und engen, dann wieder kennbar stückweise ergänzten Burgen des Oberlandes spricht aus ihnen meist eine Durchführung wie aus einem Gusse und eine wohlthunende Stattlichkeit, ohne den Wehrzwecken das Mindeste zu benehmen. Nur eine Burg im Oberlande ist ihnen an die Seite zu stellen, das dem Geschlechte von Lichtenstein gehörige Stein bei Neumarkt. Fast scheint es, als ob ein Baumeister aus der Cillier Gegend sie entworfen hätte: die reine Gliederung ihrer Terrassenanlage, dieses durchgeführte Zinnenwesen und die sonst im Murthale gar nicht erscheinenden Rundthürme lassen eine Bauverwandtschaft vermuthen.

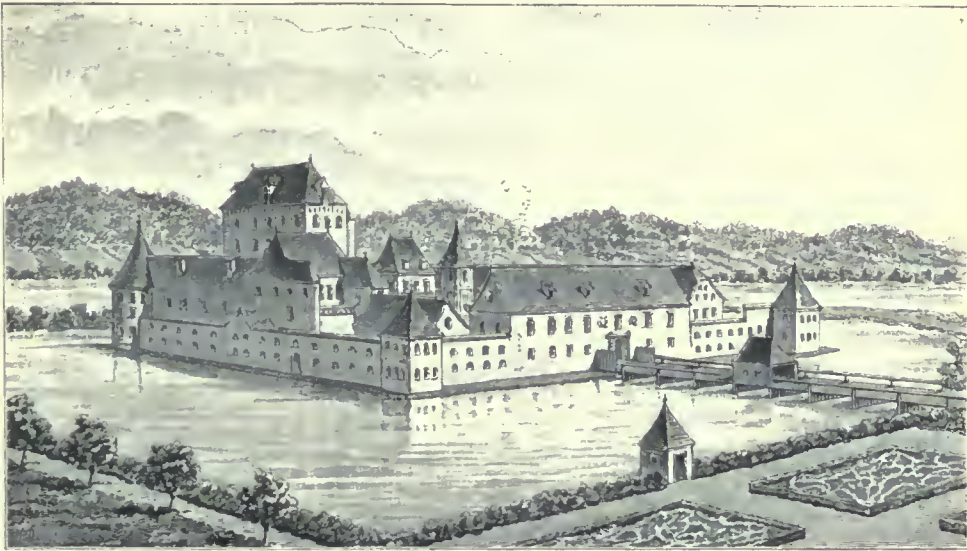
Dagegen mußten die Oberländer Burgen auf ihren schmalen Knuppen mit dem Raume geizen, und an dem noch heute ganz erhaltenen Kapfenstein bei Gleichenberg sieht man, wie an den alten Baukern neue Anlagen sich anfügten und demnach auch der alte Zingel vorgeföhoben wurde. Zuweilen gab man die alte Burg auf, ohne sie indeß zu opfern, und baute sich bequemere auf niederer Höhe, aber stets noch mit Berchfried und vollem Wehrcharakter. So zu Sturmberg bei Weiß, zu Weitenstein und zu Rabenstein bei Frohuliten. Gelegentlich kam es aber nicht zu Doppelburgen, wie die genannten, sondern der alte Anlageboden wurde gestreckt, auf der nächstgelegenen Erdwelle und manchmal auch auf einer zweiten oder auf der Abdachung wurden durch Gräben getrennte Vorwerke geschaffen. Begreiflich setzte dieses Dehnen und Strecken auch noch im XVI. Jahrhundert fort, allein schon im XIV. und XV. begannen diese überspannten Burgen in Hohenwang und Neuberg, im XV. bei Strechan, bei Arnfels, Schmierenberg, Montpreis und wohl auch bei Gutenberg.

Bequemer konnte begreiflich eine solche Erweiterung bei Tiefburgen sich vollziehen. Die Anlage datirt hier vorwiegend aus dem späteren Mittelalter und man darf in ihnen wohl eine Überleitung zu den Schlössern erkennen. Denn wenn auch ihre vornehmsten Repräsentanten noch immer den Berchfried behalten, so zeigen sie doch, daß man für Burgenbau nicht eben Bergeeshöhe als ausschließliche Bedingung anzusehen begann. Der ursprüngliche Umfangsgraben wurde erst später dauerndem Wasserzufluß ausgesetzt, und in dieser Art erhöhte er den Wehrzweck. Solcher Tiefburgen besitzt Steiermark eine schöne Zahl. Eine Perle in der Reihe ist Feistritz bei Flz, das in allen seinen Theilen den Anwachs aus dem XIV. Jahrhundert bis zu den Prachtanlagen des XVII. Jahrhunderts noch heute gut erkennen läßt. Noch weit stattlicher, aber heute reducirt oder gänzlich ausgebaut waren die Grenzfesten Burgau und Neudau; eine burgenmäßig hervorragende Erscheinung gab das kleine Rentenan bei Hartberg ab; Stadel, Trautmannsdorf, Laufowitz und Feistritz bei Marburg waren ursprünglich Moß-, dann Wasserburgen.



Selbst bei Neubauten sehen wir der Bequemlichkeit, aber noch in alter Auffassung des Wehrbedarfes Rechnung getragen; so bei Lichtenek im Mürzthale, das etwa 1400 entstand und innerhalb eines Mauerviereckes mit Flankenthürmen ein Wohnviereck mit tüchtigem Berchfriede aufwies, und Schachenstein bei Aflenz, vom Abt Johann Schachner von St. Lambrecht 1465 erbaut, welches auf enger Felskuppe sehr viel Wohnraum zwischen Thürmen zeigte.

Wenn nun schon im XII. Jahrhundert, aber auf Bergen, sich die Zulässigkeit einer festen Burg in Gestalt eines sogenannten „Haujes“ durch manche Beispiele ergibt,

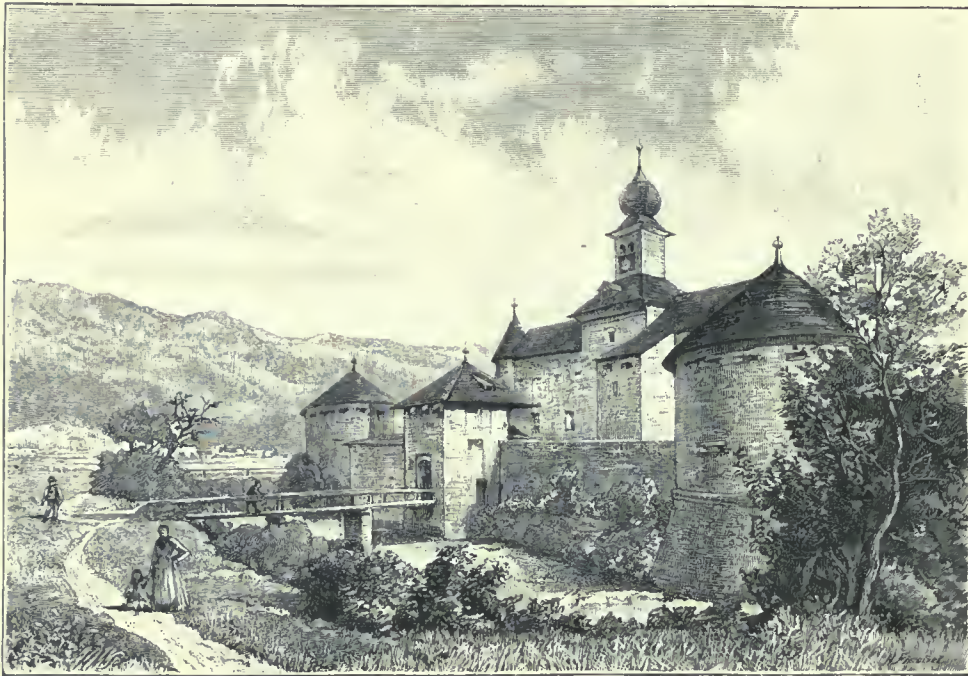


Tiefburg aus dem XIV. Jahrhundert: Feistritz bei Klz.

so darf es nicht befremden, daß im späten Mittelalter, bei dessen Drang nach behaglichem Haujen, dieselbe Richtung sich wiederholte. Es ist bezeichnend, daß selbst die gewöhnliche Nomenclatur die ohnehin seltene Bezeichnung Burg und die alltägliche Feste aufgab; von 1450 ab ist fast ausnahmslos nur von Schloß und Geschloß die Rede. Die Ebene, der Thalboden wurde der Anlageplatz. Hier konnte sich die neue Form noch am besten entwickeln. Man darf indeß nicht annehmen, daß dieselbe im Lande Ursprung und Wiege hatte; sie kam von auswärts, wo im Banwesen durch mehr Mittel und mehr Neigung zum Luxus entsprechend fleißiger gebaut wurde, vermuthlich in erster Reihe aus Frankreich. Man war dabei gezwungen, von dem Berchfriede ganz abzugehen und die Vertheidigung außen in die Umfangsanstalten, wie Gräben, Mauern und Thürme, in das Gebäude selbst, seine Eckthürme, Erker und Zinnen zu verlegen. Das alte Wahrzeichen einer Burg, wie man sie immer sich gedacht, der Wartthurm, welcher durch vier Jahrhunderte von eminenten

Bedeutung für sie gewesen, fiel weg und wurde an den Schlössern aufgelöst in Ecktürme und Erker. Später verloren auch diese die wenige Wehrbedeutung, die sie anfänglich noch hatten, und halfen mehr den Schloßbau schmücken, gewissermaßen noch feigneurial hervorheben, und vom alten Berchfried blieb als magerer Rest ein Uhrthürmchen oder simpler Dachreiter.

Ein lehrreiches Beispiel für die Schlösser der Übergangszeit ist Gabelkofen (ursprünglich Niegersdorf genannt) nördlich von Judenburg an der Pels. Man sieht an

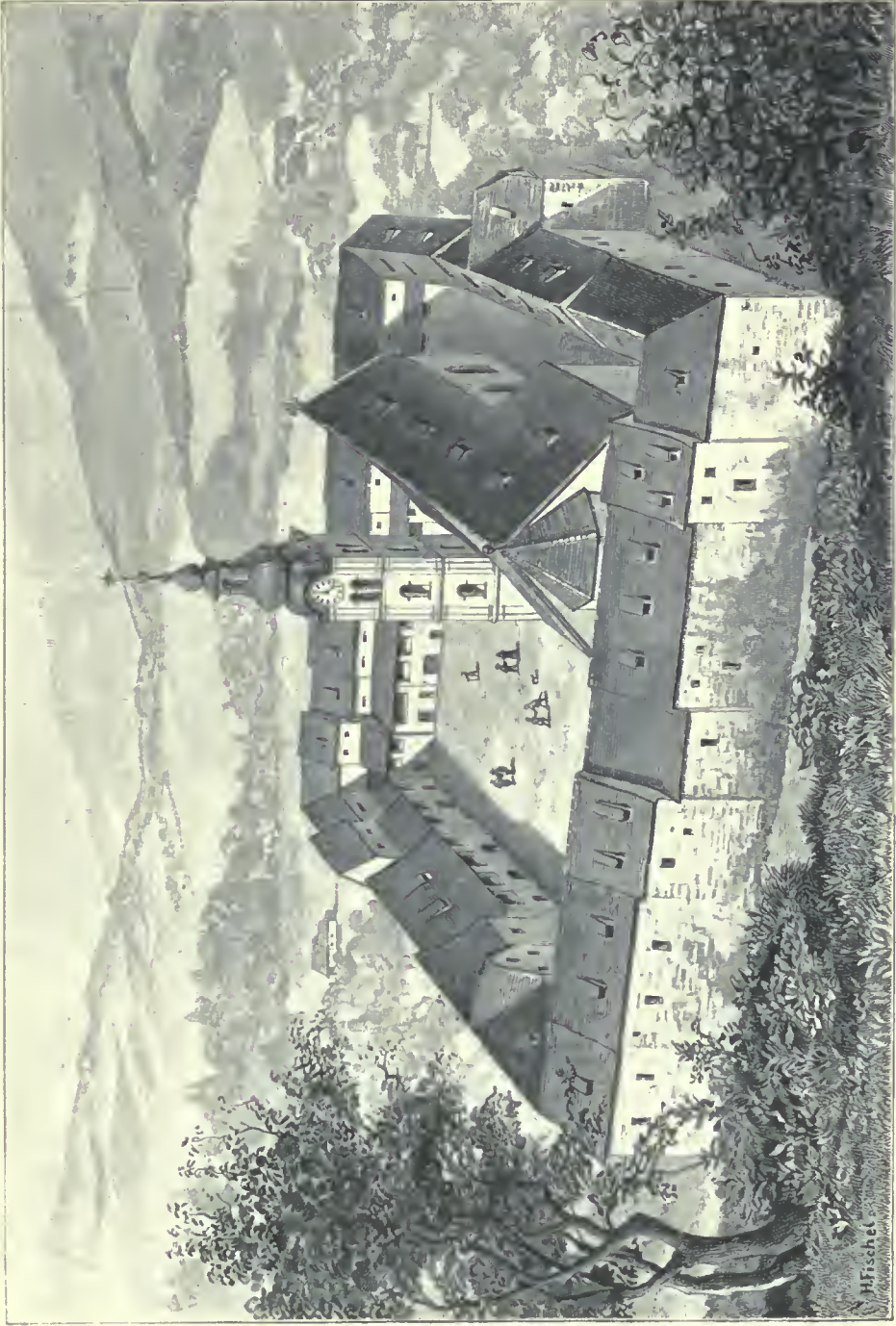


Übergangschloß des XV. bis XVI. Jahrhunderts: Gabelkofen bei Judenburg.

ihm das ganze Gebäude im zweiten Stockwerk zur Festung gemacht und die Vertheidigung von da aus noch durch Wassergraben, Mauern und angehängte Eckthürmchen unterstützt.

Bei diesen Reformen, welche durchwegs das Viereck mit eingeschlossenem Hofe als Grundlage nahmen, brachten sich alle Neigungen der Neuzeit zur Geltung und alle Kunst-richtungen derselben, die Brunkfucht des Adels, den Stalianismus in der Architektur und endlich Nachahmungen französischer Lebensart auch im Schloßerbau. Damit Hand in Hand ging die erhöhte Befestigung dieser Tiefenschlösser durch Wasserleitungen und bedeutende Erdwälle, die letzteren sind oft sehr namhaft, wie bei Raasditz, Kranichsfeld und Alheim, und ebenso auch zuweilen die Wasserringe, wie bei Brunnsee. Der Typus dieser Schlösser offenbart sich in deren größtem, in dem 1606 erbauten Eggenberg bei Graz. Von dieser





Wolfseburg: Der Kabor zu Feibbach.



Grundanlage aber waren sie fast alle, und mit ihnen ist das Land wie besät. Sie haben der gesammten Baukunst reichen Arbeitsstoff gegeben, und da fast durch 80 Jahre vom XVI. bis XVII. Jahrhundert Italiener die Bauhätigkeit im Lande beherrschten, begegnen wir auch viel italienischer Architektur: so in Obersteinach und Friedstein, das ausdrücklich als „italianizato“ bezeichnet wird, in Schwamberg, in dem ungemein zierlichen Limberg in Herberstein, und spät und bloß theilweise an der Burg zu Marburg.

Nicht ohne Einfluß auf die Befestigung und den Ausbau der Burgen und Schlösser im Lande blieb die Neuanlage der Festungswerke in Graz und bei den östlichen Grenzstädten. Die Übertragung eines so kostbaren und im Grunde auch überflüssigen Systems öffentlicher Wehrvorkehrungen auf Privatbauten schuf Werke, die man füglich excentrische Burgen nennen kann. Wenn einzelne Bauten, wie Gleichenberg und Neuberg, sich mit Bastionen verstärkten, so war dies erklärlich und genügend. Aber die Umgestaltung der Niegersburg durch ein Zickzack von Bastionen, durch welche sieben Thore bis zum Felsplateau führten, war bloß ein Werk der Bauwuth einer landbekannten zaufüchtigen Frau, welche im offenen Selbstbekenntniß auf den Plafond eines Zimmers den Vers setzte:

„Bauen ist ein schöner Lust,  
Was es mich kost', ist mir bewußt.“

Nicht minder excentrisch, aber als Ausfluß hochgradigen Ständebewußtseins aufzufassen, ist der Umbau von Neuhaus durch den Grafen Ferdinand von Trauttmansdorff (1660). Er setzte in einer Gegend, die von 1290 bis in unsere Tage keinen Krieg gesehen, ein italienisches Schloßviereck auf eine kolossale Terrasse von Bastionen, und nannte das neue Werk Trautenfels.

Im XVI. Jahrhundert tritt uns eine ganz aparte kleine Reihe von Wehranlagen entgegen volksthümlicher Natur, die man Volksburgen nennen könnte. Ihre Keime liegen in dem alten Brauche des Volkes, bei feindlichen Einfällen in der Kirche Schutz zu suchen und vom unmanerten Friedhofs aus sich zu wehren. Da aber die constanten Türkengefahren wesentlich auf der Hauptlinie an der Raab sich entluden, legte man daselbst zu Fehring, Feldbach und Weiz dauernde Befestigungen um die Kirchen an. Man nannte sie aus den Hussitenzeiten her mit dem eingebürgerten Namen Tabor, der aber eigentlich nur eine vorübergehende Verschanzung bedeutete. Diese Tabore waren Vierecke, zum Theil mit festen Rundthürmen, und schlossen die Kirche ein. An der Innenseite der Mauern klebten die Häuschen, wo die Flüchtigen ihre beste Habe und sich selbst unterbrachten. Und so fest waren die Anlagen, daß die Vertheidiger auch dem ersten Angriffe eines Streifcorps leicht widerstehen konnten. Der interessanteste und besterhaltene ist jener zu Feldbach, bei dem die Rückseiten der imwändigen Häuschen die Außenmauern bildeten. Weit beengter im Raume, festungsartiger, aber auch in profaner Bautechnik ausgezeichnet und

malerischer ist das Kirchenkastell zu Eisenerz, das seinen Ursprung dem Türken-Einfalle von 1480 verdankt.

Man sieht, in die früher so lange hindurch einheitlichen Wehr- und Wohnanlagen trat mit der Renzeit eine gewisse Vielseitigkeit. Es machte sich nicht mehr so sehr das Bedürfniß des Schutzes, als vielmehr die Lust und das Vermögen jedes Einzelnen



Kirchenkastell zu Eisenerz.

verschiedenartig geltend. Nur die quadratische Anlage, Eck- und Erkerthürme oder Pavillons blieben gemeinsam. Aber die Zahl der Adligen wuchs aus den Kanzleien und der Industrie; alle wollten Grundbesitz haben und Gutsherren sein, ohne die Mittel zu haben, Schlösser zu bauen wie der alte Landsassenadel. So geschah es meist, daß diese Rentlinge der steiermärkischen Adelsgesellschaft wohlgelegene Bauerngüter kauften und sie in Gutshöfe und Edelhöfe umwandelten. Das sind Mengestalten, die gewissermaßen als Streblinge unter den Burgen und Schlössern aufgefaßt werden müssen, und aus denen sich gelegentlich wirkliche Schlösser entwickeln konnten. Auch sie haben eine gemeinsame Grundform; es ist der einfache Tract, allein eben nach den Mitteln und Ideen ihrer Eigenthümer gestaltet

sich derselbe recht mannigfach zum Abschlusse. Bald gilt der Tract allein, und fast nie fehlt ihm der Dachreiter, denn das Gut ist eine kleine Herrschaft und das Thürmchen gilt als ihr Zeichen. Dann gibt es welche, die noch Thürmchen an den Ecken tragen. Andere haben die Tracte gekoppelt nebeneinander, andere kreuzen sie, oder lehnen sie in geradem Winkel an einer Ecke aneinander, oder fügen dem einfachen Tracte zwei Flügel nach rückwärts an, oder stellen in gewisser Entfernung parallel einen zweiten auf und verbinden die beiden Schmalfronten durch einen Gang mit Thorthurm. Andere heben den einfachen Tract durch einen Thurm an der Breit- oder an der Schmalfront, oder mit zwei Thürmen an ersterer oder an einer Schmalseite, oder je an der vorderen und rückwärtigen Breitseite, oder an drei Ecken, und hängen gelegentlich noch Erker an. Diese Bauten zeigen fast stets ungemeine Zierlichkeit und athmen ländliches Behagen. Gelegentlich äußert erstere sich überraschend, wie bei Klingenstein, dessen Baumeister darin ein kleines Meisterstück geschaffen. Die Zahl dieser Gutshöfe war ungemein groß im Lande und noch heute haben sich viele mit ihren ursprünglichen Reizen erhalten.

Das Wehrhafte, wie Umfangsmauern, Thürme und Erker, kommt dabei allerdings nur mehr erinnerungsweise vor. Die Zeiten sind eben sicherer geworden, die öffentliche Macht ersetzte die Wehrpflicht, welche vordem von Burg und Schloß Jeder für sich besorgte. Und da tritt denn der merkwürdige Fall auf, daß zuweilen ein solcher Gutshof auffällig einem Edelhofe fränkischer Zeit gleicht: ein Läng Eck, hinter leichtem Graben eine bescheidene Mauer, welche das Wohnhaus, die Wirthschaftsgebäude und die Gemüse- und Lustgärten einschließt. So hat denn die Gesamtheit des Edelsitzes Freudenau bei Madfersburg im XVII. Jahrhundert ein bloß nach Mitteln der Zeit behaglicheres, sonst aber in Umgrenzung und Gliederung vollkommen ähnliches Seitenbild zu einem aus Frankreich bekannten Edelhofe des IX. Jahrhunderts abgegeben. Fast dasselbe läßt sich auch von Gleinstetten sagen.

Zu diesen Wohngestalten geht also die Zuthat für die Wehrkraft mehr und mehr verloren, und aus den Burgen sind allmählig geschlossene Wohnsitze geworden. Dieses Moment bleibt für alle Folge, begünstigt durch die wachsende auf tretende Neigung des Hochadels für französische Prunksucht. Mit der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts begann man in Steiermark den breiten, aber sehr bequemen Stil der französischen Schlösser zu pflegen: damals wurde Frauenthal bei Deutsch-Landsberg in dieser Art umgestaltet, auch Ebensfeld im Draufelde und namentlich das kleine, zierliche Schloßchen Küssel. Dagegen liegt in dem Umbaue des feudalmassiven Burgfeistritz in ein massiges französisches Herrenschloß schon eine bedeutendere Leistung vor und ebenso in jener von Tannhausen.

Von da ab erlahmt das steiermärkische Schloßwesen. Das hängt mit dem Vermögensverfalle im steirischen Adel zusammen. Man lebte gern in den Städten und



baute dort gelegentlich Paläste und sparte auf dem Lande oder beschränkte die Umbauten an den Schlössern auf das Innere. Nur zwei Neubauten von wirklichem Werthe und bezeichnend für die Zeit ihrer Entstehung sind da erwähnbar: Neu-Stattenberg, das 1723 von den Grafen von Attems erbaut wurde, und Kirchberg an der Raab, das in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts von einem Grafen Kazianer erbaut werden sollte. Das erstere besteht in einem Tracte mit zwei Flügeln nach rückwärts, zwischen welchen eine doppelte Freitreppe über dem Thore sich wölbt; an die Flügel schließen sich Gänge, im ersten Stockwerke offen, die den ganzen Hof umziehen und am Thore, das



Französisches Prachtchloß des XVIII. Jahrhunderts: Neu-Stattenberg.

ohne Thurm in den Hof führt, abschließen. Auch Kirchberg ist bloß ein Tract, an den vorne ein großer Garten, hinten ein langer Hof schließen sollte, mit ebenerdigen Flügeln und inmitten mit einer Terrasse, die ihn in einen Herren- und einen Wirthschaftshof gliederten. Es ist also hier das ursprüngliche Princip des Vierecks im Schloßbaue ganz aufgegeben, dagegen aber jenes der Gutshöfe angenommen. Während diese aber bloß mit bescheidenen Mitteln auftreten und nur wie Edelsitze auf Bauerngründen erscheinen, haben jene Spätlinge von Schlössern den unmittelbaren Wirthschaftsbereich in die Herrlichkeit des Wohnhauses einbezogen und demgemäß ausgestattet. Dadurch ist die Schwerefälligkeit, wie sie bei Ebensfeld, Franenthal, Premstetten und Burgfeistritz auftritt, weggefallen, aber der Name Schloß ist nicht mehr so berechtigt als früher und wie er

namentlich bei Trautenfels sich herausfühlt. Gegenüber den Gutshöfen des XVI. und XVII. Jahrhunderts als kleinadeligen Edelsitzen sind diese letzten Schlösser bloß großadelige, reiche Anstalt, Lustorte, wie man sie nannte, Stätten des Behagens für sommerliche Zeit und Weinlese.

Nach ihnen baute man keine Schlösser mehr oder was daran reichte.

Die Verfeinerung der Sitten, die zunehmende Sicherheit des öffentlichen Lebens ließ mehr und mehr von den engen, kalten und starren Wohnbehelfen der Vorzeit absehen, und diese Fortschritte zeigen sich, wenn man die Behausungen von Thalberg und Thurn zu Baierdorf mit jener von Stattenberg sich gegenhält.





## Die Musik in Steiermark.

Die ältesten Anzeichen musikalischen Lebens auf steirischem Boden sind die Abbildungen musikalischer Instrumente auf den daselbst gefundenen Römersteinen, aber die Weisen, welche von diesen Flöten und Lyren, Buccinen und Tuben erklangen, kennen wir ebensowenig als die Kriegsgefänge und Todtenklagen, Tanzlieder und Bacchanalien in den Zeiten der Römerherrschaft und die Gesänge der deutschen und slavischen Bewohner der Steiermark im ersten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung.

Erst die ernsten, eintönigen Melodien des gregorianischen Chorals, wie sie vor achthundert Jahren gesungen wurden, sind uns in den Chorbüchern der steiermärkischen Klöster erhalten, in welchen die Musik Gegenstand täglicher Übung und wissenschaftlicher Beschäftigung war. Noch heute bewahren die Bibliotheken dieser Klöster, namentlich die zu Admont und zu Rein, uralte Handschriften der Hauptwerke der mittelalterlichen Musikliteratur, die bekanntlich größtentheils aus den Benedictinerklöstern hervorging. Einen bedeutenden Beitrag zu dieser Literatur steuerte der gelehrte Admonter Abt Engelbert bei, indem er um die Wende des



XIII. Jahrhunderts eine umfangreiche Abhandlung, gleichsam eine Summe musikalischen Wissens seiner Zeit schrieb, die noch jetzt dem Musikhistoriker Beachtenswerthes bietet.

Während die Kirche in ihren liturgischen Gesängen an dem einstimmigen lateinischen Choral festhielt, bis sie im XVI. Jahrhundert den mehrstimmigen kunstvollen Gesängen der Niederländer, Italiener und Deutschen die Aufnahme nicht länger verweigern konnte, hatte das inzwischen in reicher Blüte zur Entfaltung gekommene deutsche kirchliche Volkslied längst schon Eingang auch in die Kirche gefunden, namentlich an den hohen Festtagen und bei den dramatisch gestalteten kirchlichen Ceremonien, welche zur Entstehung der volkstümlichen Weihnachts-, Dreikönigs-, Passions- und Osterspiele Veranlassung gegeben haben. Die noch vorhandenen sehr einfachen, kurzen Weihnachts-, Paradies- und Dreikönigspiellieder, welche bei solchen Spielen gesungen wurden und an manchen Orten noch jetzt gesungen werden, sind kaum über anderthalbhundert Jahre alt. Viel ältere kirchliche Volkslieder finden sich aber in dem im Jahre 1602 in Graz gedruckten katholischen Gesangbuche des Nikolaus Bentner von Geroltschhofen, Schullehrers zu St. Lorenzen im Mürzthale. Manche dieser dem Volksmunde entnommenen Melodien klingen so heiter und weltlich, daß an der Entlehnung derselben von weltlichen Volksliedern kaum zu zweifeln ist. Dadurch wird der Werth dieses ältesten steiermärkischen Gesangbuches nicht wenig erhöht, daß es einigermaßen Ersatz bietet für den Mangel an mittelalterlichen weltlichen Volksliedermelodien, wovon aus Steiermark ebensowenig auf uns gekommen ist als von mittelalterlichen Compositionen für Instrumente. Die Pflege der Instrumentalmusik lag vornehmlich in den Händen der Spielleute und fahrenden Schüler, welche bereits im Anfange des XIII. Jahrhunderts in einer über Baiern, Osterreich, Steiermark und Mähren ausgedehnten Genossenschaft gestanden zu haben scheinen, deren Vorsteher sich im Jahre 1209 scherzhaft Surianus nannte. Dieses lustige Völklein, diese von den scholastischen Musikgelehrten gefürchteten „Componisten der Zukunft“ waren überall dabei, wo es lustig herging, bei fröhlichen Gelagen, Hochzeiten, Tänzen, öffentlichen Festlichkeiten, auf Märkten und Messen. Und so finden wir sie auch in dem großen Gefolge Ulrichs von Sichtenstein auf dessen abenteuerlichen Venus- und Artusfahrten. Posaunisten, welche durch „süße Weisen“ den zum Turnier versammelten Rittern verkündeten, daß Ulrich zum Kampf bereit sei, scheint er als stete Begleiter im Solde gehabt zu haben. Außer den süßen Posaunenweisen erschallte allerorts auf diesen Fahrten Musik von Fiedeln, Holerflöten, Schalmeien, Hörnern, Pauken und Trommeln, beim Turniere nicht selten übertönt vom Krachen der Speere. Auch gesungen wurde da viel. Bekanntlich hat Ulrich von Sichtenstein eine Menge von Tanzliedern und andern Liedern gedichtet und auch die Melodien dazu selbst erfunden. Von manchen sagt er, daß sie gern und oft gesungen wurden, beim Tanz oder beim Tjost, „da Fener vom Helme sprang“,

daß die Weisen neu wären und nicht besser sein könnten, nicht zu lang und nicht zu kurz, nicht zu nieder und nicht zu hoch. Von einem Leich insbesondere sagt er, daß er ihn mit hohen Noten und sogar mit schnellen Noten gesungen habe, wofür ihm mancher Fiedler dankbar war. Schade, daß keine Weise dieses ältesten bekannten und, wie scheint, beliebten steirischen Componisten auf uns gekommen ist. Als später dem Adel die Lust zum Dichten und Singen verging, regte sich dieselbe in den Städten und rief da Meisterfingerschulen ins Leben. Von einer solchen in Steiermark fand sich keine Spur; daß es auch hier einzelne Meisterfinger gegeben, ist nicht unwahrscheinlich. Unter den angeblichen Gründern der Meisterfingerschaft erscheint ein „Gangler Aufinger“ aus Steiermark.

Doch von irgend welcher Bedeutung für die Entwicklung der Musik war der Meistergesang in Steiermark gewiß nicht. Die einzigen musikalischen Unterrichtsanstalten im Lande während des Mittelalters und darüber hinaus waren die Kloster-, Stifts- und Pfarrschulen und fahrende Schüler und Spielleute, neben den aus jenen Schulen hervorgegangenen Cantoren, Schulmeistern und Organisten, die Musiklehrer. Im XVI. Jahrhundert — hier und da wohl auch schon früher — gesellten sich diesen Musikkräften die Stadttürner und in Graz die landschaftlichen Trompeter mit dem Heerpauker bei und die Fahrenden wurden namentlich in den Städten durch sesshaft gewordene Musikanten, von welchen die in Graz 1650 ein Kunstprivilegium erhielten, mehr und mehr verdrängt. Für den Unterricht der adeligen Jugend im Tanz und der Musik wurden im Jahre 1545 und später von den Landständen ein wällischer Tanzmeister und ein Lautenschlager bestellt. Seit der Verbreitung des Protestantismus waren auch die protestantischen Schulen eifrige Pflegestätten der Musik, insbesondere die evangelische Stiftsschule und die Stiftskirche zu Graz, für welche das Land bedeutende Opfer nicht gescheut hat.

Für die Gestaltung der musikalischen Zustände und die Geschmacksrichtung war es gewiß nicht unwichtig, daß Graz im Jahre 1564 Residenz des Landesfürsten wurde und es über 60 Jahre lang blieb. Erzherzog Karl, ein großer Freund der Musik, brachte seine Hofkapelle mit, welche um das Jahr 1580 aus einigen Sängerknaben (Sopranisten) unter der Leitung des Lampertus de Sayve, zehn bis vierzehn Sängern, worunter auch Altisten, aus dem Organisten, fünf bis sechs musikalischen Hoftrompetern mit dem Heerpauker und noch aus einigen anderen Instrumentisten bestanden hat. Unter ihren Mitgliedern gab es verhältnißmäßig viele Italiener; selbst Sängerknaben, wie auch Musikalien und Instrumente, wurden mit großen Kosten aus Italien, namentlich aus Venedig geholt. Die Kapellmeister und Organisten waren fast alle Italiener.

In die Kirchen beider Confessionen war neben der mehrstimmigen Vocalmusik auch die Instrumentalmusik siegreich eingezogen; nur der Verwälschung und Verdrängung der „christlichen Gesänge der vortrefflichen alten deutschen kunstreichen Meister durch die

neuen, wällischen, größtentheils üppigen Gesänge“, setzten die Leiter der Stiftsschule und Kirche noch kurz vor deren Sperre und der Vertreibung der Protestanten (1598) erfolgreichen Widerspruch entgegen. Bald nach der Aufhebung der evangelischen Stiftsschule ward die Stiftung des Ferdinandeums vollendet; die darin befindlichen Murnnen wurden verpflichtet, beim Gottesdienste in der Jesuitenkirche musikalisch mitzuwirken, und erhielten daselbst zu diesem Behufe Unterricht. Außer in der Kirche bekam das Volk bis weit in das XVIII. Jahrhundert hinein nur selten gute Musik zu hören. Manche Gelegenheit dazu fand sich mitunter bei großen öffentlichen Festen, deren es namentlich während des Aufenthaltes des landesfürstlichen Hofes in Graz ziemlich viele gab. Bei einem solchen Feste im Jahre 1571 gab es außer Vorträgen von Stücken für Lauten und Zithern, Querpfeifen, Geigen, Zinken und Posaunen auch Vorträge von Madrigalen durch Damen.

Weiten Kreisen von Zuhörern zugänglich waren die seit dem Jahre 1574 gewöhnlich bei Beginn des Schuljahres und bei andern erfreulichen Anlässen von den Jesuiten im Theater oder manchmal auch in dem großen Hofraume der Universität und da vor Tausenden von Zuhörern veranstalteten Schuldramen, bei welchen Musik wohl selten gefehlt hat. Manche dieser Schauspiele wurden ausdrücklich als Melodramen oder als „singende Schauspiele“ bezeichnet, namentlich seit der Mitte des XVII. Jahrhunderts. Auch in der evangelischen Stiftsschule und den Jesuitencollegien zu Leoben, zu Judenburg und im Stifte Admont, welches sich die Pflege der Musik stets sehr angelegen sein ließ, fanden bisweilen solche Aufführungen statt. Von der Musik zu all diesen Schauspielen scheint gar nichts mehr vorhanden zu sein, wohl aber hat sich vollständig ein musikalisches Drama erhalten, welches geeignet erscheint, von der Art jener Dramen und der Musik dabei eine ziemlich genaue Vorstellung zu vermitteln, und hier um so weniger unerwähnt bleiben darf, als der Componist desselben ein Steiermärker von weltgeschichtlichem Rufe war, nämlich Kaiser Ferdinand III., der 1608 in Graz geboren wurde und hier die ersten vierzehn Lebensjahre zugebracht hat. Das in italienischer Sprache geschriebene Drama stellt den Sieg der göttlichen Liebe über die irdische dar. Als singende Personen treten darin die göttliche Liebe, die irdische Liebe, der Jüngling und das Gericht auf, überdies vier- bis achttimrige Chöre; Recitative, Arien und Chöre wechseln mit Sonaten von vier Violon ab. Die Musik ist ganz im Stile der Italiener. Auch andere Compositionen des Kaisers, wie namentlich ein Psalm, eine Hymne für die Weihnachtszeit, ein madrigalartiger Gesang, lassen den Einfluß der italienischen Musik, welchem die Erlösung der Melodie aus den Fesseln der kunstvollen und allzu oft nur gekünstelten Polyphonie zu verdanken ist, deutlich erkennen.

Neben den Schulcomödien und Dilettantenvorstellungen gab es ab und zu, im XVII. Jahrhundert schon sehr häufig Schauspiele aller Art, welche von Gesellschaften



fahrender Comödianten öffentlich gegen Entgelt dargestellt wurden. Leider weiß man gar nichts über die Musik bei derlei Darstellungen.

Der Venetianer Pietro Mingotti scheint der erste gewesen zu sein, der es unternahm, durch eine längere Zeit hindurch alljährlich mit seiner Gesellschaft im Frühling, Herbst und während des Faschings in einem dazu besonders erbauten Theater am Tummelplatze zu Graz italienische Opern aufzuführen. Er begann im Herbst 1736 mit der Vorstellung der Oper *Armida abandonata*. Auch in den nächsten Jahren, ausgenommen das Jahr 1741, in welchem die Gesellschaft in Preßburg war, wurden je fünf bis sieben neue, zumeist große italienische Opern, mitunter auch Intermezzi und komische Opern aufgeführt. Ungeachtet dieser großen Abwechslung von Schöpfungen eines Haffe, Galuppi, Giacomelli und anderer berühmter Componisten und ungeachtet der Vorführung sehr bedeutender Sängerinnen und Sänger, wie der Marianna Pirker, Rosa Costa, Elisabetta Moro und eines Canini, Giorgi und Anderer unter Scalabrinis Leitung faud sich Mingotti schon bald nach dem Beginne seiner Grazer Unternehmung bemüßigt, sich an die Hofkammer und an die Landtschaft „um eines Gnadens Auswurf“ bittlich zu wenden und noch vor Ablauf der zehn Jahre, für welche er das Recht zu Opernvorstellungen erlangt hatte, nämlich schon im Jahre 1743 sein auf 550 Gulden geschätztes Theater seinem Hauptgläubiger zu überlassen und anderwärts sein Glück zu versuchen. Im Theater am Tummelplatze gab es dann Comödien aller Art. Erst nach der Eröffnung des landständischen Theaters kam im Jahre 1776 etwas mehr Stetigkeit in das Grazer Theaterwesen. Im ersten Jahrzehnt des Bestandes dieser Bühne standen italienische und zwar zumeist komische Opern von Anfossi, Galuppi, Gazzaniga, Parisiello, Salieri, Sarti und Anderen auf der Tagesordnung derselben, neben welchen allmählig auch Singspiele und Opern deutscher und französischer Componisten (Mozarts Entführung und Figaros Hochzeit im Jahre 1788) häufiger zur Aufführung kamen.

Über die Beschaffenheit der Gesangs- und Instrumentalkräfte der Grazer Oper ist nichts zu sagen, was sie von der in anderen größeren Provinzhauptstädten unterscheiden würde. In Leoben, Marburg und Pettau fanden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf den um jene Zeit dort erbauten Theatern und später mitunter auch Aufführungen kleiner Opern, Duodramen und dergleichen durch Dilettantenvereine statt; in Graz bestanden schon lange vorher Dilettantentheater, an denen auch der Adel thätigen Antheil nahm; aber von einer ständigen Musikkapelle eines steirischen Adelligen ist nichts bekannt.

Eine viel größere Bedeutung als für das Opernwesen hatten Dilettanten und Dilettantenvereine für das Concertwesen. Leider reichen die Nachrichten über Concerte oder, wie man damals sagte, Akademien kaum über das vorletzte Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts zurück. Eine der ältesten meldet, daß im Jänner 1787 dem großen Josef Haydn

zu Ehren im Reinerhof eine musikalische Akademie gegeben wurde, die er selbst dirigierte und wobei nur Stücke seiner Composition aufgeführt wurden. Johann Kalchberg feierte Haydn's Anwesenheit durch ein Gedicht. Solche Concerte mit sehr gemischten Programmen fanden gewöhnlich an theaterfreien Tagen und oft für Wohlthätigkeitszwecke statt. In den Jahren 1811 bis 1813 betheiligte sich auch Beethoven an mehreren Wohlthätigkeitsconcerten durch Überlassung und Zusendung von Compositionen zur Aufführung. Die erste ständige Vereinigung von Dilettanten zur Pflege der Musik: der steiermärkische Musikverein, erwuchs aus der im Jahre 1815 von Grazer Akademikern gebildeten musikalischen Gesellschaft und organisirte sich nach dem Muster der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. Seit seiner Entstehung bis in die Gegenwart behauptete der steiermärkische Musikverein den Rang des ersten Concertinstitutes im Lande, welches durch lange Zeit gute Concertmusik aller Art, namentlich auch Dratorien, sorgfältig zur Aufführung brachte, jetzt aber sich zumeist auf die Pflege großer Instrumentalwerke und die Vorführung hervorragender Künstler beschränkt und die Pflege des Männergesanges den inzwischen entstandenen Männergesangsvereinen, namentlich dem rühmlichst preisgekrönten Grazer Männergesangsvereine und dem jugendfrischen deutsch-akademischen Gesangsvereine, die Pflege der Dratorien und großen Chorwerke für ungleiche Stimmen aber dem Singvereine überläßt. Der Musikverein wirkt seit seiner Entstehung auch als Unterrichtsanstalt für fast alle Orchesterinstrumente und Gesang und kann sich rühmen, manchen hochangesehenen Künstlern und Künstlerinnen die ersten Wege zur Meisterschaft gewiesen zu haben. Zahlreiche musikalische Vereine, denen sich in neuester Zeit der Richard Wagner-Verein zugesellt hat, gibt es auch außerhalb der Landeshauptstadt überall, von welchen nur die Musikvereine zu Leoben, Marburg, Pettau und der Mürzthaler Sängerbund genannt werden mögen.

Mit wenigen Ausnahmen haben alle steiermärkischen Componisten und Virtuosen, deren Namen über die Grenzen des Landes drangen, ihre Studien auswärtig gemacht oder doch vollendet, so die Componisten Johann und Robert Fuchs, Heinrich von Herzogenberg, Richard Heuberger, Wilhelm Kienzl, Felix Weingartner und der seinerzeit von Grazer Beurtheilern einem Beethoven und Schubert an die Seite gestellte höchst vielseitige Componist Anselm Hüttenbrenner (1794 bis 1868); dergleichen die Freiherrn Eduard von Lannoy (1787 bis 1853), C. M. von Savenau und Wilhelm Meyer (Remy), die in Steiermark eine zweite Heimat gefunden haben. Ebenso die Sängerinnen Amalie Joachim, Amalie Materna, Hedwig Roland, der Wagner-Sänger Emil Scaria, die Violinvirtuosinnen Marie Solbat und Gabriele Wietrowek, die Violinspieler Richard Sahl und Franz Wilczek, die Pianisten Anton Salm, Eduard Pirkerth, die Pianistin Charlotte von Eisl, Marie Baummaier und Andere. Eine seltene Ausnahme macht der

seinerzeit im In- und Auslande viel bewunderte Violinist Louis Eller (1820 bis 1863), welcher nur von dem um das Grazer Musikwesen sehr verdienten Kapellmeister Eduard Hysel (gestorben 1841) in der Schule des Musikvereines Unterricht erhalten hat, wie auch Jakob Ed. Schmölzer (1812 bis 1886) und Josef Gaubny, deren national-steirische Männerchöre und Lieder weit und breit bekannt worden sind. Auch das „erste österreichische Damenquartett“ erlangte ohne auswärtige Nachhilfe seine Berühmtheit. Zog nach dem



Johann Josef Fug.

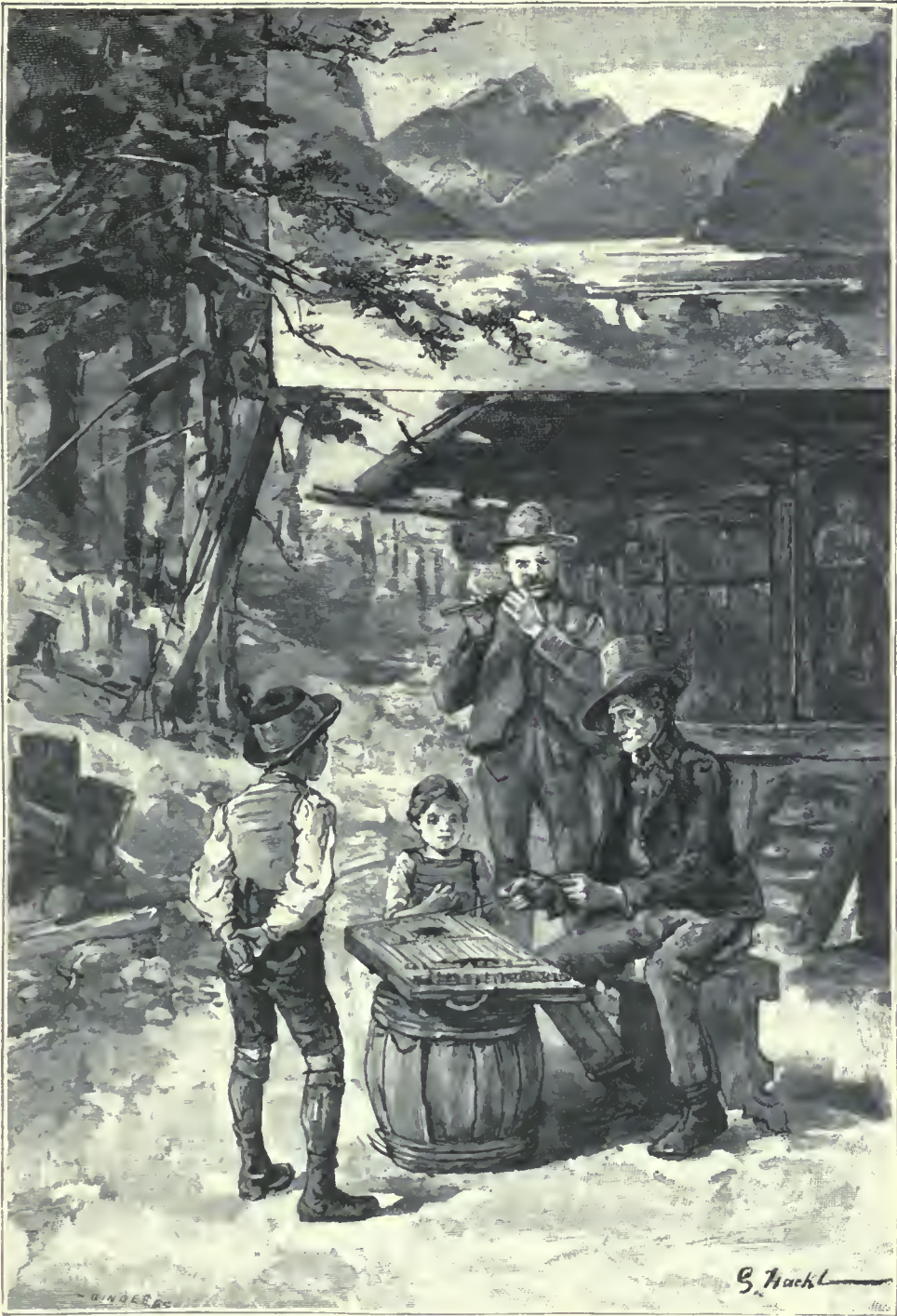
Gesagten der steiermärkische Musiker bisher gewöhnlich in die Fremde, um den Meistergrad zu erwerben, so gab es doch eine Zeit, in welcher ein Steiermärker, der um das Jahr 1660 zu Hirtenfeld geborene Bauernsohn Johann Josef Fug, unbestritten einer der besten Lehrer der Tonsetzkunst war, dessen Lehrbuch, der sogenannte Gradus ad Parnassum (in fünf Sprachen und ungezählten Exemplaren verbreitet) als Anleitung zu reiner Vocalcomposition sich der Hochachtung der größten Componisten erfreute und gegenwärtig noch als die Grundlage sehr angesehener Schriften über den Contrapunkt erscheint. Fug, der im Jahre 1698 von der Stelle eines Organisten der Schottenkirche zu der eines kaiserlichen Hofcompositors emporstieg, dann zum Kapellmeister im Stefansdom, zum kaiserlichen Vice-Hofkapellmeister und (1715) zum kaiserlichen Hofkapellmeister ernannt



wurde, in allen diesen Stellungen und als Lehrer höchst verdienstlich und erfolgreich gewirkt hat und darum auch die volle Gunst seiner musikkundigen und musikliebenden kaiserlichen Herren bis zu seinem Tode (1741) stets und reichlich genoß, hat auch für die Kirche, das Theater und das Concert sehr viel componirt und galt seinerzeit als einer der bedeutendsten Componisten. Der Musikgelehrte Dr. Ludwig von Köchel hat in einem umfangreichen Werke „Johann Josef Fux“ (Wien 1872) das Leben und die künstlerische Thätigkeit dieses Meisters aus der Steiermark beschrieben. Die Chroniken steirischer Kirchen und Ortschaften rühmen noch manche Musiker; doch fehlt der Raum hier ihrer besonders zu gedenken.

Die Schilderung der Musikzustände in Steiermark wäre sehr unvollständig, wenn dabei die Volksmusik übergangen würde. Leider reichen die Quellen darüber kaum bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurück und fließen überhaupt nur spärlich. Es sind zwar viele Volksliedertexte, aber nur wenige Melodien aus älterer Zeit erhalten.

Das steiermärkische deutsche Volkslied ist dem oberbairisch-österreichischen melodisch, rhythmisch und harmonisch engstens verschwistert, so daß sich wesentliche Unterschiede zwischen bairischen, österreichischen und salzburger und steirischen Volksmelodien schwerlich nachweisen lassen. Es verhält sich damit beiläufig ebenso wie mit dem steirischen Tanze, der von einer Art des bairischen oder tiroler Ländlers nicht wesentlich verschieden ist, aber in Einzelheiten von einem Steirer anders getanzt und von einem echten Steirer-Geiger mit eigener Strichart, Applicatur und Betonung anders gespielt wird als von einem Baier oder Tiroler. Vortragsweise und Ausführung sind das Unterscheidende, nicht die Melodie und Tanzart; jene haben Nikolaus Lenau zu einem schönen Gedicht über den Steirertanz, „diese Elegie der Tanzlyrik“, begeistert und dem „Steirischen“ zu jener Berühmtheit verholfen, deren er sich zu erfreuen hat. In seiner einfachsten Gestalt besteht dieser Tanz aus acht oder nur aus vier sich wiederholenden dreitheiligen Tacten einer zumeist in gebrochenen Terzen und Sexten auf den Dreiklangsharmonien des Grundtons und der Quint meist in Achtelnoten fortlaufenden Melodie, welche als zweiter Theil um fünf Töne höher und dann nochmals in der ursprünglichen Lage gespielt wird. In dieser knappen Form wurden tausende von Tanzmelodien in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit und häufig nach der Umgebung des Augenblicks erfunden; aber immer ist der „Steirische“ ein Tanz im Dreivierteltact und die „Styrienne“, welche Ambroise Thomas seine Mignon im Zweivierteltact singen läßt, hat mit dem Steirischen nichts als die Sextensprünge gemein. Während Obersteiermark stets dem Steirischen vor anderen Tänzen den Vorzug gab, war und ist im Unterlande der bequemere Walzer oder Deutsche der beliebteste Volkstanz. Vor nicht gar langer Zeit wurde bei Hochzeiten auf dem Lande auch noch der Menuett getanzt, wie auch der Rehraus und der Polstertanz (Zweivierteltact), während



Schwegetpfeifer und Hackbrettschläger.

der Schwerttanz, der Reifentanz, der Pfannhauserische, wohl nur noch als historische Merkwürdigkeiten im Oberlande bei besonderen Gelegenheiten gezeigt werden, wie etwa auch die alten Holerflöten und Schwegelpfeifen, die Wurzelhörner und „das hölzerne Gelächter“. Das Tanzmusikorchester bestand aus zwei Kleingeigen, einer Großgeige (Baßgeige) und dem Hackbrett (Cimbal); jetzt ist das Hackbrett höchst selten mehr im Gebrauche und an die Stelle der ersten Geige leider oft eine quiekende Clarinette gesetzt worden. Im Nothfalle genügt eine Geige und Zither, die aber am Lande auch schon selten zu werden beginnt, während schreiende Drehorgeln oder abscheuliche Zugharmoniken nur allzu häufig Verwendung finden. Es gibt übrigens hier und da auch auf dem Lande stärker besetzte Orchester, in welchen das eine oder andere Blechinstrument eine mehr oder weniger lärmende Rolle spielt, trotzdem aber manchmal von dem Strampfen und Stoßen der Tänzer mit den Füßen, dem Zohlen und Sauchzen derselben übertönt wird. Wie einst die Zünfte, haben jetzt viele Feuerwehren ihre Musikkapellen, welche oft, wie in größeren Städten die Stadt- und Militärmusikkapellen, auch zu Tanzunterhaltungen gerufen werden.

Wie schon in alten Zeiten ist es auch jetzt noch auf dem Lande sehr gewöhnlich, daß die Tänzer den Spielteuten ein Lied vorsingen, nach welchem dann der Tanz gespielt werden soll. Auf diese Art entstanden zahllose Tanzlieder, die der Melodie nach sich in nichts vom steirischen Ländler oder Walzer unterscheiden. Auch die aus anderen Anlässen erfundenen sogenannten Bierzeiligen bestehen regelmäßig aus acht Dreivierteltacten und gleichen zumeist den Tanzliedern; es gibt aber auch zwei- und drei- oder sechszeitige „Schnadahüpfel“ und darum auch sechs-, zehn-, zwölf- und dreizehntactige Melodien solcher. Ein Tanzlied, aber ein Lied ohne Worte ist auch der Fodler, in welchem unaussprechliche Sehnsucht und Wehmuth, jedoch auch das Gefühl reinsten Lebensfreude und Lust am unmittelbarsten und kräftigsten ausklingen. Besonders das Oberland, das überhaupt weit jauglustiger ist als Mittel- und Südsteiermark, besitzt einen Schatz herrlicher Fodler, die für sich oder an Lieder anschließend gesungen werden. Außer diesen echtsten Volksliedern, den Tanzliedern, Schnadahüpfeln und Fodlern, wurden und werden in Stadt und Land Volkslieder mannigfachster Art gesungen, deren musikalische Gestalt aber kaum Anlaß zu besonderen Bemerkungen bietet, da sie im wesentlichen mit den bisher besprochenen mehr oder weniger übereinstimmen, wie die meisten im Dialect gesungenen Liebes-, Alm-, Jäger-, Wildschützen-, Holzknecht- und Bauernlieder, oder mehr oder weniger Gemeingut aller Zweige des bairisch-österreichischen Volksstammes sind.

Von diesen Liedern stehen nicht wenige in der geraden Tactart; aber die weitaus überwiegende Mehrzahl aller steirischen Volkslieder bewegt sich im dreitheiligen Tanzrhythmus und noch viel seltener als der gerade Tact ist die traurig stimmende Molltonart. Die meisten Volkslieder werden einstimmig oder zweistimmig gesungen, nur Fodler nicht,



felten auch drei- oder vierstimmig, wobei häufig die Stimmen nacheinander eintreten, indem die zweite Stimme erst nach einem oder zwei Tacten sich der ersten, diese überschlagend, in höherer Lage zugesellt und später auch die dritte, die beiden andern überschlagend, hinzutritt und endlich bei der Wiederholung des Ganzen die vierte Stimme die Grundtöne des harmonischen Tongeflechtes singt. Von frischen Stimmen im Freien gut vorgetragen, hat ein solcher Gesang eine unbeschreiblich erquickende Wirkung, wie ja überhaupt das echte Steirerlied durch seine Urwüchsigkeit und Natürlichkeit, durch seine bei aller Schlichtheit und Einfachheit oft schlagende Trefflichkeit des Ausdrucks eine reiche Quelle des Vergnügens und Frohsinns ist, die durch gar nichts, am allerwenigsten durch die Leistungen der sogenannten Volksjänger ersetzt werden könnte, aber leider immer mehr zu versiegen scheint, je weiter die kunstmäßige Musik ins Land eindringt. Als Beispiel eines steirischen Volksliedes führen wir eines aus der Weitsch hier an:

Gemüthlich.

Und's Diandl is kloan, es mag nit schlofn al - loan, i wer mi

zua - wi leg'n, aft wird's schlafn mög'n, und so schlafn ma halt die gan - zi Nacht

bis auf den hell - lich - ten Tag!

bis auf den bis auf den hell - lich - ten Tag!

Leider geschieht nichts für die Pflege des Volksgesanges, obwohl schon Erzherzog Johann ein gewiß sehr wirksames Mittel hiefür angegeben hat. Der große Freund und Förderer der Steiermark hat nicht nur für Sammlungen der steirischen Volkslieder und

Tänze gesorgt, sondern auch den Vorschlag gemacht, nach Art der schottischen Liederfeste auch für die Sänger, Sängerinnen und Spielleute in Steiermark jährliche Zusammenkünfte mit Wettkämpfen und Liederpreisen zu veranstalten. Bei Gelegenheit eines Festes der steirischen Landwirthschaftsgesellschaft im Jahre 1840 kam dieser Vorschlag zu sehr gelungener Ausführung; seitdem harret dieses schöne Beispiel der Nachahmung, die hoffentlich nicht allzulange auf sich warten lassen wird. — In den vom Erzherzog Johann veranlaßten und in andern Sammlungen steirischer Volkslieder finden sich auch einige Lieder der steirischen Slovenen; ihre Anzahl ist aber sehr gering und zumeist gehören sie in ihrem geschichtlichen Zusammenhange unzweifelhaft der Musik der nachbarlichen slavischen Stammesgenossen an. — Möge ein freundliches Geschick der grünen Steiermark ihr musikalisches Kleinod, das Volkslied, stets erhalten und mögen helle Töbler und frische Tanzlieder noch nach tausend Jahren erklingen aus Berg und Thal!





## Deutsche Literatur und Theater in Steiermark.

Die ersten Spuren literarischen Lebens in der heutigen Steiermark reichen bis etwa in das XII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück; es sind freilich nur dürftige, bescheidene poetische Stücke ausschließlich geistlichen Charakters, welche wir beim Verfolgen dieser Spuren finden, doch zeigen sie schon den Beginn eines geistigen Aufstrebens und mitunter sogar einigen Schwung der Phantasie, poetische Bilder und klare Behandlung der Sprache, Eigenschaften, welche heutzutage bei jedem nur halbwegs lesbaren Dichtwerke als selbstverständlich erachtet werden, die aber, nachdem wenige Jahrhunderte zuvor erst durch den großen Karl und dessen Nachfolger

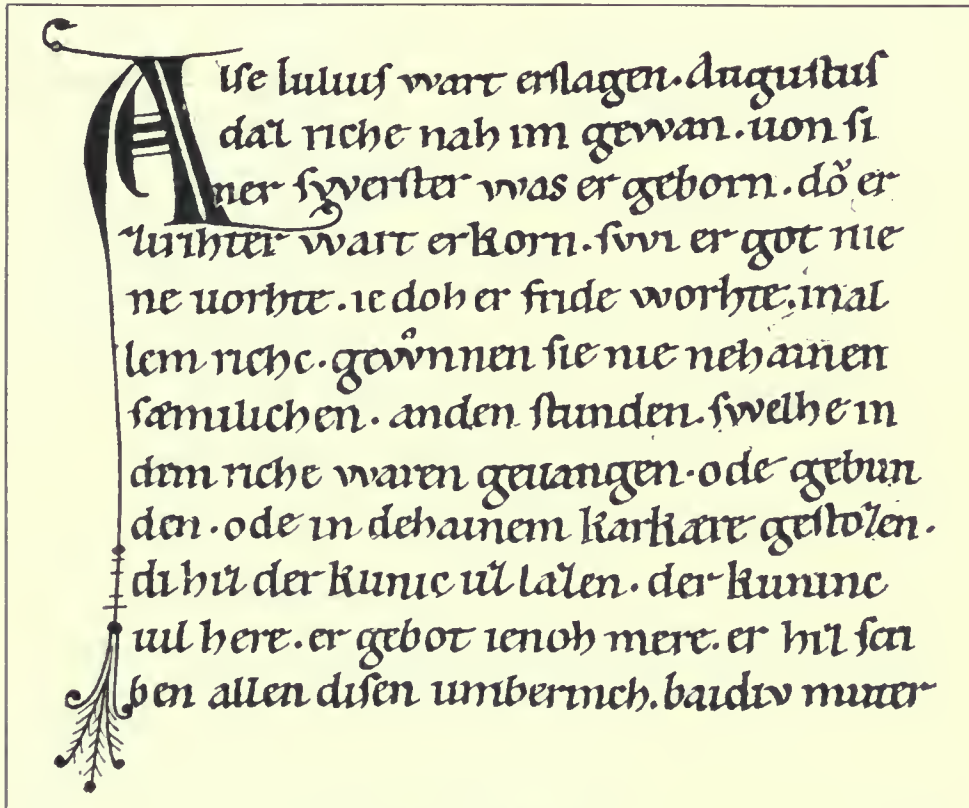
deutsche Cultur und Sitte Schritt für Schritt auf dem Boden Eingang gefunden, welchen heutzutage die Grenzen der steirischen Mark einschließen, schon bedeutende Zeichen des beginnenden Geisteslebens genannt werden müssen. Unter den Traungauer Ottokaren ward dieses Leben zur weiteren Ausbildung gebracht. Daß dieselbe mit dem Einflusse der mächtigen Salzburger Erzbischöfe im Zusammenhange steht, ist bei dem hohen Ansehen dieser Kirchenfürsten, der weithin reichenden Macht und der hohen Bildung derselben erklärlich. Stand doch der hochbegabte Erzbischof Konrad von Salzburg



(gestorben 1147) zu den steiermärkischen Ottokaren in den freundschaftlichsten Beziehungen, und gerade dieser gewaltige Kirchenfürst, welcher allerdings den Clerus seiner Diöcese mit aller Strenge beherrschte, war den poetischen Bestrebungen durchaus nicht abhold, vielmehr bezeugt ein Zeitgenosse, der Propst Gerhoch von Reichersberg, daß zur Zeit Konrads das Lob Christi in deutschen Liedern gesungen wurde. Es geschah dies zu einer Zeit, da deutscher Gesang in geistlichen Kreisen noch als etwas Unerhörtes galt, und wenn auch weitere Nachrichten hierüber nicht vorliegen, so läßt sich doch schließen, daß Erzbischof Konrad auf die Ausbildung der Poesie in deutscher Sprache im Anfange seines weiten Gebietes von einem bestimmenden Einflusse gewesen. Zu diesem Gebiete gehörte aber ein großer Theil jenes Landes, das wir heute Steiermark nennen.

Daß die Gründung von Klöstern und Abteien, in denen ja Wissenschaft und Literatur ihre vorzüglichsten Pflegestätten fanden, zu einer Zeit, als noch das rauhe Kriegsleben alle Bestrebungen beherrschte, für die Entwicklung der lateinischen wie der deutschen Literatur ein besonders mächtiges Förderungsmittel war, zeigten die Erfolge kurze Zeit nach der Begründung der noch heute berühmten hervorragendsten Stifter des Landes wie in anderen Gebieten, so auch auf steirischem Boden. Schon im Jahre 1074 unter Ottokar III. wurde wieder durch die eifrige Thätigkeit eines Salzburger Erzbischofs, des heiligen Gebhard, das Benedictinerstift Admont gegründet, im Jahre 1096 folgte die Errichtung von St. Lambrecht, 1129 diejenige des Klosters Neun (Nein) und 1163 erstand Vorau; der Name des letzteren Stiftes wurde gerade in unserem Jahrhundert durch die daselbst gemachten Funde altdeutscher Dichtungen ein vielgenannter und er ist seitdem für immer mit der Geschichte unserer älteren Literatur verknüpft. In Vorau war es, wo der Fund einer Handschrift, jener berühmten Reimchronik aus dem XII. Jahrhunderte, gemacht wurde, die unter dem Namen der Kaiserchronik vorliegt, das alt-römische mit dem deutschen Kaiserthum verbindet und im Zusammenhang mit Legenden und Heiligenerzählungen im Geiste der Zeit eine chronistische Darstellung in edler Sprache bietet. Aber noch andere alte Denkmäler deutscher Poesie hat uns die Wachsamkeit der Vorauer gelehrten Mönche bewahrt, die Bearbeitung der Bücher Moses, des Lebens Jesus, eine Darstellung der Schöpfung und verschiedene andere Stücke älterer geistlicher Dichtung sind in den uralten Handschriften daselbst erhalten. Aus dem Stifte St. Lambrecht ist der Fund jener Reihe von Gebeten, welche die Literaturgeschichte unter dem Namen von Heinrichs Litanei kennt, zu verzeichnen, Psalmenübersetzungen und einige Handschriften mit Gedichten des Heinrich von Mügeln bot das Cistercienserstift Nein und zahlreiche Manuscripte aus späterer Zeit, insbesondere Aufzeichnungen von dramatischen Producten, von Liedern und Gebeten in Admont zeugen von dem geistigen Streben und Schaffen dieses Klosters.

Die Admonter Äbte Gottfried (gestorben 1165), Frembert (gestorben 1177) und Henrik (gestorben 1189) zählten nicht nur zu den gelehrtesten Männern ihrer Zeit, die Darstellungsweise ihrer, wengleich theologischen lateinischen Schriften ist oft eine echt poetische zu nennen und hat zur Entwicklung phantasievollen Geisteslebens in geistlichen Kreisen nicht wenig beigetragen. Es ist nicht erwiesen, in welchem Kloster Österreichs oder Steiermarks die Klausnerin Frau Iva zwischen 1115 und 1120 lebte, welche verschiedene



Facsimile aus der „Kaiserchronik“.

geistliche Gedichte: ein Leben Jesu, einen Antichrist und andere mehr verfasste. Sie muß an dieser Stelle wenigstens angeführt werden, da sie als die erste Dichterin in deutscher Sprache bekannt ist. Es sei weiter angedeutet, daß man in dem Dichter Hartmann, welcher eine versificirte Paraphrase des Glaubensbekenntnisses von größerem Umfange verfasste, ebenfalls einen Dichter Steiermarks, den Prälaten des Stiftes St. Lambrecht (1096) vermuthete, in jüngster Zeit aber einen rheinischen Dichter als Verfasser der erwähnten Dichtung erwiesen zu haben glaubt. Wir ersehen im Allgemeinen, daß die Dichtungen der ältesten Zeit alle den geistlichen Charakter an sich tragen, daß die wesentlichsten Gegenstände,

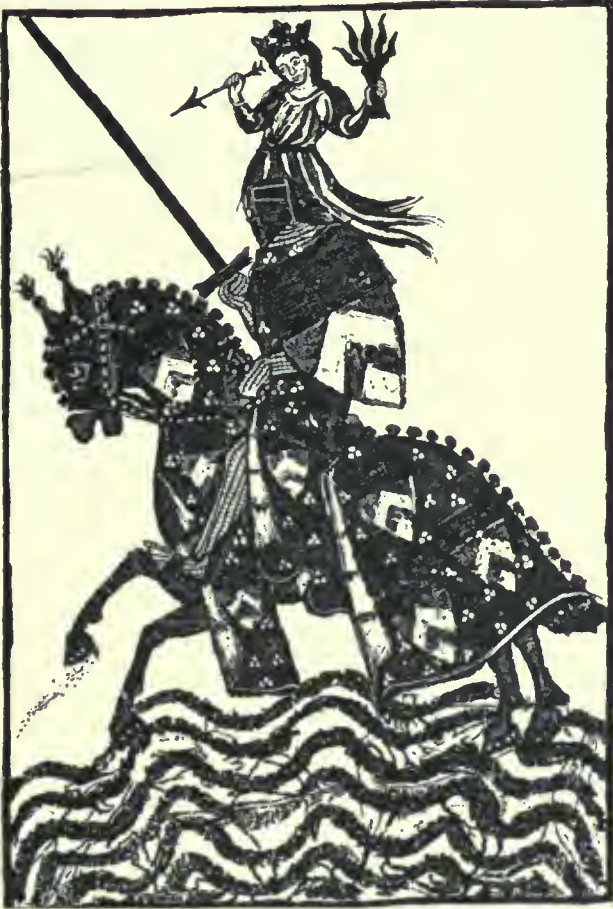
welche sie behandeln, der Bibel oder der Heiligenlegende entnommen und daß als Verfasser wohl ausschließlich Männer des geistlichen Standes zu nennen sind. Die Bewahrer aller dieser Dichtungen waren aber die Klöster und Abteien, von denen insbesondere die erwähnten, heute noch bestehenden vier Stifter, wichtige Handschriften dieser Literaturwerke erhalten haben.

Ein Stoff, welcher diesen Poeten des Mittelalters besonders anziehend erschien, war das Leben der heiligen Jungfrau Maria; die mit dem Glanze besonderer Heiligkeit umgebene Gestalt der Gottesmutter regte poetisch begabte Talente an, sie zum Mittelpunkt ihrer Darstellung zu wählen, welche nicht selten große Zartheit aufweist und reich an feinsinnigen Zügen ist, die der Dichter in seine Bearbeitung gelegt hat. Ein solches Marienleben schrieb etwa in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts Bruder Philipp, ein Karthäuser, in dem Kloster Seiz in Untersteiermark. Das Gedicht zeichnet sich durch gewandte Versification, durch Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit in den Schilderungen und Beschreibungen aus und zählt zu den beliebtesten zeitgenössischen poetischen Werken, wovon die zahlreich vorkommenden Handschriften und sogar Übertragungen in verschiedene deutsche Dialecte das beste Zeugniß ablegen. Das Gedicht wurde vom Verfasser den Brüdern vom deutschen Hause, „die Maria ehren und den Christenglauben ausbreiten“, gewidmet. Allerdings war die Grundlage des Werkes ein älteres Poem in lateinischer Sprache. Die Autorschaft des steirischen Dichters wird durch diesen selbst in einigen Versen des Gedichtes ausgesprochen. — Dadurch, daß sich der Verfasser in seinem Werke selbst genannt und sogar seinen Geburtsort darin angeführt hat, kennen wir auch einen andern steirischen Dichter aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Es ist dies Gundacher von Judenburg, welcher ein umfangreiches Gedicht, „Christi Hört“, verfaßte. Dasselbe behandelt das Leben, die Lehre, den Tod und die Auferstehung des Heilands, es beginnt eigentlich schon mit der Erschaffung Adams und Evas, in der bekannten Weise auf die Erscheinung des Erlösers hinüberlenkend. Die Sprache ist schlicht und ungeziert, die Zeichnung der Personen trotzdem klar und kräftig. Über die Persönlichkeit des Autors ist weiter nichts bekannt geworden, jedenfalls dürfte auch er ein Klostergeistlicher, vielleicht in Judenburg, gewesen sein. Das ganze über 7.000 Verszeilen umfassende Werk ist bisher noch nicht vollständig publicirt worden.

Es erscheint nicht unwahrscheinlich, daß auch unser, neben dem Nibelungenliede berühmtestes altes deutsches Epos, die Gudrun, welche etwa in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts entstand und eine Verbindung der nordischen Heldenjage mit balladenartigen Liedern zeigt, die sich bis Oberdeutschland verbreiteten, von einem Dichter in Steiermark verfaßt wurde; die Bearbeitung des Gedichtes in der großen Ambrascher Sammelhandschrift wenigstens läßt dies vielfach vermuthen.



An dieser Stelle angelangt, müssen wir nun des höfischen Minnesanges und seiner Vertreter auf steirischem Boden gedenken, zumal einer derselben zu den berühmtesten Dichtern seiner Zeit zählt. Nicht nur in den gelehrten geistlichen Kreisen war man der Dichtung, die sich stets auf dem theologisch-mystischen Gebiete bewegte, hold, sondern auch das Volk wandte seine Aufmerksamkeit den Abenteuern und Kämpfen seiner Heldensage,



Ulrich von Lichtenstein.

den Gestalten jener großen Epen zu, die bis heute zu den bedeutendsten Schöpfungen unserer Nationalliteratur gehören und ja zum großen Theile in dem nahen Donauthale ihren Ursprung haben oder ihre ritterlichen Helden daselbst auftreten lassen. Daß diese Helden schon in alter Zeit wirklich volkstümlich geworden sind, beweisen die zahlreichen Namen von Personen, welche alten Urkunden zufolge in Steiermark vorkommen und diesen Heldensiedern entnommen sind, es beweisen dies mannigfache sogenannte Haus-, ja selbst Dorf- und Ortsnamen, die sich bis heute erhalten haben, ja sogar aus den späteren berühmten Dichtwerken der höfischen Sagenkreise sind solche Namen urkundlich er-

wiesen, Tristan, Parzival, Gamaret, Wigalois werden im XIV. und XV. Jahrhundert einigemal genannt, ihre Träger sind Personen verschiedener, insbesondere allerdings vornehmerer Stände.

Der erwähnte Vertreter aus dem Kreise der Minnesänger, dessen Geschlecht heute noch seinen klangvollen Namen im Lande führt, ist Ulrich von Lichtenstein. Einer hervorragenden Adelsfamilie zu Anfang des XIII. Jahrhunderts entsprossen, nimmt er als Dichter eine ganz eigenthümliche Stellung ein. Seine zwei merkwürdigen Werke, der 1255

verfaßte „Frauendienst“ und das 1257 abgefaßte „Frauenbuch“ spiegeln nicht nur das Leben der höfischen Minnesänger, des abenteuerlichen Ritterthums wieder, sondern insbesondere der „Frauendienst“ bietet auch so viel Schilderungen aus dem Leben Ulrichs,



Der Grabstein Ulrichs von Lichtenstein in der Jakobskirche auf der Frauenburg.

daß wir in der Lage sind, daraus eine große Periode desselben kennen zu lernen. Noch sind die Trümmer der Frauenburg in Obersteiermark bei Unzmarkt erhalten, in der Ulrich von Lichtenstein geboren sein soll. In derselben Burg wurde erst im Jahre 1871 der Grabstein Ulrichs mit der Inschrift: „Hie leit Vlrich dises hovses rehtter erbe“ und damit eines der interessantesten Steindenkmale entdeckt, welche zur Geschichte unserer Literatur in Beziehung stehen. Allerdings wurde die Echtheit des Denkmals von einigen Seiten bestritten. In seinem Frauendienst schildert der Sänger seine Liebe zu der ungenannten Herrin. Das ganze Werk hat culturgeschichtlichen Werth durch die Schilderungen aus dem höfischen Ritterleben, besonders hervorragend sind die eingestreuten schönen Minnelieder. Das „Frauenbuch“ in Gesprächsform trägt mehr didactisches Gepräge.

Noch ist eine Reihe von Minnesängern zu nennen, welche zum großen Theile zur Zeit Ulrichs lebten. Bevor wir dieser gedenken, sei der in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts in Steiermark lebende Spielmann Heinrich der Vogler erwähnt, welcher sich dem Sagenkreise zuwandte, der Dietrich von Bern behandelte und Bearbeitungen älterer Dichtungen vornahm, aus denen er seine Spielmanns-

gedichte mit verschiedenen Hinzufügungen zusammenstellte. Ein kräftiger epischer Ton zeichnet, wie alle Dichtungen des erwähnten Sagengebietes, auch diese poetischen Schilderungen der Flucht Dietrichs zu den Hunnen und der Schlacht bei Ravenna aus.

Eine ritterliche Dichtergestalt, ähnlich dem Lichtensteiner und mit diesem sogar durch freundschaftliche, ja verwandtschaftliche Bande verknüpft, ist Herrand von Wildon. Auch er war ein Gegner des Böhmenkönigs Ottokar, dem er mehrere Burgen abtreten mußte, die er später wieder eroberte. Wir kennen von ihm einige Minnelieder und vier

kleinere schwankhafte Erzählungen in Versen: „Die treue Gattin“, „Von bloßen Kaiser“, „Von der Kaze“, „Der getäuschte Ehemann“. Es sind volkstümliche Schwänke, welche der Dichter seiner poetischen Bearbeitung unterlegte.

Auch der Sänger Rudolf von Stadelc, ebenfalls einem steirischen Adelsgeschlechte entstammend, welcher um das Jahr 1260 lebte, verdient erwähnt zu werden. Die letzten Spuren des Stammhauses der Stadelcker, nördlich von Graz, sind heute noch in dürftigen Mauerresten sichtbar. Von den Liedern Rudolfs sind allerdings nur drei erhalten, in denen er die Liebe in Beziehungen zum Naturleben schildert und einige Anklänge an Walther von der Vogelweide verräth. Noch sei an dieser Stelle wenigstens angeführt, daß man in dem nach 1260 auftretenden Pleier, dem Verfasser der drei epischen Dichtungen: Garel vom blühenden Thal, Tandarias und Meleranz einen Abkömmling des steirischen Grafengeschlechtes derer von Plaien vermuthete, eine Vermuthung, die allerdings auch schon verschiedene Gegner fand. Obgleich nicht mehr den Trägern des höfischen

Minnesanges zuzuzählen ist noch der Heimchronist Ottokar von Steiermark, welcher in der Zeitfolge den eben erwähnten Dichtern nicht allzuferne liegt, an dieser Stelle anzuführen. Er stand im Dienste Ottos, eines Sohnes Ulrichs von Lichtenstein und hat eine gereimte „österreichische Chronik“ von bedeutendem Umfange verfaßt, in der er mit außerordentlicher

Inmax es chom von got dar  
 Das graf Rudolf wart erwelt  
 Waam man yn acht vnd zelt  
 Das er an tugenden waer volkomen  
 Er het sich da mit siner genomen  
 Das er was myld genig  
 In vrdung vorzug vnde klug  
 Manleich in herten vrdissen  
 Sin stherner vntub vnd was sin  
 Buot vnd gemayner richter  
 Auch guch ich das er war  
 An treuen vest vnd ganz  
 Warhapt aller tugent em kranz  
 Seynem handt ob  
 Besthandenbunt yn lobt  
 In staten Ingestid  
 Den seiften gut den vberst freynd  
 Gepuering vber dye man sol  
 Weib vnd phaffen het er wol  
 vnd eat sero das ist ritterleich  
 Sin weyb het er cleich  
 Behabt von seynen iugent  
 Nient ero all dye tugent  
 Dye man pruefen sol an frumen  
 Dye hies sy an ir sthernen  
 wann das ist guter weyb recht

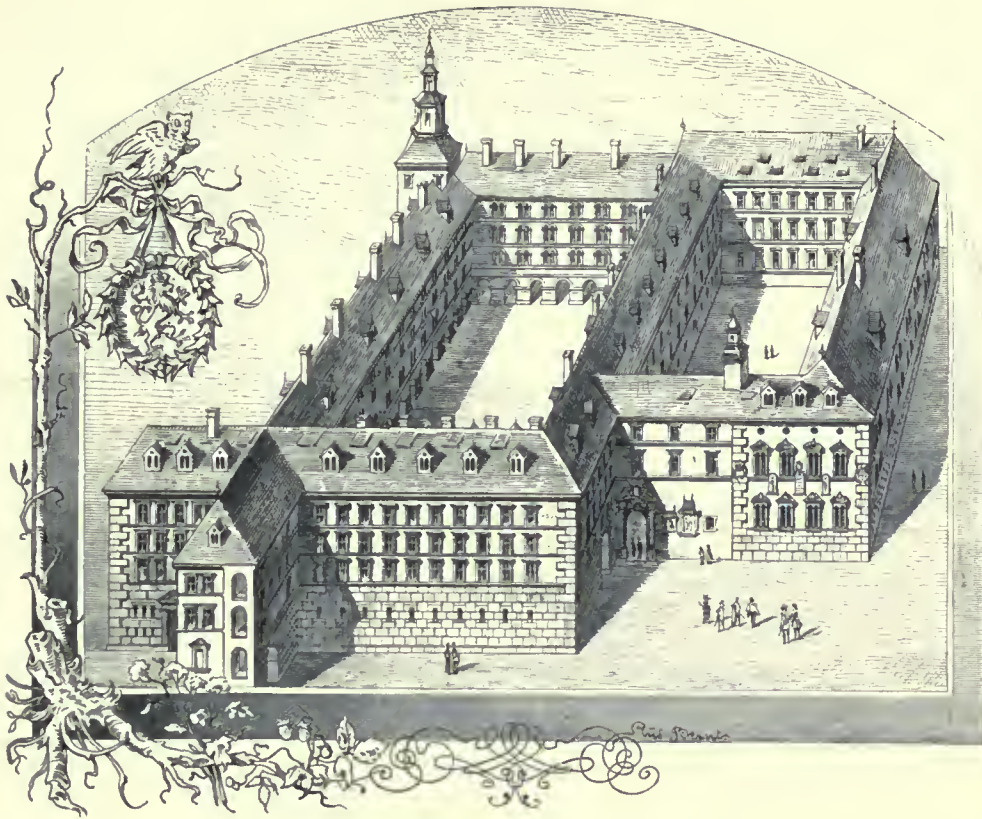
Facsimile aus Ottokars Heimchronik.



Genanigkeit die Geschichte Österreichs von 1250 bis 1309 verzeichnet. Wenn auch Ottokars Chronik mehr als Geschichtswerk ihren großen Werth hat, so darf man den Verfasser nach der Lebendigkeit der Auffassung, nach der Deutlichkeit seiner Darstellung und nach der Plastik seiner Schilderungen dennoch ohne weiteres auch den Poeten beizählen. Ein berühmter Literaturhistoriker unserer Tage sagt: „Die Steirer können mit Recht auf ihren Ottokar stolz sein, dessen Chronik ein halbes Duzend schöner Rittergedichte aufwiegt“. Ottokar war überhaupt ein viel belesener hochgebildeter Mann, der sich seinerzeit der Poesie in der Schule Konrads von Rotenburg gewidmet hatte und durch seine Chronik ein unvergängliches Werk schuf.

Hatte die Poesie in den Zeiten eines Ulrich von Lichtenstein auf steirischem Boden, wenn auch nicht üppige, so doch immerhin manche schöne Blüten getrieben, welche dem Kranze der deutschen Dichtkunst zur Zierde gereichen, so muß leider die Zeit vom XIV. Jahrhundert an als eine düstere, poesielose im Lande bezeichnet werden. Es ist als ob die beginnenden Türkeneinfälle, die Empörungen im Lande, insbesondere die Kämpfe gegen die aufständischen Banern allen Sinn für edlere geistige Thätigkeit erstickt hätten, — jedes Jahrzehnt hat neue Kämpfe aufzuweisen, der Bürger hatte sich zu wehren gegen innere und äußere Feinde. Manche Tragödie spielt sich auf dem kampfdurchtobten Boden der Steiermark ab, die auch wirklich den Dichtern späterer Jahrhunderte den Vorwurf zu werthvollen Dichtwerken bot, wie das Geschick der einst so mächtigen Grafen von Cilli, die Empörung Andreas Baumkirchers und andere mehr. Aber die Zeitgenossen stehen mit den Waffen in der Hand und der Griffel des Dichters ruht. Auch in den Klöstern zeigte man sich deutscher Dichtkunst nicht mehr so hold wie früher, wohl wurde eines oder das andere der älteren Gedichte abgeschrieben, aber kein neues Schaffen tritt zu Tage. Und wo dennoch ein kleineres Dichtwerk der Feder eines Mönches entströmt, geschieht dies in der herrschenden lateinischen Sprache, welche nunmehr wie der Gelehrsamkeit so auch der Poesie ausschließlich dient. Es geschah dies in jener Zeit, in welcher Poet und Gelehrter überhaupt nicht von einander getrennt wurden, und leider dauerte diese Zeit manch Jahrhundert hindurch.

Die Wirren der Reformation und der Gegenreformation zu Ende des XVI. Jahrhunderts waren ebenfalls nicht darnach angethan, das poetische Leben im Lande zu fördern, aber ein Erfolg, welcher der späteren Zeit zu Gute kam, ward durch die protestantischen Prediger hervorgerufen. Es ist dies die Hebung und Klärung der deutschen Sprache, welche dieselben für ihre Schriften wählten, die wieder Gegenchriften in derselben zur Folge hatten. So gewann die deutsche Muttersprache an Deutlichkeit und bürgerte sich selbst in den gelehrten Kreisen ein, welche derselben bisher schroff genug gegenüber standen. Die protestantischen Prädicanten zu Ende des XVI. Jahrhunderts schrieben ihre geistlichen



Die Jesuitenuniversität in Graz zu Ende des XVII. Jahrhunderts.

Tractate, Postillen auch wohl Bearbeitungen einzelner Theile der Bibel ausschließlich deutsch, dem Beispiele Luthers folgend, das er durch so zahlreiche deutsche Werke gegeben. Die Grazer Jesuiten waren damit gewissermaßen gezwungen, ihre Gegenschriften ebenfalls in deutscher Sprache abzufassen, und obgleich der hierdurch entstandene theologische Streit weder erquicklich noch überhaupt anständig genannt werden kann, bot er doch Gelegenheit zur fortwährenden Anwendung und damit Ausbildung der Sprache. Es ist zu bedauern, daß durch die vom Erzherzog Ferdinand im Jahre 1600 angeordnete Verbrennung sämtlicher protestantischer Bücher in Graz vielleicht auch manches Werk zu Grunde gegangen ist, das uns Einblicke selbst in das poetische Geistesleben hätte bieten können.

Als im Jahre 1586 durch Erzherzog Karl die Grazer Jesuitenuniversität gegründet wurde, hatte dies allerdings für die Wissenschaft gewisse Vortheile; Vorlesungen über Poesie, Rhetorik, Aesthetik fehlten nicht, die lateinische Sprache behielt aber ihre feste Stellung und erst die Zeit der reformatorischen Streitigkeiten brachte, wie erwähnt, hiervon

einige Ausnahmen. Es ist schwer auch nur einzelne Dichtwerke jener Zeit in deutscher Sprache zu nennen oder Namen von Poeten anzuführen. Zumeist haben wir es, falls der Vollständigkeit wegen doch Einiges angeführt werden soll, mit Gelegenheitsgedichten patriotischen Charakters zu thun. Ein Dichter, Sigmund Banstingl (oder Bainsingl) veröffentlichte nach dem Tode des Regenten Erzherzogs Karl im Jahre 1590 einen „Lobspruch zu Ehren und Gedächtniß weyland Caroli“, im nächsten Jahre ein „Klaglied“ über denselben Fürsten „Abschied aus dieser Welt“, eine umfassende gereimte Beschreibung des „Conducts“ bei Karls großartigem Leichenbegängnisse und Ähnliches. Besonderen poetischen Werth haben diese Dichtungen nicht, dagegen sind sie von culturhistorischer Bedeutung. Bemerkenswerther sind Banstingls im Volkstone gehaltene umfangreichere Gedichte auf die Bergwerke Eisenerz und Vorderberg, in den Jahren 1588 und 1589 bei „Johann Schmidt in Gräß“ gedruckt, deren zweites auch ein Lob der Steiermark in Versen enthält. Diese Lieder schildern anziehend das Leben des Bergmannes und seine Thätigkeit; sie scheinen sehr verbreitet gewesen zu sein, denn Abele von Lilienberg bringt einen durch Zusätze veränderten Nachdruck des einen Gedichtes in seinem 1684 erschienenen Werke: *Metamorphosis telae judicariae* unter dem Titel: „Der gemeine alte Eisenerztische Bergreimen“. Von Anderen, die sich in deutschen Reimen versuchten und zumeist Zöglinge der Jesuitenuniversität waren, seien etwa die Namen Johann Baptist Angelmann, Peter Werka, Albin Christof Graf von Burgstall und Ignaz Spadon zu nennen.

Auch zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts war die Poesie nur das Mittel zum Zwecke von Gelegenheits- und Lobesgedichten, es sei allenfalls ein Poem erwähnt, das „bey glorreicher Geburt Leopoldi Erzherzogen zu Osterreich“ 1716 im Landhause zu Graz „abgesungen“ wurde und dessen Verfasser nicht bekannt ist, oder Franz Friedrich Hörners „Besliffener Ehrendienst in Bild und Ebenbild von zweinndvierzig Äbten des Stiftes St. Lamberti“ (St. Lambrecht) Graz 1725, eine Verherrlichung dieser Äbte in zahlreichen Strophen. Als Probe von deutschen Alexandrinern, deren Verfasser Mitglieder des Jesuitencollegiums waren, können die 1765 erschienenen „Gedichte“ anlässlich der Durchreise der Majestäten zur Vermählung des Erzherzogs Leopold mit der Prinzessin Louise von Spanien nach Innsbruck gelten. Der Einfluß von Gottscheds Dichtweise ist in denselben unverkennbar und die zahlreich angewendeten Allegorien, die gehäuften Epitheta, die schwülstige Sprache, kurz alle Einzelheiten entsprechen den Forderungen des Verfassers der kritischen Dichtkunst.

Mit besonderem Eifer wurde auf der Jesuitenuniversität und in den Schulen, welche unter geistlicher Aufsicht standen, jene Gattung von dramatischen Producten gepflegt, die auch anderwärts unter dem Namen der Schulkomödien bekannt sind, sie waren gewöhnlich von einem Mitgliede der Anstalt zumeist in lateinischer, doch auch mitunter in deutscher



Sprache abgefaßt. Bei der Besprechung des Theaters wird übrigens auf dieselben zurückzukommen sein.

Der Einfluß, welchen das Auftreten unserer großen Geistesheroen auf die österreichische Literatur überhaupt ausgeübt, machte sich in dem letzten Drittel des XVIII. Jahrhunderts auch in Steiermark geltend, Lessings Dramaturgie und Laokoon hatten begonnen den Geschmack zu bilden, Klopstocks Messias war mit Begeisterung aufgenommen worden. Trotz der herrschenden Censurverhältnisse und des häufigen Büchereinfuhrverbotes wurden die bahnbrechenden Schriften dieser Männer, wie die Werke Herders, Wielands und die ersten Schriften Goethes bald bis in den äußersten Süden von Oesterreich bekannt. Man fühlte auch in der steirischen Mark rasch die Bedeutung, welche der kräftige Zug, der in diesen Geisteswerken herrschte, für das literarische und poetische Leben hatte, und es fanden sich bald Nachahmer, welche jene Bahnen betraten, auf die im deutschen Norden hingewiesen wurde und denen sich schon die Wiener Dichter zuzuwenden begannen. Im Jahre 1775 machte man sich über Gottsched in einem Wochenblatte, das zu Graz erschien, lustig und es ist bezeichnend, daß dem einst so Allmächtigen ein Spottgedicht: „Deutschlands Ifarus“ gewidmet wurde, das mit der Strophe begann:

Es war vor Zeit ein Dichterklein,  
Herr Gottsched war sein Name,

Sein Hirn und Wiß war wohl sehr klein,  
Sein Pegasus war lahme.

Gellerts hausbackene, aber sorgfältig durchgeführte und durchaus nicht witz- und anmuthslose Fabeln fanden besonders zahlreiche Leser. Einen directen Einfluß hatten dieselben auf die Grazer Dichterin Hedwig Louise de Pernet geborne Kemmeter, von der im Jahre 1780 ein „Versuch in Fabeln und Erzählungen nebst einem komischen Trauerspiel in Versen“ zu Graz erschien. Wenn auch in dem Buche manche gebräuchliche Motive vorkommen, so zeugt es doch von poetischem Streben; ein „Sinngedicht auf den Tod Gellerts“ weist auf die Verehrung, welche die Verfasserin dem Leipziger Dichter zollte. Das „komische Trauerspiel“: „Selina“ ist allerdings ein ganz unbedeutendes Zerrbild. Aber nicht lange darnach beginnt sich regeres literarisches und poetisches Leben in Steiermark zu entfalten, verschiedene periodische Blätter, wie die 1785 begründete „Gräzer Zeitung“ mit dem literarisch belletristischen „Sonnabends-Anhange“, das „Wochenblatt für die innerösterreichischen Staaten“ 1775, die „Zeitung für Damen“ 1792, das „Grazer literarisch-ökonomische Wochenblatt“ und andere ähnliche Zeitschriften enthalten schon belletristische und poetische Beiträge aus heimischen Federn. Daß bereits eine Zahl poetischer Talente im Lande aufgetreten war, zeigte der im Jahre 1789 zu Graz erschienene Musesalmanach: „Früchte vaterländischer Muses“, dem 1790 ein zweites Bändchen nachfolgte. Hier angelangt müssen wir den Herausgeber des erwähnten Almanachs ins Auge fassen, es war dies Johann Ritter von Kallberg, der hervorragendste Dichter

Steiermarks zu jener Zeit. Kalchberg (1765 bis 1827) hat einen Band Gedichte herausgegeben, die den Einfluß der großen zeitgenössischen Dichter und das Streben verrathen, der so lange vernachlässigten Poesie wieder zur rechten Geltung im Lande zu verhelfen. Seine Dramen „Wülfing von Stubenberg“, „Andreas Baumkircher“, „Die Grafen von Cilli“ sind der heimischen Geschichte entnommen, „Die Tempelherrn“ und „Die deutschen Ritter in Acon“ erinnern an Lessing, insbesondere das letzte Drama hatte nach seinem Erscheinen im In- und Auslande hohe Aufmerksamkeit erregt. Lebenswahre Gestaltungsgabe, kräftige Zeichnung und Individualisirung zeichnen Kalchbergs dramatische Werke aus. Es ist nicht bloß heimisches Interesse, daß der im Jahre 1792 zuerst erschienene „Andreas Baumkircher“ heute noch immer auf den Bühnen des Landes ein gern gesehenes Ritterstück bildet. Noch sei erwähnt, daß Kalchberg auch die Stoffe zu kleineren Prosaerzählungen aus der heimischen Geschichte nahm und selbst einige werthvolle historische Abhandlungen verfaßte, die heute noch ihre Bedeutung haben. Kalchberg stand auch mit den hervorragendsten poetischen Zeitgenossen (z. B. mit Schiller) in Briefwechsel, sein *Musenalmanach*, dessen Erwähnung geschah, macht uns mit einer ganzen Reihe steirischer Talente bekannt.

Unter diesen sind der witzige Epigrammatiker Josef Gustav König, der in einigen Gedichten an Höltly gemahnende Xaver Adolph von Unruhe, der Odenmacher Alois Vincenz von Leitner (Oheim des weiter unten zu nennenden gleichnamigen Dichters der Gegenwart), der formgewandte Franz Schram, von dem ein Band Gedichte erschien, der Fabeldichter J. J. Scheiger zu nennen. Wenzel Hann schrieb: „Vermischte Versuche in der Dichtkunst“ (1783), ein Gedicht „Xenokrat“ (1787) und „Albert der Abenteurer“ (1794). Er zeigt sich als begabter Nachahmer Wielands und wendet der Form besondere Aufmerksamkeit zu. Das Gedicht „Xenokrat“ hat er mit 24 Jahren verfaßt, es ist eine der hervorragendsten poetischen Leistungen, die Steiermark, ja Osterreich überhaupt zu jener Zeit aufzuweisen hat.

Eifrige Lectüre der Classiker zeigen die 1793 erschienenen Gedichte des Grazer Poeten Josef Edler von Högen. Verschiedene beachtenswerthe Dichtungen in Odenform hat der Grazer Professor der schönen Wissenschaften Josef Wernecking in den Jahren 1781 und den folgenden herausgegeben. Das große Interesse, welches jene Gattung von Poesien erregte, die Blumauer in die Literatur eingeführt hat und die, meist humoristisch gehalten, nicht selten die Grenze des Erlaubten streifen, hat manche der genannten und noch andere nicht genannten Dichter im Lande bestimmt, seine Strophenform und leichte Manier nachzuahmen; einige dieser Nachahmungen sind nicht ohne Glück durchgeführt. Im Jahre 1792 erschien sogar in Graz von einem unbekanntem Professor ein Bändchen: „Blumauer bei den Göttern im Olympus über die Invektivung der Aeneis angeklagt“, welches in der

bekannten Strophenform der Aeneis den Dichter auffordert, noch andere Poeten „so schnackisch wie Maro zu parodiren“. Das Gedicht ist witzig gehalten und weist die große Aufmerksamkeit nach, welche man dem Wiener Poeten in Steiermark schenkte, ja dessen Aeneis hatte Blumauer im Lande so berühmt gemacht, daß K. L. Gisekes Schwank: „Der travestirte Aeneas“ im Jahre 1799 mit großem Erfolge über die Bretter des Grazer Theaters ging. Aus den „Früchten vaterländischer Musen“ können als ganz begabte poetische



Johann Ritter von Kalchberg.

Talente — die ihre Namen übrigens hinter Chiffren verbergen — noch angeführt werden: Sigismund Theodor Graf Anersperg, Nanette Gräfin von Wenkheim und Johanna Gräfin von Wurmbrand. Wenn man das Urtheil über die Dichter Steiermarks dieser Periode zusammenfaßt, so muß ihnen das rege Streben nachgerühmt werden, sich an den Vorbildern, welche in den großen Poeten Deutschlands zu jener Zeit erstanden waren, zu bilden; viele besitzen eine rege Phantasie, leichten Fluß des Verses, manch schöner, edler Gedanke tritt zu Tage, Witz und Satyre ist ihnen nicht fremd, beinahe von allen ist die seit Klopstock und Denis (den Varden Sined), beliebte Form der Ode öfter gewählt worden, manche räumen auch der Fabel einen Platz ein. In den gereimten Gedichten



begegnen wir mitunter jenen Fehlern, welche auch die Dichter der Wiener Schule nicht vermieden haben: unreinen Reimen, geſchraubten oder platten Wendungen zu Gunſten des Reimes und ähnlichen Mängeln, von denen auch Kalchberg nicht frei iſt.

Im XIX. Jahrhundert haben die drückenden Cenſurverhältniſſe auch auf den Werken der Dichtkunſt ſchwer gelafet, ſchwerfällige Oden, tändelnde Liebeslieder oder langathmige Balladen ohne beſondere Kraft und Anſchaulichkeit der Darſtellung begegnen uns in manchen Sammlungen. Eine ſolche Sammlung „Gedichte“ gab M. Lubi im Jahre 1804 in Graz heraus. Einen Centralpunkt für die heimischen Talente bildete die im Jahre 1812 begründete Zeiſchrift: „Der Aufmerkſame“, welche nicht weniger als 46 Jahre lang, eine Reihe von Jahren hindurch mit dem veränderten Titel „Stiria“, fortgeführt wurde. Ihr Redacteur Ignaz Kollmann iſt ſelbſt als dramatiſcher und lyriſcher Dichter aufgetreten, er bearbeitete zahlreiche Stoffe aus der Geſchichte und Sage des Landes, verfaßte einige allerdings mehr lyriſche Dramen und das Schanſpiel „Erzherzog Karl“, welches großartig ausſtattet im Jahre 1833 zu Graz und Wien zur Anſführung gelangte.

Im „Aufmerkſamen“ hatte auch der hochbegabte Julius Franz Schneller ſeinen ſchönen Sonettencyclus: „Weiblichkeit“ zuerſt veröffentlicht. Schneller war längere Zeit Profeſſor der Grazer Univerſität, er ſpielte eine Rolle in dem literariſchen Salon des Grafen von St. Ven, Ludwig Bonapartes, des einſtigen Königs von Holland, welcher in den Jahren 1811 und 1812 viele geiſtig hervorragende Männer in Graz um ſich verſammelte und ſelbſt literariſch thätig war. Unter den Gedichten dieſer Zeitperiode ſind auch jene Joſef (Freiherr) von Hammer-Purgſtalls zu erwähnen, deſſen 1845 erſchienener Roman: „Die Gallerin auf der Riegersburg“ das umfangreichſte und werthvollſte hiſtoriſche Dichtwerk genannt werden muß, welches Steiermark aufzuweiſen hat. Ein Talent, das berufen geweſen wäre, noch Bedeutendes zu leiſten, war Johann Georg Fellingner, der Dichter kräftiger Kriegslieder, welchen man auch den „Körner“ Steiermarks nennen hörte; er fiel leider ſeinem militäriſchen Berufe ſchon mit 35 Jahren, 1816, zum Opfer. Zu den begabteren Lyrikern gehörte Hyacinth Eßler von Schulheim (1815 bis 1875), dem auch einige hüßliche Überſetzungen ſloveniſcher Volkslieder zu verdanken ſind. Auguſt Mandel hat mehrere heimische Stoffe geſchickt in Balladenform bearbeitet, Joſef Hoffbauer die Naturschönheiten der Steiermark im Liede geſeiert. Um dieſelbe Zeit weilte auch Johann Gabriel Seidl ein Decennium lang in Steiermark und die ſchönſten ſeiner Gedichte und Balladen aus den „Biſolien“ ſind daſelbſt entſtanden, ſowie er auch „Inneröſterreichiſche Volksweiſen“ ſammelte. Erwähnung verdienen noch die Lyriker A. F. Draxler, F. von Nſchauer, Clementine Freiin von Fürſtenwärtſer, Victor Käfer, M. Behovar und Jakob Dirnböck, der Verfaſſer des zum Volks- und Nationalliede in Steiermark gewordenen: „Hoch vom Dachſtein an“. Der überaus fleißige Rudolf Guſtav Puſſ (1808 bis 1865) iſt

einer der fruchtbarsten Bearbeiter innerösterreichischer Stoffe in poetischer und prosaischer Form, er hat zahlreiche Volksfagen gesammelt, Archive und Bibliotheken durchforstet und die Resultate seiner Untersuchungen zumeist in novellistischer Form niedergelegt. Von ihm rühren auch einige Dramen her, welche zum Theil zur Aufführung gelangten. Neben ihm sind die gleichstrebenden Schriftsteller J. A. Suppantitsch und J. W. Sonntag zu nennen, beide nicht minder bemüht, jede literarische Gattung zu pflegen, insbesondere war auch Sonntag auf dem Gebiete der Sage und des Volksliedes als eifriger Sammler thätig. Eine beachtenswerthe Begabung besaß der durch seine lyrischen Naturschilderungen ausgezeichnete Victor Zusner, welcher im Jahre 1874 zu Graz starb und dessen Lieder auch in der Form stets tadellos zu den anmuthigsten ihrer Gattung in Oesterreich gehören. Als heimischer Romanschriftsteller ist Karl Lewohl zu nennen, welcher in der historischen Erzählung „Schloß Wildon“ (1844) seine Heimat verewigte.

Die bisher genannten Schriftsteller und Dichter gehören noch der vormärzlichen Periode an, wenn auch ihre Thätigkeit mitunter in die Fünfziger-Jahre herübergreift. Die geänderten politischen Verhältnisse, die Klärung auf dem Gebiete der Literatur und die neuen Lebensanschauungen, welche das achtundvierziger Sturmjahr geschaffen, haben ein neues poetisches Geschlecht im Lande herangebildet. Einer nur ragt noch aus jener Zeit in die neueste herüber, der fast neunzigjährige Karl Gottfried Ritter von Leitner; er ist das Prototyp des deutschen steiermärkischen Poeten, seit 1820 dichterisch thätig, hat er nicht allzuviel geschaffen, aber in Form und Inhalt die Werke der Zeitgenossen Überragendes. Neben edlen lyrischen Blüten verdanken wir ihm eine reiche Zahl von Balladen und Romanzen in echt Goethe'schem Geiste gehalten. Leitners Lieder besingen Natur und Liebe und keines ist darunter, das unbedeutend genannt werden kann, sein Gesang ist stets frisch geblieben, sein Gemüth stets tief, er nimmt einen Ehrenplatz ein auf dem österreichischen, auf dem deutschen Parnas. Die erste Sammlung seiner „Gedichte“ erschien im Jahre 1825, wehmüthig klingt die Vorrede, welche er einer Nachlese „Novellen und Gedichte“ im Jahre 1880 beifügte. Leitner hat mehrere Operntexte verfaßt, auch als Schriftsteller auf dem Gebiete der heimischen Topographie, Culturgeschichte und Biographie ist er aufgetreten. Sein Lebensbild: „Erzherzog Johann Baptist“ ist die beste Lebensschilderung des für Steiermark unvergeßlichen Fürsten. Er sei es, welcher zur Darstellung der Neuzeit herüberleitet, in der eine Zahl höchst bedeutender Poeten in der Steiermark aufgetreten sind.

An der Spitze derselben steht Robert Hamerling (1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich geboren), ein Dichter mit dem Charakter höchster Genialität, dem die süßesten Töne der Lyrik, die sattesten Farben epischer Malerei zur Verfügung stehen. Einen so gewaltigen hinreißenden Schwung wie Hamerling im „Schwanenlied der Romantik“, eine so plastische Darstellung wie im „Ahasver in Rom“ hat kein Dichter

Österreichs aufzuweisen, es ruht eine Kraft und eine Glut in seinen Versen, welche an den sonnendurchstrahlten Himmel Italiens und Griechenlands mahnt, woher er so gerne die Stoffe zu seinen epischen Gedichten nimmt. Die gewaltige Sprache Hamerlings ist volltönend und edel, sein Versbau einfach und streng. Nie gestattet er sich den geringsten Übergriff in der Form, nie wagt er es, einen banalen Gedanken niederzuschreiben. Jedes auch der kleineren Gedichte ist daher ein Kunstwerk für sich, denn auch im Liebe ist er Meister, mag er kurze gereimte Verse oder die von ihm so gern gepflegte Gattung der Hymne wählen, in welcher er sich so oft zum dithyrambischen Fluge erhebt. Selbst die nordische Scenerie im „König von Sion“ gewinnt unter Hamerlings farbenreichem Pinsel warme Farben und seine Helden und Heldinnen zeigen erhöhtes Leben und Bewegung. Der einzige Roman, den er geschrieben: „Aspasia“ weist uns seine Vorliebe für den klassischen Stoff und das südliche Colorit. Auch in diesem Romane pulst warmes Leben, auch in ihm pries er wie in so vielen seiner Lieder die Ideale der Schönheit und Kunst, deren begeisterter Prophet er ist. Der antiken Welt gehört auch die epische Dichtung Hamerlings: „Amor und Psyche“ an; in schneidender Satire bewegt sich das „moderne Epos“: „Homunculus“. Von seinen dramatischen Werken, zu denen auch ein Lustspiel: „Lord Lucifer“ zählt, zeugt insbesondere „Danton und Robespierre“ von gewaltiger Gestaltungskraft; die kunstvolle Diction dieses Trauerspiels erinnert nicht selten an die Dramen der deutschen Genieperiode. Hamerling ist ein echter Dichter in des Wortes edelster Bedeutung.

Neben Hamerling muß der von ihm in die Literatur eingeführte echte Sohn seiner steirischen Heimat P. K. Rosegger (geboren 1843) genannt werden, eine Dichtergestalt, welche in den heimischen Bergen und Wäldern und durch dieselben auch in Deutschland zu hoher Bedeutung gelangt ist. Nie hat sich zuvor ein Poet so wie Rosegger in das Leben und Gemüth des Volkes versenkt, in dem er freilich aufgewachsen ist. Aber wer des einstigen Bauernburschen Lebensbuch kennt und sein Geschick und sein Streben verfolgt, muß über die Beharrlichkeit einerseits, über die hohe immer mehr zur Entfaltung gebrachte Begabung anderseits staunen, welche in diesem Geiste zu Tage trat. Rosegger hat zuerst durch Dialectgedichte voll Ursprünglichkeit und Originalität auf sein Talent aufmerksam gemacht, es ist nicht Aufgabe dieses Kapitels auf seine mundartliche Dichtung einzugehen, hinzuweisen aber ist auf seine novellistischen Schriften, auf die von ihm gezeichneten Charaktertypen, deren Originale nach dem Leben so naturgetreu entworfen erscheinen, hinzuweisen ist auf seine Beobachtungsgabe des Volkslebens, auf seine Schilderungen des Waldes und der Berge. Fast immer ist es die gleiche Scenerie und doch stets eine andere, die er uns vorführt, in welcher er seine Helden, wirkliche und rechte Bauern, gewöhnlich auftreten läßt. Wie sehr ihm die feinste Empfindung, die tiefste Innigkeit zu Gebote stehen, erweisen die „Schriften des Waldschulmeisters“, welche dem Bildhauer Brandstetter die Veranlassung zu dem



reizenden plastischen Werke „Waldblie“ gegeben (im Grazer Stadtpark aufgestellt) und einzelne Erzählungen in den Geschichten aus den Alpen; seine Erfindungsgabe weiß dem Bauernleben neue fesselnde Seiten abzugewinnen, seine Darstellung das wärmste Interesse



Hans Brandstetter's „Waldblie“ aus Hofjeggers „Schriften des Walbschulmeisters“.

an diesen einfachen Söhnen und Töchtern des Waldes und der Berge zu erregen. In den Naturschilderungen erinnert Hofjegger mitunter an seinen Lieblingsdichter Adalbert Stifter, aber er hütet sich, durch allzu großen Umfang dieser Schilderungen zu ermüden, immer bleibt das Schicksal der in dieser Umgebung weilenden Menschen in dem Vordergrund des Interesses. Auch von dem Roman „der Gottsucher“ gilt das selbe, er läßt uns in demselben merkwürdige, oft Schauer erregende Blicke in die Tiefe des Menschengemüthes thun. Hofjegger ist auch der einzige, dem es gelang, in seiner Zeitschrift „Heimgarten“ ein belletristisches Organ in Steiermark zu begründen, das sich seit zwölf Jahren festen Bestandes erfreut und einen Sammelplatz, insbesondere auch der heimischen Talente bildet.

An dieser Stelle ist auch der feinfühlende Poet Friedrich Mayr zu nennen, dessen Lieder Sammlung „Gemüth und Welt“ tief empfundene lyrische und form schöne epische

Dichtungen enthält; er hat sich auch als gewandter Übersetzer aus dem Italienischen eingeführt und seine Dramen weisen eine edle Sprache auf, wobei sich allerdings lyrische Züge offenbaren. Von den Dichtern, welche der unmittelbaren nächsten Vergangenheit und der Gegenwart angehören, seien noch einige vor Abschluß dieses Kapitels angeführt. Einige

haben Stoffe aus der Geschichte Steiermarks in der Form des Romanes oder der Novelle bearbeitet. Zu diesen gehören Franz Mitterbacher, der 1878 als Bibliothekar des Joanneums in Graz starb und sich insbesondere die Zeit des XVI. Jahrhunderts und die Franzoseninvasion in Steiermark zum Hintergrund seiner historischen Erzählungen wählte, ferner Frank, der die Geschichte der Cillier Grafen zum Vorwurfe eines historischen Romanes machte, Eduard Damisch, dessen Erzählungen zumeist der Geschichte Pettaus entnommen sind, und Hans von Zwiedineck. Isidor Proschko hat ebenfalls heimische Stoffe bearbeitet und insbesondere die Verschwörung des Andreas Tattenbach im Roman behandelt. Als Romancier ist noch Franz Zistler zu nennen, von dem auch einige dramatische Stücke zur Aufführung gelangt sind. Unter den Dichtern, welche vorwiegend auf epischem Gebiete thätig waren, verdienen besondere Erwähnung Fritz Pichler, Wilhelm Fischer und Thomas Schlegel, ersterer hat in einer Novelle in Versen: „Margaretha von Schweden“ und in einer Reihe von Balladen ein kräftiges Talent bekundet, Fischers Epos „Atlantis“ ist eine philosophische Dichtung von großer Tiefe, Schlegel weiß ältere Sagenstoffe anmuthig poetisch zu gestalten. Alle drei sind auch als Lyriker hervorgetreten, Fischer hat außerdem Novellen veröffentlicht, welche sein Talent in helles Licht stellen. Weinake ausschließlich auf dem Gebiete der Lyrik haben schöne Erfolge aufzuweisen: Philibert Dorn (Josef Philibert Freiherr von Lazarini), Justus Frey und Josef Mayr Tüchler. In der jüngsten Zeit haben Adolf Hagen und K. W. Gawatowsky kräftige Töne zur Verherrlichung des deutschen Volkes und des deutschnationalen Gedankens angeschlagen, der letztgenannte hat auch in ähnlichem Sinne die poetischen Erzählungen „Egerberg“ und „Rampbold Gorenz“ verfaßt und 1886 ein „Steiermärkisches Dichterbuch“ herausgegeben, welches die zeitgenössischen Lyriker der Steiermark in schön gewählten Proben vorführt. Ernst Wechsler hat auf lyrischem und epischem Gebiete form schöne Dichtungen geschaffen, welche allerdings oft den Charakter des Wilden und Düstern („der unsterbliche Mensch“), immer aber tiefes poetisches Gefühl zeigen. Glühende Empfindung waltet in den Liedern von Margaretha Halm vor, die auch mit einem Romane hervorgetreten ist. Einer überaus liebenswürdigen jungen Dichterin begegnen wir in Sophie von Rhuenberg, einem originellen Talente auf dem Gebiete profaischer Märchendichtung in Emil Ertl, der eine Sammlung „Liebesmärchen“ verfaßte. In jüngster Zeit hat Edith Gräfin Salzburg durch ihre Dramen: „Der Hochmeister von Marienburg“ und „Der Kronanwalt“ ferner durch eine Sammlung formschöner „Gebichte“ die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und Hans Schnitter als epischer Dichter und Erzähler humoristischer Soldatengeschichten Beachtung gefunden. Von Dramatikern können aus der jüngsten Zeit wenige Namen genannt werden. Außer den schon erwähnten haben Fritz Pichler, Wilhelm Kullmann, Ed. Galler, E. Spork und Karl Morré theils ernste, theils heitere dramatische Producte verfaßt und

zur Aufführung gebracht. Bedeutendes Talent auf dem Gebiete des Volksstückes zeigte insbesondere Morré, dessen echt steirisches Volksdrama „'s Mullerl“ ein Cabinetstück von Charakterzeichnung bildet und in Graz so zahlreiche Aufführungen erlebte wie noch kein Stück eines heimischen Autors. Auch die „Familie Schneck“ und „der Regimentsarzt“ zeigen Morrés Begabung, sein dramatisches Geschick und den reichen Schatz von Humor, welcher dem erst in den letzten Jahren zur Geltung gelangten Autor innewohnt.

Damit sei die Darstellung der Entwicklung des literarischen Lebens und der Kunstpoesie in Steiermark abgeschlossen. Von vielen Autoren der jüngsten Zeit läßt sich manches Werk erwarten, das ihnen eine noch bedeutendere Stelle einräumen dürfte. Im Ganzen kann die Regsamkeit auf dem poetischen Gebiete heute wieder eine frische und lebendige genannt werden und es ist erfreulich, dieses Streben zu verfolgen, das eine schöne Zukunft verheißt. —

Die Entwicklung des Theaters in Steiermark hängt in den letzten zwei Jahrhunderten ebenso zusammen mit derjenigen der Wiener Bühne, wie die Ausbildung der Literatur im Lande mit derjenigen der Residenz in Verbindung steht. Es ist auch bei den eben geschilderten literarischen Zuständen begreiflich, daß keiner der wenigen dramatischen Dichter in dem Bühnenleben von Graz eine besondere Rolle spielt.

Über Schauspiele und Fastnachtstücke aus der älteren Zeit, welche in Steiermark zur Aufführung gelangt wären, ist nichts bekannt geworden. Ebenjowenig kann über stehende Bühnen aus den früheren Jahrhunderten berichtet werden. Als die Reformationsstreitigkeiten im Lande zum Ausbruch gekommen waren, dachte Niemand an Frohsinn und Schauspiel, und erst nachdem sich diese Stürme und die Gemüther beruhigt hatten, tritt ein gewisses Interesse an der Bühnendarstellung hervor. Aber auch dieses ist nur künstlich erregt. Nachdem im Jahre 1586 durch den Regenten Erzherzog Karl die Grazer Jesuitenuniversität gegründet worden war, gehörte es zur Regel, bei der Feier gewisser Abschnitte des Lehrjahres oder in der Fastnachtszeit einzelne Stücke zur Aufführung zu bringen, deren Autoren in Jesuitenkreisen zu suchen sind und deren Darstellung zumeist im Gebäude der Universität stattfand, woselbst heute noch jener große Saal der Universitätsbibliothek sich befindet, in welchem diese Schulcomödien angeführt wurden. Die Sprache derselben war freilich anfangs ausschließlich und später häufig die lateinische, doch schon die üblichen gedruckten kurzen Auszüge der Stücke brachten bald Titel und kurzen Inhalt in deutscher Sprache und auch die handelnden Personen bedienten sich derselben später in einzelnen Fällen, um auch den weiteren Kreisen der Nichtgelehrten verständlich zu werden.

Was den Charakter dieser Comödien anbelangt, so waren dieselben zumeist für die Schaulust berechnet und großartige Maschinerien sorgten dafür, daß sie genugsam Verwunderung im Publicum erregten. Man sah beispielsweise eine Darstellung des



Weltgerichtes im Jahre 1589, wobei die Sonne erblasste, der Mond und die Gestirne vom Himmel stürzten, die Gräber sich öffneten und die Todten auferstanden, der Weltrichter majestätisch auf einer Wolke erschien, die Scharen der Seligen emporstiegen, die Flammen der Hölle emporlohten und die Welt im allgemeinen Brande unterging. Ein andermal gab der Kampf St. Georgs mit den Drachen Gelegenheit zu bewunderungswürdigen mechanischen Kunststücken. Als Ferdinand II. 1600 seine Vermählung mit Anna Maria von Baiern feierte, wurde von der Universität ein großartiges Schauspiel „David und Saul“ aufgeführt, das sogar zwei Tage dauerte und wieder die Kunst merkwürdiger Maschinen bewundern ließ. Bei einer anderen feierlichen Gelegenheit im Jahre 1660 erschien in dem Stücke „Eustachius und Placidus“ der Herrscher auf der Bühne, den der Genius Steiermarks in sein Luftgefährte aufnimmt und nach Steiermark führt, wo ihm die Göttin Diana mit zahlreichen Thieren huldigt. Eustachs Schutzgeist kämpft in der Luft mit Furien und Dämonen, die zuletzt besiegt und von der göttlichen Rache in Drachengestalt verschlungen werden.

In dieser und ähnlicher Weise wurde für die großartige Ausstattung der unter den Jesuiten aufgeführten Schauspiele gesorgt. Der eigentliche textliche Inhalt derselben war so einfach als möglich, der Dialog oft geradezu schülerhaft, lange Monologe erschienen öfter eingefügt und erzeigten die fehlende Handlung. Begreiflicherweise erschienen als die Helden derartiger Stücke Personen aus der Heiligenlegende oder aus der Bibel besonders häufig, so wurde im Jahre 1603 eine Tragödie von der heiligen Cäcilia, im Jahre 1604 die „Action von der heyligenn Büsserin und Liebhaberin Christi, Maria Magdalena“ vorgeführt, beliebte Stoffe waren auch „Esther“, „Sonathan“, „Elias“, „Job“, „Mardachäus“, nicht minder wählte man jedoch auch Persönlichkeiten oder Ereignisse aus der Profangeschichte, im Jahre 1649 wurde sogar „Constantinopel oder Constantinus der Achte, griechischer Kayser tragödienweiß von der academischen Jugend“ zur Darstellung gebracht, ferner gaben „Cyrus“, „Thomas Mornus“, „Scipio“, „Tomyris“, „Rodrus“, „Demetrius“ gerne gesehene Helden für die Jesuitenbühne ab. Daß im Geschmack der Zeit gehaltene mythologische Scenen und Schäferstücke nicht fehlten, braucht wohl nur angedeutet zu werden. Neben den Besuchern der Hochschule finden wir sogar in den niederen Lateinschulen die Aufführung dieser und ähnlicher Tragödien sowohl in Graz als auch in den anderen Schulen des Landes zu Leoben, Judenburg zc. Zur Zeit der Fastnacht waren es wohl auch heitere Comödien und Schwänke, welche über die Bühne des Akademietheaters gingen, so wurde 1587 ein Schwank vom Wirthschafter Theophilus, 1602 ein solcher von dem entlarvten Tugendhenschler Philantus, 1609 die Geschichte vom verlorenen Sohne als Tragicomödie aufgeführt. Im Jahre 1639 gelangte zur Darstellung: „Doller Bawrskönig das ist: Ein voller Bawr zu königl. Würde erhoben, dann widerumb

in den Bawrn Stiffel gestossen“, der bekannte Schwank von einem trunkenen Bauer, der als Herzog erwacht und dann wieder Bauer wird.

Über die dramatischen Darstellungen durch andere Kräfte als diejenigen des Jesuitencollegiums ist, wie erwähnt, lange fast gar keine Nachricht vorhanden, und wenn auch etwa eine Andeutung vorliegt, daß bei der Zusammenkunft der Ausschüsse von Steier, Kärnten und Krain im Jahre 1577 im Landhause eine Tragödie zur Aufführung kam, so ist diese einfache Mittheilung doch allzu dürftig. Erst in den letzten Jahren wurde bestimmt nachgewiesen, daß zu Anfang des XVII. Jahrhunderts eine Truppe „engelländischer Comödianten“ in Graz weilte, welche auch einige jener Stücke zur Aufführung brachte, die in der 1620 erschienenen seltenen Sammlung: „Engelische Comedien vnd Tragedien, das ist sehr schöne, herrliche vnd außerlesene, geist- vnd weltliche Comedi und Tragedi Spiel, sampt dem Püffelhering“ enthalten sind. Die englischen Comödianten traten erst gegen Ende des XVI. Jahrhunderts als Berufschauspieler in Deutschland auf und es zeugt von besonderer Vorliebe für theatralesche Darstellungen bei Hofe, daß Erzherzog Ferdinand im Jahre 1607 diese englischen Comödianten nach Graz berief, welche ihre Stücke in deutscher Sprache wahrscheinlich in der „Burg“, in der erzherzoglichen Residenz selbst, aufführten. Nach kurzer Unterbrechung treten diese Schauspieler anlässlich der Festlichkeiten bei der Verlobung der Schwester Erzherzog Ferdinands, Maria Magdalena mit Cosmos von Medici im Februar 1608 neuerlich auf. Die Stücke, welche sie damals vor das Publicum brachten, sind von bedeutendem Interesse, denn es findet sich unter denselben: „Doctor Faustus“, die Übersetzung der Fausttragödie von Christof Marlowe, ferner eine Übersetzung von desselben Autors „Juden von Malta“ und ein Schauspiel „von einem König von Cypern und von einem Herzog von Venedig“, unter welchem Titel sich Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ verbirgt. So waren in der Hauptstadt Steiermarks zum ersten Male in einer Stadt Österreichs Schauspiele von dem großen britischen Dramatiker und von dessen Vorgänger zur Aufführung gebracht, was Shakespeare anbelangt, sogar noch bei dessen Lebzeiten. Die Leitung der Comödiantentruppe hatte derselbe John Green, welchen wir später in Frankfurt am Main und in Dresden finden, wo sich diese Schauspieler im Jahre 1627 bereits „chursächsisch bestellte Hofcomödianten“ nennen. Daß die Aufführungen der genannten und noch einer Zahl von hier nicht genannten Stücken eine für jene Zeit recht gute war, erweisen Briefstellen der Erzherzogin Magdalena über die Art der Darstellung, Ferdinand selbst, gerade in Regensburg weilend, schrieb von dort an seine Mutter Maria in Graz über ein im Jesuitencollegium zu Regensburg aufgeführtes Stück, welches die Darsteller „ziemlich woll agiert“ haben, „aber“, fährt der Erzherzog fort, „den vnfrigen actoribus sein sie nit zuvergleichen“. Die englischen Comödianten erhielten, was hier nur beigefügt sei, für jede der zehn

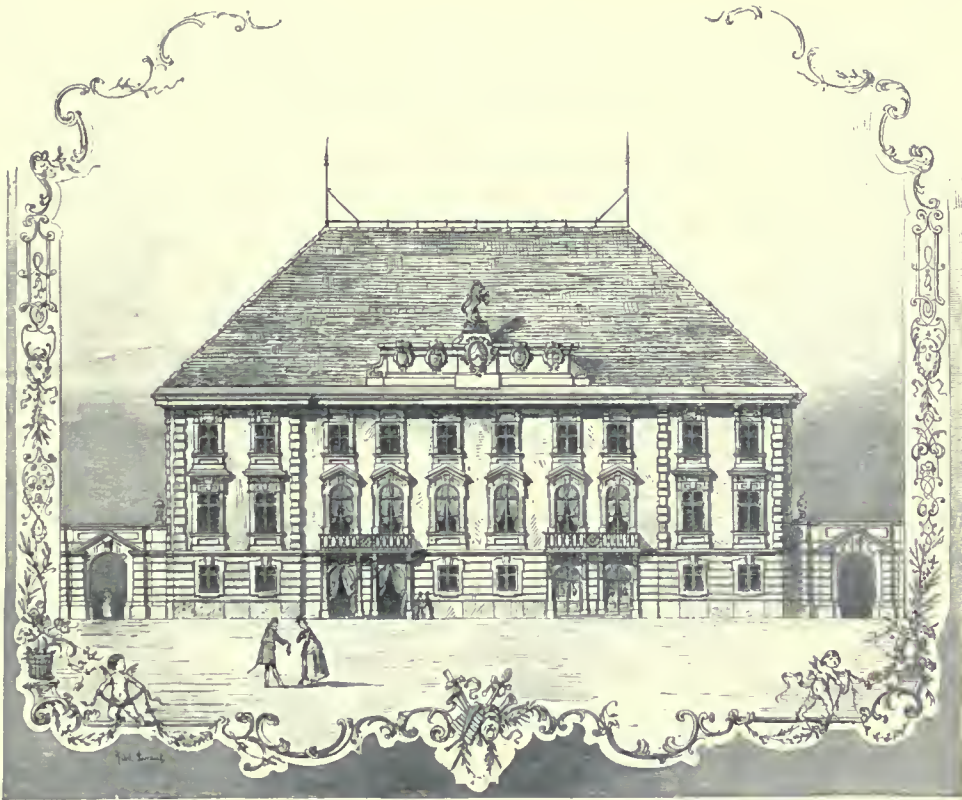
Vorstellungen vierzig Thaler, ein für jene Zeit hoher Betrag, der ebenfalls schon auf eine bessere Kunstleistung schließen läßt.

Hatte einerseits der Hof derartige dramatische Productionen unterstützt, so waren es andererseits die steiermärkischen Landstände, welche etwa durchziehenden Schauspielergesellschaften Gelegenheit gaben, aufzutreten. Es scheint dies zumieist zur Faschingszeit gewesen zu sein; wir finden die „Comödianten Directores“ Andreas Glenfon und Johann Philipp Kiesel im Jahre 1671 genannt, welche „Comoedien in hochdeutscher Sprach agierten“, einige Jahre später, 1674, wurden zwei Comödianten, Johann Wohlgehaben und Peter Schwarz erwähnt. Näheres über deren Aufführungen wird jedoch nirgends berichtet und nur der Ort derselben, das Landhaus, in welchem auch 1688 und 1689 theatralische Productionen stattfanden.

Zu den Gesellschaften berufsmäßiger Schauspieler, welche vorübergehend in Graz weilten, gehört auch diejenige des Johann Heinrich Brunius, der in den Jahren 1722, 1727 und 1729, wahrscheinlich auch noch öfter, sich längere Zeit in der Stadt aufhielt. Insbesondere waren es die Haupt- und Staatsactionen, jene dramatischen Producte voll Schwulst und Bombast, welche die deutsche Bühne der Zeit, so weit man von einer solchen sprechen kann, beherrschten. Brunius gehörte zu den bestbekanntesten „Theaterprincipalen“ Deutschlands, er hat auch in Prag und Wien mit großem Beifall seine Truppe vorgeführt. Er führte den Titel eines „churfürstlich pfälzischen Hofcomödianten-Principalen“, auch Gottfried Prehaner hat in Böhmen oder Mähren unter ihm das Publicum durch seine Schwänke erlustigt. In Graz brachte Brunius verschiedene Haupt- und Staatsactionen zur Vorstellung, bei denen der Pöckelhäring und der Hanswurst niemals fehlen durften. Zum großen Theile waren diese „Actionen“ Stücke, welche zur Gattung der Extemporecomödien gehörten und in denen den Darstellern wohl die Scenensfolge, nicht aber die Textirung ihrer Rede vorgeschrieben war. Dem ernstern Stücke folgte gewöhnlich eine „lustige Nach-Comödie“ und ein „Ballet“, das somit schon im Jahre 1722 auf der Bühne in Graz vorkommt. Von den Stücken selbst sei allenfalls erwähnt die „Staats und Haupt Action betittelt Käyser Nero“ oder „die siegende Unschuld in der Person der asiatischen Banise“, eine merkwürdige Bearbeitung von Ziegler's zu jener Zeit berühmtem Romane: „die asiatische Banise“.

Allerdings hatten die Schauspielergesellschaften noch zur Zeit des Brunius kein eigenes, für Theaterzwecke bestimmtes Local, und es bleibt nur die Vermuthung, daß die Aufführungen gewöhnlich in dem sogenannten Ballhause erfolgten. Als aber das Publicum am Theater immer mehr Geschmack fand und insbesondere nachdem die italienischen Opern sich in Wien einbürgerten, wollte man dieselben auch in Graz nicht entbehren, und es kam zu dem Bau eines eigenen Theaters. Dieses Schauspielhaus wurde wahrscheinlich zu





Das landständische Schauspielhaus im Jahre 1776.

Ende des ersten Drittels im XVIII. Jahrhundert auf dem „Tummelplatze“ von einem „Entrepreneur deren Schauspielen Pietro Mingotti“ errichtet, war aber ein kleiner, schwacher Holzbau, der nicht viel über 400 Personen faßte. Dennoch bildet diese Erbauung einen Abschnitt in der Geschichte des Theaters der Hauptstadt, welche von nun an ein Schauspielhaus nicht mehr entbehrte. Allerdings war es zuerst die italienische Oper, welche darin wahrscheinlich, wie schon der Name Mingottis andeutet, auch unter italienischer Leitung ihre Pflegestätte fand. Giovanelli, Zopi, Scalabrini, Galluppi, der berühmte Johann Adolf Hasse und Andere sind die Namen der Componisten jener Opern, die hier aufgeführt wurden. Die Hof- und Staatsactionen, Hanswurststücke und kleine Ballets fehlten dazwischen allerdings nicht, doch sind es in den folgenden Jahrzehnten zumeist nur wandernde Schauspielergesellschaften, welche uns begegnen. Zu diesen gehört die Gesellschaft des „Principals“ Josef Hadwich, welche im Jahre 1745 genannt erscheint und sich zuvor in Linz, Passau und anderen Hauptstädten agierend aufgehalten hatte, sowie die Truppen Wittmanns 1757, Mosers 1764 und Josef von Brunians, welcher von 1764 bis 1768 mehrere Male längere Zeit in Graz spielte. Von dessen Nachfolgern seien

nur einige Namen wie Berner, Fuchs, Guth, Hellmann, Reuling und Wenzig erwähnt. Im Jahre 1770 forderte die große Kaiserin Maria Theresia die Stände Steiermarks auf, ein den Anforderungen der Neuzeit und des geläuterten Geschmacks entsprechendes Theater zu errichten. Die Stände, wie immer bereit, die Kunst und deren Bestrebungen zu unterstützen, waren bald dazu entschlossen, umsomehr, als von Seite des Hofes die bezügliche Grundfläche zu diesem Zweck überlassen worden war. So erstand, insbesondere auch durch die werththätige Unterstützung des Grafen Franz Anton von Tuzaghi das neue landständische Schauspielhaus, welches am 9. September 1776 von dem Theaterdirector Jakobelli mit einem deutschen Trauerspiel, an das sich noch ein Ballet anschloß, eröffnet wurde. Die eigentlichen Hanswurstspäße fanden bis zu dieser Zeit ihre Pflege in einem sogenannten „Sommertheater“, einer Bretterbude vor dem Eisenthor, welche schon zu Anfang des Jahrhunderts errichtet worden sein soll, thatsächlich aber von dem gebildeten Theile des Publicums nicht besucht wurde. Nach dem Bau des neuen Theaters verschwand auch dieses Sommertheater.

Über das Repertoire der neuen Bühne ist nicht viel zu bemerken, es wies dieselben Lust- und Trauerspiele, die nämlichen Singspiele von Salieri, Grétry, Sarti, Galluppi, Anfossi und Paisello auf wie dasjenige der Wiener Bühnen. Manche dieser Singspiele, wie z. B. Paisellos „La Frascatana“, waren so beliebt, daß sie Jahre hindurch nicht von dem Repertoire verschwanden. Daneben wurden der Schaulust des Publicums auch Ballets und große Ausstattungsstücke geboten, in dem Stücke „Kaiser Karl V.“, welches zuerst 1789 gegeben wurde, kamen Aufzüge mit Elephanten, Kameelen, lebenden Pferden, Kanonen und dergleichen vor. Verhältnißmäßig rasch wurden die ersten Dramen von Schiller aufgeführt. Schon 1788 wurden „die Räuber“, wobei „viele Hunde und lebende Pferde zum Vorschein kamen“, im selben Jahre „Fiesko“, 1789 „Kabale und Liebe“ sowie „Don Carlos“ zur Darstellung gebracht. Shakespeare erscheint ebenfalls schon seit dem Ende der Achtziger-Jahre auf der Bühne, nicht lange darauf Goldoni und Calderon. Lessings „Minna von Barnhelm“ wurde im Jahre 1791 zuerst aufgeführt. Die Lust- und Schauspiele von Hensler, Steinberg, Stephanie, F. L. Schröder, Babo, Breßner, H. Beck, F. W. Ziegler, F. C. Brandes, Spieß, H. Schneider, Graf Törring, Iffland und Kogelne, sowie von anderen Autoren, welchen sich der Zeitgeschmack zuwandte, wurden wie in Wien, so auch auf der Grazer Bühne sehr beliebt. Mozarts unsterbliche Musikwerke wurden ebenfalls bald Zierden des Repertoires, 1788 finden wir schon „die Entführung aus dem Serail“ und „die Hochzeit des Figaro“, 1793 „die Zauberflöte“, 1795 den „Don Juan“, 1799 die „Güte des Titus“ auf demselben.

Unter den Theaterdirectoren zu Ende des XVIII. Jahrhunderts befindet sich vorübergehend auch Schikaneder, von 1791 an leitete Karl Bellomo die Grazer Bühne,

er war bis 1790 Director des Hoftheaters in Weimar, dessen Oberleitung nach ihm Goethe innehatte. Schon vorher, im Jahre 1778, hatte Bellomo vorübergehend der Grazer Bühne vorgestanden. Seine Gesellschaft von 1791 an aber entsprach erhöhten Ansprüchen. Im Jahre 1797 übernahm Karl Domaratus die Direction des Grazer Schauspielhauses und führte dieselbe sechzehn Jahre lang. Seine Kräfte waren ausgezeichnete, er suchte dem Repertoire die größte Abwechslung zu geben, das classische Schauspiel wurde besonders berücksichtigt. Im Jahre 1798 trat unter ihm der in Graz geborne Schauspieler Brockmann, einer der hervorragendsten dramatischen Künstler des Jahrhunderts, viel bejubelt in seiner Vaterstadt auf. Auch ein Gastspiel Ifflands auf der Grazer Bühne verzeichnen die Theaterannalen jener Zeit.

Damit tritt die Geschichte des Theaters der Landeshauptstadt Steiermarks in das XIX. Jahrhundert. Auch auf das Bühnenleben hatten natürlich die Kriegsjahre und die



Medaille auf den dramatischen Künstler Johann Franz Hieronymus Brockmann.

Franzoseninvasionen von 1805 und 1809 hemmend gewirkt. Ein tüchtiger Leiter war der 1813 an die Spitze tretende Eduard Hysel, mit dem insbesondere der Sinn für classische Musik wieder auflebte und der selbst ein musikalisches Talent war. Oper und Schauspiel pflegte er mit gleicher Aufmerksamkeit und Liebe. Unter der Direction Stögers am 25. December 1823 brannte das Theater ab, nachdem noch einige Monate zuvor das Ehepaar Anschütz durch seine Gastvorstellungen in demselben das Publicum entzückt hatte. Während in einem provisorischen Baue die Vorstellungen fortgesetzt wurden, schritt man zur Neuerrichtung eines Schauspielhauses, das unter demselben Director im Jahre 1825 eröffnet wurde. Die folgenden Directoren: Pallet, Funk, Remmark erhielten die schauspielerischen Leistungen auf der Höhe der Zeit. In den letzten Jahrzehnten waren die Directoren E. Kreibitz und M. Krüger bestrebt, diesem Kunstinstitute Anerkennung zu verschaffen. Künstler, wie das Ehepaar Mitterwurzer, Lehmann, Schweighofer, Martinelli, Stelzer und andere haben längere Zeit in demselben gewirkt. Von hervorragenden Gesangstalenten, die im Landestheater thätig waren, sei insbesondere Amalie Materna genannt. Unter M. Krügers Directionsleitung herrschte besonders reges Leben und auf dem Gebiete des Schauspiels sowie der Oper wurde Bedeutendes geleistet. Von den



nachfolgenden Directoren seien Krügers Nachfolger Bertalan und der durch sorgfältige Inszenirung und tüchtige Leitung anerkannter, noch (1889) fungirende Director C. Schreiber hier angeführt. Erst in den Sechziger-Jahren erhielt die Stadt Graz in dem eigentlich aus einem Circusgebäude umgeschaffenen „Thaliatheater“, später „Stadttheater“ und „Theater am Stadtpark“ genannt, eine zweite Bühne, welche vorwiegend dem Lustspiel, der Operette und dem Ausstattungstück gewidmet ist und deren Direction gewöhnlich mit derjenigen des Landestheaters, des „Theaters am Frauensplatz“ wie sein jüngster offizieller Name lautet, vereinigt erscheint. Mehrfache längere Gastspiele der Weinger Hoftheaterschauspieler im letzten Jahrzehnt haben auch auf das Stadttheater die Aufmerksamkeit gelenkt.





Gothische Wegkapelle in Marain im Mürztal.

## Die Architektur in Steiermark.

### Die romanische und gothische Zeit.

Die mittelalterliche Baukunst ging, wie überhaupt im Abendlande, so auch hier von der Kirche aus. In der Zeit nach der begonnenen Christianisirung dürfte Aquileja, als Knotenpunkt der Straßenzüge nach Noricum, für die kirchlichen Bauten von maßgebendem Einflusse gewesen sein, nachdem alle Bischöfe des mittleren Noricums und des oberen Pannoniens dem Patriarchen von Aquileja unterstanden. Im Jahre 811 wurde durch Karl den Großen Steiermark bis zur Drau dem Bisthum Salzburg zugetheilt. Benedictiner und Cisterciensermönche bauten nun ihre Kirchen und Klöster, in deren stillen Manern sich Pflanzstätten der Kunst entwickelten. Obgleich die Kirchengeschichte schon aus frühen Jahrhunderten über manche Kirchenbauten berichtet, reicht doch die Gründungszeit keines der jetzt bestehenden Denkmale über das XII. Jahrhundert zurück.

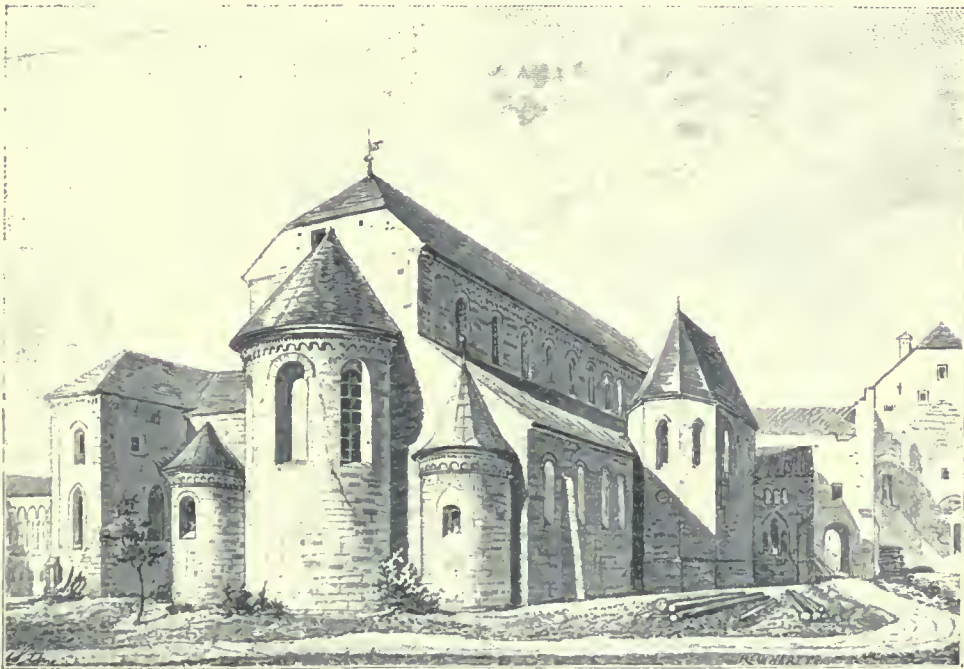
Von der im Jahre 1074 gegründeten Klosterkirche zu Admont ist gar nichts und von dem 1121 geweihten, 1286 reconstruirten Ban nur ein Portal und ein gemeißelter Löwe erhalten geblieben.

Das wichtigste Monument romanischen Stiles ist die Kirche des Stiftes Seckau, dessen Gründung in das Jahr 1142 gesetzt wird. Ein streng und wichtig angelegter Bau, der wenn auch mit einigen späteren Zuthaten, doch in seiner ursprünglichen Wesenheit besteht

und auf den Besucher einen mächtigen Eindruck ausübt. Es ist eine Säulenbasilica mit hohem, einst flachgedecktem Mittelschiffe, niedrigen Seitenschiffen und drei Absiden. An der westlichen Stirnseite befindet sich das mit Säulchen versehene reichgegliederte Portal, welchem entweder noch während der Vollendung des Baues oder kurz nachher eine prächtige Vorhalle angefügt wurde, die beiderseits von Thürmen begleitet war. Nicht unberechtigt erscheint die Annahme, daß letztere Anlage mit der Erhebung der Kirche zur bischöflichen Kathedrale im Zusammenhang stehe. Das Bisthum Seckau wurde unter Leopold dem Glorreichen, Herzog von Oesterreich und Steiermark, durch Erzbischof Eberhard II. von Salzburg errichtet. Die Thürme waren in der Popszeit durch stilwidrige Gliederungen und unschöne Zwiebeldächer entstellt worden, übrigens niemals in innigem Verbande mit der Stirnmauer der Kirche, so daß der am 26. Mai 1886 erfolgte Einsturz des nördlichen Thurmes und die sonach vorgenommene Abtragung des gleichfalls baufälligen südlichen den ursprünglichen Bau unberührt ließen. Nur das durchgeschlagene Gewölbe der Vorhalle bedarf der Erneuerung. Dasselbe ist bemerkenswerth durch seine Construction. Über neun Stufen abwärts gelangt man in die Vorhalle, innerhalb des Portals folgen weitere drei Stufen zu dem herrlichen Innenraume mit seinen zwanzig, gegen die Seitenschiffe sich öffnenden Arkadenbogen. Die kräftigen verjüngten Säulenschäfte tragen einfache Würfelcapitäle, welche durch wechselndes Detail belebt sind. Zweimal wird die Säulereihe unterbrochen: ungefähr in der Mitte des Langschiffes durch Pfeiler mit zwei seitlich angeordneten Halbsäulen, dann in noch wirksamerer Weise beim Abschlusse der Chorpartie durch quadratische Pfeiler mit vier vorgelegten Halbsäulen, deren gegen das Mittelschiff gerichtete hoch emporsteigen und in der ursprünglichen Anlage zweifellos den Triumphbogen trugen. Die Arkadenbogen sind architektonisch umrahmt durch horizontale und verticale profilirte Bandstreifen. Gegen Ende des XV. Jahrhunderts wurde das gesammte Mittelschiff bis an die Hauptabsis mit einem Netzgewölbe versehen, das auf schlichten Kragsteinen ruht. Gleichzeitig scheinen die Decken der Seitenschiffe als Kreuzgewölbe, deren Rippen auf schwächlichen Consolen scharf zusammenschneiden, erneuert worden zu sein. An der Nordseite befindet sich ein kleiner gothischer Anbau, die sogenannte Bischofskapelle, welche zahlreiche Grabmale der Äbte enthält. In den beiden letzten östlichen Jochen des nördlichen Seitenschiffes an der Absis wurde Ende des XVI. Jahrhunderts für den Herzog Karl II. von Steiermark und seine Familie ein prachtvolles Mausoleum errichtet, dessen überschwänglich reiches Detail in Marmor, Bronze und Stucco gar seltsam zwischen seiner bescheidenen Umgebung hervortritt. Außerlich ist die Chorseite am reinsten erhalten geblieben. Der ganze Schmuck beschränkt sich auf schöne Rundbogen und Zahnschnittfriese unter dem Hauptgesimse des Hochschiffes und der Absiden. Die Fenster sind abwechselnd mit Rundstäben und bloß kantigen Einsetzungen gegliedert.



Neben diesem großartigsten Werke der romanischen Kunst findet sich eine Anzahl kleinerer Bauten, welche trotz der Veränderungen späterer Zeit die ursprüngliche Anlage erkennen lassen. So die Pfarrkirche zu Pöls bei Judenburg, eine dreischiffige Pfeilerbasilica. Nur die Pfeiler der Vierung haben gegliederte Sockel und Kämpfergesimse, während die übrigen, welche die einfachen Arkadenbogen tragen, beide entbehren. Über der Vierung erhebt sich ein aufstrebender Centralthurm. Das Mittelschiff erhielt im XV. Jahrhundert ein gothisches Rippengewölbe und statt der halbkreisförmigen Absis



Stiftskirche in Sedau.

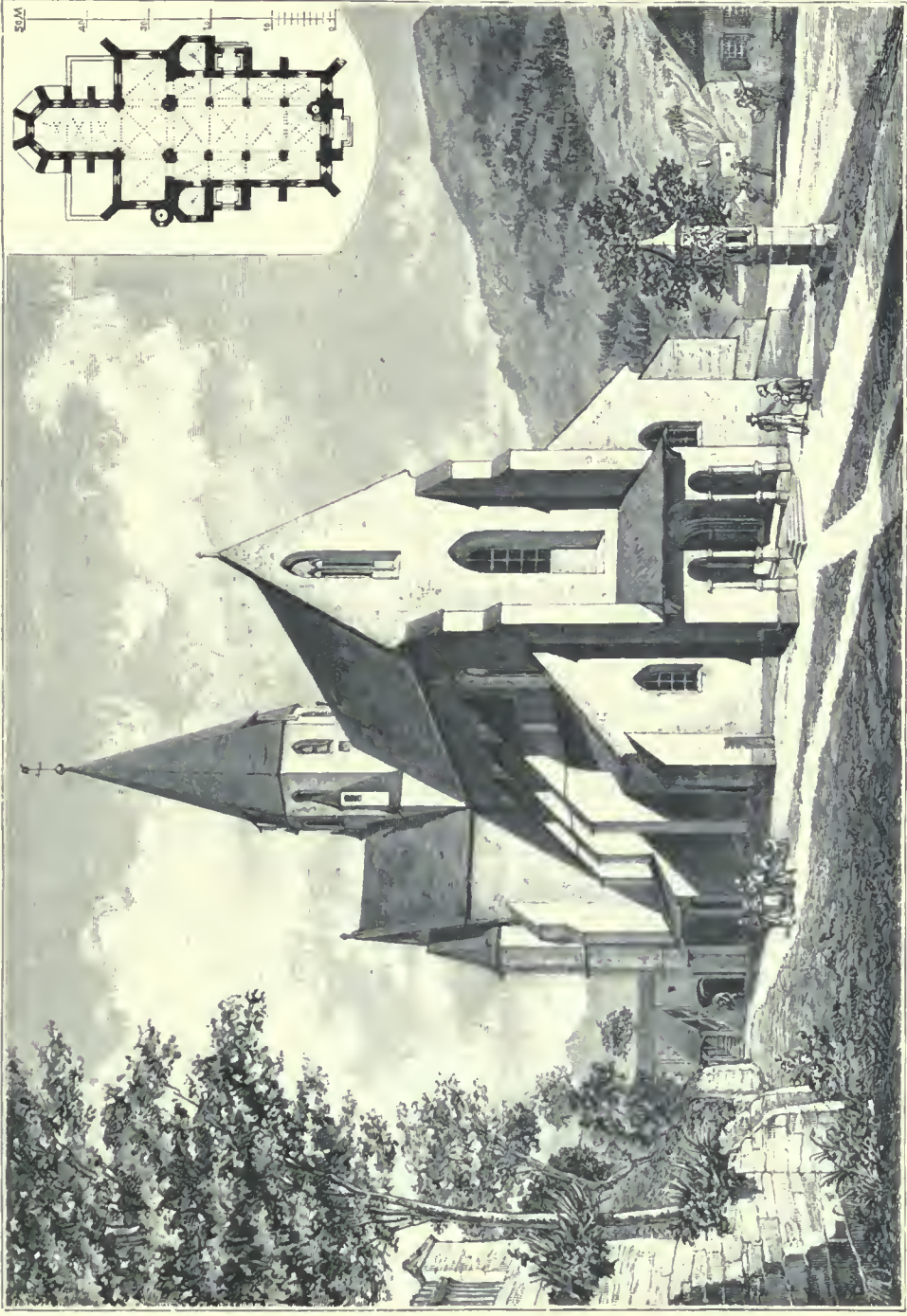
wurde ein im halben Achteck geschlossener Chor erbaut, an welchen sich südlich eine kleine Kapelle anschließt. Unter den Vorstehern dieser Kirche findet sich Hartnid von Lichtenstein, ein Bruder des vielgenannten Ulrich. — Obgleich ebenfalls basilical, dreischiffig, erhält die Pfarrkirche zu Purgg einen anderen Charakter dadurch, daß der Thurm an der Westseite dem Mittelschiffe eingebaut ist. Dieses scheint erst gegen Ende der romanischen Epoche geschehen zu sein, nachdem das Gewölbe im Thurm hinter dem einfachen rundbogigen Portal bereits stumpfe Spitzbogen und derbe, abgekantete Kreuzrippen zeigt. Die halbrunden Seitenabsiden sind noch vorhanden, an Stelle der Hauptabsis kam ein gothischer halbachtckig geschlossener Chorraum. Gleichzeitig erhielt das Mittelschiff ein Netzgewölbe. Der alte Bau, 1130 consecrirt, mußte in der Folge eine hervorragende

Bedeutung gewonnen haben, da 1369 ein „Graf Rudolf von Schawnberch Chorherr zu Straßburch“ und 1381 ein „Graf von Hohenzolz“ als Pfarrherren genannt werden. — Die kleinere Pfarrkirche zu Piber nächst Köflach erscheint urkundlich bereits 1066. Der gegenwärtige Bau stammt aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts und gibt ein klares Bild einer romanischen Landkirche, sowohl der Anlage wegen als auch in seiner stilistischen Durchführung. Zwischen das einfache oblonge Langhaus und die halbkreisförmige Absis legt sich auf starken Seitenmauern, in der Achsenrichtung durch Bogen geöffnet, der quadratische Thurm, welcher mit dem Glockenhanse über das Kirchendach ragt. Die Absis hat drei tiefeingeschnittene Rundbogenfenster und ist bekrönt durch ein vorkragendes Gesims mit Bogenfries und Schrägzahnband. Das spitze Kegeldach schließt an den Thurm an und gibt diesem sonst schmucklosen Bau ein malerisches Gepräge. Die früher flache Decke des Schiffes wurde durch ein gothisches Netzgewölbe ersetzt und an der Nordseite eine kleine Kapelle mit polygonem Chorschluß angebaut. An einem Gewölbeschlußstein sieht man das Wappen der Herren von Rainach, eines Geschlechtes, welches schon seit 1138 urkundlich das Prädicat „Dominus“ getragen hat. 1448 war Konrad von Rainach Pfarrer von Piber, vermuthlich der Erbauer der Kapelle.

Eine Reihe von Kirchen aus der gleichen Banzeit sind nach demselben System angelegt mit kleinen Abwechslungen, etwa Weglassung des Thurmes über dem Chorquadrat oder der Absis oder Umgestaltung derselben in einen polygonen Chorschluß. Es seien angeführt: die Friedhofkirche St. Johann bei Knittelfeld, Dietmansdorf im Paltenthale, Margarethen bei Knittelfeld, Marein bei Neumarkt, die Pfarrkirche von Obdach, Gall, die Kirchen zu Fahnsdorf, Weißkirchen, Georgen ob Sudenburg, Saala, Niederwölz, Oberwölz (Pfarrkirche), Taborkirche in Weiß, Schwanberg, Scheifling, Nachau, Kalvarienbergkirche von Purgg, welche noch romanische Wandmalerei aufweist, Haimschuh bei Leibnitz, Pfarre zu Teufenbach und das Kirchlein bei der Schloßruine Paz.

Die Übergangsperiode markirt am besten ein kleines Dorfkirchlein, ehemals zum Hospital der einst berühmten Karthause Seiz gehörig. Jetzt ist es die Pfarrkirche von Spitalitsch an der Straße nach Gonobitz. Eine Änderung des Bausystems wird ersichtlich, nämlich die Abstützung der Gewölbe durch Strebepfeiler, welche den schwächeren Mauern an den Ecken vorgelegt sind. Das Langhaus hat zwei Gewölbefelder mit Gurtruppen; an Stelle der Absis tritt ein quadratischer Chorschluß; Triumphbogen und Rippen des Chorraumes ruhen auf Säulchen, welche Blatcapitälre haben und mit Ringgliedern an den Schäften versehen sind. An einer Seitenwand des Chores ist durch zwischengestellte Säulchen eine Doppelwandnische gebildet, welche mit gedrücktem Spitzbogen geschlossen erscheint.

Erwähnung verdienen noch jene kleinen, der romanischen Epoche besonders eigenthümlichen Rundbauten, Karner (Weinhäuser) genannt, deren Steiermark eine ziemliche



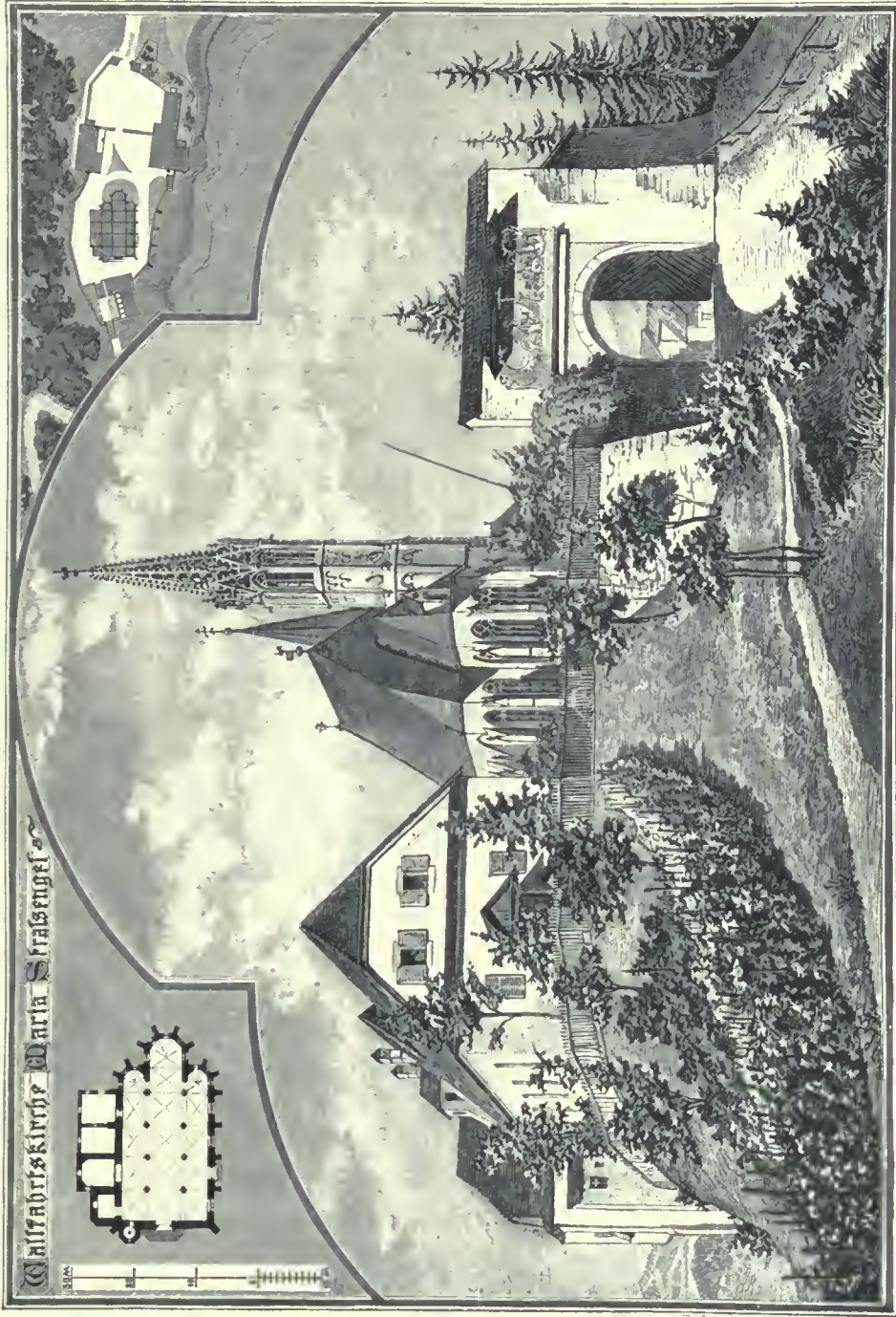
Stadtpfarrkirche in Miran.



Zahl aufweist. Die hervorragendste Stelle nimmt der Karner von Hartberg ein durch Reichthum und Zierlichkeit der Gliederungen. Diesem Objecte zunächst wären zu nennen: die von St. Lambrecht, Köflach, Gamlig, Marein bei Neumarkt, St. Georgen ob Muran, Bruck an der Mur, Pöls und Jahring. — Von romanischer Profanarchitektur ist kaum Nennenswerthes erhalten, ab und zu in Schloßruinen eine Thür oder ein Fenster, so auf der Frauenburg bei Unzmarkt, Hohenwang im Mürzthale, Schloß Thalberg, Reichenburg an der Save oder einzelne Details, Säulen mit Capitälern oder Sculpturen wie an manchen Häusern in Graz, jedoch nicht mehr am Orte ihrer ursprünglichen Bestimmung.

Allmählig war die Kunst des Bauens in die Hände von Laien übergegangen. Die Bauhütten waren die Centralpunkte, wo die Werkmeister gebildet wurden, welche dann den neuen Stil und dessen eigenartige Constructionen im weiten Umkreise verbreiteten. Die Wiener Bauhütte übte naturgemäßen Einfluß auf die österreichischen Lande und speciell auf Steiermark. Fürsten, wie Rudolf der Stifter, Otto der Fröhliche, Ernst der Eiserne und namentlich Kaiser Friedrich III., welcher öfters in Graz Hof hielt, weckten und begünstigten die gläubenseifrige Baulust. Als ältestes frühgothisches Werk gilt die Pfarrkirche von Muran. Das Ufer der Mur erhebt sich terrassenförmig, die Häuser treten aus dem Grün der Berglehne hervor und malerisch ragt über dieselben in einfacher, streng constructiver und klarer Form die Kirche empor. Es ist eine Kreuzanlage, die Vierung trägt einen Centralthurm, welcher über den gleich hohen Dächern von Hoch- und Querschiff und Chor ins Achteck übergeht. Die niedrigen Seitenschiffe haben stark vortretende Strebepfeiler, welche über das Dach reichen und durch Schwebebogen mit den Hochschiffmauern verbunden sind, so dem Schube der Hauptgewölbe entgegengewirkt. Das Querschiff und der polygonale Chor sind mit diagonalen Strebepfeilern versehen. Die Arkadenbogen des Inneren sowie die Fenster sind im stumpfen Spitzbogen gestaltet, die Langschiffpfeiler achteckig, die der Vierung kantig verstärkt und mit vorgelegten Halbsäulen in Verbindung, welche die großen Gurtbogen tragen, während die Gewölberippen im Mittelschiffe und Chor auf profilirten Consolen ruhen. Als Erbauer ist Otto der Alte von Lichtenstein, ein Enkel des Minnesängers Ulrich, urkundlich bekannt und dürfte die Bauzeit etwa zwischen 1296 und 1304 fallen. Die Eingangshallen vorne und an den Seitenschiffen nebst den beiden kleinen Kapellen vor dem Querschiffe datiren aus viel späterer Zeit.

Wenn an diesem Bauwerke noch die Grundlage der alten Basilica ausgeprägt ist, so zeigt sich die weitere Entfaltung der gothischen Bauweise in den Hallenkirchen, welchem Systeme die meisten der größeren Kirchen Steiermarks angehören. Eines der markantesten Beispiele derselben ist die Kirche von Maria-Sträßengel, zugleich ein wahres Kleinod in der ganzen Durchführung. Bündelpfeiler mit reichornamentirten Capitälern, an den Wänden Consolen ebenfalls mit Laubwerk und symbolischen Thiergestalten geschmückt,



Müstairer Kirche Maria Straßengel.

tragen die Rippen der im schlanken Spitzbogen aufsteigenden Gewölbe in den drei zwar ungleich breiten, aber gleich hohen Schiffen, deren jedes mit einem im halben Achteck geschlossenen Chore endigt. Schlanke mit edlem Maßwerk belebte Fenster erhellen reichlich diesen schönen Raum. Das zart profilirte Westportal zeigt in seinem spitzbogigen Tympanon den englischen Gruß im Relief und wird von einem energisch aufstrebenden, mit Krabben und Kreuzblumen gezierten Wimperg und zwei langgestreckten Nischen eingerahmt. Oberhalb ist ein mit reichem Maßwerk versehenes Rundfenster angebracht. Zwei ähnliche in der Form sphärischer Vierecke befinden sich in den beiden anschließenden Jochen der südlichen Außenwand, welche ebenfalls ein hübsches Portal enthält, über dem sich zwischen den Strebepfeilern ein Segmentbogen spannt. Ganz eigenthümlich ist der achteckige Thurm über dem Chorabschluss des nördlichen Seitenschiffes aufgebaut, welcher mit seinem durchbrochenen Steinhelm, den die Laternenfenster überdeckenden Wimpergen mit dazwischen auf Säulchen postirten Engelsfiguren und den die unteren Geschosse zierenden Bogenfriese, Wappen und Blendmaßwerken ebenso geistreich in der Entwicklung, wie reizend in seiner Durchbildung ist. Der Bau, 1331 bis 1355 unter dem Abt Hartwig ausgeführt, entging durch glückliche Umstände der bereits 1788 drohenden Demolirung und wurde die arg beschädigte Kirche 1868 bis 1876 einer gründlichen Restauration unterzogen.

Eine Hallenkirche in noch consequenterer Durchführung des Systems ist die Klosterkirche zu Menberg. Der Grundriß besteht in einem einfachen Rechteck, in neun Joche getheilt. Der Raum wirkt trotz des Mangels eines eigentlichen Chores durch seine kühn aufstrebenden Pfeiler, die reichen Maßwerkfenster und schönen Verhältnisse ganz vorzüglich. An der Südseite baut sich das Kloster an mit einem prächtigen Kreuzgang, sechseckigem kapellenartigen Brunnenhaus, Kapitelsaal, Refectorium und allen sonstigen Räumlichkeiten. In der unter dem Kapitelsaale befindlichen, mittelst einer offenen Stiege zugänglichen Gruft sind bestattet der Stifter Herzog Otto der Fröhliche, gestorben 1339, seine beiden ihm vorangegangenen Frauen und seine zwei Söhne. — Die größte Kirche Steiermarks ist die des Benedictinerstiftes St. Lambrecht, ebenfalls eine Hallenkirche, der Chor dadurch ganz besonders gestaltet, daß die Seitenschiffe im halben Zwölfeck um das Mittelschiff umgeführt sind. Zweiundzwanzig Pfeiler trennen die Schiffe. Die acht östlichen sind gegliedert und mit Diensten versehen, die übrigen haben einfach achteckige Form. Die Bauzeit ist zwischen 1320 bis 1420 zu verlegen, während die beiden mächtigen Thürme der Westseite in ihren Substructionen vielleicht noch von dem früher bestandenen Bau herrühren. Der Totaleindruck des Innern ist trotz einer gewissen Mächtigkeit ein imposanter. — Die berühmte Wallfahrtskirche Mariazell war desgleichen ursprünglich eine Hallenkirche mit etwas überhöhtem Mittelschiffe. Von dem durch König Ludwig den Großen von Ungarn gegen Ende des XIV. Jahrhunderts errichteten gothischen Bau blieb



jedoch nur der die Hauptfronte dominirende Mittelthurm mit reich profilirtem und sculptirtem Portal, oben ins Rechteck übergehend und mit spitzem Helm versehen, übrig. Im Innern zeigen die Birnstabrippen der Gewölbe in den fünf Joche bis zur Gnadenkapelle den alten Bestand, alles Übrige erlitt durch Um- und Zubauten des XVII. Jahrhunderts vollständige Veränderungen. — In der Gesamtanlage mit Maria=Sträßengel übereinstimmend, nur von größeren Dimensionen ist die Pfarrkirche zu Maria=Neustift am Bettauerfelde auf dem Ausläufer einer waldbewachsenen Hügelkette. Der Thurm ist hier in die Westfronte eingebaut, demselben legt sich zwischen den stark vortretenden Strebepfeilern eine offene Eingangshalle vor. Das Portal ist doppeltheilig, schön gegliedert, ein Relief, den Tod der Maria darstellend, im Bogenfelde. Auch die Chorpartie erhält durch schöne Maßwerkfenster und mit Fialen ausgebildete Strebepfeiler ein reiches Aussehen. Das Innere des Chores enthält Wandnischen (Sedile) von bewunderungswürdiger Steinmetzarbeit. Ehemals war der Platz um die Kirche befestigt und bietet das Plateau ein herrliches Panorama über die Ebene, weit hinaus bis zum Bachergebirge und die Gora bei Gonobitz.

Graz besitzt drei Hallenkirchen aus der letzteren Zeit der gothischen Periode. Der Dom St. Ägidius, dessen Bau unter Kaiser Friedrich III. stattfand und im Jahre 1456 vollendet wurde, hat acht polygone Pfeiler mit je vier Diensten, blattlose Capitale und reiche Netzgewölbe, die auch in dem lang gestreckten Chor vorhanden sind. Letzterer ist wesentlich schmaler als das Mittelschiff, jedoch um fünf Stufen über den Kirchenfußboden erhoben. Das Äußere ist unansehnlich, ein Thurm fehlt gänzlich, nur in der Westfront befindet sich ein reicher behandeltes wappengeschmücktes Portal, dessen Bogenleibung die Form eines sehr gedrückten sogenannten Egelrückens zeigt. — Die Stadtpfarrkirche zum heiligen Blut, ursprünglich dem Dominicanerorden gehörig, 1512 bis 1520 erbaut, sowie die wohl früher entstandene Franciscanerkirche stimmen mit dem Dome in Anlage und Durchführung ziemlich überein.

Hier möge die verhältnißmäßig kleine Pfarrkirche von Ferutz bei Graz angereicht werden. Einzig in ihrer Art ist die Lösung des Chorschlusses. Um einen auf der Achse des Mittelschiffes stehenden Pfeiler schließen sich die Seitenschiffe im halben Sechseck, demgemäß entstehen kunstvoll angeordnete dreieckige Zwickelgewölbe. Während sechs Pfeiler mit je vier Diensten profilirt sind, haben die zwei übrigen deren acht und der mittlere, sechsseitige, sogar zwölf Dienste. Der Westseite legt sich ein massiger Thurm vor, der unten eine mit Netzgewölbe überspannte Vorhalle bildet. Zu den Hallenkirchen sind weiter zu zählen: die Wallfahrtskirche Maria=Värneck (Pernegg), circa 1461 erbaut. Ein kleiner oblonger Thurm mit querlaufendem Walmdach ruht auf einem die beiden Mittelstrebepfeiler der Hauptfronte verbindenden Bogen; unter demselben befindet sich ein

reich durch Blendmaßwerk, Consolen, Baldachine und Fialen decorirtes Portal. Der nach rückwärts ansteigenden Berglehne folgen durch treppenförmiges Absetzen Sockel, Kasengesimse und die weiten dreitheiligen Maßwerkfenster der Seitenfronten. — Ferner St. Georgen ob Murau vom Jahre 1480. Die Größe dieser Kirche ist nicht unbedeutend, die Gewölbsrippen entspringen unvermittelt aus den Diensten der Pfeiler. Im Chore befinden sich an den Diensten Figurenconsolen und Baldachine. Endlich die Pfarrkirche von Schladming, wo gleichfalls die Seitenschiffe mit fünf Seiten des Zwölfecks um den Chor geführt sind. Der Thurm an der Westseite zeigt noch Details des Übergangsstils, während der sonstige Bau laut Inschrift von 1532 datirt. — Dreischiffig sind noch die ursprünglich romanischen Dome (jetzt Pfarrkirchen) zu Marburg und Pettau, dann Gills, Radfersburg u. s. w. Der Stiftskirche zu Göß sei Erwähnung gethan als eines Beispiels aus der Zeit des vollen Niederganges der gothischen Kunst. Spiralförmig gewundene Pfeiler, riemenartig verschlungene magere Rippen der Netzgewölbe, gekreuztes Stabwerk am Portal kennzeichnen die Abwege, auf welche die mittelalterliche Architektur gerathen war.

Ganz eigenartige Anlagen, welche in Steiermark häufig vorgefunden werden, sind die zweischiffigen Kirchen, meist sehr originell gestaltet und mit formalem Aufwande durchgebildet. Das hervorragendste Bauwerk dieser Art ist die Pfarrkirche am Pöllauberge. Der eingebaute Thurm nimmt den mittleren Theil einer nach der ganzen Breite sich erstreckenden Vorhalle ein und enthält ein Portal, dessen tiefe Nischen Säulen mit Lanbeapitälern und Baldachinen schmücken und dessen Bogen von einem steilen, krabbenbesetzten, in einer Doppelkreuzblume endigenden Giebel gekrönt wird. Maßwerkblenden in zwei Höhen, mit Fialen und Wimpergen geziert, überdeck gestellte schlanke Fialen an den Strebepfeilern erhöhen den Reichthum der Stirnseite. Die zweischiffige Halle enthält drei Pfeiler, während der gleichweite, im halben Achteck geschlossene Chor durch vier im Quadrat stehende Pfeiler dreischiffig wird, wobei an den schrägen Seiten sich dreieckige Zwickelgewölbe ergeben. Auch die gesammte innere Ausstattung muß als eminent in der Technik und im Detail bezeichnet werden. — In ähnlich reicher Weise durchgeführt ist die Pfarrkirche zu Marein bei Quittfeld. Schon an der Außenseite ist mehr Sculptur angewendet als sonst an kleineren Kirchen üblich. Die Strebepfeiler sind über dem Kasengesimse in überdeckgestellte Fialen aufgelöst, allerlei Gethier und Frazenköpfe füllen die Hohlkehle des Hauptgesimses und Wasserpeier ragen weit vor. Die oblonge Vorhalle an der Nordseite enthält eine so verschwenderische Fülle von phantasievollen Gestaltungen und Constructions, wie sie kaum irgendwo anderwärts zu finden. In gleicher Weise ist das Innere behandelt, wobei noch die Malerei der Gewölbskappen von 1463 und 1490, als selten vorkommend, sehr beachtenswerth ist. Ein Probst von Seckau, Andreas Ensthaler, gestorben 1480, ließ den Bau errichten. An einer Consolle der Vorhalle ist der Kopf des





Aus dem Innern der Domkirche zu Graz.



Baumeisters gemeißelt, auf einem Spruchbände darunter zu lesen: „niclas. v. admund. maist. d. Kirchen 1445.“ — Anzuschließen wäre die Spitalkirche zu Oberwölz, bemerkenswerth wegen ihrer gleich freien und reichen Detailbildung bei einer durch ungünstige Terrainverhältnisse veranlaßten unregelmäßigen Anlage der Schiffe, an welche mit gewendeter Achse erst der Chor regelmäßig anschließt. Über den Schöpfer des Baues kündigt eine Inschrift unter der Büste desselben:

Dies Gebäud han ich Hans ☐  
 Zertleben mit frumber Leibt hilff  
 Vollpracht — der — wer gar wohl geacht  
 geschehen nach Christi Geyurd. XIII hundert  
 jar — darnach in dem XXX jar. Gott helf uns  
 an d — engel schar. — amen das werde war.

St. Oswald bei Zeiring hat vier Mittelpfeiler. Die Netz- und Sterngewölbe, sowie das Fischblasenmaßwerk mit Lilienausgängen tragen den Charakter der Spätgothik. Am Schiffsgewölbe findet sich die Jahreszahl 1496. — An der St. Ruprechtskirche bei Bruck bildet der Rest eines romanischen Thurmes das Verbindungsglied zwischen dem Chor und dem durch drei Pfeiler getheilten Langhause, an welchem das nördliche Schiff einen selbständigen halbachtseitigen Chorschluß hat. — An den Kirchen von Schöder und Ranten entsteht die Doppelanlage dadurch, daß einem Hauptschiffe im ersteren Fall südlich, im letzteren nördlich ein einziges Seitenschiff gegeben ist. Beide Kirchen haben, wie die meisten des XV. Jahrhunderts, eingebaute Orgelemporen und steht der Thurm jedesmal auf der Seite des Nebenschiffes. — Ähnlich mit Ranten ist auch die Ulrichskirche zu Stanz. — St. Alexis in der Laming ist dadurch interessant, daß die Zweitheilung auch in der verbreiterten Chorpartie besteht und jeder Abschluß im halben Sechseck erfolgt.

Genannt möge noch werden: Kobenz bei Knittelfeld mit zwei Pfeilern, der Altarraum in dem alten romanischen Thurm befindlich; Kammern, eine regelmäßige Anlage mit vier Pfeilern, der Thurm an der Westseite vorgelegt; Gaishorn, St. Benedikten, St. Erhard in der Breitenau, Friedberg mit drei Pfeilern, St. Magdalena bei Judenburg mit zwei Pfeilern; St. Pantraz in Altenmarkt ob Windischgraz, ein quadratischer Raum mit einer Mittelsäule, der Chor in der Zopfzeit vorgebaut, vermuthlich aus dem Saalbau der einstigen alten Burg im XIV. Jahrhundert entstanden.

Die größte Anzahl der Kirchen überhaupt sind einschiffig angelegt. Der Vorrang unter diesen gebührt der Leechkirche in Graz, noch aus der Frühzeit der gothischen Epoche, wofür die Stärke der Umfassungsmauern, die geringere Ausladung der Strebepfeiler, die schlichten Kreuzgewölbe und die Klarheit der constructiven Gliederung zeugen. Die

Wanddienste sind zu fünf en gruppirt, so daß jedem derselben eine der birnstabförmigen Gewölbzrippen entspricht. Die Capitäle sind mit hübschem Blattwerk geschmückt und die gesonderten unten polygonen Basen doppelt gegliedert und gut profilirt. Die dreitheiligen Fenstermaßwerke sind in einfachen schönen Linien construiert. Unter den Schlußsteinen fällt jener im polygonen Chor auf; es ist Christus am Kreuze auf der Scheibe befestigt,



Landkirchelein (typisch an der Mur) in Kirchdorf bei Värnef.

Maria-Zell bis an die österreichische Grenze erstreckte. Im Jahre 1471 begann ein vollständiger Umbau der Kirche mit dem Chor, dem das Schiff 1478 bis 1518 folgte. Die lichte Weite desselben beträgt 15 Meter. Die Strebepfeiler am Langschiff sind ins Innere gezogen und haben schmale Durchgänge. Der Chor hat bloß innere Verstärkungspfeiler und einfache Kreuzgewölbe. Das Langschiffgewölbe hingegen ist überzogen mit decorativen Rippen in Netzform, die sich an der Mauer durchkreuzen. Alles Detail der Portale und Fenstermaßwerke bezeugt den Verfall des Stils. Bewunderungswürdig bleibt

die Füße mit dem Kreuzestamme ragen weit in die Gewölbskappe hinein. Ein später angefertigtes zierliches Sacramentshäuschen mit der Jahreszahl 1499 ist in die Chormauer eingebettet. Das Westportal sammt dem ganzen Vorbau mit den beiden schwächtigen Thürmen zu beiden Seiten scheinen aus derselben Zeit zu stammen. Bemerkenswerth sind im Innern die vorgefragten Emporengalerien an der Südseite und die Glasgemälde im Chor, welche theilweise dem XIII. Jahrhundert angehören. —

In Mlenz hatte schon seit 1025 eine Pfarre bestanden, welche sich über

blos die Meisterschaft des Steinmetzen in seiner vollendeten Steinschnitttechnik. — Zu den bedeutendsten kirchlichen Bauten des Landes zählt auch die Pfarrkirche zu Gröbming. Bei einer Weite von über zwölf Meter sind auch hier die Strebepfeiler zum Theil nach Innen verlegt und bewirken eine kräftige Gliederung desselben. St. Oswald in Eisenerz, dessen Gründung die Tradition dem Kaiser Rudolf von Habsburg zuschreibt, jedenfalls aber unter Friedrich III. 1471 bis 1493 neu erbaut, liegt auf einer Anhöhe und ist von Ringmauern umgeben. Dem massigen Thurme an der linken Seite des Langschiffes ist nördlich angebaut eine Loretokapelle von 1506. Die Musikempore an der Westseite wurde erst 1517 errichtet. Demgemäß trägt sie auch Formen der Spätzeit zur Schau, zum Beispiel gewundene Säulchen, naturalistisches Astwerk in den Brüstungsgalerien.

An 140 einschiffige Kirchen zählt die Steiermark, meist aus dem letzten Zeitraum der gothischen Epoche, für welche eine gewisse Anordnung typisch erscheint, die stets von malerischer Wirkung ist. Der Thurm mit hohem Walmdach ist nämlich gewöhnlich dem polygonen und mit Strebepfeilern versehenen Chore seitlich angebaut und enthält unten die Sacristei, darüber ein Empore. Ein Beispiel hierfür ist das Landkirchlein in Kirchdorf bei Bärneck. — Bemerket sei hier, daß von der ältesten Karthause in Osterreich und Deutschland, Seitz bei Gills, mit einschiffiger schlanker Kirche von edlen Verhältnissen, mit Mauern und Thürmen umgeben, nur mehr Ruinen übrig sind. Die Priorengruft allein in der Mitte des einstigen Kreuzganges, eine Art gothischer Karner des XV. Jahrhunderts, achteckig mit Sterngewölbe blieb erhalten. Solche finden sich vereinzelt noch im Lande, wie in Maria-Zell, Affenz, am Friedhose in Frohnleiten und in Neumarkt. Unter den eigentlichen Friedhofskapellen bietet wohl die Sebastianskapelle zu Marein im Mürzthale das schönste Beispiel. Quadratisch im Grundriß, mit drei Achteckseiten abschließend, öffnen sich nach den drei Hauptseiten Fenster. In der Mitte der Vorderseite ist ein schmales, mit Eisengitter geschlossenes Thürchen angebracht. An der nördlichen Ecke befindet sich eine von innen zugängliche Kanzel mit Steindeckel. Im Ganzen eine zierliche und malerische Anlage von vorzüglicher Steinmetzarbeit.

Zum Schlusse sei von Profanbauten das Arkadenhaus in Bruck hervorgehoben, welches 1494 bis 1513 von Panfraz Korumeß erbaut wurde. Über einem Laubengange von sechs weiten Segmentbogen auf massigen Rundsäulen baut sich im Mitteltheile des Gebäudes über dreien derselben eine Loggia von sechs Öffnungen auf, deren Gewölbe aus frummlinigem Netzwerk besteht. Die Archivoltbogen sind unten seitlich ebenfalls segmentbogig, in der Mitte im flachen Gelsrücken gebildet, dazwischen befinden sich über den Säulen Fialenschaftanätze auf Consolen. Oben durchkreuzen sich die geschweiften Bogen sogar. Trotz der nüchternen Umgebung nimmt dieses Architekturstück hohes Interesse für sich in Anspruch.





Gotisches Arlabenhaus in Brud an der Mur.

Neste von Profanarchitektur finden sich noch in Graz an der Burg in einer Doppelwendeltreppe und den knorrigen Fenstergewänden, welche von dem einst zur Domkirche führenden Verbindungsgänge erübrigen. In einem vom Pomeranzengäßchen zugänglichen Hause besteht ein durch zwei Stockwerke reichender Hofgang, unten auf Vorkragungen gestützt mit mannigfach geformten Säulen und schön gegliederter Thüre. Manch sonstiges profangothisches Banwerk dürfte der im Anfang des XVI. Jahrhunderts aus Italien eingedrungenen Renaissance zum Opfer gefallen sein.

### Don der Renaissance bis zur Neuzeit.

Spät gelangte die Renaissance, die Kunst des heiteren Lebensgenusses, nach Deutschland und noch länger dauerte es, bis der Geist der neuen Kunst die Formen der Architektur durchdrang. Während wir aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts Gemälde besitzen, welche bereits von dem frischen Hauche der Renaissance durchweht sind, entsteht noch 1515 die Nonnenkirche von Göß im gothischen Stile. Aber bald nachher erlag die ausgelebte Gothik der von Süden hereinkommenden Strömung, denn Steiermark liegt zu nahe an Italien, als daß es nicht früher als nördlichere Länder die neue Kunst in sich hätte aufnehmen müssen. Wir wissen, daß im Jahre 1523 der unter Kaiser Max I. begonnene

Neubau der Burg in Graz zu Ende kam, und wenn auch von dem Gebäude selbst, wenigstens in der ursprünglichen Form, heute nichts mehr besteht, so besitzen wir als kostbare Reliquie den Schlußstein desselben, das heißt eine Gedenktafel aus Bronze, welche bei dem feierlichen Acte der Schlußsteinlegung in den Bau eingefügt worden sein mag. Dieselbe zeigt außer der Inschrift und dem Medaillonporträt des Landeshauptmanns von Steier Grafen Sigmund von Dietrichstein ein delicat gearbeitetes Ornament im Stile der reinsten Renaissance. Wenn also von der Gedenktafel ein Schluß auf den Bau gestattet ist, so müssen wir uns den Maximilian'schen Burghau in diesem Stile vorstellen. Im Jahre 1531 wurde jener Theil des Landhauses in Graz, welcher seine Front gegen die Schmiedgasse kehrt, mit dem sogenannten Rittersaal vollendet. Letzterer wurde wiederholt umgebaut, aber von der Façade steht noch ein lehrreiches Stück, welches nicht

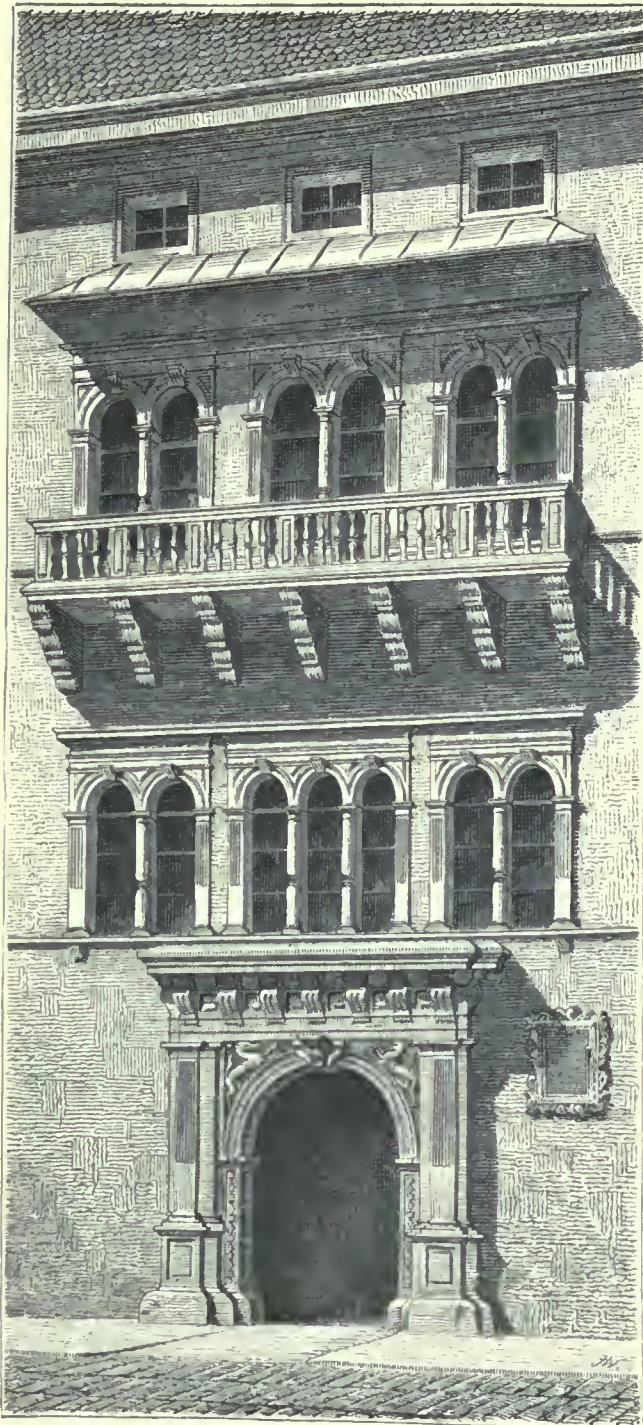


Gedenktafel aus Bronze von der Burg in Graz aus dem Jahre 1523.

nur Renaissance, sondern speciell die von einem deutschen Baumeister gehandhabte Renaissance erkennen läßt. Das waren die Anfänge der neuen Kunst in Steiermark.

Gegen die Mitte des Jahrhunderts stellte sich das Bedürfniß heraus, um den immer heftiger andrängenden Türken erfolgreichen Widerstand zu leisten, Graz und die südöstlichen Städte der Steiermark, welche bis dahin noch mit mittelalterlichen Thürmen versehen waren, nach dem neuen italienischen System der Bastionen zu befestigen. Kaiser Ferdinand I. beschloß im Jahre 1544 zunächst die Neubefestigung des Schloßberges und der Stadt Graz und berief den italienischen Festungsbaumeister Domenico de Lelio zu diesem Werke. De Lelio zog zahlreiche italienische Baumeister nach sich, und so begann denn eine bis ins erste Viertel des XVII. Jahrhunderts währende Invasion italienischer Künstler und Werkleute, welche den Stil der italienischen Renaissance sozusagen persönlich in Steiermark importirten. Da diese Italiener nicht nur die Befestigungen von Graz, Fürstenfeld, Radkersburg, Marburg, Pettau und Rann ausführten, sondern in ihrer amtlichen Stellung auch mit dem Bau von Rathhäusern, Schlössern, Wohnhäusern der Patrizier zc. betraut wurden, so war bald die gesammte Bauhätigkeit Mittel- und





Portal des Landhauses in Graz.

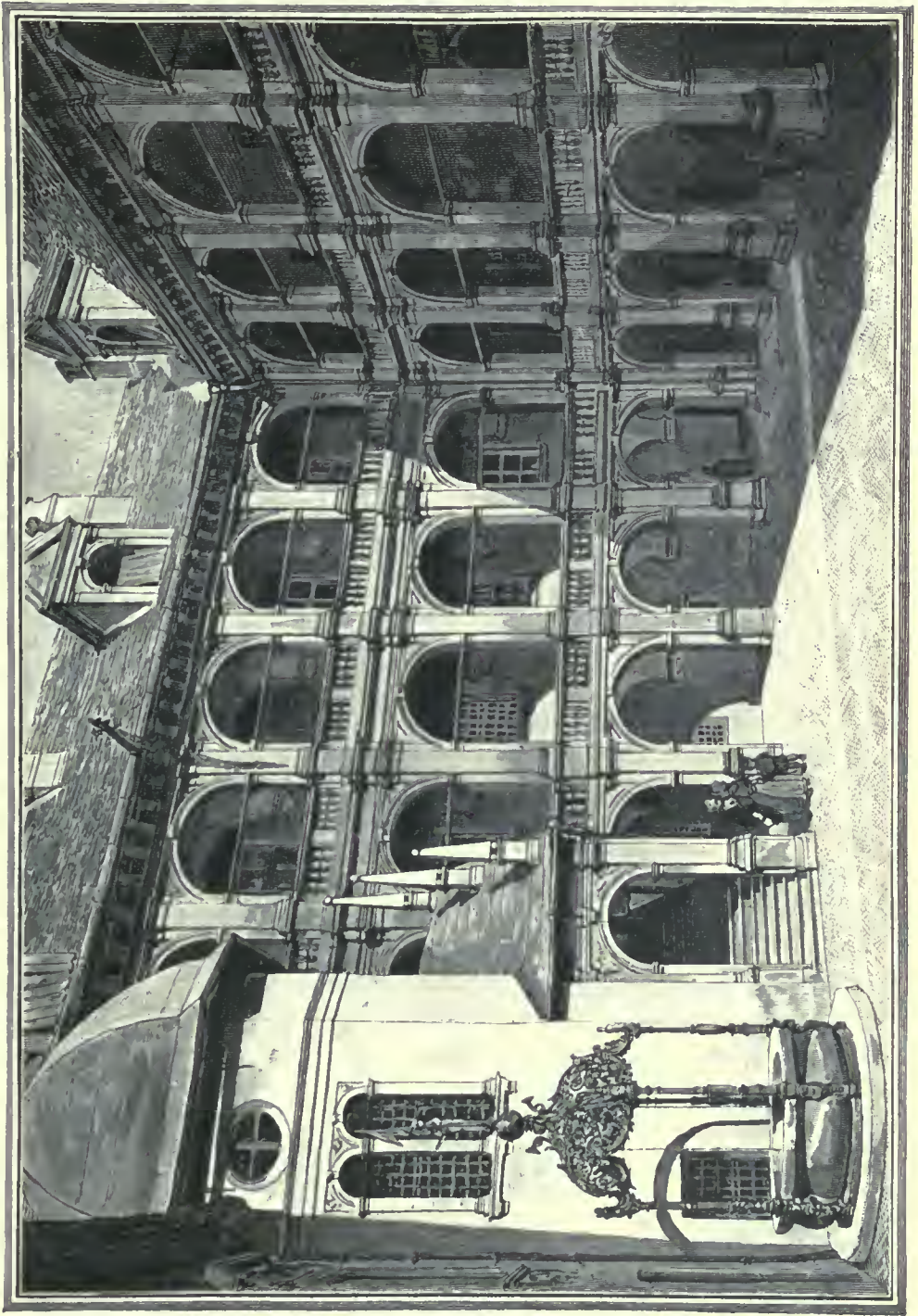
Untersteiermarks in ihren Händen und in dem Maße, als sie sich durch neue Zuzüge verstärkten, verdrängten sie die heimischen deutschen Meister, welche in der neuen Kunst: „antifisch zu banen“ nicht so bewandert waren als die Italiener.

Nur in den Gebirgsthälern Obersteiers, wohin sich die officielle Thätigkeit der italienischen Festungsbanmeister nicht erstreckte, dürften, wie spärliche Reste zeigen, deutsche Banmeister thätig geblieben sein, welche ihre künstlerischen Anregungen vom nahen Salzburg und Oberösterreich empfangen. Mit Ausnahme dieser nicht bedeutenden Werke und der schon früher namhaft gemachten Grazer Reste gibt es in Steiermark eine eigentliche „deutsche Frührenaissance“ nicht; alles Bedeutende, was aus dem XVI. und dem ersten Drittel des XVII. Jahrhunderts erhalten ist, trägt, weil von Italienern ausgeführt, italienischen Charakter.



Domenico de Latio, der als „Ihrer römisch kaiserlichen Majestät oberster Baumeister der innerösterreichischen Lande“ sämtliche Befestigungsbauten der oben genannten steirischen Städte leitete, begann unter anderem 1558 den Neubau des Landhauses in Graz, und zwar jener beiden Flügel, von denen der eine an den alten Ritteraal anstößt, der andere die Front gegen die Herrengasse bildet. In der Fassade des letzteren erkennt man ohne Mühe den in Venedig gebildeten Meister. Während das dorische Portal dem deutschen Elemente einige Concessionen macht, zeigen die durch ein feines Säulchen getrennten Doppelfenster des ersten und zweiten Stockwerkes venetianische Frührenaissance. Dieser venetianische Charakter tritt noch mehr hervor in der (damaligen) Mitte des Gebäudes, wo durch das Zusammenfassen von drei Doppelfestern in beiden Stockwerken eine Art Loggia gebildet wird, welche mit dem Balcon des zweiten Stockwerkes direct auf Muster des Canal grande hinweist. Die prächtige, ganz in Quadern ausgeführte Hofarchitektur zeigt drei übereinander ruhende dorische Pilasterhallen. Dieser imposante Bau beschäftigte den Meister bis zu seinem 1563 erfolgten Tode; seine Schüler und ehemaligen Poliere Peter Tade und Benedict dela Porta de Riva vollendeten 1564 das Werk.

Am Landhause von Graz finden wir die Grundzüge der auf Steiermarks Boden blühenden Frührenaissance angegeben; fast Alles, was durch nahezu hundert Jahre von den Schülern und Nachfolgern des Meisters erbaut wurde, hat gemeinsamen Charakter. Besonders originell und typisch für diese steirische Localschule der Architektur sind die zwei- oder dreigetheilten Rundfenster, durch ein, beziehungsweise zwei in ein Drittel der Höhe unterbundenen Säulchen getrennt, — ein Motiv, das uns sonst nirgends auf deutschem Boden bekannt ist. Die bedeutendsten Werke der de Latio'schen Schule sind folgende: das Schloß Ratmannsdorf in Weiz mit vier Ecktürmen, 1555 erbaut, vielleicht von de Latio selbst, jedenfalls aber aus seiner Schule. Von der Innenansstattung dieses Schlosses hat sich ein, jetzt in Grazer Privatbesitz befindliches meisterhaft getäfeltes Zimmer erhalten, laut Inschrift 1564 von deutschen Intarsisten im Stile der deutschen Renaissance ausgeführt, ein Beweis, daß selbst damals, als die große Architektur in den Händen der Italiener lag, die Intarsisten, die Schreiner und die Meister der sogenannten Kleinkunst Deutsche waren. Ferner nennen wir die Brunkstiege in der k. k. Burg zu Graz, wahrscheinlich zwischen 1568 und 1570 von dem Schwiegersohn de Latio's Marco Dionisio Tade erbaut. Sie lehnte sich an den alten, der Tradition nach von Kaiser Friedrich III. erbauten Flügel der Burg an und wurde 1854, da letzterer baufällig erklärt wurde, mit diesem demolirt. Die Hofpartie des Schlosses Hollenegg, mit der ganz im Geiste de Latio's concipirten malerischen Treppe von 1577; der sogenannte Rindscheit'sche Tract des Landhauses, eine von Antonio Marmoro mit fast unmerklichen Abänderungen durchgeführte Fortsetzung der Hauptfassade und der Hofarkaden des Landhauses gegen Süden,



Hof des Landhauses in Graz.



endlich der mächtige Glockenthurm am Schloßberg von 1588. Wie malerisch diese Baumeister der Frühperiode zu gestalten wußten, mag die abgebildete Hofloggia mit Stiege im Hause zum rothen Krebs in Graz zeigen.

Erzherzog Karl II., welcher 1564 die Regierung der ihm zugefallenen innerösterreichischen Lande antrat, war ein großer Baufreund. Er bediente sich zur Durchführung seiner Pläne anfangs der Meister aus de Valio's Schule, und zwar war es zunächst der „Hofbaupolier“ Marco Dionisio Tade, welcher den schon erwähnten Treppenbau in der Burg, dann von 1568 bis 1570 das Jagdschloß „Gjaidhof“ in Tobl und in derselben Zeit wahrscheinlich auch das Lustschloß „Carlan“ bei Graz erbaute. Leider sind die beiden Lustschlösser so vielfach umgebaut worden (letzteres ist heute Straßhaus), daß von der ursprünglichen Architektur kaum mehr eine Spur vorhanden ist. Ein gleiches Schicksal erlitt das von Andrea Bertolletti zwischen 1578 und 1588 erbaute Lustschloß Weinburg bei Brunnsee. Als der Erzherzog daran ging, für sich und seine Familie im Dome zu Scedau ein Mausoleum erbauen zu lassen, übertrug er diese Arbeit dem Alessandro de Verda, welcher in der Zeit von 1587 bis 1592 daran arbeitete. Er faßte die zwei vordersten Joche des nördlichen Seitenschiffes zu einer Kapelle zusammen, indem er dieselbe gegen die Schiffe mit einer reich und brillant componirten Schrankenarchitektur aus Marmor abschloß.

Hier weht bereits eine andere Luft. Verda scheint 1576 aus Italien gekommen zu sein, wo um diese Zeit bereits eine ziemliche Freiheit in den architektonischen Formen, das heißt die sogenannte Barocke begonnen hatte. Er mag geglaubt haben, hier auf fremdem Boden seiner Phantasie vollends die Zügel schießen lassen zu können, denn er leistet in der Anwendung von Festons, Masken, Cartouchen, Thierwerk, geflügelten und ungeflügelten Genien, Medaillons zc. das Mögliche und schafft ein Werk in strotzendster Barocke kaum sieben Jahre nach Palladio's Tod, zur selben Zeit, als in Graz der Glockenthurm des Schloßberges in den reinen Formen der de Valio'schen Frührenaissance sich erhebt. Verda verstand aber malerisch zu concipiren. Zu der reichen Formenfülle gesellen sich die kostbarsten Materialien: weißer, rother und schwarzer Marmor, Incrustationen mit anderen farbigen Steinen, vergoldete Bronze und Stucco, endlich am Gewölbe die Fresken, in welchen der Formen- und Farbenreichthum der Architektur würdig ausklingt. Das Mausoleum ist seiner im Gebirge versteckten Lage wegen leider zu wenig bekannt, aber es verdient, als eine der brillantesten Barockdecorationen auf deutschem Boden verzeichnet zu werden. (Siehe Seite 135.)

Alessandro de Verda hat durch sein Werk die italienische Barocke in Steiermark inaugurirt, aber er ist damit der Zeit gewissermaßen voraus geeilt, denn die anderen italienischen Baumeister bauten noch lange hinaus in einem strengeren Stil. Durch sie



entstand außer den schon genannten Bauten das Schloß Waldstein bei Übelbach, um 1540 für die Fürsten Windischgrätz erbaut. Es steckt heute wie ein Kern in den späteren Zubauten und macht sich durch die wie in Ratmannsdorf schräg gestellten Ecktürme bemerkbar. Ferner die Schlösser Spielfeld und Thannhausen bei Weiz, letzteres mit den de Valio'schen Doppelfenstern und einer ungemein naiven Mischung gothischer und Renaissance motive bei der Fagade der Schloßkapelle; das Schlößchen Roslegg (Minoriten=



Hofloggia im Hause zum rothen Krebs in Graz.

schlößchen) am Rosenberg in Graz, 1596 bis 1603 erbaut, wie bei Ratmannsdorf durch vier schrägsteheude Ecktürme (jetzt Erker) charakterisirt. Wie barbarisch die spätere Zeit mit den schönen Werken der Renaissance versuhr, beweist dieses Schlößchen, von dem die mit kostbaren Gliederungen in Stein gemeißelten Thür- und Fensterstöcke später ausgebrochen und theils verworfen, theils zu untergeordneten Zwecken im Garten verwendet wurden. Wir nennen noch die Schlösser Fürstfeld und Raun, heute total verändert, das sogenannte „Gymnasialstöckl“, ein 1619 ausgeführter Zubau zur Universität Graz, den 1629 vollendeten Arkadenhof des Schlosses Strehau bei Rottenmann, endlich die Kapelle mit der Hofstreppe im Grazer Landhause,

1630 von di Bosio erbaut. Wie man sieht, hat sich durch die Ausläufer der Schule de Valio's der reine Stil der italienischen Frührenaissance bis spät ins XVII. Jahrhundert hinein erhalten.

Das Schloß Strehau scheint seit 1528, da Haus Hofmann zum Grünbüchel es erwarb, ein Object gewesen zu sein, an dem nur auserlesene Künstler wirkten. Der genannte Besitzer, dessen Nachfolger aus derselben Familie, endlich die Äbte von Admont bauten und verschönerten unablässig daran, so daß das stolze, stark befestigte Bergschloß innen ein wahres Kleinod künstlerischer Ausschmückung wurde. Es wird bei Gelegenheit der Malerei und Plastik von den herrlichen Fresken der Schloßkapelle, von den schönen Stuechi in den Corridoren zu berichten sein; hier sind die zahlreichen prächtigen Holzdecken

der Gemächer, der große Mittersaal, dessen freskengeschmückte Decke (Hofmann als Apollo) auf einer monolithen Säule aus Salzburger Marmor ruht, herrliche Thürportale aus Holz und Stein zu erwähnen, endlich die unter dem Abt Urban von Admont 1629 in schönem weißen Kalkstein ausgeführte Hofarchitektur. Nur einige Meilen von Seckau entfernt erhebt sich hier, 37 Jahre nach Vollendung des barocken Mausoleums, noch ein Bau in der reinsten Renaissance.

Im Jahre 1596 tritt in Graz ein Künstler auf, welcher als Hofmaler, Architekt und Festungsbaumeister eine seltene Vielseitigkeit entwickelte, nämlich Giovanni Pietro de Pomis. Er wandelte neben den noch lebenden Schülern de Latio's, die der strengen Observanz angehören, seine eigenen Wege, denn er ist Barockmeister durch und durch. Sein Hauptwerk als Architekt ist das Mausoleum Ferdinands II. in Graz, an welchem er von 1614 bis zu seinem 1633 erfolgten Tode baute. Dicht neben der Domkirche, an Stelle der ehemaligen romanischen Katharinenkapelle stehend, zeigt das Mausoleum die Form des lateinischen Kreuzes. Lang- und Querschiff sind mit Tonnen gewölbt, auf der Wierung erhebt sich eine Kuppel. Das südliche Querschiff endet in einen elliptischen Anbau mit einer zweiten größeren Kuppel, unter dem die eigentliche Gruft sich befindet. Die ganz in Quadern ausgeführte Hauptfaçade ist nach Art der Triumphbogenarchitektur mit vier jonischen Halbsäulen, an dorische verkröpfte Pilaster sich anlehnend, gegliedert, deren Gebälk von einem geradlinigen Giebel abgeschlossen ist, der seinerseits wieder von einem kolossalen Segmentgiebel umrahmt wird. Dieser letztere, mehr noch aber ein auf Seite des Domes stehender halbkreisförmiger Giebel lassen erkennen, daß auch der in Vodi geborene Peter de Pomis seine Studien in Venedig machte. Die malerische Baugruppe mit der opulenten, mit Statuen und Gemälden geschmückten Façade, den zwei, von hohen Laternen gekrönten Kuppeln, dem großen seitlichen Rundgiebel, dem hohen kreisrunden, hinter der Abside postirten Thurme bildet in seiner Art ein Unicum in Deutschland. Die Conception ist durchaus malerisch und läßt die Hand eines Künstlers erkennen, der in erster Linie Maler ist. Die architektonischen Formen sind barock, theilweise überladen angeordnet, aber der architektonische Grundgedanke tritt trotzdem überall zu Tage. Die unterirdische Gruftkapelle ist mit delicat ausgeführten Stucchi geschmückt, deren Entwurf noch vom Erbauer herrührt, während die Ausschmückung der oberen Kapellen erst Ende des Jahrhunderts erfolgte.

Bevor wir die Werke der italienischen Barockmeister in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts betrachten, für die Peter de Pomis in seinem Mausoleum tonangebend wurde und welchen wie ein Vorläufer Alessandro de Verda schon im letzten Viertel des XVI. Jahrhunderts voranging, sei es gestattet, einen Blick auf die deutschen Künstler zu werfen. Es wurde bereits constatirt, daß vor der Invasion der italienischen Architekten

Anfänge einer deutschen Renaissance in Steiermark vorhanden waren, aber durch die italienischen Festungsbaumeister in ihrem Keime erstickt wurden. In den Thälern Obersteiermarks, wohin die genannte Invasion nicht drang, entstand manch deutsches Werk, wie z. B. das Schloßchen Moosheim bei Gröbming, an dessen Hofsfacade heute noch interessante Sgraffito-Decorationen der Fenster erhalten sind. Das ist, wenn wir auch den Namen des Meisters nicht kennen, deutsche Renaissance in ihrer liebenswürdigsten naivsten Form, die schwungvoll concipirten Caryatiden von seltener Schönheit. Sgraffiti, meist braun und weiß, mit fortlaufendem Bandmuster und sechseckigen Sternen in verschiedenen Variationen haben sich auf Bauernhäusern von Ober- und Mittelsteiermark bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts erhalten.

Der erste deutsche Baumeister, der nicht, wie es in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts üblich war, sich auf Lieferung von Baumaterialien für die Bauten der Italiener beschränkte, sondern ein selbständiges größeres Werk schuf, war Hans Walter, der Erbauer des Mausoleums der Eggenberger in Ehrenhausen. Allerdings finden wir in Anlage und Entwicklung blutwenig deutsche Elemente, denn Walter entpuppt sich uns als ein Nachahmer de Verdas, der bemüht ist, sein Vorbild gelegentlich noch zu überflügeln. Deutsch, das heißt am überlieferten Alten hängend, sind eigentlich nur die vier Strebepfeiler an den Langseiten des oblongen Banes. Der Formenreichtum am Portal: zwei männliche Hermen, abgehackter in riesige Voluten und Pinienzapfen endender Giebel, ein Löwe als Sinnbild der Stärke das von Engeln gehaltene Wappen bewachend, über diesen kriegerischen Emblemen zum Überfluß noch die Figur des heiligen Rupertus thronend, sind von der Innendecoration wo möglich noch übertroffen. Dort tragen vier freistehende ioniische Säulen und acht Wandpilaster das Oktogon, über dem sich die Kuppel wölbt. Um die cannelirten Säulen ranken sich spiralförmig Weinranken empor, die reichlich Blattwerk und Trauben tragen, gleichjam als hätte bei diesem Monumente der zwei tapferen Krieger (des General-Obrißfeldzeugmeisters Rupprecht von Eggenberg und seines Neffen, General-Obrißten der kroatijchen und Meerergrenze Wolf von Eggenberg) außer Mars und dem heiligen Rupprecht auch Bacchus ein Wort mitzureden. Um nun dem Ganzen einen noch martialischeren Charakter zu verleihen, postirte der Künstler an den Flanken der Hauptfacade auf riesigen Würfeln stehend zwei Kolossalgestalten aus Stein, Krieger in antik-römijchem Costüm darstellend, welche 5-6 Meter, also genau die Höhe der antiken Dioscuren auf der Piazza di Monte cavalli in Rom messen. Was doch die Barocke Alles zu Wege brachte! Zwei riesige Krieger, denen, architektonijch genommen, die Aufgabe von Triumphsäulen zufällt, zwischen sich das Mausoleum wie ein Puppenwerk, ein Modell haltend: zwei steinerne Gullivers, hundert Jahr früher, als die literarijche Idee dazu im Gehirne Swifts aufstachzte.

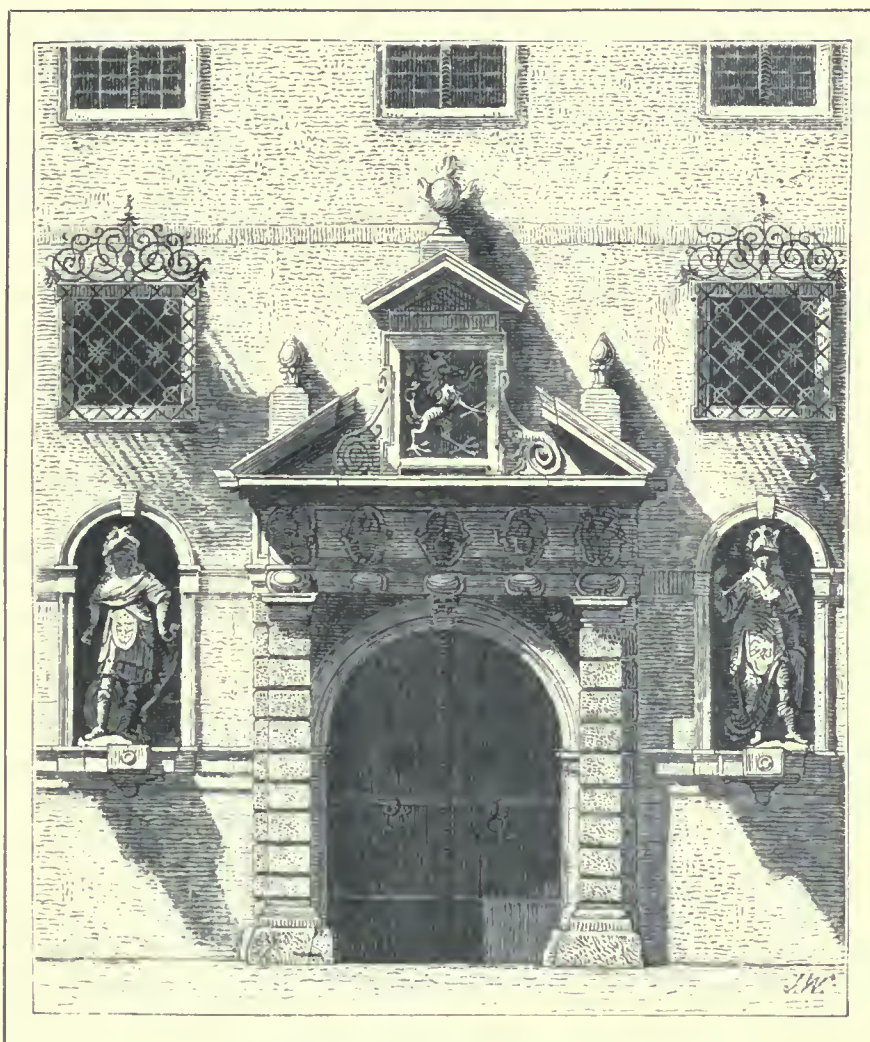


Was nun die eigentlichen Bauten der deutschen Renaissance betrifft, so entsteht 1623 das Schloß Murau, ein mächtiges Gebäude mit viereckigem Hofe, die Säulenarkaden, Fenstergewände und die echt deutschen Giebel in einem schönen ockergelben Tuffstein ausgeführt.

Um 1630 beginnt der Neubau des von vier gewaltigen Eckpavillons flankierten Schlosses Eggenberg bei Graz, dessen Hauptfacade mit einem Mittelgiebel ebenfalls die Hand eines deutschen Meisters verräth. Über vierzig Jahre wurde an diesem gewaltigen Schlosse gebaut, aber schon 1653 ist der Bau wieder in den Händen eines Italieners Antonio Pozzo, der die Hofarkaden in italienischer Renaissance ausführte (siehe Seite 137). 1644 entsteht in Graz das erste größere Gebäude im Stile der deutschen Renaissance, und zwar das von Adam Wundegger erbaute landschaftliche Zenghaus, welches das Landhaus in der Herrengasse gegen Süden abschließt. Es ist ein einfacher Bau, die geringe Höhe der Obergeschosse gestattet nicht die Entfaltung imposanter architektonischer Mittel, aber das Portal mit den charakteristischen Nischenfiguren Mars und Bellona macht in seiner Strenge und Einfachheit einen würdigen Eindruck. So zeigt denn das steirische Ständehaus, architektonisch wohl das bedeutendste in Osterreich, eine Art Doppelantlitz. Nordwärts de Valios venetianische Frührenaissance als Repräsentant jener Zeit, in welcher italienische Künstler den neuen Stil nach Deutschland brachten, südwärts des deutschen Adam Wundegger selbständige, aus heimischen Verhältnissen herausgewachsene Architektur, in den zwei Typen gewissermaßen die künstlerischen Pole feststellend, innerhalb welcher sich die architektonischen Schöpfungen Steiermarks im Laufe eines Jahrhunderts bewegten. Der deutsche Stilcharakter zeigt sich ferner an den Bauten der „Gallerie“ in Niegersburg und an so manchem Schlosse des Landes; sogar noch 1694 entsteht der Neubau des Schlosses Arnfels im selben Stile. Aber die deutsche Richtung war auf den Aussterbe-Etat gesetzt, da gegen die Mitte des Jahrhunderts für größere Unternehmungen abermals Baumeister aus Italien berufen wurden.

Die bedeutendste Künstlerpersönlichkeit dieser zweiten Periode italienischer Invasion ist Domenico Sciascia, welcher von dem Abt Benedict Pierin, gleichfalls einem Italiener, nach St. Lambrecht gezogen wurde, um das Stiftsgebäude neu herzustellen. Sciascia baute von 1640 bis 1644 jenen herrlichen Gebädecomplex, welcher in der Reinheit des Stils die opulenten Stiftsbauten Ober- und Niederösterreichs in den Schatten stellt. Einfachheit und bedeutende Verhältnisse sind hier die künstlerische Lösung. Die weiten hohen Corridore sind von Tonnen mit Stiechkappen überwölbt, welche mit einer ebenso maßvollen als präziösen Stuccodecoration geschmückt sind, nur im Sommerrefectorium (Kaiseraal) steigert sich die Stuccirung der Decke zu großer Pracht, welche durch die in Medaillons als fresco gemalten Kaiserporträts noch gehoben wird. 1645 baute der Meister einen

prächtigen Portalbau aus weißem Marmor an der Westwand der Stiftskirche. Sciascia hatte offenbar auch Einfluß auf die herrliche Ausschmückung des Westchores und der Sacristei im Jahre 1643. Das Chorgestühl im ersteren, die Altäre und Schränke in der



Portal des landschaftlichen Zeughauses in Graz.

Sacristei sind von bezaubernder Schönheit, und man kann sagen, daß es dem Meister gelang, diesseits der Alpen eine Sacristei zu schaffen, welche in Holztäfelung und Schnitzerei den berühmten Sacristeien Oberitaliens würdig an der Seite steht.

Sciascia begann 1644 den Umbau der gothischen Wallfahrtskirche zu Maria Zell. Durch Einbeziehung der Strebe Pfeiler in das Innere gewann er eine größere Schiffbreite

und indem er den alten Chor wegriß, gewann er Raum, um die Kirche nach Osten um zwei Joche zu verlängern, über deren letzterem er eine elliptische Kuppel aufsetzte. Die Nischen in den Kuppel Pfeilern mit den kolossalen Heiligenfiguren, die Logen an den Wänden, die Majestät des abschließenden Hauptgesimses wirken zu einem vollen Gesamtaccord zusammen, sie zeigen einen Meister, welcher Räume großartig zu gliedern versteht. Die Schönheit dieser Halle wird leider durch die Monotonie der weißen Tünche paralysirt; nur theilweise, nämlich in den 1856 polychromirten zwei Seitenkapellen bekommt man eine Vorstellung von der Wirkung, die Sciascia für das Ganze beabsichtigte. Sciascia starb im Stift St. Lambrecht und liegt in der Kirche Maria-Zell begraben. Er ist einer der bedeutendsten italienischen Künstler, welche auf Steiermarks Boden wirkten, ein Meister, der mehr als ein halbes Jahrhundert nach der Einführung der Barocke durch Alessandro de Verda in dem Alpenthale von St. Lambrecht nochmals die Formen der reinen Renaissance heraufbeschwor.

In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts entstand in Graz, offenbar unter der Führung italienischer Meister, deren Namen wir leider nicht kennen, eine Reihe von Palästen steirischer Adelsfamilien in der jener Zeit eigenthümlichen Barocke, welche sich im Gegensatz zu den Bauten der de Latio'schen Schule des XVI. Jahrhunderts besonders durch die Anlage großartiger Stiegenhäuser auszeichnen. Im architektonischen Organismus dieser Bauten circulirt ein Tropfen genuines Blutes; wie er hineingekommen, wissen wir nicht. Wir nennen nur das Eggenberg'sche Palais (Landesgericht), das ehemals Dietrichstein'sche (Burggasse Nr. 9), das Stubenberg'sche (Neugasse Nr. 7), welche nebst vielen anderen ein mehr oder minder prächtig entwickeltes Stiegenhaus, mit Stucchi und Fresken geschmückt, aufweisen.

Auch die Stuchirung der Facaden tritt in dieser Zeit in den Vordergrund, wie denn beispielsweise das „Haus am Luegg“ (Hauptplatz Nr. 11) in dieser Beziehung ein Unicum genannt zu werden verdient. Hier verschwinden die Stockwerkgesimse vollständig und der ganzen Facade bemächtigt sich eine üppige, schwülstige Plastik: Blumenvasen, schwere Fruchtschnüre, Cartouchen und Muscheln.

Die Kirchenbauten des XVII. Jahrhunderts in Graz und der übrigen Steiermark sind mit Ausnahme der schon genannten und der schönen Stiftskirche zu Vorau (1660 bis 1662) nicht bedeutend genug, um an dieser Stelle besonders hervorgehoben zu werden. Unerwähnt dürfen wir aber nicht lassen, daß der als Sohn eines Bildhauers am 20. Juli 1656 in Graz geborene Bernhard Fischer von Erlach, um das Jahr 1688 von seiner Studienreise aus Italien zurückgekehrt, in seiner Vaterstadt sich die Sporen als Architekt verdiente, indem er die Entwürfe zum Juuenausbau des Mausoleums Ferdinands II. verfertigte.



Um die Wende des Jahrhunderts entstehen in Graz noch drei Palastbauten, mit welchen die italienischen Baumeister ihre Führerrolle gewissermaßen abschließen. Im Jahre 1690 läßt Fürst Seyfried von Eggenberg den Minoriten zu Mariahilf ein



Herz Jesu Kirche in Graz.

Refectorium bauen, einen großartig angelegten Saalbau aus fensterlosem Unterstock und einem mächtigen Hauptgeschoß bestehend, das, mit verjüngten jonischen Pilastern gegliedert und mit Consolengesims abschließend, einen vornehmen Eindruck macht. Da um jene Zeit Sebastian Carlon Baumeister des Fürsten war und auch im Schlosse Eggenberg baute,

so werden wir nicht irgehen, wenn wir ihm diesen Saalbau zuschreiben. Der zweite ist der für Johann Josef Grafen von Wildenstein 1702 erbaute Palast innerhalb des Paulsthores (nach dem Aussterben der Wildenstein im Besitze des Stiftes St. Lambrecht, heute allgemeines Krankenhaus), ein charakteristischer Barockbau, außer dem ebenerdigen nur ein Hauptgeschoß enthaltend und mit einem Halbstock abschließend. An den Sohlbänken der Fenster ist hier das Motiv der geflügelten Adlerkralle aus dem Wildenstein'schen Wappen in genialer Weise decorativ verworthen. Daß der uns unbekanntere Architekt ein Italiener ist, darüber kann kein Zweifel bestehen. Er ist ein Barockkünstler scharfster Tonart, wie die in runden Nischen der Pilaster stehenden Säulen beweisen, welche überdies nicht kreisrund, sondern elliptisch gebildet sind, eine barocke Überschwänglichkeit, der wir selbst in Italien nicht begegnet sind.

Das dritte Werk ist der zwischen 1700 und 1710 für den Grafen von Attems erbaute Palast in der Sackstraße. Derselbe hat genuesischen Charakter und macht durch seine schönen Verhältnisse, durch die kräftige Rustica des imposanten Portalbaues und durch die lebhafteste Plastik der Fensterarchitekturen in den zwei gleichwerthig gehaltenen Geschossen einen gewaltigen Eindruck.

In der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts entstehen in Steiermark noch einige bedeutende Werke, von denen als hervorragendster Renaissance-Kirchenbau des ganzen Landes die Stiftskirche zu Pöllau, 1701 bis 1725 von Joachim Carlon erbaut, zu nennen ist, — einschiffig, beiderseits mit tiefen Kapellen, welche die Seitenschiffe ersetzen, Querschiff und Sanctuarium von halbkreisförmigen Absiden abgeschlossen, über den Kapellen Emporen, über der Vierung eine Kuppel, die Wände mit korinthischen Pilastern in Stuckmarmor gegliedert. Diese Anlage, an Solaris Dom zu Salzburg erinnernd, macht durch die Klarheit der Disposition, durch den Mangel alles Schnörkelwerkes einen vollendeten Eindruck.

In den Anfang des XVIII. Jahrhunderts fällt auch die Vergrößerung des Stiftes Admont. 1734 beginnt der Umbau des Stiftes nach dem heute noch vorhandenen Plane des Gotthard Hayberger, Bürgers und Architekten von Steyr. Nach diesem grandiosen Entwürfe sollte das Stiftsgebäude eine Länge von 360 Meter erhalten, also nur um 80 Meter weniger als der größte Palast der Welt, der Vatican. Es kam aber nur ein Theil wirklich zur Ausführung, so daß sammt dem 1766 vom Grazer Baumeister Josef Hueber fortgeführten Nord- und Osttract noch immer nicht die Hälfte des Riesenprojectes verwirklicht wurde.

Zu den Sechziger-Jahren erfolgte auch die innere Ausschmückung des berühmten Bibliotheksaales, welche in den Jahren 1775 bis 1776 durch die Fresken Altomontes ihren Abschluß erlangte. Ist die Architektur des Stiftsgebäudes gegen St. Lambrecht

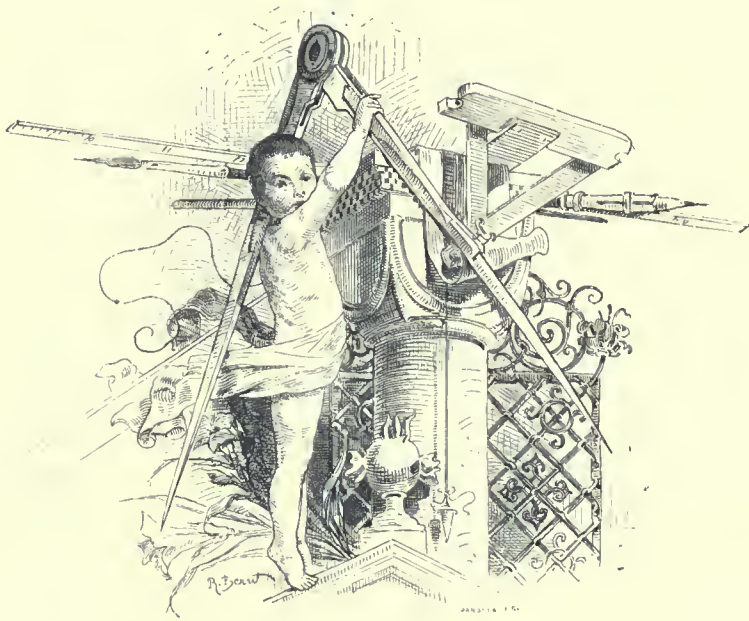
gehalten dürftig zu nennen, so schwingt sie sich im Bibliotheksalle, welcher zu den größten Deutschlands zählt und in Österreich nur von der Wiener Hofbibliothek übertroffen wird, zu um so größerer Pracht empor; besonders der Mittelpavillon ist in constructiver und decorativer Beziehung von bedeutender Wirkung. Von Graz und Umgebung nennen wir noch die mehr durch die kostbaren Marmoraltäre als durch Schönheit der Anlage bemerkenswerthe Wallfahrtskirche Maria-Trost (1714 bis 1746), an welcher die elliptischen Säulen des Wildenstein'schen Palastes Nachahmung fanden, die durch den Grazer Baumeister Johann Georg Stengg 1742 erbaute Stiftskirche zu Rein, mit guter Raumwirkung, aber bereits stark herabgekommenen Detailformen, endlich die in derselben Zeit umgebante „Landstube“ des Landhaujes in Graz, ein imponirender Saalbau, der mit seinem Manjardedach, den Lucarnen und einem mit zierlichen Rosenmotiven tändelnden Ornament erkennen läßt, daß um diese Zeit das französische Rococo die Welt beherrschte. Diesen Umbau führte Georg Krägner, und wir sehen aus allen diesen Namen, daß nach den ersten zwei Decennien des XVIII. Jahrhunderts außer dem bereits naturalisirten Carlou durchwegs deutsche Baumeister in Graz wirkten, welche, bei den Italienern in der Lehre gewesen, allerdings fast ausnahmslos ihre Bauwerke im Stil der italienischen Barocke ausführten. Nur die Stuccoarbeit blieb bis zum Ausgang des Jahrhunderts in italienischen Händen.

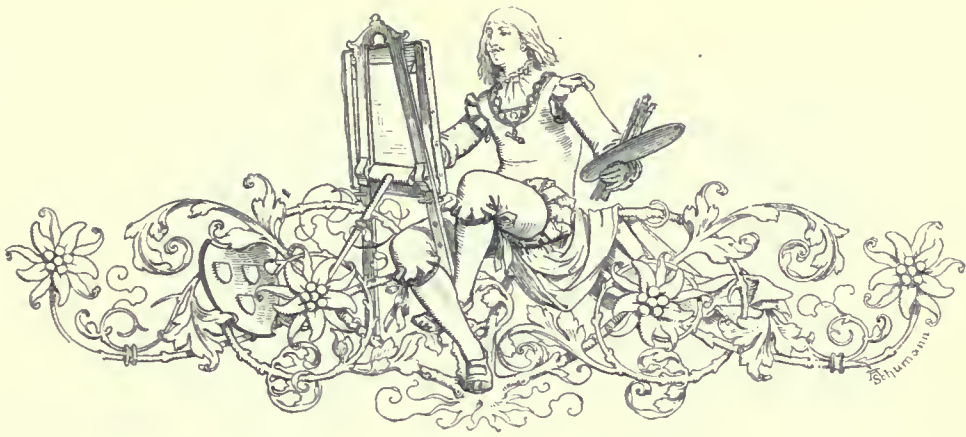
In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts entstand auch die bedeutende, von Matthias Persky erbaute Kirche zu Obernburg, die größte des Unterlandes. Als durch die 1782 erfolgte Aufhebung zahlreicher Klöster auf einmal großräumige Baulichkeiten für Schulen, Spitäler und andere Humanitätsanstalten zur Verfügung standen, war das Bedürfniß nach großen Bauwerken für längere Zeit erloschen; es entstand eine bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts reichende Stagnation auf dem Gebiete der Architektur, wozu allerdings auch die Franzosenkriege und andere Umstände beitrugen. Aus den Sechziger-Jahren unseres Jahrhunderts verzeichnen wir den Bau des von Wilhelm Bücher im gothischen Stile ausgeführten Münsters zu Admont und die, wenn auch kleine, doch hoch interessante Marienkirche zu Graz unseres Dombaumeisters Baron Schmidt. Seit dieser Zeit hat auch Graz seine Bastionen und Stadthore gesprengt. Ein prächtiger Stadtpark wurde auf den öden Flächen des Glacis der aufgelassenen Festung geschaffen, neue Stadtviertel entstanden und prächtige Villen erheben sich in unmittelbarer Nähe der inneren Stadt, von denen die Don Alfonso von Spanien, Schorisch', Kochs sich durch die Schönheit der baulichen Anlage auszeichnen.

Von größeren Neubauten machen wir namhaft: die Institutsgebäude der Universität, die Palais von Baron Seßler-Herzinger und Apfalterern, das Zinshaus des Grafen von Meran, den Johanneshof (mit Fresken auf Goldgrund am oberen Geichosse), das



Gebäude der steiermärkischen Sparkasse, den Thonethof (deutsche Renaissance), die technische Hochschule und endlich als wichtigsten Monumentalbau die nach den Plänen des Architekten Georg Hanberisser, eines Steiermärkers, im Stile der französischen Gothik des XIII. Jahrhunderts erbaute Herz Jesu-Kirche, gleich ausgezeichnet durch das Malerische der Anlage wie durch streng stilgemäße Durchführung. Wir sind berechtigt zu hoffen, daß in der in so raschem Aufschwunge befindlichen Hauptstadt des Landes noch manch treffliches Bauwerk entstehen wird, welches mit den noch erhaltenen ehrwürdigen Vorbildern des XVI. Jahrhunderts würdig in die Schranken zu treten vermag.





## Malerei und Plastik in Steiermark.



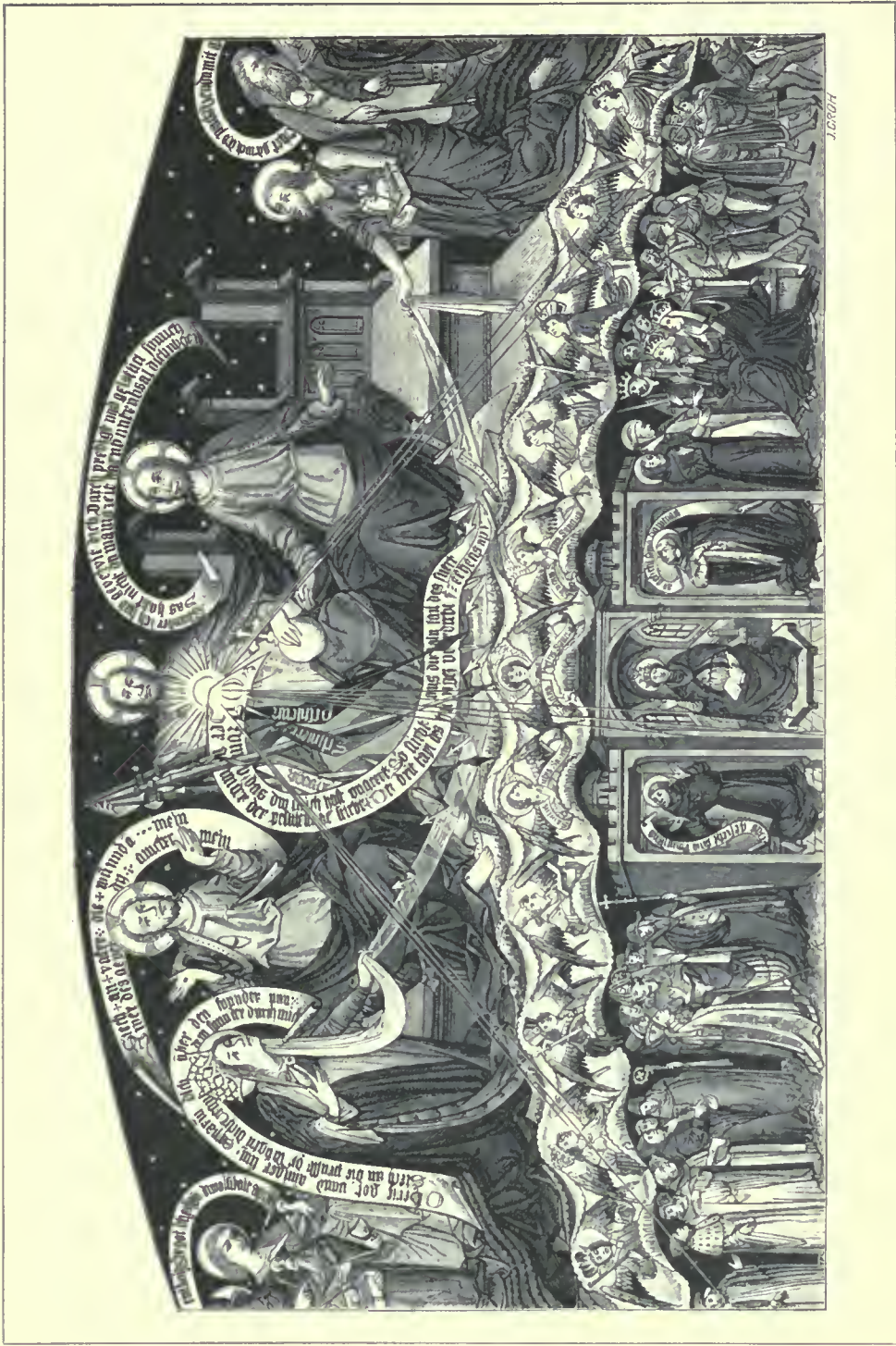
Die Umriffe, in denen sich das Bild der Kunstthätigkeit Steiermarks im frühen Mittelalter, der sogenannten romanischen Periode, unseren Augen präsentiert, sind unbestimmt und verschwommen. Wenn schon infolge der verhältnißmäßig späten Gründung der steirischen Klöster die erhaltenen romanischen Bauten der Zahl nach sehr geringe sind, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die beweglicheren Schöpfungen der Malerei und Plastik durch Türken-einfälle, innere Fehden und die zerstörende Macht der darüber hinweggegangenen Jahrhunderte so sehr decimirt wurden, daß kaum Spuren davon erhalten blieben. Bedeutend mehr ist natürlich aus der Periode des gothischen Stils (Mitte des XIII. bis Ende des XV. Jahrhunderts) erhalten, aber da Steiermark in jener Zeit durch Personalunion mit anderen Ländern (Österreich und Kärnten) verbunden war und der Regent seinen Sitz nicht in der Hauptstadt Steiermarks hatte, so konnte sich eine geschlossene, selbständige Schule niemals bilden. Die Architektur war von der Wiener Bauhütte abhängig, und was Malerei und Plastik betrifft, so finden wir die verschiedensten Stilrichtungen, je nachdem eben für das eine Object ein Künstler aus Italien, für ein anderes aus Köln oder Schwaben berufen wurde; selbst die steirischen Künstler, welche, um zu lernen, das Ausland besuchen mußten, haben wir uns so zu denken, daß der eine nach den Traditionen dieser, der andere nach den Traditionen jener Schule arbeitete.

Außer einigen Farbenspuren in der Ruine Frauenburg, dem Sitze des Minnesängers Ulrich von Lichtenstein, und in der Kirche zu Pürgg ist nur ein Gemälde der

romanischen Periode bekannt, welches allerdings durch die Größe seiner Dimensionen imponirt, nämlich das neun Meter hohe Christofbild am Schloßthurm zu Baiersdorf nördlich von Murau. Bei dem Umstande, daß in Steiermark sehr wenige Christofbilder in Fresco selbst aus der gothischen Periode erhalten sind, müßte man fast Bedenken tragen, das genannte Werk in das XIII. Jahrhundert zu versetzen, wenn nicht die außerordentlich primitive Auffassung, welche den himmlischen Cyclophen fast wie einen Unhold erscheinen läßt, besonders aber die das Bild einfassende Bordüre in Form eines ausgesprochen romanischen Blattwerkes jene Zeit oder mindestens die des Überganges vom romanischen zum gothischen Stil bestimmen würden. Die plastischen Werke dieser Periode beschränken sich auf ein hölzernes Crucifix in der Gruft des Karners zu Aflenz, das in seiner ersten Strenge und mit den langgedehnten Falten des großen Leidentuches auf das XII. Jahrhundert hinweist, und das berühmte Wallfahrtsbild zu Maria-Zell, eine Madonna mit dem Kinde, für gewöhnlich der näheren Betrachtung entzogen, da Mutter und Kind mit goldgestickten Gewändern bedeckt sind.

An gothischen Malereien ist die Hauptstadt Graz ziemlich reich. Beginnen wir mit den Fresken an der Außenseite des Domes, so ist zunächst das sechs Meter lange höchst interessante Gemälde der Südseite, zwischen 1480 und 1490 gemalt, zu nennen. Es schildert in gedankenvoller, großartiger Composition die Heimsuchung der Stadt durch Pest, Türkenoth und Heuschrecken im Jahre 1480. In der Mitte die heilige Dreieinigkeith (dargestellt durch drei jugendliche Gestalten), Gott Vater gegen die sündige Menschheit die Blitze schleudernd, links vom Throne knieend die Fürbitte einlegende heilige Jungfrau, rechts Johannes der Täufer, dann die Apostel, die Erzwäter und Hauptheiligen des Himmels. Unter dieser himmlischen Scene sind die Mächte der Erde zur Anschauung gebracht: der thronende Papst, St. Franciscus und die verschiedenen Grade der Geistlichkeit, St. Dominicus und die Laienwelt bis herab zum Handwerker und Bettler — Alles in lebhafter Bewegung. Endlich ganz unten die drei Darstellungen des Türkenkrieges, der Heuschrecken und der Pest. Der Künstler dürfte ein Deutscher sein, der seine Studien in Italien machte, denn italienisch ist der das Ganze durchwehende dogmatische Zug, die Gegenstellung der Heiligen Franciscus und Dominicus, ein Thema, das in der deutschen Kunst nie populär war, endlich die Composition in technischer Beziehung, so daß nur ein Künstler, der die italienischen Dominicaner-Fresken studirte, unser Werk geschaffen haben kann. Ein anderes Fresco an der Westseite des Domes, das sogenannte Eggenberger Bild „Maria-Schutz“ darstellend, als Votivbild zum Andenken des 1448 verstorbenen Ulrich von Eggenberg gemalt, fiel der Restauration des Domes im Jahre 1885 zum Opfer, da es bereits so schadhast war, daß es nicht mehr erhalten werden konnte. Ein drittes, an der Chorseite, wurde im selben Jahre bei Entfernung eines Epitaphiums bloßgelegt. Es stellt





Mittelgruppe des Fresco an der Südfette des Grazer Domes.

J.C.ROTH

die Dornenkrönung Christi dar und ist von einem etwas handwerksmäßigen Künstler, der über eine sehr dürftige Palette verfügte, gemalt. Dessenungeachtet ist der Ausdruck einzelner Köpfe von bedeutender Wirkung.

An Tafelbildern besitzt Graz einige schöne Werke in der Leechkirche: ein dreitheiliges Altarbild, die heiligen Jungfrauen Margaretha, Katharina und Barbara darstellend, mit ungemein zarter, etwas bleicher Carnation, aber höchst seelischem Ausdruck. Die Zeichnung noch mangelhaft, aber die Gestalten voll Anmuth, ein Werk, das entschieden kölnischen Einfluß verräth, aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts. Ferner das Votivbild des Komthurs des deutschen Ordens Konrad von Stuchwitz von 1449. Die Madonna mit dem Kinde im Rosenhag, links davon der heilige Christof und der knieende Donator, ein prächtiges Werk, das in seiner kräftigen Modellirung und dem tüchtigen Realismus auf flandriſche Einflüsse hinweist. Das bedeutendste Tafelwerk der Steiermark ist das Grazer Dombild vom Jahre 1457, einst wahrscheinlich Hochaltarbild des vom Kaiser Friedrich III. erbauten Domes. Es stellt in figurenreicher Composition die Kreuzigung Christi dar. Auch dieses Bild zeigt wieder italienischen Einfluß, und zwar scheint es von einem Deutschen, der in Padua an den Werken Jacopo Avanzos sich bildete, gemalt zu sein. Den Namen Laib, an der Feldflasche eines Kriegers, können wir als den Namen des Künstlers gelten lassen.

Daß viele gothische Kirchen in Steiermark mit Fresken geschmückt waren, davon geben zahlreiche, theils noch unter der Tünche steckende Reste Zeugniß und wir nennen nur Göß, Eisenerz, Bordenberg, Ranten, St. Magdalena in Judenburg und Drachenburg. Zu den ältesten Werken des XIV. Jahrhunderts dürften die schönen Malereien im Chor der St. Annakirche zu Murau gehören: eine Krönung Marias, unter derselben eine Santa Conversazione von acht heiligen Jungfrauen und von zwei männlichen Heiligen. Die edlen schlanken Gestalten sind mit langen schleppenden Gewändern bekleidet, deren Faltenwurf frei von allem Knitterigen und Brüchigen in den schönsten fließenden Linien gezeichnet ist. Hier ist wieder ein entschieden italienischer Einfluß erkennbar, man wird unwillkürlich an die sienesische Schule erinnert. Das bedeutendste Werk der Tafelmalerei nach dem Grazer Dombilde ist der Flügelaltar in der Spitalskirche zu Russee von 1449. Das Mittelfeld stellt die heilige Dreieinigkeit dar, umgeben von den zwölf Aposteln und musizirenden Engeln. Die Flügel enthalten innen auf vier Bildern zweiunddreißig Heilige, an den Außenseiten vier Darstellungen aus dem Leben der heiligen Maria. Die Behandlung des Faltenwurfes, vor Allem aber die prächtigen glühenden Farbentöne der Gewänder lassen auf flandriſche Einflüsse schließen. Merkwürdig erscheint es, daß es dem unzweifelhaft steirischen Künstler, der seine Landesfarben weiß und grün sogar an den Flügeln der Engel verwerthet, nicht gelang, den flandriſchen Goldton auch in der Carnation zur Geltung zu bringen, denn die Gesichter sind durchwegs bleich mit etwas hartem Farbeanstrich.



Ob die aus der Mitte des XV. Jahrhunderts stammenden fünf Flügel des schönen Altarwerkes in Pettan, welche in der Technik an das Grazer Dombild erinnern, aber in mehreren Zügen, z. B. den krebsrothen Engelsköpfen, direct auf Italien hinweisen, in Steiermark entstanden sind, läßt sich nicht bestimmen.

Zwischen 1495 und 1499 entstanden die von Johann Schönrndl gemalten Fresken im Chor der Kirche zu Niederhofen im Ennsthale, welche nach 1499 von einem Admonter Mönch fortgesetzt und abgeschlossen wurden. Die Gemälde wurden 1884 unter der Kalktünche entdeckt, dann bloßgelegt und durch Vermittlung des Fürsten Hohenlohe von dem Wiener Künstler Probst restaurirt, wobei allerdings das nicht mehr Auffindbare durch völlige Neu-malung ersetzt wurde. Dennoch beanspruchen diese Wandbilder das größte Interesse, denn sie sind das einzige Beispiel eines vollständig gemalten Chores aus der gothischen Zeit in Steiermark. Wir finden auf den 24 Kappen des Gewölbes die Hauptscenen aus dem Leben der heiligen Maria, an den Wänden größere Compositionen aus dem alten und neuen Testament, eine Welt von Gestalten, welche den Ursprung des Christenthums, das Erlösungswerk, das Leben der Kirche und der Auserwählten des Himmels zur Anschauung bringen. In manchen Darstellungen ist eine rührende Naivetät vorherrschend, in manchen wieder, wie z. B. im Kindermord, gelingt es dem Künstler, sich zu hohem dramatischen Ausdruck emporzuschwingen. Aus derselben Zeit stammt ein originelles Holztafelbild in der Spitalskirche zu Obdach, welches den heiligen Florian und Kaiser Friedrich III. nebeneinander stehend, jeden mit einem Heiligenschein darstellt — ersteren als Beschützer gegen Feuergefähr, letzteren, der die Stadt Obdach besetzte, als Beschützer gegen die Türkennoth (siehe Seite 117). Schließlich nennen wir noch das schöne Kottal'sche Motivbild in der landschaftlichen Galerie zu Graz von 1505, die Madonna mit dem Kinde, umgeben von der heiligen Katharina und Barbara und zwei Frauen im Costüm der Zeit. Die reich drapirten Gewänder, welche in scharf gebrochenen Falten sich am Boden ausbreiten, die eckigen, mageren Formen des Kindes, die blassen Gesichter mit grauen Schatten weisen auf einen Künstler hin, der mit der Schule Martin Schongauers zusammenhing. An Glasmalereien finden sich schöne Reste im Lande, so in der Leechkirche, in den Kirchen Maria-Waasen in Leoben, St. Walburg bei St. Michael, Magdalena in Judenburg, in der Schloßkapelle zu St. Lambrecht und in der Breitenau, in letzterer das in der Kunstgeschichte berühmt gewordene Fenster, in welchem Herzog Albrecht III. mit dem Bopf und seine beiden Frauen dargestellt sind, aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts.

Von Werken der gothischen Plastik sind zunächst die Steingußgruppen: eine Pietà und eine Madonna mit dem Kinde in der Stiftskirche zu Admont zu nennen, welche früher legendarisch dem heiligen Thimo, Bischof zu Salzburg, zugeschrieben, in neuerer Zeit aber als Werke aus dem Anfang des XIV. Jahrhunderts festgestellt worden sind



Von den übrigen Werken aus Stein nennen wir das figurenreiche Tympanon am Portal der Kirche zu Maria-Zell (siehe Seite 111), die schöne, ausdrucksvoll gebildete Porträtbüste (wahrscheinlich den Propst Konrad Zeidlerer, gestorben 1442, darstellend) an der Brüstung der Empore der Kirche zu Pürgg, die tüchtig gearbeitete Grabplatte Ernst des Eisernen zu Rein, der Herzog in voller Rüstung ruhend, die Füße auf zwei Löwen gestützt (siehe Seite 113), ferner den besonders reich gebildeten Grabstein des Bischofs Georg Überägger im Dom zu Seckau von 1477. Obersteiermark, als Hochgebirgsland, besitzt heute noch ziemlich viele gothische Flügelaltäre. An denselben befindet sich manch treffliches Werk der figuralen Holzplastik. Wir nennen, ohne im Stande zu sein, einen einzigen Künstlernamen bringen zu können, die mit kräftigem Realismus modellirten zwölf Apostelgestalten des Altars zu Gröbming, die Gruppe Marias Krönung der Schloßkapelle zu St. Lambrecht, die schönen Figuren des Altars zu St. Martha bei Knittelfeld und die edle Gestalt der heiligen Katharina zu St. Georgen ob Murau, letztere beide aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, allerdings schon von der Renaissanceströmung beeinflusst.

Die neue Kunst, die Renaissance, setzt in Steiermark gleich mit einigen tüchtigen Werken der Malerei ein, um dann auf Jahrzehnte hinaus förmlich zu versiegen. Von 1518 besitzen wir ein köstliches Werk aus der Spitalskirche zu Bruck an der Mur, den heiligen Martin zu Pferde, mit dem Armen den Mantel theilend. Die schöne Composition, die naturalistische Irene, mit der die Bettler und das Reitpferd dargestellt sind, vor Allem die prächtige an Dürer erinnernde Landschaft, lassen erkennen, daß unter den Initialen S. M., mit welchen das Bild signirt ist, sich ein tüchtiger deutscher Maler birgt. Der schöne Flügelaltar zu Reifling, mit zwölf Scenen aus der Passion, 1518 von Albrecht Altdorfer gemalt, ist zwar kein steirisches Werk, läßt aber erkennen, daß in jener Zeit selbst in weitab liegenden Gebirgsthalern, das Bedürfniß bestand, bedeutende Maler zum Schmuck der Kirchen heranzuziehen. Ob Altdorfer den erwähnten Altar in Reifling selbst malte, wissen wir nicht, aber ein Schüler Dürers war damals sicher in Obersteier thätig, das beweist die prächtige Madonna mit dem Kinde im Corridor des Stiftes St. Lambrecht, vom Abt Valentin Pirner 1524 gestiftet, welche entschieden den Charakter der Dürer'schen Schule erkennen läßt, ferner ein leider nicht mehr vorhandenes Holztafelgemälde in der Wallfahrtskirche Maria-Zell mit 47 Scenen, Wunderthaten der heiligen Maria. Die nach den Bildern dieser Tafel angefertigten Holzschnitte, von denen eine Serie von 25 Blättern in Regensburg sich erhalten hat, weisen direct auf die Dürer'sche Schule hin. Auch einzelne Bilder des schönen Flügelaltars zu St. Georgen bei Rottenmann (z. B. „Flucht nach Egypten“) lassen den Einfluß des Nürnberger Meisters erkennen. Zwischen 1525 und 1530 entstanden die Fresken an den Strebepfeilern der Pfarrkirche in Eisenerz, Heiligengestalten auf schwarzem Grunde, von denen nur mehr kümmerliche Reste vorhanden sind.

Von dieser Zeit an tritt in der Malerei Steiermarks ein merkwürdiger Stillstand ein, eine Pause, die in Graz nur durch einige handwerksmäßige Maler unterbrochen wird, welche sich mit Bemalen der Holzdecken in den Neubauten der Burg und des Landhauses befaßten. Unter diesen Verhältnissen darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Prinzessin Maria, Tochter des durch seine Kunstsammlungen berühmten Herzogs Albrecht V. von Baiern, welche 1571 als Gemalin Karls II. nach Graz kam, in Briefen an ihren Bruder wiederholt darüber klagt, daß in Graz Niemand sei, der ein gutes Gemälde anzufertigen verstehe. 1579 ließ Hofmann, der kunstsinige Besitzer von Strehau, die Deckenbilder in der Kapelle des Schlosses anfertigen, zu welchen er offenbar einen italienischen Meister gewonnen hatte. Diese kleine Decke zählt zu den köstlichsten Werken, welche wir diesseits der Alpen besitzen. An den Ecken befinden sich vier Tugendfiguren in Stucco, in einundzwanzig Feldern Szenen aus dem alten und neuen Testamente gemalt, dazwischen Bibelsprüche mit reizenden Grottesken abwechselnd. Das Figurale, besonders das Nackte, ist mit großer Empfindung und Delicatesse und mit miniaturartiger Feinheit behandelt. Wir kennen leider den Namen des Malers nicht, können aber eine Verwandtschaft mit den Grottesken des Bernardino Poccetti im Corridor der Uffizien zu Florenz constatiren.

Erzherzog Karl II., die zur Zeit seines Regierungsantritts bestehende Lücke im Kunstleben seiner Vaterstadt erkennend, berief 1575 den kaiserlichen Hofmaler Giulio Vicinio, den Neffen und Schüler Bordenones, zur Anfertigung eines Porträts seiner Gemalin nach Graz und beauftragte ihn, für die Hofkapelle der Burg ein Altarbild zu malen. Dasselbe stellt den „Leichnam Christi von Engeln bedient“ vor und befindet sich heute im Dome zu Graz. Für den malerischen Schmuck des Manjoleums zu Seckau berief der Erzherzog 1587 den Mantuaner Maler Teodoro Ghigio, welcher die Fresken der Decke und die Ölgemälde am Altar, an Wänden und Pfeilern ausführte, von denen die vier Evangelisten sich durch schöne, charaktervolle Köpfe, durch den in edlen Linien gehaltenen Faltenwurf und durch besonders ausdrucksvoll gemalte Hände auszeichnen. Nach dem Tode des Erzherzogs im Jahre 1590 setzte seine Witwe Maria die künstlerischen Bestrebungen des Gatten fort. Sie ließ von dem Gesandten in Spanien, Grafen Rhevenhiller, zahlreiche Kunstgegenstände, Gemälde, Statuen, Hausaltären, Reliquiarien, Prunkgefäße, orientalische Teppiche u. s. w. in Madrid ankaufen, ließ vom Grafen Attimis zu Faenza Majolikagechirr, durch ihren Sohn Ferdinand in Venedig kostbare Seiden- und Goldstoffe und Gemälde erwerben und bereicherte damit die Kunstkammer der Burg. Sie wird es auch gewesen sein, welche 1596 den bei Erzherzog Ferdinand in Tirol beschäftigt gewesenen Peter de Pomis nach Graz zog, im selben Jahre, als Ferdinand die Regierung der innerösterreichischen Lande antrat. De Pomis, den wir bereits als Baumeister kennen, entwickelte als Hofmaler des jungen Erzherzogs eine rührige Thätigkeit.

Seine Hauptwerke sind: das schöne Gemälde der Attems'schen Galerie: die Aufnahme der Erzherzogin Maria in den Himmel, das berühmte Mariahilfsbild für die gleichnamige Kirche, das Altarbild zu St. Anton von Padua, die heute in Burg Schleinitz befindliche Allegorie: Erzherzog Ferdinand an der Hand der Weisheit die Lüge entwaffnend, die Nachfolge Christi im Dome und zahlreiche Porträts der erzherzoglichen Familie. Peter de Pomis war zweifellos ein Schüler Tintoretto's, denn alle seine besseren Werke machen den Eindruck der Gemälde dieses Meisters. Allerdings war er bei der Vielseitigkeit seiner Beschäftigungen oft recht flüchtig und dann hört sowohl der venetianische Goldton als auch die schöne Linienführung in der Composition auf. Ein solches Opus ist z. B. das Hochaltarbild zu St. Anton von Padua, eine Art Apotheose der Gegenreformation, in welcher Christus und die Heiligen in den aufgeregtesten Stellungen der Scene bewohnen, wo die „Religio“ den mit Kreuz, Schwert und Bischofsstab bewaffneten jungen Erzherzog zum Kampfe für die katholische Kirche auffordert. Der Künstler, welcher in erstaunlicher Vielseitigkeit auch eine prächtige Medaille auf den Sieg am weißen Berge arbeitete, war eine *persona gratissima* beim Erzherzog, der ihn, nachdem er bereits als Kaiser Ferdinand II. in Wien residirte, noch mit Wohlthaten und Geschenken an Geld und Grundstücken überhäufte. Daß Peter de Pomis sogar den Orden des goldenen Bleßes der Gnade des Kaisers verdankte, beweisen seine Grabchrift und sein Selbstporträt. De Pomis starb am 6. März 1633; er war eine hervorragende künstlerische Kraft und sein Mausoleum und jene Gemälde, bei denen er seinem Genius die nöthige Sammlung gönnte, sichern ihm einen Ehrenplatz unter den österreichischen Künstlern.

Fünfundfünfzig Jahre war Graz Residenzstadt. Die Anfänge zu einem höfischen Kunstleben waren vorhanden, als durch die Verlegung der Residenz Ferdinands II. nach Wien der kaum begonnene Flor der steirischen Kunst sein Ende fand. Die Landstände, die Klöster, einzelne kunstsinnige Cavaliere blieben nach wie vor Auftraggeber, aber der geistige Mittelpunkt fehlte, Graz war wieder Provinzialstadt. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wirkte hier der bedeutende Maler Josef Adam Weissenkircher, welcher, um das Jahr 1615 in Obersteier geboren, von dem Fürsten von Eggenberg zu seiner Ausbildung nach Italien geschickt wurde, dann heimgekehrt als Hofmaler dieses Hauses seine Kunst fast ausschließlich im Dienste desselben verwerthete. Von seinen Hauptwerken nennen wir die Malereien des großen Saales im Schlosse Eggenberg, die Verkündigung Marias in der Galerie Attems, die vierzehn Nothhelfer zu St. Anton von Padua, das Martyrium des heiligen Veit in der gleichnamigen Kirche bei Graz, die Immaculata in der Kapelle zu Mgersdorf, die Venus mit dem Satyr in der landschaftlichen Galerie. Weissenkircher nimmt unter den in Steiermark geborenen Barockmalern den ersten Rang ein. Sein Stil erinnert an die römischen Eklektiker, seine Figuren, besonders die Frauengestalten und Engel, zeichnen





Peter de Bonis: Aufnahme der Erheben der Maria in den Himmel.

sich durch edle Formen und vornehme Haltung aus, auch ist er Meister in der Anatomie. Weisfenfircher war kein Frescomaler, überhaupt scheint diese Technik im XVII. Jahrhundert so ziemlich ohne Vertreter im Lande gewesen zu sein. Die Fresken des Schlosses Trautenfels im Ennsthale sind 1670 von dem Italiener Caropharus Tincala gemalt, die Refectorien des Pfarrhofes Frauenberg, der Minoriten und Barmherzigen Brüder in Graz von Antonio Maderna, der sich übrigens in Graz ansiedelte, die Decke der



Peter de Pomis: Selbstvorträt.

Meerschein-Villa (1708) von dem bekannten Freskanten Giulio de Duaglia; letzterer löste seine Aufgabe mit viel Bravour, aber weit manierterter als die deutschen Künstler.

Um die Wende des Jahrhunderts tritt im Stift Vorau abermals ein bedeutender Künstler auf: Johann Cyriack Hackhofer. In Wilten bei Innsbruck geboren, besuchte er Rom, soll dort unter Carlo Maratti studirt haben und kam um 1700 nach Vorau, wo er als Stiftsmaler zahlreiche Ölbilder für die Kirche und die zugehörigen Pfarreien malte. Seine Bedeutung aber liegt in den Fresken, mit denen er den Capitelsaal, die Sacristei, die Marktkirche, die Kapellen der Friedhofskirche und in Wenigzell schmückte. Sein Hauptwerk





Johann Christoph Bachhofer: Gruppe aus dem Decken-Fresco der Kirche in Festenburg.



ist die Decke der Kirche zu Festenburg. Das Hochaltarblatt daselbst stellt die Aufnahme der heiligen Katharina in den Himmel dar; an der Decke setzt sich dann diese Handlung gewissermaßen fort, indem Scharen jubelnder Engel und heiliger Jungfrauen die neu Angekommene festlich empfangen, im Mittelpunkt die heilige Cäcilia, welche begeistertem Blickes in die Tasten der Orgel greift, — eine Welt von holdseligen Gestalten, welche das Fest der Erhebung der Heiligen mit himmlischer Lust und Freude begehen. Gleichzeitig mit Hackhofer wirkte im nahen Pöllau Matthias von Görz, ebenfalls ein tüchtiger Freskant, welcher seine Ausbildung in Venedig erhalten zu haben scheint. Von ihm ist die prächtige Stiftskirche daselbst mit Fresken geschmückt, von denen besonders die neun Chöre der Engel in der Kuppel durch ihre Schönheit auffallen.

In Graz finden wir anfangs des Jahrhunderts die Maler Franz Karl Kemp, Johann Veit Hauck und Franz Ignaz Flurer. Von ersterem rührt die malerische Innendecoration des Palais Attems her, von Flurer das Hochaltarbild im Dom, der heilige Agidius und das Deckenfresco des Kurfalons in Toblbad, den Olymp mit den zwölf Hauptgöttern darstellend. Die Regierungsperiode Josefs I. und Karls VI. war die fröhlichste Zeit der österreichischen Kunst. Der Adel baute sich pompöse Paläste in der Stadt, prächtige Schlösser und Villen auf dem Lande und die Maler hatten vollauf zu thun, die großen Repräsentationsäle, die Treppenhäuser mit olympischen und allegorischen Scenen zu schmücken, die Bildhauer Statuen für die Gärten und Grotten zu liefern. Wir haben aus dieser productiven Zeit noch Johann Scheit, Johann Christomus Vogl, Ph. Karl Laubmann und Zeloušek zu nennen, endlich Johann Mayer, den Meister des sogenannten gemalten Hauses in Graz, der in seinem schönen Werke noch einmal die alte Façade-Fresken-Herrlichkeit der römischen Feldherren zu Pferde, der Krieger mit den Adlern, der gefesselten Gefangenen, der Kriegstrophäen und Waffen, untermischt mit Basreliefs in chiaro-scuro, mit festem flottem Pinsel darstellte. In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts wirkte in Steiermark der Fayrestomalers Johann Adam Ritter von Mölk, ein geborner Tiroler, der zwischen 1764 und 1777 nicht weniger als zehn Kirchen mit Fresken schmückte, dann der ebenfalls sehr fruchtbare Matthias Schiffer, welcher die virtuose Frescotchnik sogar ins XIX. Jahrhundert hinüber führte. Seine letzte Schaffensperiode gehört dem Stile der Kaiserzeit an mit ihren lieblichen, etwas sentimentalen Göttinnen und den glattsfrisirten homerischen Helden.

Die Kupferstecher des XVII. Jahrhunderts Sebastian Jenet und die Manassers reichen nicht über das Niveau localer Bedeutung. Von der Kupferstecher-Familie Kauperz des XVIII. Jahrhunderts erhebt sich jedoch Johann Veit Kauperz, ein Schüler Schmußers in Wien, zu künstlerischer Höhe. Er arbeitete in Stich- und Schabmanier über 140 Blätter, von denen die großen den Vergleich mit den besten Arbeiten der Zeit nicht zu scheuen haben.



Vellona : Statue am Portal des landschaftlichen Zeughauses in Graz.

Von der Plastik der Frührenaissance wollen wir, da uns hier Künstlernamen gänzlich fehlen, nur zwei Werke namhaft machen, welche entschieden deutschen Charakter tragen: die schöne Madonna, holzgeschnitten, polychrom, im Schloß Waldstein, ein Werk, das in der feinen Behandlung des Details und dem Schwunge des Faltenwurfes an Tillmann Miemenschneider erinnert, dann die Grabplatte aus Solenhoferstein in der Kirche zu Arnfels (in einen Barockaltar eingemauert), welche in Relief eine Ritterfamilie vor dem Crucifix knieend darstellt, mit einem Holbein'schen Zug in den fein gearbeiteten Köpfen. Unter den Italienern, welche Karl II. nach Graz berief, befanden sich die Bildhauer Philibert Pocarapelli und Sebastiano Carlon. Letzterer ist der Plastiker des Mausoleums in Seckau; von ihm sind die zahlreichen Stucchi und der Sarkophag aus Marmor mit den ruhenden Gestalten Karls und seiner Gemalin, an welchem besonders die vier den Sarkophag tragenden Engel durch schwungvolle Conception sich auszeichnen. Von italienischen Einflüssen beherrscht ist auch der deutsche Bildhauer jener Zeit Jeremias Frandh, welcher 1590 das tüchtige, sechs Meter hohe Monument des Gallus von Rachnitz aus weißem Marmor vor der Kirche zu Bernegg arbeitete.

Das ganze XVII. Jahrhundert hindurch bleibt die Plastik in Steiermark italienisch, die bedeutenderen Werke sind zweifellos von Italienern gearbeitet. Hierher rechnen wir den figuralen Schmuck des Mausoleums in Graz, dann die zwei Figuren Mars und Bellona am Portal des landschaftlichen Zeughauses vom Jahre 1644, welche in ihrer Haltung die Zeit des Manierismus nicht verleugnen, aber voll Energie und mit großem plastischen Gefühl gebildet sind.

Das XVIII. Jahrhundert bringt endlich einige deutsche Künstler zur Reife, so Johann Jakob Schoy, dessen Christus auf der sogenannten heiligen Stiege des Calvarienberges zu Graz, dessen Kolossalgruppe des heiligen Johann Nepomuk für Toblbad gearbeitet, dessen Pietà, in Holz geschnitten, polychrom, in der Außenkapelle der Bürgerspitalskirche nicht nur den Meister der Anatomie, sondern auch den echten Dramatiker erkennen lassen.

Eine andere höchst originelle Künstlerpersönlichkeit ist Thaddäus Stammel. Er war Schüler des Schoy, studirte dann in Rom und wurde nach seiner Rückkehr Stiftsbildhauer in Admont. Stammel blieb als echter Gebirgssohn Holzschnitzer, selbst die vaticaniſchen Marmore konnten ihn nicht aus diesem Geleise bringen. Er besitzt eine überquellende Dosis deutscher Phantasie, ist begabt mit Schönheitsſinn, aber auch zum Drolligen, zu Wiß und Satire geneigt, daher stets volksthümlich — ein schnitzender Hans Sachs. Er schuf zahlreiche Altäre, Statuen und Reliefs für Admont und dessen Pfarreien, unter anderem das seinerzeit viel bewunderte Univerſum, welches beim Stiftsbrande 1865 zu Grunde ging. Seine Hauptwerke sind „die vier letzten Dinge“, Kolossalstatuen an den



Ecken des Mittelpavillons der Bibliothek zu Admont: Tod, Gericht, Hölle und Himmelreich, mit einer Menge von barockem Beiwerk, aber genial aufgefaßt und in großen Zügen dargestellt. Stammel hat es verstanden monumental zu schnitzen.



Johann Jakob Schöy: Pietà.

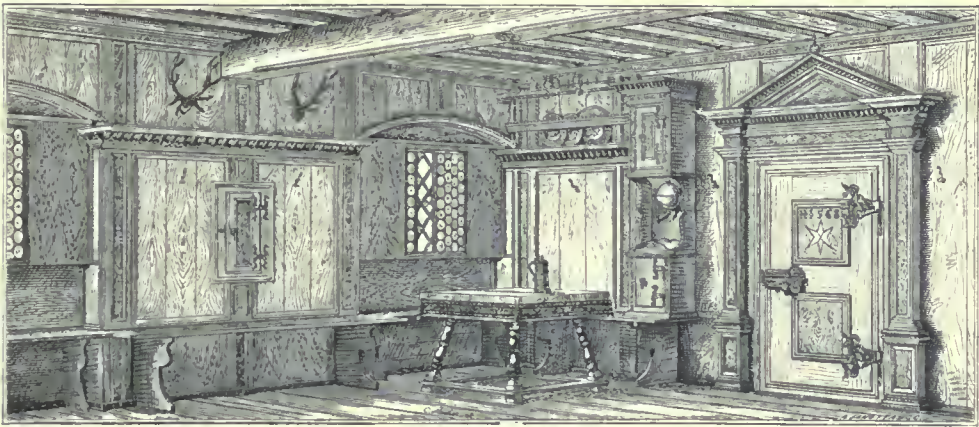
Wir kommen zum XIX. Jahrhundert. Die von Ranperz 1786 gegründete (später landschaftliche) Zeichenakademie in Graz war und blieb ein Mittelpunkt für das Kunstleben Steiermarks. Nach dem 1816 erfolgten Tode ihres Gründers folgten als Directoren dieser provinciellen Kunststätte: Andreas Hardter, Ignaz Hofer, ein tüchtiger Thier- und Blumenmaler, August Stark, ein Schüler Fügers, der Schöpfer zahlreicher

Historien- und religiöser Gemälde, Josef Tunner, einst mit Overbeck, Weit, Friedrich der Künstlergemeinde der Nazarener in Rom angehörend, ausschließlich religiöser Maler mit dem Hauptwerke Christus am Kreuze in St. Antonio zu Triest, endlich in neuester Zeit Heinrich Schwach. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts wirkten in Graz noch der Porträtmaler Johann Wachtl, der Landschaftsmaler Konrad Kreuzer und der Aquarellist Josef Kuwasseg. Als Kupferstecher nennen wir Ignaz Kungaldier und den Landschaftsmaler und Radierer Friedrich Loos.

In der Periode nach 1850 finden wir in Graz den fruchtbaren Porträtmaler August Prinzhofer, die Genremaler Ferdinand Mallitsch und Ernst Moser, den Landschaftsmaler Hermann Freiherr von Königsbrunn, dessen stimmungsvolle Kohlenzeichnungen aus Italien und Ceylon seinen Namen weithin bekannt machten, und den Landschafts-Aquarellisten Heinrich Bank. Auswärts wirkten, oder wirken noch heute, die Landschaftsmaler Ignaz Raffalt, dessen Sohn, der Genremaler Johann Gualbert Raffalt, der Marinemaler Anton Perko, der Aquarellist Eduard Kaiser, früher Porträt-Lithograph, seit zwanzig Jahren in Italien damit beschäftigt, die berühmten Fresken des Mittelalters und der Renaissance für die Zwecke der Londoner Arundel Society in Aquarell zu reproduciren, endlich die Genremaler Professor Gabriel Hackl, Karl Mayr, beide in München, und Gustav Holweg.

Seit Stammel gab es kein hervorragendes Talent auf dem Gebiete der Plastik mehr und ist zu wünschen, daß Hans Brandstetter (Rattensfänger, Waldlilie) die Erwartungen erfüllt, die an seine talentvollen Erstlingsarbeiten geknüpft wurden.





Zimmertäfelung in einem Bauernhaus bei Schönberg aus dem Jahre 1568.

## Die Kunstindustrie in Steiermark.



in glänzendes, ja überraschendes Zeugniß von der Kunstliebe unserer Altvordern und dem Sammeleifer der jetzigen Generation hat die im Jahre 1883 anläßlich der Feier der sechshundertjährigen Zugehörigkeit des Landes zur erlauchten Dynastie Habsburg in Graz veranstaltete kulturhistorische Ausstellung abgelegt. Sowohl die Kirchen und Stifte als auch die Gemeinden, sowie alle öffentlichen und privaten Sammlungen lieferten ihre Schätze. Trotzdem konnte sie keinen vollständigen Einblick in das eigene kunstgewerbliche Schaffen des Landes gewähren, — gelang es doch nur bei den wenigsten Objecten, ihre steirische Herkunft zu ermitteln. So sind z. B. das herrlichste und kostbarste Werk im Besitze des Landes, der unübertroffene „Landschadenbundsbecher“, und das vortreffliche Taufbecken der Familie Herberstein Arbeiten Augsburger Goldschmiede; die beiden Reliquienschrine im Dome zu Graz sind italienischen Ursprungs, der schöne Gobelin und die gestickten Prachtdecken im Schlosse Eggenberg fremde Arbeiten. Auch die hervorragenderen Ketche und Monstranzen, die reicheingelegten Kästchen, die plastischen Zinnteller und Steingengkrüge und andere mehr sind zumeist Augsburger und Nürnberger Arbeiten — und doch kann von einer hochentwickelten steirischen Kunstindustrie gesprochen werden.

Wer die öffentlichen Bauten und Schlösser des Landes prüfenden Blickes durchforst, wird herrliche Reste einstigen Gewerbesleißes kennen lernen und finden, daß den



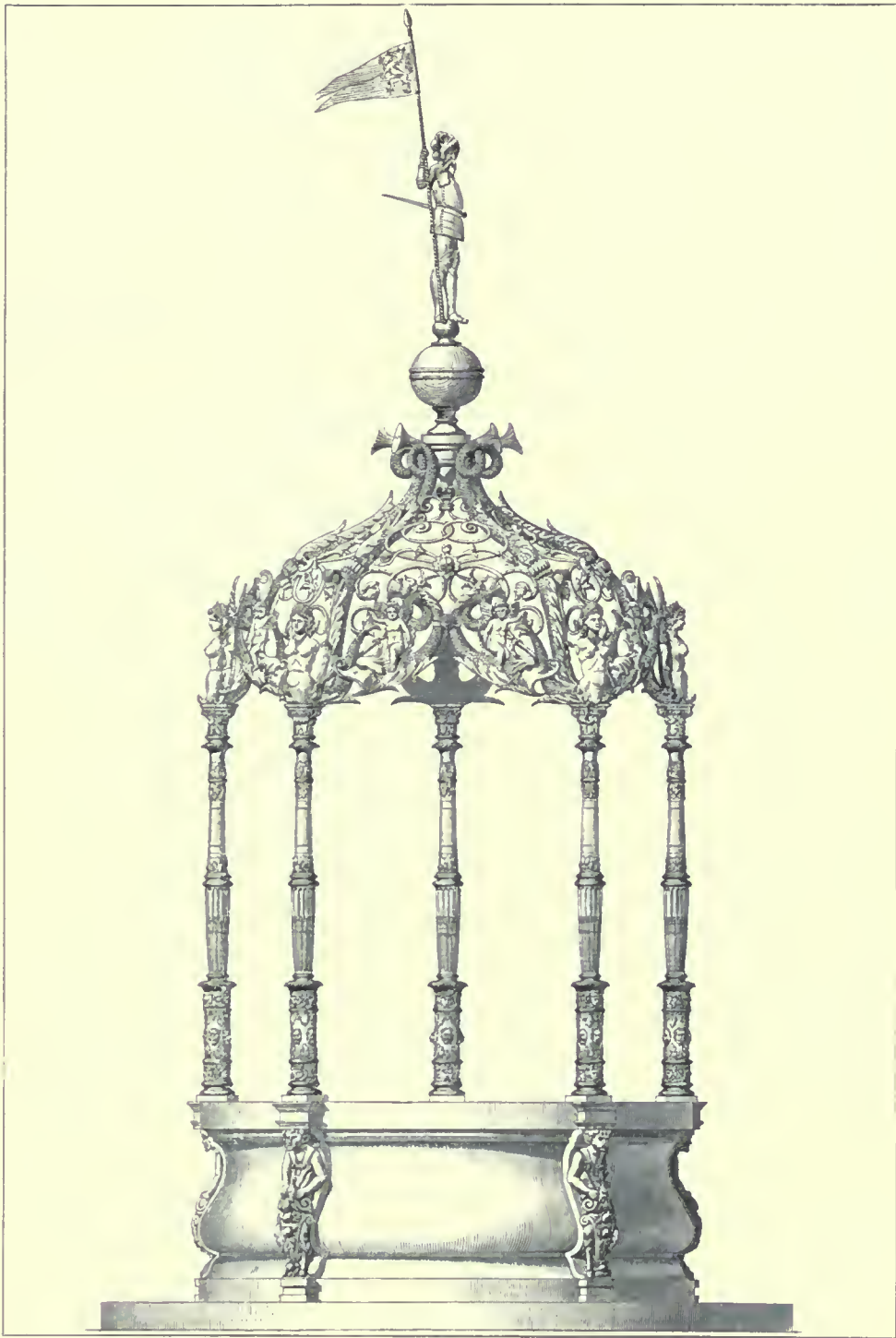
kunstfördernden Bestrebungen der Reichen im Lande selbst ein tüchtiger Handwerkerstand zur Seite war; wer dann noch weiter geht und besonders die alten Handelsstraßen, die über die Gebirge führenden Sammelwege verfolgt und die aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert noch erhaltenen Bürger- und Bauernhäuser des sowohl durch die Türkenkriege als auch durch den dreißigjährigen Krieg weniger heftigsten Oberlandes besucht: dem wird es zur völligen Gewißheit werden, daß die veredelnde künstlerische Verklärung sich auf alle gewerblichen Erzeugnisse erstreckte.

War es vorerst die Kirche, die auch dem Gewerbe hinter den schützenden Mauern der Klöster eifrige Pflege angedeihen ließ, so erblühte in dem XVI. und XVII. Jahrhundert, begünstigt durch die fürstliche Hofhaltung in der Landeshauptstadt und die Kunstliebe des Adels, eine Industrie des Luxus und wurde zum Gemeingut des ganzen Volkes.

Wie die ersten culturbringenden Ansiedler, welche nach der Völkerwanderung und nach der Herrschaft der Avaren die Werke des Friedens wieder zur Geltung brachten, Baiern und Franken waren, so zeigt sich auch in dieser glücklichen Epoche im Gegensatz zur großen Kunst, die zumeist unter italienischer Führung stand, auf unserem Gebiete unverkennbar der mächtige Einfluß, welchen die Nürnberger und Augsburger Meister auf das künstlerische Schaffen in den Ländern deutscher Zunge ausübten. Haben nun auch einzelne Gebiete die Höhe nicht erklommen, auf welcher die Werke der stets vorbildlich gebliebenen Stammesgenossen standen, so kam der Steiermärker dennoch mit Stolz auf einige Industriezweige verweisen, die den Höhepunkt damaligen Schaffens vollkommen erreicht haben.

So die Arbeiten aus Holz, die Thonöfen, die Bronzearbeiten und ganz besonders die Erzeugnisse des Schmiedehandwerkes. Diese in allen Techniken durch reichliche Übung erworbene Geschicklichkeit zeigen auch noch die Arbeiten des folgenden XVIII. Jahrhunderts. So entfaltete auch die Periode des Rococo trotz des abnehmenden Wohlstandes eine bedeutende Blüte. Wie ein herrliches, zur Bewunderung hinreißendes Abendroth leuchtet noch das Schmiedehandwerk empor, als es schon allenthalben in Dingen des Geschmacks zu dunkeln begann. Wohl ein günstiges Omen für den kommenden Morgen? Doch sehen wir vorerst, was noch an tüchtiger alter heimischer Arbeit im Lande vorhanden ist.

Schon die älteste uns erhaltene Seidenstickerei, der berühmte Ornat der ehemaligen Nonnenabteikirche zu Göß, ist eine heimische Arbeit; er wurde in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts von der Äbtissin dieses Klosters, Annigunde, angefertigt. Das schöne Beispiel fand glückliche Nachahmung. So wurde in dieser friedlichen Stätte, wie in den übrigen Klöstern des Landes, die schöne Technik durch Jahrhunderte fleißig gepflegt, und die noch erhaltenen zahlreichen Maßgewänder, Paramentsstücke zc. unserer

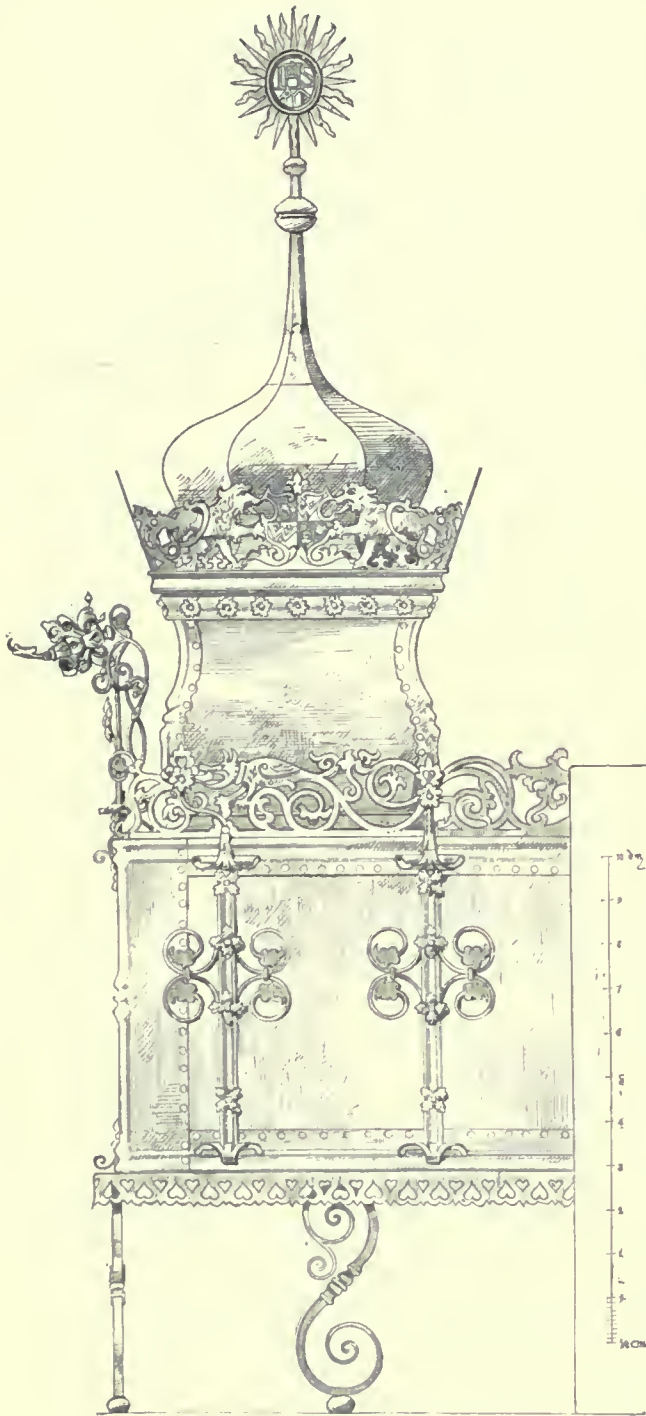


Der Bronzebrunnen im Hofe des Landhauses zu Graz.

Kirchen sind den kunstgeübten Händen der Klosterbewohnerinnen zu danken. Der Laienbruder des Stiftes Admont, Beno Haan (gestorben 1702) verfertigte die im genannten Stift erhaltenen herrlichen Wandteppiche mit ihren trefflichen Heiligenbildern und Arabesken. Auf profanem Gebiete entfaltete die Stickerie besonders an den Gewändern große Pracht, auch am bäuerlichen Costüm, und da bis in die jüngste Zeit herein an den Halstüchern der Frauen und den Ledergürteln der Männer. Noch zahlreiche in bäuerlichem Besitze befindliche Leinenstickereien zeigen sowohl die Weiß- als Buntstickerei auf einer hohen Stufe. Der dem Deutschen eigene Sinn für behagliche Häuslichkeit ließ auch hierzulande der Ausstattang der Wohnräume besondere Sorgfalt angedeihen, dabei fand die Holzarbeit Gelegenheit zu herrlicher Entfaltung. Schon die gothijchen kirchlichen Arbeiten zeigen ein leistungsfähiges Tischlergewerbe und vollendete Meistererschaft die Täfelungen der Prunksäle unserer Schlösser. Arbeiten wie die noch vortrefflich erhaltenen, der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts angehörigen Portale aus dem Schlosse vulgo Schloßbauer bei Neumarkt, die herrlichen, von den eingewanderten Tischlern Nikolaus Rentler aus Thüringen und Michael Gshiedinger aus Schlesien in den Jahren 1563 und 1564 gefertigten Holzarbeiten des Ritterjaales in dem von Domenico de Lallo erbauten Schlosse Radmannsdorf in Weiz, sowie jene in den Schlössern Kiegerssburg, Strehau und Frondsberg müssen zu den besten ihrer Zeit gezählt werden. Sie zeichnen sich durch edle Architektur, ganz besonders aber durch streng gezeichneten und die verschiedenfarbigen Hölzer prächtig vertheilenden Intarsiaschmuck aus.

In diesen Prunksälen erstreckte sich der Holzschmuck auf die Herstellung des Plafonds, der bis zur Decke reichenden Portale, der Wandchränke, des Frieses und der Bank. Die Wand oberhalb des Frieses war bemalt und unterhalb desselben mit Teppichen behängt, während jene gleichzeitigen Täfelungen der Bürger- und Bauernhäuser alle Wandflächen, auch die Fensternischen, mit Holz verkleideten. Diese Arbeiten von anheimelndem Reize enthalten auch nebst guter architektonischer Gliederung reicher ausgebildete Portale, Waschkästchen, Schüsseltörbe, Wandchränke sowie die umlaufende Bank. So eine Stube in dem Gasthause zu Mösna im Sölkpaß aus dem Jahre 1596, eine in einem Bauernhause nächst Schönberg bei Oberwölz 1568, eine andere in einem Bauernhause bei Neumarkt und andere mehr. Im XVII. Jahrhundert beschränkte sich der Holzschmuck auf die Ausbildung der Portale und der Wandchränke. Diese Arbeiten, wie im Stift zu Seckau und im Schlosse Gstatt, sind derber gegliedert, aufgelegte Flachornamente ersetzen den nun seltener angewandten Intarsiaschmuck. An den folgenden Arbeiten fand die Schnitzerei, welche nun bei der allgemein üblichen Ausstattung der Kirchen, an den barocken Altären und Chorgestühlen reichlicher geübt wurde, selbst im Bürgerhause, z. B. in einem Hause in Murau, einem Bauernhause bei Rottenmann, ausschließlich





Der schmiedeeiserne Ofen auf Schloß Röthelstein bei Admont.

Anwendung; dabei wurde der Plafond mit Stuckarbeit geziert, welche Technik auch in Steiermark zu großer Meisterschaft gelangte. Wie in der Folge der Tapezierer den Wandschmuck besorgte, zeigen die noch vollständig eingerichteten Zimmer im Schlosse Eggenberg. Auch das Mobiliar weist noch vorzügliche Repräsentanten auf und läßt neben der Tischlerarbeit auch den hohen Stand der Drechslerei und Holzschnitzerei erkennen.

Vortreffliche Ausbildung erlangte auch der Ofen. Aus der gothischen Periode sind mir nur einige sehr schöne, bei Murau aufgefundene Kacheln bekannt. Überraschend reich ist dagegen der Thronofen der Renaissance vertreten. Die Ofen im Hoforatorium des Grazer Domes, in den Schlössern Poppendorf, Hollenegg, Fronzberg, Schrattenberg, Murau und Kleinkainach, ferner in Banernhäusern bei Murau, bei Voitsberg und in dem Gasthause zu St. Nikolai (1596), sowie endlich in einem Weingartenhause in Kehlberg repräsentiren in ganz hervorragender Weise die verschiedenen Wandlungen, welche dieses beliebte Decorationsobject in deutschen Landen erfahren hat.

Daß die Gefäßbildnerei hohe künstlerische Arbeiten geschaffen,

ist mir nicht bekannt. Wohl aber kann ich auf das häufige Vorkommen guter Bauernmajoliken hinweisen und die noch bestehende Töpferfamilie Caspar in Manttscha bei Graz namhaft machen, welche von 1746 bis in die jüngste Zeit Schüsseln und Krüge erzeugte, die den übrigen österreichischen Fayencen in nichts nachstehen.

Die noch zahlreich erhaltenen Zinnarbeiten sind meist gravirt, doch fand auch das durch die blühende Waffenerzeugung reichlich geübte Ätzen häufige, die plastische Decoration dagegen nur sporadische Anwendung. Auch die Steinätzung weist in verschiedenen Sammlungen des Landes tüchtige Arbeiten auf; echt künstlerisches schufen hierin die Grazer Meister Michael Holzbecher in der zweiten Hälfte des XVI. und Andreas Pechku zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. Hervorragendes leistete die Bronze-Industrie. Im XVI. Jahrhundert bestanden in Graz zwei Gießhütten, die eine vor dem Sackthore, welche erst im Jahre 1875 einging, die andere vor dem Paulusthor. Das bedeutendste uns erhaltene Werk ist der Brunnen im Hofe des Landhauses in Graz. Dieses von den Grazer Meistern Thomas Auer und Max Wenig 1590 geschaffene Meisterwerk zählt zu den bedeutendsten Bronzearbeiten der deutschen Renaissance.

Eine tüchtige Arbeit ist auch die von dem aus Sachsen eingewanderten Hilger im Jahre 1587 gegossene große Glocke auf dem Grazer Schloßberg, „die Lisl“ genannt.

Auch das steirische Münzwesen, dessen Anfänge bis in die zweite Hälfte des XII. Jahrhunderts zurückreichen, entwickelte sich zu hoher künstlerischer Bedeutung. Unter den noch erhaltenen ältesten Geprägten (1240 bis 1282) trägt, nebstbei bemerkt, der Pfennig „Schild von Steir“ die älteste deutsche Münzumschrift nicht nur in Österreich, sondern auch in ganz Süddeutschland.

Tüchtige Siegel- und Wappenstecher waren außerhalb Graz auch besonders während des XIV., XV. und XVI. Jahrhunderts in Judenburg thätig. Auch weist die Chronik dieses Ortes, wie jene von Graz, auf tüchtige Goldschmiede hin; von letzteren nenne ich nur den landschaftlichen Goldschmied Johann Friedrich Stromayr (er fertigte 1694 für die Toblsbadkapelle eine Monstranze für 168 Gulden) und Leopold Vogtner, welcher von 1712 bis 1737 zumieist für Admont beschäftigt war.

Ob die vielen trefflichen Elfenbeinarbeiten im steirischen Besitz heimischen Händen angehören, ist mir nicht bekannt, doch sei bemerkt, daß der aus Thalhausen in Kärnten stammende Leo Bronner, im Jahre 1630 in Nürnberg gestorben, viele Jahre in Ruffee lebte und berühmt war durch die sorgfältige Ausführung ungemein kleiner Schnitzereien in Holz und Elfenbein. Auch Nikolaus Klammert (1769 bis 1830) schuf in dieser Technik in Graz zahlreiche vielbewunderte Arbeiten.

Bei der herrlichsten Blume im Kranze des steirischen Gewerbestrebes, den Schmiedearbeiten, anlangend, sei nur auf einige charakteristische Typen dieses umfangreichen

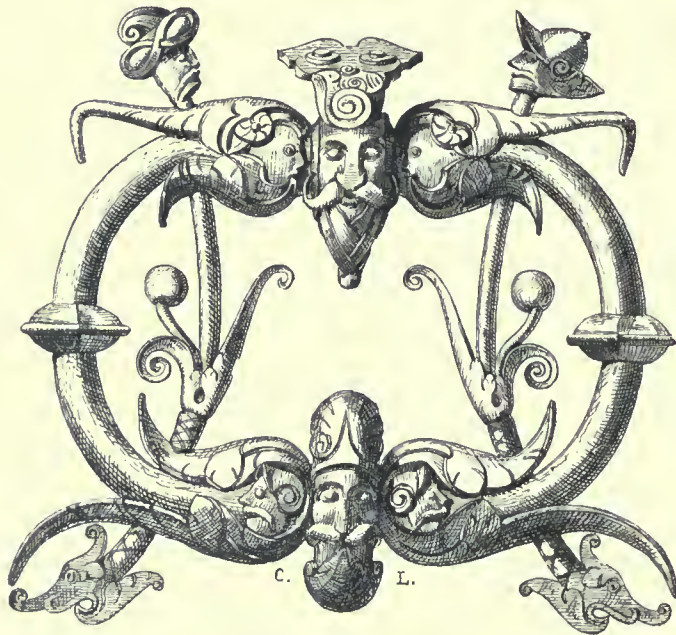
Gebietes hingewiesen. Vortreffliche Leistungen der gothischen Periode sind: die Sacristeithür in Bruck an der Mur und jene in der Pfarrkirche in Pettau. Unzählig sind die Arbeiten der Renaissance. Wohl jede Dorfschronik könnte tüchtige Meister nennen — doch sprechen zum Glück ihre Arbeiten noch selbst! Was da an großen Brunnenlauben, an Öfen, an Kapellen-, Thor-, Oberlicht- und Fenstergittern, an Trägern für Zunft- und Gasthauszeichen, in der Kirche an Wandleuchtern, an Grabkreuzen, ja selbst im entlegenen Bauernhause an Leuchtern, Thürbändern, Schlüsselschildchen, an Schlüsseln und Schlössern noch erhalten ist, trägt den Stempel echter Kunstarbeit.

Die dabei zu Tage tretende große technische Geschicklichkeit steigerte sich im folgenden XVIII. Jahrhundert zu geradezu bewundernswürdiger Virtuosität, deren Ausklingen noch bis an die jüngsten Tage heranreicht. So brachte der Meister Georg Mayer (gestorben 1842) in Feista an seinen Eßbestecken die Formensprache des vorigen Jahrhunderts noch auf das glücklichste zur Anwendung. Ein Lichtstrahl fiel in dies bescheidene Wirken, als Erzherzog Johann bei seiner Wanderung über den Sölkpaß den alten Mann durch einige Ankäufe erfreute. Mit ihm erlosch der letzte Rest alter kunstgewerblicher Geschicklichkeit. Was hat uns die fortschreitende Kultur als Ersatz gegeben? Vorerst brachte sie uns wohl nur schlechte, stillose Fabrikwaare. Doch wirkte bald der mächtige Aufschwung der Reichshauptstadt auch auf unser Kronland belebend ein.

Der Gründung des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien folgte die Gründung des steiermärkischen Vereines zur Förderung der Kunstindustrie in Graz. Getreu seinem Vorbilde und thatkräftigst unterstützt von demselben, gelang es diesem thätigen Vereine durch Vorträge, durch Ausstellungen, durch seine Vorbilderjammlung und endlich durch Unterricht — aus seiner mit dem Gewerbeverein gemeinsam erhaltenen Handwerkererschule entwickelte sich die k. k. Staatsgewerbeschule — grundlegend für ein gedeihliches Wirken zu werden und im Verein mit dieser vorzüglich ausgestatteten Staatslehranstalt eine umfassende künstlerische Reform des Handwerks herbeizuführen. Durch directe Mitwirkung der künstlerischen Kräfte der k. k. Staatsgewerbeschule entwickelte sich in der Landeshauptstadt eine Ofenindustrie, welche vollständig auf der Höhe des Zeitgeschmacks steht, eine Zinnindustrie, die als Grazer Specialität gleichfalls ein sich über die Reichsgrenzen erstreckendes Absatzgebiet erlangte. Auch gelang die Wiedererneuerung der Schmiedekunst: sie hat bereits ebenfalls tüchtige Leistungen aufzuweisen. Die Möbelindustrie schreitet nicht minder rüstig vorwärts und manch gelungenes Täfelwerk zeigt wieder ein glückliches Ausblühen der alten Zimmerdecoration. Treffliches Decorationsgeschirr erzeugt die Majolikafabrik in Liboje bei Gills. Da auf allen Gebieten, auch auf jenem der Stickerei, zeigt sich Leben und Bewegung, Veredlung in formaler und technischer Richtung im Geiste der deutschen Renaissance.



Neben dem allgemeinen Interesse, das diesen Bestrebungen aus allen Kreisen zutheil wird, ist in der jüngsten Zeit eine mächtige Bewegung im Zuge: das schöne Vermächtniß des Erzherzogs Johann, das „Joanneum“, zu einem großen Landesmuseum zu erweitern, den bedeutenden, sehr gut geordneten naturwissenschaftlichen Sammlungen eine culturhistorische Abtheilung anzuschließen und neben den Werken der Väter auch Raum zu schaffen für die moderne Arbeit, welche das Beste für eine gedeihliche Weiterentwicklung unseres Kunstgewerbes hoffen läßt. Sind doch die erwähnten Gegenstände zumeist schon im Besitze des Museumsvereines und vieles Andere ist, Dank der Begeisterung, die dafür im ganzen Lande vorhanden, mit Wahrung des Eigenthumsrechtes dem gemeinnützigen Unternehmen zur Verfügung gestellt.



Thürklopfer am Dom zu Graz.



## Volkswirthschaftliches Leben in Steiermark.

Auf einem Territorium, dessen Flächeninhalt in runder Zahl 22.500 Quadratkilometer —  $7\frac{1}{2}$  Procent der gesammten Area Österreichs — umfaßt und von welchem nur etwa ein Zehntel ebener Boden ist, leben  $1\frac{1}{3}$  Millionen Menschen, 54 Bewohner auf ein Quadratkilometer, während die Durchschnittsziffer für Österreich 74 beträgt. Die mäßige Dichtigkeit der Bevölkerung erklärt sich aus der Gebirgslage Steiermarks und der hierdurch

bedingten verhältnißmäßig geringen Ausdehnung des Ackerlandes, welches mit Einschluß der Gärten, Weingärten und Wiesen nur etwa ein Drittel der Bodenfläche umfaßt. Nahezu die Hälfte (48 Procent) der Area, größtentheils absoluter Waldboden, entfällt auf Waldungen, ein Achtel überdies auf Hutweiden und Alpen, — eine Configuration der Bodencultur, welche, in Verbindung mit den landschaftlichen Reizen Steiermarks, dem Lande das Epitheton des „schönen und grünen“ verschafft hat. Daß der eigentliche unproductive Boden kaum fünf Procent der gesammten Area einnimmt, spricht, mit Rücksicht auf den vorwiegend alpinen Charakter Steiermarks, für die immerhin günstigen Vegetationsverhältnisse des Landes.

Der Boden Steiermarks, zumal im Unterlande ziemlich zerplittert, befindet sich weitaus überwiegend in den Händen kleinerer Grundbesitzer; seine Bewirthschaftung durch den Ackerbau ist, trotz der durch die klimatischen Verhältnisse und die Bodenformation bedingten hohen Culturkosten, eine sorgfältige. Auch der Weinbau, welcher einige vorzügliche Sorten liefert, findet die liebevolle Pflege des Unterländers. Das Gleiche gilt von der Obstkultur, deren ausgezeichnete Erzeugnisse zu einem gesuchten, auch im Ausland geschätzten Handelsartikel geworden sind.

Die Viehzucht, insbesondere die Rindviehzucht, ist von beträchtlichem Umfange, sie bildet infolge des vorzüglichen und weit verbreiteten Rufes der Zuchtproducte einen hervorragenden Zweig der steiermärkischen Volkswirtschaft; die Geflügelzucht hat sich zu einer Specialität der letzteren entwickelt. Die Forstkultur, durch die herrschende Bodenzerstückelung wenig begünstigt, wendet sich allmählig zeitgemäßen rationelleren Formen des Betriebes zu.

Der Eisenbergbau und das Hüttenwesen Steiermarks, durch die neueren Verfahrungsarten, welche minderwerthigen Erzen eine allgemeinere Verwendung sichern, ungünstig beeinflusst, hat, gestützt auf den unerschöpflichen Bergsegen, die besondere montanistische Tüchtigkeit der Bevölkerung und den altbewährten Weltruf des steiermärkischen Eisens, den Concurrenzkampf mit den Erzeugnissen anderer Productionsgebiete rühmlichst aufgenommen.

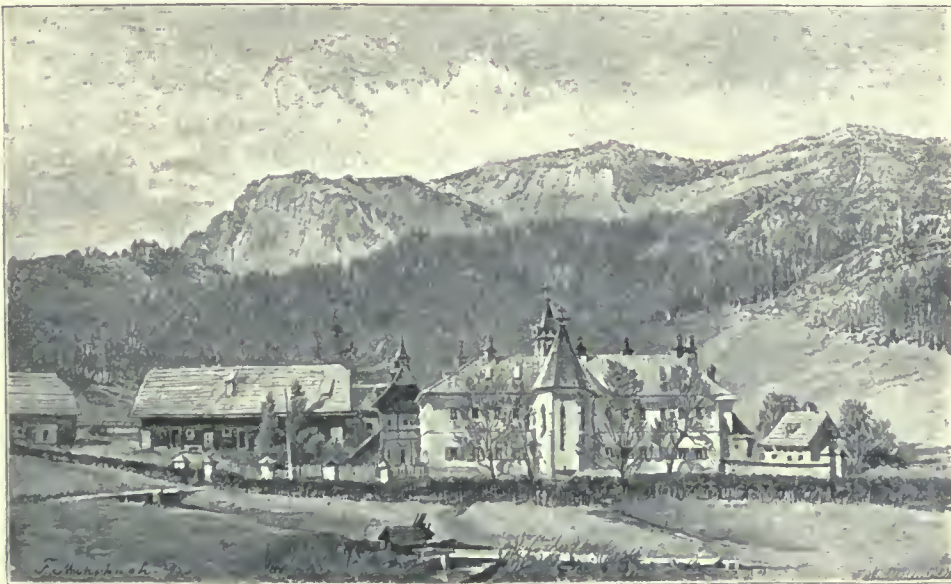
Innig verknüpft mit der Urproduction hat auch die Industrie in einzelnen Zweigen, zumal in der Verarbeitung des Stahls und des Eisens, eine hohe Stufe der Ausbildung gewonnen und zeichnet sich — das anziehende Bild der Volkswirtschaft Steiermarks vervollständigend — auch im übrigen durch ebenso tüchtige Leistungen als durch ein originelles Gepräge aus.

Die Land- und Forstwirtschaft ernährt nahezu 70, das Berg- und Hüttenwesen und die Industrie an 20 Procent, Handel und Verkehr circa 3 Procent der Bevölkerung, während der Rest auf die übrigen Bevölkerungsschichten entfällt.



## Landwirthschaft und Viehzucht.

Am nördlichen Abhange des Seeberges, 1.012 Meter über der Meeresfläche, dicht an der Pilgerstraße, welche aus dem Pfenzthale nach dem berühmten Wallfahrtsorte Maria-Zell führt, in der rauhen, aber reizenden Waldeinsamkeit der felsigen Abhänge der Pfenzler Stariße, stand noch im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts eine einfache Alpenbesitzung mit aus Holz gezimmelter Behausung. Heute steht an dieser Stelle der „Brandhof“, den der unvergeßliche Erzherzog Johann im Jahre 1818 an der Stelle des einfachen Bauernhofes von Grund aus neu aufgebaut und für die damalige Zeit zu



Der Brandhof.

einer wohlgeordneten und mustergiltigen Alpenwirthschaft eingerichtet hat. Hier war es, wo der edle Sohn Habsburgs seine reformatorischen Ideen auf dem Gebiete der Landwirthschaft zur Verwirklichung brachte, wo er durch die Gründung der über alle Bezirke des Landes sich verzweigenden steirischen Landwirthschafts-Gesellschaft den auf die Förderung der Landescultur hinzielenden Bestrebungen eine bestimmte Richtung gab. Von hier aus ist Decennien hindurch jede Anregung, jedes Beispiel landwirthschaftlichen Fortschritts für Steiermark ausgegangen. Wenn trotz dieser mächtigen Anregung Verbesserungen auf dem Gebiete der Landwirthschaft sich nur langsam Bahn zu brechen vermochten, so liegt der Grund in den eigenartigen Verhältnissen des Landes.

Das Reinerträgniß des landwirthschaftlichen Betriebes ist in Steiermark im Großen und Ganzen unbeträchtlich, da die Cultur- und Productionskosten sich unverhältnißmäßig

hoch stellen, zum Theil schon infolge der Gebirgslage des Landes, da von der gesammten landwirthschaftlichen Culturfläche im Ausmaße von 1,019.544 Hektar nur 15 Procent in der Ebene sich befinden. Dazu kommt, daß die bebauten Grundstücke im Flachlande überwiegend aus Geröllboden bestehen, während die Hügel- und Höhenlagen zumeist schwerere Bodenarten aufweisen, die sehr oft, was insbesondere von den Wiesen gilt, von Wasseradern durchzogen und versumpft sind. Nicht minder erschweren und vertheuern die häufigen und starken Niederschläge den landwirthschaftlichen Betrieb, der noch ganz besonders durch rauhe Winde, Frost und Hagel zu leiden hat. Diese ungünstigen Witterungsverhältnisse bewirken, daß die kurze, oft nur auf einzelne Tage zusammengedrückte für die Feldarbeit günstige Zeit so rasch und voll als möglich ausgenützt, ja besondere Vorsorge getroffen werden muß, um der Ungunst der Witterung einigermaßen begegnen zu können. So findet man auf jeder Wiese des Oberlandes einen eigenen Schupfen — Heustadl genannt —, um das auf Stiefelstangen oder Pyramiden mühsam getrocknete Heu im günstigen Augenblick rasch unter Dach bringen zu können. Auf diesen Stiefelstangen und Pyramiden werden auch die Getreidegarben getrocknet, welche des rascheren Erfolges wegen einen Durchmesser von nur 25 bis 30 Centimeter erhalten. Solcher künstlicher Trockenvorrichtungen bedient sich auch das Mittelland, welches zum Schutze der Heuvorräthe im Freien das ambulante Schutzdach besitzt, das aus einem auf vier oder sechs in den Boden eingerammten Pfählen verschiebbaren Flug- oder Zeltdach besteht.

Wesentlich verschieden hiervon ist das Trockenhaus, das im Unterlande unter der Bezeichnung „Harpfe“ in allen slovenischen Bezirken im Gebrauche steht. Die Harpfe ist ein auf gemauerten oder hölzernen Säulen aufgeführter an der Stirnseite halb offener Schupfen, dessen Wände durch Lattengerüste gebildet werden, und dient dazu, dem beladenen Erntewagen bei drohendem Unwetter oder über Nacht ein schützendes Dach zu gewähren und die Feldfrüchte zum Trocknen auf dem Lattengerüste aufzuhängen. Dieses Trockenhaus, nicht uninteressant durch seine eigenthümliche Bauart, ist auch außerhalb Steiermarks dort anzutreffen, wo dereinst Wenden ansässig waren, ohne daß es die ursprüngliche deutsche Sprachgrenze überschreitet.

Ein weiterer Nachtheil für die Bewirthschaftung sind die nahezu unvermittelten Übergänge der Jahreszeiten. Kaum daß die Schneedecke gewichen, beginnt unter dem Einflusse intensiver Sommerwärme die Vegetation sich rasch zu entwickeln, die nicht selten, zumal im Monat Mai, kaltem Regenwetter, Schneestürmen und Frösten ausgesetzt ist und empfindlich unter denselben leidet. Dazu kommt der große Arbeitermangel infolge des Umstandes, daß die kräftigen Leute beiderlei Geschlechtes mit Vorliebe industrielle Arbeit annehmen, bei welcher sie besser bezahlt und während der freien Zeit an keinerlei beengende Hausordnung gebunden sind. Zur Besorgung der landwirthschaftlichen Arbeiten verbleiben

in den Gehöften vorwiegend Kinder, Schwächlinge und Greise. Um der Gefahr vorzubengen, während der dringendsten Arbeiten ohne Hilfskräfte dazustehen, ist der Grundbesitzer solcherart genöthigt, eine zur Größe des Besitzes unverhältnißmäßig große Zahl ständiger Dienstboten, von denen die weiblichen nicht selten mehrere Kinder besitzen, sammt diesen letzteren im Hause zu erhalten. Dabei sind die Diensteute, insbesondere im Oberlande, was die Kost betrifft, in ihren Ansprüchen nichts weniger als bescheiden, so daß fast im ganzen Oberlande der Grundbesitzer sich nicht recht getraut, Milch, Butter, Käse oder Schmalz zu verkaufen, weil er sonst in den Ruf des Geizes kommt und von jedem halbwegs



Trockenhaus „Garpse“ in Untersteiermark.

brauchbaren Dienstboten genossen wird. Aber auch der Tagelöhner ist theuer, da seine Entlohnung in Geld und seine Verpflegung nicht im Verhältniß steht zu der kurzen Arbeitszeit, die für ihn allgemein üblich ist.

Alle diese elementaren und socialen Verhältnisse, gegen welche letztere der Einzelne machtlos ist, erhöhen die Productionskosten ganz unverhältnißmäßig und verringern im gleichen Maße den Reinertrag der Wirthschaften. Berücksichtigt man noch, daß der Grundbesitzer den Besitz in der Regel schon mit Hypothekarschulden überlastet übernimmt und der Bodenertrag durch Frost, Hagel und anderweitige Elementarjchäden häufig beeinträchtigt wird, so wird man es erklärlich finden, daß die Lage des steiermärktischen Grundbesitzes im Großen und Ganzen eine so schwierige ist.



Die Art, in welcher das Ackerland bestellt wird, ist zumeist ein vier- oder fünfjähriger Turnus, der aber auch zu einem sechsjährigen erweitert zu werden pflegt. Im vierjährigen Turnus beginnt die Hackfrucht mit Bohnen und Kürbissen als Zwischencultur; dieser folgt eine Sommerung mit Klee, nach welchem eine Winterfrucht und als deren Nachfrucht Buchweizen, Stoppelrübe oder Grünmais gebaut wird. Beim fünfjährigen Turnus folgt dem Nachbau Wickhafer-Mischling oder eine Halmsfrucht — Roggen oder Hafer — und der sechsjährige Turnus endigt noch mit einer Winterfrucht. Wird die Feldwirthschaft des ganzen Landes in Betracht gezogen, so erscheint der Roggenbau als vorherrschend, welchem über ein Sechstel des gesammten Ackerlandes gewidmet ist. Ihm nahezu gleich ist der Haferbau, während der Weizenbau ein Siebentel, der Bau von Buchweizen — hier Haiden genannt — und die Eggartenwirthschaft circa ein Achtel der gesammten Ackerfläche in Anspruch nehmen. Dann erst folgen der Mais, der Klee, die Futterrübe, die vorwiegend, wie der Buchweizen, als zweite Frucht gebaut wird, und die Kartoffeln; in geringerem Maße: Gerste, Hirse, Flachs, Kraut, Kleejamen, Kürbis, Mengfutter, Hülsenfrüchte, Hopfen, Hanf, Gemüse, Raps und Weberkarden.

In den einzelnen Landestheilen gestaltet sich die Bewirthschaftung wesentlich verschieden. So ist im Oberlande die Eggartenwirthschaft vorherrschend, welcher über ein Viertel seiner Ackerfläche gewidmet ist. In einer Seehöhe über 650 Meter bis unterhalb der Waldregion erscheint die Eggartenwirthschaft gerechtfertigt und wird daher in großer Ausdehnung betrieben. Die Bearbeitung des Bodens in so bedeutender Höhe ist bei der kurzen Vegetationszeit wesentlich vertheuert, und so sucht man die Culturkosten dadurch zu verringern, daß der Boden nur drei oder vier Jahre als Ackerland benützt wird, um dann ebenso lange als Grasland zu dienen. Zumeist wird die sechsschlägige Eggartenwirthschaft betrieben, so daß der Acker durch drei Jahre mit Roggen und Hafer, in geringem Ausmaße auch mit Erbsen bebaut und dann durch drei Jahre als Grasland benützt wird. Der Weizen gedeiht auf diesen Grundstücken schlecht, weshalb er von rationellen Landwirthern in den Turnus nicht aufgenommen wird. Ebenso dauert die Grasnarbe dieser Äcker, da deren Befamung in der Regel der Natur überlassen bleibt, selten länger als drei Jahre. Im Mittellande betragen die Eggärten noch ein Zehntel des Ackerlandes und im Unterlande ein Zwanzigstel desselben. Nach den Eggärten absorbirt im Oberlande der Haferbau die größte Fläche des Ackerlandes; diesem folgt der Roggen, der Weizen, der Klee und der Kartoffelbau. Von den übrigen im Lande vorkommenden Culturpflanzen werden im Oberlande Hirse, Hopfen, Kürbis, Raps, Weberkarde und Wein überhaupt nicht gebaut. Die vorherrschenden Culturpflanzen des Mittellandes sind der Roggen und der Hafer, in geringerem Maße der Weizen, der Buchweizen, der Mais, der Klee, die Futterrübe und die Kartoffel. Unter den Feldfrüchten des Unterlandes ist der Buchweizen die verbreitetste,

diesem folgt der Weizen, der Roggen, der Hafer, der Mais, die Futterrübe, die Kartoffel und der Klee. Zu erwähnen ist noch die Weberkarde im Mittellande und der Hopfen im Mittel- und im Unterlande.

Die Mehlsfrüchte werden zumeist im Lande verarbeitet und verbraucht, dagegen bilden Exportartikel: der Hopfen, welcher auf dem Nürnberger Markte als steirischer Frühhopfen einen ersten Platz einnimmt; der Kleejamen, welcher als Specialität den Markt beherrscht, und die Bohnen, welche vom Triester Plage sowie von Firmen des südlichen Frankreich zur Verproviantirung der Schiffe gekauft werden.

Der Weinbau charakterisirt den landwirthschaftlichen Betrieb des Unterlandes und beeinflusst denselben auch schon im Mittellande in der Weise, daß in den Weinbau treibenden Bezirken der Feldbau zu Gunsten des Weinbaues etwas stiefmütterlich behandelt wird. Die Vorliebe für den Weinbau geht so weit, daß nicht selten Grundparcellen zur Erweiterung des Weingartens herangezogen werden, die ihrer tiefen Lage wegen nicht dazu geeignet und sehr häufig dem Froste preisgegeben sind. Der Weinbauer, wie nicht minder der Weingartenbesitzer anderer Berufsclassen bringt dem Weingarten eben jedes Opfer, — ersterer, weil er ihn aus anerzogener Vorliebe als sein einziges Ertragsobject betrachtet, letzterer aber nicht selten auch deshalb, um einen Landbesitz zu haben, welcher den beliebten Sammelplatz der Familie und der Freunde bildet, wenn es gilt, einen festlichen oder willkommenen Anlaß zu feiern. Von der ganzen Weingartenfläche, circa 34.000 Hektar, entfallen 75 Procent auf das Unterland und die übrigen 25 Procent auf das Mittelland. Die bekanntesten steirischen Weine sind die Luttenberger: Allerheiliger, Eigenthürer, Gomilla, Grünauer, Hochstermezer, Jerusalem, Kummerberger, Littenberger, Nachtigaller, Oberlittenberger und Töthenhengster; die Pekkauer: Aukensteiner, Kolosser, Samritscher, Stadtberger und Türkenberger; die Marburg-Pacherer: Brandner, Franheimer, Pickerer, Radijeller, Rittersberger, Schmitzberger und Vinarier; die Windischbüchler: Griechenberger, Klappenberger, Koroschacker, Kostbacher und Schloßberger; die Großsonntager: Rundschacher, Steinlger und Witschenberger; die Saualer und Wisjeller. Als Specialität sind bekannt der Gamser Muscateller bei Marburg und der Ligister Stainzer und Deutschlandsberger „Schilcher“. Die Weine sind zumeist sehr zucker- oder sehr alkoholhaltig, weshalb sie schwer auf dem Markte concurriren, welcher gute leichte Mittelweine verlangt. Verbraucht werden sie zumeist im Lande selbst und in den angrenzenden Provinzen. Insbesondere die süßen Sorten bilden einen gesuchten Handelsartikel für Wien, wo sie größtentheils als süßer Heuriger getrunken werden.

Im Allgemeinen wird der Weinbau schon seit Generationen auf denselben Stellen betrieben. Den Saß bildet mit wenigen Ausnahmen ein Gemisch der verschiedenartigsten Rebenforten ohne Unterschied der Reifezeit und Qualität. Der durchschnittliche Ertrag im

ganzen Lande belief sich in den letzten zehn Jahren auf 6 bis 24 Hektoliter vom Hektar. Das geringste Erträgniß von 6 Hektoliter fällt auf das Jahr 1880, jenes von 24 Hektoliter auf das Jahr 1878. Der zehnjährige Durchschnitt berechnet sich (1877 bis 1886) mit nur 14·3 Hektoliter per Hektar. Dieses geringe, durch Frost, Hagel und andere ungünstige elementare Einflüsse bewirkte Erträgniß dürfte durch die Reblaus, deren allmähliche Verbreitung in den Bezirken Rann und Pettan nachgewiesen ist, noch mehr verringert werden.

Die Wiesen im Ausmaße von 269.000 Hektar betragen über ein Viertel des gesammten landwirthschaftlichen Culturlandes und bilden einen wichtigen Factor des landwirthschaftlichen Betriebes. Innerhalb der einzelnen Landestheile beträgt das Wiesenland im Ober-, Mittel- und Unterlande 22·5, 29 und 27 Procent des landwirthschaftlichen Culturbodens. Im Oberlande ist noch allerdings etwa die Hälfte der Eggärten hinzuzuzählen, die zur Hengengewinnung gemäht werden. Der weitaus größere Theil der Wiesen ist mehr oder weniger fencht, wodurch die Qualität des gewonnenen Heues ungünstig beeinflußt wird. Wenn die Trockenlegung derselben auch vielfach schon in Angriff genommen wurde, wenn auch mehrere Wassergenossenschaften im Lande bereits bestehen und in der Bildung begriffen sind, wenn auch das Verständniß für die Zweckmäßigkeit der Drainirung sich immer mehr und mehr verallgemeinert, so steht die drainirte Fläche der Wiesen zu jener der nassen noch in einem höchst ungünstigen Verhältnisse, weil der kleine Grundbesitzer nicht die Mittel besitzt, die Trockenlegung vereinzelt oder im Wege der Genossenschaft ausschließlich auf seine Kosten durchzuführen, und die Subventionen, wenn auch in munificenter Weise von der Regierung bewilligt, doch nicht annähernd dem factischen Bedürfnisse genügen. Und doch ist die Entwässerung eine der wenigen landwirthschaftlichen Meliorationen, welche hierzulande rasch zur Wirkung gelangen. Unter den geschilderten Verhältnissen ist es begreiflich, daß das Erträgniß der Wiesen kein sehr günstiges ist und im Durchschnitt der letzten zehn Jahre für das ganze Land nur 37 bis 38 Metercentner für das Hektar ausweist. Trotzdem ist in diesem Ertrage bereits das Resultat einer stetig fortschreitenden Verbesserung der Wiesencultur zu begrüßen.

Einen wichtigen Ertragszweig bildet der Obstbau, der fortwährend an Ausdehnung und Bedeutung gewinnt und insbesondere in jenen Bezirken, in welchen der Weinbau durch das Auftreten der Reblaus bedroht ist, dazu berufen scheint, für den Ausfall Ertrag zu bieten. Vor kaum dreißig Jahren wurde das Obsterträgniß des ganzen Landes mit rund 350.000 Gulden berechnet, während sich das durchschnittliche Erträgniß der letzten zehn Jahre auf 1,150.000 Metercentner beläuft, das, den Metercentner im Durchschnitt mit dem geringen Marktpreise von sieben Gulden angenommen, einen Werth von rund 8,000.000 Gulden ergibt. Das Obst wird gegenwärtig nicht mehr ausschließlich gemostet oder nach Wien geführt, es bildet vielmehr einen bedeutenden und gesuchten Exportartikel



nach Wien, Krain, Görz und Triest, nach Tirol, Ungarn und Kroatien, nach der Schweiz, Süd- und Norddeutschland, vornehmlich aber nach Berlin, von wo aus zum großen Theile der Petersburger Markt mit demselben versorgt wird. Das steirische Obst ist wegen seiner besonderen Qualität ein Handelsartikel geworden, welcher sich einen bevorzugten Platz dauernd auf den großen Märkten errungen hat. An der jährlichen Ernte participirt das Mittelland mit 55, das Unterland mit 40 und das Oberland mit 5 Procent. Der Gattung nach fallen 75 Procent auf das Kernobst und 25 Procent auf das Steinobst. Der höher gelegene Theil des Mittellandes und das ganze Oberland ist vorwiegend auf die Cultur des Wirthschaftsobstes angewiesen, während die übrigen Theile des Mittellandes und das Unterland auch edles Tafelobst cultiviren. Die wichtigste Gattung ist hierzulande der Apfel, der in vielen edlen Sorten gezogen wird. Als Specialität ist der Lichtenwalder Wachsapfel — nach Lucas Lichtenwalder Gildling — zu nennen, der, ähnlich wie der Tiroler Apfel, bisher außerhalb der Umgebung von Lichtenwald in seinen speciellen Eigenschaften nicht erzeugt werden konnte, da er überall trotz sorgfältigster Pflege ein von der Stammfrucht ganz verschiedenes Product geliefert hat. Als neue Sorte wurde auf der Weltausstellung in Wien im Jahre 1873 der in der Gegend von Gleisdorf cultivirte „Kronprinz Rudolf“ benannte Apfel erkannt.

Ungefähr ein Drittel der ganzen Ernte wird von fremdländischen und einheimischen Commissionären direct beim Producenten aufgekauft und außer Land gebracht. Der Rest wird im Lande theils zum unmittelbaren Consum, theils zur Bereitung von Obstmost verwendet, der als Trunk für das Gesinde und die Arbeiter von Wichtigkeit ist. Das Dörren des Obstes ist nur in beschränktem Maße gebräuchlich. Dagegen wird die Zwetschke, namentlich im Unterlande, nicht selten zur Erzeugung der über Görz in den Handel gebrachten „Amoli“ verwendet.

Die Verbreitung des Obstbaues wird durch zahlreiche staatlicherseits subventionirte Bezirks- und Gemeinde-Baumschulen gefördert, die zu Lehr- und Demonstrationszwecken dienen und den Grundbesitzern gut gezogene Obstbäume zu billigen Preisen liefern. Denselben Zweck, mit der Beschränkung auf das Unterland, verfolgt der Kronprinz Rudolf-Obstbauverein in St. Georgen an der Südbahn und der Obstbauverein für den Bereich der Bezirkshauptmannschaft Marburg, während die erste steirische Obstgenossenschaft in Wildon die Verwerthung des Obstes und die Belebung des Obsthandels sich zur Aufgabe gestellt hat.

Einen ungewöhnlich raschen Aufschwung hat der Gartenbau, insbesondere der Blumenhandel durch die rastlose und erfolgreiche Thätigkeit der unter dem Protectorate der durchlauchtigsten Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie stehenden k. k. Gartenbau-gesellschaft in Steiermark erfahren, welche im Wege der Belehrung und durch Gründung einer Gärtnerichule die Berufsgärtner zu einer intensiveren Thätigkeit anzu-spornen und

das Interesse des Publicums für die Blumenzucht und die Gärtnerei überhaupt zu gewinnen verstanden hat. Auf dem Gebiete der Blumenbinderei haben insbesondere die Gärtner in Graz den noch vor wenigen Jahren hier fast ausschließlich herrschenden Import siegreich aus dem Felde geschlagen.

Die Viehzucht und insbesondere die Rindviehzucht bildet einen der wichtigsten Erwerbszweige der steirischen Volkswirthschaft. Vornehmlich ist das Oberland auf dieselbe angewiesen. Als reine Landesrucht kommt das Mürzthaler, das Murbodener, das Mariahofer, das Pinzgauer und das scheckige Bergrind vor. Das eigentliche Zuchtgebiet des Mürzthaler Rindes umfaßt das Mürzthal, dessen Seitenthäler und das obere Feistritzthal von Virkfeld aufwärts, während in der Gegend von Mariazell, Leoben und Trofaiach neben dem Mürzthaler auch das Murbodener Rind sowohl rein als auch in seinen Kreuzungsproducten vorkommt. Je nachdem das Mürzthaler Rind im Thal oder im Gebirge gezüchtet wird, ist es größer oder kleiner, lichter oder dunkler in seiner Haarfärbung. Die Milchergiebigkeit des größeren Schlages beläuft sich im Jahresdurchschnitt auf 2.200 Liter, jene des kleineren auf circa 1.000 Liter besonders fettreiche Milch. Die Zugleistung ist eine sehr gute. Das Zuchtgebiet des Murbodener Rindes, muthmaßlich aus einer Kreuzung des Mariahofer mit dem Mürzthaler entstanden mit vorwiegenden Merkmalen des Mürzthaler, breitet sich von Unzmarkt angefangen nach Sudenburg, Knittelfeld und St. Michael, mit den Abzweigungen nach Ober-Feiring und Obdach einerseits und nach Leoben und dem Lisingthal bis Eisenerz anderseits aus. Es unterscheidet sich vom Mürzthaler durch die gelbliche Haut- und Haarfarbe. Ein Vorzug desselben vor dem Mürzthaler ist die Frühreife bei fast gleichem Milchertrage. Seine Mastfähigkeit ist eine ausgezeichnete. Der schwerste Ochse der ersten Mastviehausstellung in Wien im Jahre 1881, dem die Ehrenpreise für den „Fettesten der Fetten“ und für den „bestgemästeten Ochsen über drei Jahre“ zuerkannt wurden, war ein Murbodener und hatte ein Lebendgewicht von 1.350 Kilogramm. Das reine Zuchtgebiet der Mariahofer ist in St. Lambrecht, Mariahof und Neumarkt, während von Unzmarkt aufwärts und in den Seitenthälern gleichzeitig Bergschecken und Pinzgauer angetroffen werden. Angrenzend an das eigentliche Zuchtgebiet über der Landesgrenze in den nördlichen Theilen Kärntens wird das stammverwandte Lavantthaler Rind gezüchtet und mit dem Mariahofer gekreuzt. Das Mariahofer Rind, dessen Milchergiebigkeit sich durchschnittlich auf 2.000 bis 3.000 Liter im Jahre beläuft und dessen Zugleistung und Mastfähigkeit allgemein anerkannt wird, wurde von dem Benedictinerstift St. Lambrecht im Jahre 1728 durch Kreuzung des dortigen damals sehr herabgekommenen Landeschlages mit Bernern hervorgebracht und seither rein im Blute weiter gezüchtet. Das Zuchtgebiet des scheckigen Bergrindes sowie der Pinzgauer und deren Abkömmlinge ist außer den bereits genannten Bezirken

das Emmenthal und Saletenthal mit ihren Seitenthälern und die Umgebung von Aulsee. Die Milchergiebigkeit der Bergschrecken wird allenthalben gelobt, doch ist ihre Mastfähigkeit und Zugleistung keine bedeutende, weshalb sie mehr und mehr von den genügsamen Pinzgauern verdrängt werden, deren wirthschaftlicher Werth als Melk-, Zug- und Mastvieh insbesondere in den letzten Jahren in vielen Bezirken des Mittellandes erhöhte Anerkennung gefunden hat. Außer den oben bezeichneten Zuchtgebieten wird in allen übrigen Theilen des Landes, namentlich im Mittel- und Unterlande, mit Ausnahme einzelner Stammzuchten keine Kreuzzucht betrieben. Das raceleose Rind dieser Landestheile, das in verschiedenen Bezirken verschiedener Abstammung ist, wird, wenn auch nicht zutreffend, cumulativ als Landeschlag bezeichnet. Zur Verbesserung desselben werden Stiere der einen oder der anderen reinen Landeszucht mit theilweiser Unterstützung des Staates und des Landes verwendet. Das größte Hinderniß einer rationellen Rindviehzucht, der Mangel an sprungfähigen Stieren, ist durch das gegenwärtig bestehende Landesgesetz zur Hebung der Rindviehzucht beseitigt, und äußern sich die wohlthätigen Folgen dieses Gesetzes allenthalben in der raschen Verbesserung der Körperformen der Rinder, wenn auch die strenge Durchführung des Gesetzes nicht allerorts bei der bäuerlichen Bevölkerung Anklang findet. Nach den beiden Zählungen vom Jahre 1870 und 1880 hat die Zahl der Rinder um 67.000 Stück zugenommen, wovon über 31.000 auf das Mittelland, über 19.300 auf das Unterland und über 16.600 auf das Oberland entfallen, so zwar, daß sich der Rinderstand im Mittellande um 14 Procent, im Unterlande um 10 Procent und im Oberlande um 9 Procent gehoben hat. Es entfallen im Unterlande 1·7 Hektar, im Oberlande 1·6 Hektar und im Mittellande 1·3 Hektar landwirthschaftlicher Culturfläche auf je ein Rind.

In jenen Landestheilen, in welchen Kreuzzucht betrieben wird, bildet der Handel mit Zuchtvieh die hauptsächlichste Einnahmequelle aus der Rindviehzucht, doch findet der Umsatz im geringsten Maße auf den Märkten, vielmehr im Stall oder auf der Alpe statt, wo sich die Käufer und Händler am liebsten vor dem Abtriebe einfänden. Der Export der Zuchtthiere wird nach allen Kronländern, aber auch über die Reichsgrenze betrieben. Ebenso ist der Abjaß nach Bosnien und der Herzegovina ein nicht unbedeutender. Eine schwer und nur langsam auszurrottende, der Viehzucht abträgliche Gepflogenheit der bäuerlichen Züchter ist es, gerade die schönsten Stierkälber zu verschneiden, weil sie kräftige Ochsen zu liefern versprechen. Ein gleichfalls schwer zu beseitigender Übelstand ist das so häufig anzutreffende, zum Theil aus Eitelkeit herrührende Streben der bäuerlichen Besitzer, nur recht viele Thiere im Stall stehen zu haben, ohne Rücksicht darauf, ob für deren Überwinterung das erforderliche Futter vorhanden ist.

Auf der Alpe gehen die Thiere frei herum und entbehren in der Regel selbst bei schlechtem Wetter und während der Nacht eines ausreichenden Schuttdaches. Von der



Alpe zurückgekehrt, gelangen sie in den Stall, der in den meisten Fällen noch sehr viel zu wünschen übrig läßt, wenn auch nicht übersehen werden kann, daß selbst bei den bäuerlichen Züchtern vielfach das Bestreben zu Tage tritt, dem Rind zweckentsprechende Stallungen zu bieten. Eine eigenthümliche Art von Laufstallungen bildet der sogenannte „Umedumstall“, aus einer Anzahl kleinerer Abtheilungen bestehend, in welchen die Thiere frei herumgehen können. In der Mitte jeder solchen Abtheilung steht ein von vier Seiten zugänglicher Futterkasten. Diese Stallungen, welche, was die Reinlichkeit betrifft, mancherlei Nachtheile aufweisen, sind nur mehr im Murthal häufig anzutreffen, während sie sonst bereits zweckmäßigeren Stalleinrichtungen gewichen sind. Seitdem der Grundbesitzer zur Einsicht gelangt ist, daß er mit seinen Feldproducten die hereinstürmende Concurrrenz des Weltmarktes nicht aufnehmen kann, hat er sich auch im Mittel- und Unterlande mit größerem Eifer der Viehzucht zugewendet, und muß anerkannt werden, daß die in verhältnißmäßig kurzer Zeit erzielten Erfolge sehr beachtenswerth sind. Mit Ausnahme der bestehenden Stammzuchten wird zur Nutzung zumeist Melkvieh gehalten und die Milch größtentheils direct verwerthet. Die Mastung wird hier, wie auch im Oberlande, vielfach im Kleinen betrieben, ohne bei genauer Rechnung einen nennenswerthen Ertrag zu liefern. Hieran sind zum großen Theil die bedauerlichen Verhältnisse des Zwischenhandels schuld, welcher von den einzelnen Händlern innerhalb ihrer genau abgegrenzten Gebiete nahezu monopolisirt wird. Eine Besserung dieser Verhältnisse sollte der seit dem Jahre 1876 bestehende Viehmarkt im städtischen Schlachthause zu Graz bewirken. Der Zweck bei Begründung desselben war, durch Einführung des Mastviehverkaufes nach dem Lebendgewicht und durch andere zweckdientliche Vorkehrungen den Producenten von dem Händler so viel als möglich unabhängig zu machen. Dies wurde auch insoferne erreicht, als der Auftrieb, der im ersten Jahr des Bestandes des Marktes 22.093 Schlachthiere betrug und im nächsten und dritten Jahr infolge der von Deutschland eingeführten Maßregeln auf 20.284 Stück gesunken war, schon im nächsten Jahr auf 26.412 Stück und im Jahr 1886 auf 33.873 Stück Schlachtwieh gestiegen ist. Die Steigerung des Auftriebes während der ersten zehn Jahre des Bestandes dieses Schlachtwiehmarktes beträgt schon über 53 Procent. Der Export des Schlachtwiehes während dieser zehn Jahre betrug im ersten 4.814 Stück, sank im Jahre der deutschen Grenzsperrre auf 3.372 Stück, steigerte sich indeß von da ab, bis er im Jahre 1886 die Zahl von 12.246 Stück erreichte; er weist somit nach zehn Jahren eine Steigerung von mehr als 154 Procent auf.

Die Milchproduction beträgt im Jahresdurchschnitt rund 3,616.800 Hektoliter. Von diesem Milchquantum gelangen 46 Procent zum unmittelbaren Consum, während der Rest zu Butter und Käse verarbeitet wird. Von der erzeugten Butter werden 72 Procent zur Schmalzbereitung verwendet. Die jährlich erzeugte Menge Butter beträgt rund

80.000 Metercentner; von verschiedenen Käsesorten werden 12.000 Metercentner und von Schmalz über 48.000 Metercentner producirt. Der Milchhandel ist ein ungemein lebhafter, und gilt dies namentlich im Umkreise der Landeshauptstadt, in welche aus einer Entfernung von vielen Stunden jeder einzelne Milchbauer seine mitunter nur wenige Liter betragende Milchmenge sendet. Diese schwer zu beseitigende Gepflogenheit absorbiert in unnöthiger Weise eine große Menge von Arbeitskräften, während es doch leicht wäre, die Milch jeder Ortschaft gemeinschaftlich nach der Stadt zu senden. Im größeren Maßstabe und in vollständig rationeller Weise wird der Milchhandel von den Milchgenossenschaften des Landes



„Umedumstall“ in Obersteiermark.

betrieben, von denen jene in Graz die bedeutendste ist und mit bestem Erfolge bereits Filialen in Wien und Marburg errichtet hat.

Die Pferdezucht ist ein hervorragender Productionszweig des Landes und vermag dieses nicht nur seinen eigenen beträchtlichen Bedarf vollkommen zu decken, sondern auch an dem Export in beachtenswerther Weise sich zu betheiligen. Die die Landespferdezucht berührenden Angelegenheiten werden auf Grundlage eines mit dem k. k. Ackerbauministerium getroffenen Übereinkommens durch die k. k. Gesellschaft für Landespferdezucht in Steiermark und das k. k. Staatshengstendepot besorgt. Auf diese Weise ist es, insbesondere in den letzteren Jahren, gelungen, der Productionsfähigkeit des Landes auf diesem Gebiete einen mächtigen Aufschwung zu geben. Durch die alljährlich in allen Zuchtgebieten des

Landes stattfindenden Pferdeschauen, durch Prämiiung der besten Zuchtstuten, bei welchen Anlässen auch die Besichtigung der in Privatpflege stehenden subventionirten Staats- sowie der licencirten Privatdeckhengste vorgenommen wird, bleibt dem Lande das brauchbarste Zuchtmaterial erhalten. Von den bei der Zählung im Jahre 1880 aufgenommenen 61.338 Pferden entfallen 17 Procent auf das Oberland, 36 Procent auf das Unterland und 47 Procent auf das Mittelland. Die Beschaffung der Vaterthiere erfolgt seitens der Regierung durch Ankauf von halbjährigen Fohlen, die in dem k. k. Hengstfohlenhof in Dsiach aufgezogen und im Fall ihrer Tauglichkeit im Alter von drei Jahren im Wege des Staatshengstendepots als Deckhengste in die Stationen abgegeben werden. Der übrige Bedarf, sowie der an edlem Blute wird durch Ankauf bei bewährten Züchtern der eigenen Landeszucht entnommen oder in renommirten Gestüten des In- und Auslandes gedeckt.

Bezüglich der Aufzucht der Gebrauchspferde ist das k. k. Remontendepot in Piber hervorzuheben, wo die an verschiedenen Orten angekauften, meist dreijährigen Thiere durch rationelle Behandlung, namentlich durch entsprechende Fütterung und Bewegung in verschiedenem Terrain, zu ausdauernden Gebrauchspferden aufgezogen werden. Das Remontendepot ist für die Aufzucht der Pferde im Lande auch insoferne von Bedeutung, als es praktisch darthut, zu welchem Gebrauchswerte sich das Fohlen zu entwickeln vermag, wenn es bei genügender und kräftiger Nahrung, im gesunden Stall und bei freier Bewegung nicht vor beendeter Körperentwicklung, das ist in der Regel nicht vor dem zurückgelegten fünften Jahre, zu anstrengender Arbeit verwendet wird.

Die Vortheile der freien Bewegung und insbesondere der Alpenweide für die Aufzucht der Fohlen, den Züchtern vor Augen zu führen, war auch die k. k. Gesellschaft für Landespferdezucht in Steiermark bestrebt, und ihren Bemühungen ist zu verdanken, daß im Jahr 1882 auf der 1.630 Meter über der Meeresfläche gelegenen Travnikalpe im Gerichtsbezirk Oberburg eine öffentliche Fohlenweide mit den erforderlichen Stallungen für 50 Fohlen errichtet werden konnte.

Bezüglich der Pferdezucht gliedern sich die einzelnen Gerichtsbezirke des Landes in drei verschiedene ganz getrennte Gruppen. Zunächst in jene, in welcher keine Pferdezucht betrieben wird. Es gehören in diese die Gerichtsbezirke Eibiswald, die nördliche Hälfte des Gerichtsbezirkes Graz, ferner Frohnleiten, Mürzzuschlag, Maria-Zell und Alsenz, der nordwestliche Theil des Gerichtsbezirkes Leoben, dann Mantern, Eisenerz, St. Gallen und Nussee. Ferner in eine zweite Gruppe, bestehend aus den Gerichtsbezirken Friedberg, Voran, Pöllau, Weiz, Birkfeld, Windberg und Bruck, endlich aber in das eigentliche sogenannte Aufzuchtgebiet, bestehend aus den übrigen Theilen von Leoben, aus Knittelfeld, Judenburg und Obdach. In den vier letztgenannten Bezirken wird die Fohlen- und speciell





Die Weidenweide auf der Einfahrt.

die Hengstfohlenaufzucht in der Weise betrieben, daß die in den Zucht treibenden Theilen des Landes im Alter von sechs Monaten als Abspannfohlen angekauften Hengstfohlen daselbst aufgezogen werden. Während des Sommers befinden sie sich auf den ausgedehnten Alpenweiden dieses Gebietes; nach erfolgtem Abtriebe — Ende August, Anfang September — werden die Hengstfohlen im Alter von ein bis drei Jahren auf den Fohlenmärkten an Käufer aus Kärnten, Oberösterreich, Baiern u. s. w. verkauft.

Die übrigen Gerichtsbezirke umfassen das eigentliche Pferdezucht treibende Gebiet des Landes, das nach der im Jahre 1875 aufgenommenen Conscription der Zuchtstuten aus fünf verschiedenen Zuchtgebieten besteht. Es sind dies das Gebiet des schweren norischen Zugschlages im Enns- und im oberen und unteren Murthale in den Gerichtsbezirken Liezen, Kottenmann, Erdning, Gröbming, Schladming, Murau, Ober-Wölz, Neumarkt, Voitsberg, Deutschlandsberg, Stainz und in den westlichen Theilen der Bezirke Graz und Wildon; das Gebiet des schweren Wagen Schlages des Feistritz-, des Raab- und unteren Murthales mit den Gerichtsbezirken Hartberg, Fürstenfeld und Gleisdorf, den östlichen Theilen von Graz und Wildon, ferner Kirchbach, Feldbach und Fehring, der nördliche Theil von Radkersburg, Mureck mit Ausnahme eines kleinen südlichen Theiles, Leibnitz, Krnfels, der nördliche Theil von Marburg und der östliche von St. Leonhardt; das Gebiet des schweren Luttenberger Wagen- und Reit Schlages mit den Gerichtsbezirken Luttenberg, Ober-Radkersburg und den südöstlichen Theilen des Bezirkes Radkersburg; das Gebiet des leichten Wagen- und Reit Schlages im Draufeld mit den Gerichtsbezirken Friedau, Pettau, Rohitsch, Windischfeistritz und dem südlichen Theile des Bezirkes Marburg und endlich das Gebiet des schweren Wagen Schlages im Saunthal und im oberen Drauthal mit den Gerichtsbezirken Mahrenberg, Gonobitz, Windischgraz, Schönstein, Franz, Gilli, Marein, Oberburg, Täufer und Drachenburg, Lichtenwald und Rann.

Unter den steirischen Pferden nimmt das hauptsächlich in den Bezirken Gilli, Franz und Oberburg gezüchtete Saunthaler als Arbeitspferd einen hervorragenden Platz ein, bildet in Osterreich, Italien und im südlichen Deutschland einen sehr gesuchten Handelsartikel und hat seine vorzügliche Verwendbarkeit als Wirthschafts-, Artillerie- und als Circuspferd bewährt. Seine Abstammung wird auf burgundische Hengste zurückgeführt. An einen leichten Percheron erinnernd, meist Lichtrothschimmel, mitunter in Folge der späteren Kreuzung mit Wallonen auch Mohrenkopf, hat es ein ausdrucksvolles Auge, ein lebhaftes, aber gutmüthiges Temperament und überraschend leichte und raumgewinnende Gänge.

Unter der Kleinviehzucht ist die Schweinezucht als die für das Land bedeutendste zu bezeichnen, während die Schafzucht und die Ziegenzucht verhältnißmäßig nur unbedeutend vertreten sind. Zur Verbesserung der Schweinezucht werden reinblütige

Suffolk- und Berkshire-Eberferkel um den halben Einkaufspreis im Wege der Landwirthschaftsgesellschaft vorwiegend an bäuerliche Grundbesitzer vertheilt. Sowohl das Schaf als die Ziege wird nahezu ausschließlich von bäuerlichen Grundbesitzern, mitunter nur in wenigen Stücken gehalten. Größere Schafherden, die namentlich in der Gegend von Pettau gehalten wurden, sind aufgelassen worden. Die jährliche Wollproduction beläuft sich auf rund 2.000 Metercentner, wovon 45 Procent auf das Oberland, 35 Procent auf das Mittel- und 20 Procent auf das Unterland entfallen. Der weitaus größte Theil wird in der Hausindustrie zur Lodenfabrication verwendet.

Die Geflügelzucht hat in den letzten Jahren durch die erprießlichen Leistungen der beiden Geflügelzuchtvereine in Graz und Marburg einen namhaften Aufschwung genommen, wozu die Vertheilung reinræiger Zuchthähne als Regeneratoren wesentlich beigetragen hat. Der weitverbreitete Ruf der steirischen Kapanne ist ein ebenso alter als wohlbegründeter.

Daselbe ist bei der Fischzucht der Fall, welcher in Folge der erprießlichen Thätigkeit und des erfolgreichen Eingreifens des steiermärkischen Fischereivereins gegenwärtig eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet wird. Es wird insbesondere die Wiederbewölkung der Gewässer durch reichen Besatz und die Beseitigung der bestehenden dem Aufschwung der Fischzucht im Wege stehenden Hindernisse angestrebt.

Die Bienenzucht wird vorwiegend im Mittel- und Unterlande betrieben. Von den 82.000 Bienestöcken im Lande entfallen 47 Procent auf das Mittelland, 36 Procent auf das Unterland und 17 Procent auf das Oberland. Der durchschnittliche Ertrag beläuft sich im Jahre auf rund 10.000 Metercentner Honig und 2.000 Metercentner Wachs. Die Ernte wird in der Regel an die Wachszieher der Umgebung verkauft. Die Förderung der Interessen der Bienenzucht hat sich der steiermärkische Bienenzuchtverein zur Aufgabe gemacht und wird dieser in anerkennenswerther Weise gerecht.

## Forstwesen und Jagd.

Der Wald bedeckt in Steiermark 1,074.365 Hektar und bildet damit 47,9 Procent der Gesamtsoberfläche des Kronlandes. Eigner dieses Waldes sind Kleingrundbesitzer mit dem Flächenantheile von 546.301 Hektar, Großgrundbesitzer — kleinster Besitz 150 Hektar — mit 356.917, der Staat mit 59.754, kirchliche Anstalten und Körperschaften mit 57.844, Gemeinden mit 34.057 und Fideicommissen mit 19.492 Hektar. Dieses Waldland gehört zum weitaus größeren Theile dem unbedingten, zum Theil sogar jenem Waldboden an, für welchen nach den Bestimmungen des Forstgesetzes eine besondere aufmerksamere Behandlung vorgegeschrieben ist. Die letzteren Wälder stoßen



zumeist auf steilen Gebirgslehnen und sind 1.094 Hektar hiervon seitens der k. k. Forstaufsichtsbehörden in den Bann gelegt, während 107.447 Hektar als Schutzwälder behandelt werden.

Dem Wirthschaftsbetriebe nach finden wir 949.979 Hektar Hochwald, 23.455 Hektar Nieder- und Mittelwald und 95.786 Hektar Weiden mit untergeordneter Holzzucht; außerdem sind in die Kategorie des Waldlandes 5.145 Hektar unproductiver Flächen mit dem Bemerkten aufgenommen, daß sie zur Holzzucht tauglich seien.

In den Hochwäldern treten in Obersteiermark die Nadelhölzer herrschend auf, in erster Reihe die Fichte; ihr stellt sich zur Seite die Lärche, die Tanne, die Weiß- und die Zirbelkiefer, letztere nicht bestandsbildend, sondern im räumlichen Stande gemeinschaftlich mit Lärche und Fichte die Baumvegetationsgrenze erhaltend und in dieser Function, je nach den Bodenverhältnissen, von der Krummholzkiefer auf das kräftigste unterstützt. Selten finden wir in unseren Hochgebirgswäldern noch die Rothbeibe; sie ist längst der Raubwirthschaft zum Opfer gefallen und als Faszipape den Ortschaften zugetragen oder als Eisstoc der Unterhaltung des Eiszschützen dienstbar geworden. Dafür finden wir auf sonnigen, ausgemagerten Waldflächen den Wachholderstrauch, auf besseren Böden das nämliche Gewächs zum niederen Banne entwickelt. Von Laubhölzern kommt im Oberland die Rothbuche, der im Gebirge, namentlich auf Kalkböden, sonst herrschende Baum des Laubholzhochwaldes, meistens nur noch in Mischbeständen mit Nadelhölzern auf Waldböden vor, die zu landwirthschaftlichen Zwischennutzungen nicht geeignet sind und daher nicht gebrannt werden. Von anderen baumartigen Laubhölzern, deren Auftreten im Oberland erwähnt werden muß, nennen wir noch die Esche, den Ahorn und die Ulme als Begleiterin der Buche auf humosen, frischen Böden, dann die Weißerle, die Schwarzerle, die Zitterpappel und die Birke. Letztere Holzarten findet man meistens in Beständen, welche in kurzer Umtriebszeit zur Hauptnutzung gelangen und regelmäßig durch Ausschlag von den Stöcken ihre Verjüngung finden. Übrigens finden wir diese Holzarten auch sehr häufig auf Kahlschlägen natürlich angefliegen, auf denen nach erfolgter Nutzung des Stammholzes das Astholz der Humusbildung verfällt, und die Birke hauptsächlich dann, wenn das Astholz auf den Schlägen verbrannt wurde. Die Eberesche — Moosbeere — welche wir noch zu erwähnen haben, steigt wie die Zirbelkiefer in die Baumvegetationsgrenze hinauf und hilft im Urgebirge, unterstützt von der strauchartigen Grünerle, die Baumvegetationsgrenze erhalten; häufig wird diese Holzart auch an Straßen und in der Nähe von Ortschaften angepflanzt, deren hohe Lage das Gedeihen der Obstbäume nicht mehr gestattet. Von den Laubhölzern, welche zu den Sträuchern zählen und im Oberland bestandsbildend vorkommen, haben wir die verschiedenen Hafelnuß- und Weidenarten zu erwähnen.



Die Waldflora wird an Laubhölzern reicher, je weiter wir uns in Steiermark gegen Süden bewegen, oder je mehr wir das Hochgebirge verlassen und uns dem Hügellande und der Ebene nähern, während in diesen Lagen die Nadelhölzer, wenn auch nicht geringer an Arten, doch seltener im Auftreten werden. Die Laubholzflora bereichern unter den eben bezeichneten Verhältnissen mehrere Eichen- und Lindenarten, die eßbare Kastanie, dann die Weißbuche, der Feldahorn und verschiedene Weiden- und Sträucherarten. Bis vor etwa vierzig Jahren dienten die Producte des obersteirischen Waldes nur dem localen Bedarfe und der heimischen Eisenindustrie. In Untersteiermark war damals die Verwendung der Waldproducte, soweit es sich um die Bedürfnisse der Waldbesitzer handelte, ähnlich wie im Oberland; anders, soweit die Verwendung des Holzes zum Betriebe von Industrien in Frage kam, da im Unterland weniger Eisenindustrie, dafür aber die Glasindustrie in den Gebirgsthälern

Das „Arbeitergeräthe.“

heimlich war. Auch hatte die Holzverwendung im Unterland nie einen so ausschließlich localen Charakter wie im Oberlande, da schon damals auf der Dran und der Mur die Floßfahrt zur Vermittlung des Holzhandels nach Kroatien und Ungarn betrieben wurde. Als die Südbahn Steiermark von Norden nach Süden zu durchziehen begann, fanden die Waldproducte bei Erbauung derselben eine weitere Verwendung und Holzhändler kamen von Süd und Nord, um den Waldbesitzern Gelegenheit zu bieten, den bisher nicht besonders beachteten Waldbestand zu verfilbern. Im Laufe der Zeit mehrten sich die Eisenbahnen und die fossilen Kohlenlager wurden in einem rascheren Tempo dem Abban zugeführt. Eine natürliche Folge dieser beiden Thatfachen war, daß nun auch von Westen und Osten der Holzhandel in bisher unberührte Thäler eindrang und die Grubenbesitzer ein erweitertes Bezugsfeld für ihren Holzbedarf gewannen. Hierdurch stiegen allerdings die Bau- und Nuthölzer im Werthe, nicht aber die Holzkohle, welche durch die fossilen Brennstoffe mehr und mehr aus den Eisenraffinir- und Stahlwerken, in allerneuester Zeit auch aus den Hochöfen verdrängt wird. Steiermark nähert sich solcherart, da auch die Glasindustrie darniederliegt, Zuständen, welche den Waldbesitzer zwingen, seine Wälder, die, wie schon früher erwähnt, meistens auf unbedingtem Waldboden stocken und demnach der Waldwirthschaft nicht entzogen werden können, intensiver auf Bau- und Nuthholz-erziehung zu bewirthschaften.

Es wird dies namentlich für die kleinen Waldbesitzer, in deren Händen sich mehr als die Hälfte der steiermärkischen Waldländerei befindet, ein schweres Stück Arbeit sein; für diese Leute, wenn sie im Gebirge ihren Besitz haben, ist der Wald seit jeher die Stütze der Wirthschaft gewesen. Der Wald muß bei regelmäßigem Wirthschaftsverlaufe Sommerweide für das Vieh, Streu für den Stall, Bau- und Brennholz für das Haus und endlich Stangen für die Verzäunungen der Weidegrenzen liefern. Verläuft die Wirthschaft unregelmäßig, geräth das Getreide nicht oder verunglückt das Weidevieh auf der Alpe, mehren sich überhaupt die Ausgaben ohne eine gleichzeitige Vermehrung der Einnahmen, so geht der Bauer in den Wald und macht Vorgriffe in seinen Holzbeständen, um mit dem Erlös aus dem gefällten Holze Getreide zu kaufen oder seinen sonstigen laufenden Bedarf zu decken. Und doch würde man irren, wollte man annehmen, daß unsere Bauern einen so unentbehrlichen Bestandtheil ihres Eigenthums pfleglich zu behandeln geneigt seien. In der Nähe des Bauerngehöftes werden namentlich die Fichtenbestände, mit Ausnahme eines kleinen Hausdachens, welchen der einigermaßen besser gestellte Bauer zur Deckung seines Bauholzbedarfes schon, der Aststreugewinnung gewidmet, das heißt, die Bäume werden von Jugend auf in fünf- bis zehnjährigen Perioden des größten Theiles ihrer Äste beraubt und, wenn endlich die Bäume in höherem Alter bei dieser fortwährenden Verstümmelung verkümmern, endlich gefällt, um ihrer mangelhaften Holzbeschaffenheit



wegen zu Brenn- oder Kohlholz verarbeitet zu werden. Im Übrigen wird es der Natur überlassen, für den Nachwuchs zu sorgen. Liegt der Wald weiter ab vom Gehöfte, so ist der Bauer vielleicht zu bequem, denselben zu schneiden; braucht er aber Geld, so wird das verkäufliche Holz dem Walde entnommen ohne Rücksicht auf Wiederverjüngung oder Bodenschutz. So wird der Waldboden systematisch seiner Reproductionskraft beraubt, bis er von Waldbeerengesträuch überwuchert ist.

Nicht besser geht es jenen Waldflächen der bäuerlichen Besitzer, welche vermöge ihrer Bodenkraft und örtlichen Lage geeignet sind, zeitweilig der landwirthschaftlichen Benützung unterzogen zu werden; diese werden der Brandwirthschaft unterzogen, das heißt, die Bäume werden im zehn- bis fünfzehnjährigen Umtriebe im Monat Mai auf die Wurzel gesetzt oder stehend geschält und entgipfelt. Das gewonnene Holzmaterial wird, soferne es stark genug ist, um Brenn- oder Kohlholz zu liefern, dieser Verwendung vorbehalten, der Rest aber auf der Schlagfläche zum Trocknen ausgebreitet, um am Ende des Monats Juli oder anfangs August bei trockenem Wetter verbrannt zu werden. Natürlich verbrennt bei dieser Manipulation nicht nur das ausgebreitete Holz, sondern auch die Humusschichte, welche sich in dem jungen Waldbestande während seiner kurzen Lebensdauer auf der Bodenfläche angesammelt hat; dies alles gewährt eine Düngung für den nun folgenden ein- oder mehrjährigen Fruchtbau, dem solange Viehweide folgt, bis die gütige Natur auf der Fläche einen neuen jungen Holzbestand erzieht, welcher den Eigenthümer in die Lage versetzt, den Lauf der beschriebenen Wirthschaft zu wiederholen und den Boden mehr und mehr ertragslos zu machen. Nennt ein derartiger Waldbesitzer eine Alpe, das heißt eine Weide mit untergeordnetem Holzwuchse, sein Eigen, so scheint ihm dort jede Holzpflanze mit Ausnahme einiger sogenannten Standfichten, die seinem Weidevieh Schutz gegen Sonnenbrand und Unwetter gewähren, oder mit Ausnahme des einen oder anderen Waldschopfes, der durch Terrainverhältnisse dem Vieh unzugänglich ist, verderblich, und er ist eifrig bemüht, jede angeflogene Fichte, Lärche, namentlich aber jede Zirbelkiefer zu beseitigen. Sie werden alle, als die Weide verdämmend, ausgerissen und auf der Weidefläche zum Vertrocknen liegen gelassen. Tritt der Holzanzwuchs zu massenhaft auf und wird das Ausreißen der Pflanzen dem Bauer zu zeitraubend, so greift er zu der eigens dazu construirten Staudensenje und führt mit dieser den Massenmord der Waldpflanzen aus. Wächst ihm aber auch diese Arbeit über den Kopf oder hat er das Vertilgen einzelner junger Stämmchen übersehen und sind diese zu jungen Bäumen herangewachsen, so ringelt er dieselben im Frühjahr, das heißt, er beraubt sie eines Theiles ihrer Rinde und bringt sie so zum Absterben, ohne für ihre Entfernung von der Weidefläche zu sorgen. Dem Kleingrundbesitzer und Kenschler im Hügel- und Flachland muß der Wald ähnliche Dienste leisten wie seinem Standesgenossen im Gebirge, nur mit dem Unterschied,

daß er bei dem Vorherrschen der Laubhölzer sich mehr auf die Gewinnung von Bodenstreun wirft und daß die Laubholzbestände Laubfutter für Ziege und Schaf und im Weinland Düngerpauischen und Weinpfähle für die Weinberge liefern müssen. Der Waldboden wird daher meistens als Mittel- und Niederwald in sehr kurzen Untriebszeiten bewirthschaftet und ebensowenig für die Holzkultur gethan, als dies im Gebirge der Fall ist. Leider kann man auch von den bäuerlichen Großwaldbesitzern nichts Besseres berichten; auch sie betrachten den Wald als Nutzobject, dem alles zu nehmen und nichts zu geben gestattet ist. Was Wunder, wenn in den Gegenden, wo der bäuerliche Waldbesitz vorherrscht, die geschlossenen Wälder, namentlich an den südlichen Berglehnen, mehr und mehr verschwinden und an ihre Stelle schütterere Nadelholz- und krüppelhafte Laubholzbestände treten, welche schlechten Holzertrag bieten und dem Boden nicht jenen Schutz gewähren, welcher zu seiner Verbesserung und Kräftigung erforderlich ist.

An Berglehnen, welche der Einwirkung der Sonnenstrahlen nicht anhaltend oder überhaupt weniger ausgesetzt sind, finden wir allerdings noch Banerwälder, die, aus der Ferne betrachtet, das Gepräge der pfleglichen Behandlung aufweisen. In der Nähe besehen, verändert sich aber das Bild und zeigt in der Regel alle Spuren der geschilderten Waldbehandlung. Hiervon gibt es in ganz Steiermark nur eine Ausnahme, und diese betrifft die Wälder der bäuerlichen Großwaldbesitzer am Nordhange des Bachern, welche, im pfleglichen und nachhaltigen Plänterbetriebe bewirthschaftet, ein freundliches Waldbild bieten. Trifft man sonst wo in Steiermark Wälder in gutem Schlusse und pfleglicher Behandlung, so kann man von vornherein überzeugt sein, daß dieselben nicht Eigenthum des Kleinwaldbesitzers und nur ausnahmsweise Eigenthum des bäuerlichen Großwaldbesitzers, sondern Eigenthum der Gewerkschaften, adeliger Familien oder des Staates sind.

Die Behandlung der letzten Kategorien von Waldbesitzern zeigte bis zu den Fünfziger-Jahren dieses Jahrhunderts nur einen geringen Unterschied von jener der Banerwälder. Die Mutter Natur erzog den Wald und, wenn sie dies trotz Weidevieh, Strenhacker und Steigeisen zu Stande gebracht hatte, so ließ ihn der Eigenthümer in Form von Holzkohle zu den Eisenwerken transportiren, hante wo möglich auf der nach der Holz-nutzung abgebrannten Waldfläche ein oder auch mehrere Male Getreide an und weidete, nachdem dies geschehen war, sein eigenes oder auch Zinsvieh auf derselben, die Nachzucht des Waldes wieder der Natur überlassend. Diese Wirthschaft war sehr bequem und bei dem Umstande, als man infolge des Mangels an billigen Transportmitteln gezwungen war, das Holz der wenig einträglichen Verkohlung zu unterziehen, immer noch die lohnendste. Als aber die Südbahn entstanden war und in dem Mürz- und Murthal die Eisenindustrie sich mehr und mehr entwickelt hatte, wurde es schwierig und immer schwieriger, die Holzkohlenmengen zu beschaffen, welche die fortwährend steigende Roheisenproduction

beanspruchte. Da waren es die Gewerkschaften, welche im Oberland dahin strebten, die Natur bei der Erziehung der Waldbestände künstlich zu unterstützen. Unter den dort thätigen Gewerken war es die Verwaltung des bürgerlichen Factoreivermögens in Leoben, welche thätig ans Werk ging und durch gutes Beispiel veranlaßte, daß heute die in der Bezirkshauptmannschaft Leoben stöckenden Wälder ein großes Holzcapital aufweisen. Ferner können wir nicht unerwähnt lassen, daß die Ritter von Friedau'sche Forstverwaltung den Leobnern im unteren Murthal treu zur Seite ging, und daß im oberen Murthal die fürstlich Schwarzenberg'sche Forstverwaltung in Murau die ihr unterstellten Wälder rationell bewirthschaftete. Im Mürzthal war es die k. k. Gutsverwaltung in Neuberg und Ritter von Wachtler, welche der künstlichen Waldverjüngung ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Im Unterland griffen zuerst die fürstlich Trauttmansdorff'sche Gutsverwaltung Regau und jene von Rakowitz am Südbhang des Bachers zur „Culturhaue“, um die Kaimbeete für die künstliche Bepflanzung des Waldes herzustellen. Das gute Beispiel wirkte in Steiermark unter den nicht bäuerlichen Großgrundbesitzern sehr schnell, und nach Verlauf von kaum mehr als einem Decennium prangte schon mancher verhägerte Holzschlag wieder im grünen Waldeschmuck. Nur im Ennsthal stellten sich diesem culturellen Aufschwung veraltete Verlaßwaldverhältnisse entgegen, deren Lösung erst im Jahre 1872 der k. k. priv. Actiengesellschaft der Innerberger Hauptgewerkschaft gelang. Der besseren culturellen Behandlung der Wälder ließ ein großer Theil der Waldbesitzer die Wirthschaftseinrichtung der Forste auf wissenschaftlicher Basis folgen, und sind in Steiermark bis jetzt 274.309 Hektar Wald dieser Behandlung unterzogen worden.

Rücksichtlich der Verwendung des Holzes blieben die Verhältnisse vor und nach der Erbauung der Südbahn nicht die nämlichen; denn der Handel mit Bau- und Nutzholz entwickelte sich mehr und mehr und schon damals vereinbarten in Untersteiermark Triestiner Holzfirmen mit Großwaldbesitzern, nicht immer zum Nutzen der Volkswirthschaft, große Waldbastockungsverträge. Gleichzeitig kam auch die Floßfahrt auf der Drau und Mur im Dienste des Holzhandels nach Croatien und Ungarn mehr und mehr in Aufnahme. Der Holzhandel nach Wien durch Vermittlung der Südbahn bewegte sich in den ersten Jahren des Bestandes derselben in ziemlich engen Schranken; erst später wurde er etwas lebhafter, wie denn überhaupt in Steiermark der Holzhandel erst aufblühte, als die Eisen- und Glasindustrie in ihrem Betriebe empfindlich zurückgegangen waren und die Errichtung neuer Eisenbahnlinien den Holzabjaß nach anderen Kronländern, sowie ins Ausland ermöglicht hatte, endlich im Lande auf den Holzconsum und die Holzbearbeitung berechnete Industrien ins Leben getreten waren. Diese Industrien nehmen in neuerer Zeit einen Umfang an, welcher hoffen läßt, daß die Waldbesitzer, selbst wenn der Verbrauch fossiler Brennstoffe noch weitere Fortschritte bei dem Eishüttenbetriebe machen und die



Holzkohle ganz verdrängen sollte, einen Ersatz für den ihnen dadurch entstehenden Verlust finden werden.

Nicht so glimpflich wie die Waldbesitzer wird bei dieser Umwälzung der Verhältnisse eine große Zahl der Köhler, meistens ältere Leute, davonkommen, welche bisher im Dienste der Bauern oder der Großwaldbesitzer in liegenden Werken oder stehenden Weilern das Holz verkohlten; sie werden zum größeren Theile die von ihnen im Sommer und Winter bewohnten einsamen Köhlerhütten verlassen müssen, um einen anderen Beruf zu ergreifen. Die große Zahl der Holzknechte wird dagegen durch die veränderte Holzverwendung keine Einbuße erleiden. Diese Leute werden im Frühjahr wie bisher mit Hacke, Säge und Sapine ausgerüstet in den Wald ziehen, um ihr eigenartiges, altgewohntes Waldleben zu führen.

Am Arbeitsort angelangt, wird, wie seit unwordenklichen Zeiten, der Vorarbeiter, wo möglich in der Nähe einer guten Wasserquelle, den Bauplatz für die Hütte bestimmen und diese wird in kurzer Zeit aus zwei, drei Lagen Holzkastenbau, auf dem die Sparrenlage ruht, im Gerippe hergestellt sein. Ist dann das Dach mit Fichtenrinde eingedeckt und sind die Giebelwände verkleidet, so wird in der Mitte der Hütte aus einer mit Steinen gefüllten Holzzimmerung der offene Herd und in dem der Hüttenthür gegenüberliegenden Theile der Hütte die Schlafstelle — Bokrat — errichtet; sodann kann die Hütte bezogen werden. Die Arbeit dieser Leute beginnt am Morgen mit Tagesanbruch und wird bis Mittag fortgesetzt; dann folgt die Zubereitung des Mittagmahles, bei den Obersteirern aus „Nocken und Sterz“ bestehend, welche Gerichte sich jeder Arbeiter aus weißem Roggen- oder Weizenmehl unter Verwendung von möglichst viel Rindschmalz selbst bereitet, während die Untersteirer — Slovenen — ihre Polenta oder ihren Sterz aus Maismehl mit Speck und Käse von einem gemeinsamen Koch bereiten lassen. Nach dem Mittagessen rasten die Arbeiter ein bis zwei Stunden und Abends kehren sie in die Hütte zurück, um auf dem Strohlager die nächtliche Ruhe zu suchen. In diesem Stillleben bringt, solange die Vieh-alpen bezogen sind und dort oben ein Jodler aus weiblicher Kehle bringt, der Sonnabend eine angenehme Unterbrechung. Am Montag in der Früh finden wir alle Holzknächte jedenfalls wieder im Holzschlage bei der Arbeit und, je nach dem Vorschreiten derselben, beim Fällen, Ausästen, Entbinden, sowie beim Zerschneiden des Holzes und endlich bei dem Bau der Eisriesen, bei welchem man häufig den praktischen Blick der Leute bewundern muß, mit welchem sie die Gefällsvertheilung nach dem Augenmaß so richtig bewerkstelligen, wie dies sonst nur mit Meßinstrumenten erreicht werden kann. Über diese Eisriesen oder auch über vorhandene Erdriesen wird im Winter bei Frost das Holz aus den Schlägen zu den Abfuhrswegen, Wasserriesen oder Triftbächen gebracht, welche die Weiterbeförderung ermöglichen.

Der Holztransport über die Eisriesen war, solange die Hauptverwendung des Holzes in seiner Verwandlung zu Holzkohle bestand und es demnach ziemlich gleichgiltig war, ob dasselbe in längeren oder in kürzeren Stücken, mehr oder weniger gebrochen und zerpfittert auf den Verkohlungsplätzen anlangte, der relativ billigste. Gegenwärtig aber, wo die Nutzholzerzeugung immer mehr an Wichtigkeit gewinnt und daher auf die möglichst schonende „Bringung“ der im Schlage ausgeformten Hölzer gesehen werden muß, wird die Eisriesen hier und da schon durch den Waldweg in seinen verschiedenen Formen ersetzt



Innere einer obersteirischen Holzlechnhütte.

und ist voranzusehen, daß dies immer mehr der Fall sein wird. Da es ist die Zeit nicht ferne, wo Waldeisenbahnen und Drahtseilriesen werden helfend eingreifen müssen, wenn die Waldwirthschaft bei dem Ausfall des Holzkohlenverbrauches der Eisenwerke gewinnbringend bleiben soll. Es muß eben mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dahin gestrebt werden, die Nutzholzerzeugung, welche jetzt 25 Procent der ganzen Holzerzeugung Steiermarks beträgt, wesentlich zu erhöhen.

Die Jagd war in den Theilen Steiermarks, welche dem höheren Gebirge angehören, von jeher ein Sport, der vom Jagdbesitzer nicht exclusiv betrieben wurde, weil der Pirschbetrieb derselben sehr mühevoll ist und, von einzelnen Personen ausgeübt, die großen Reviere nicht bewältigen kann, es auch sehr schwierig ist, mit wenigen Schützen größere Jagdtriebe auf Hoch- und Gemswild abzuhalten. Die Jagdherren luden daher

die Honoratioren des Thales, die Herren Werksverwejer, Pfarrer und Schullehrer, auch die Amtleute und die wohlhabenden Bauern zur Jagd, und jeder kam, den Stützen auf dem Rücken und die Bracke an der Koppel, zum Sammelplatz.

Ein weiteres Jägercontingent stellten jene Bauern, welche von dem Jagdherrn als sogenannte Reiszäger in Lohn genommen waren und die Jagd zu beaufsichtigen hatten. Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß die Jagdlust allgemein wurde, wozu in späterer Zeit noch das leuchtende Vorbild beitrug, welches Erzherzog Johann, der vielseitige Wohlthäter Steiermarks, auch als Jäger allen Jagdbeflissenen gab, wie jetzt Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser und Herr uns das Vorbild eines exacten Waidmanns gibt. Was Wunder also, wenn Jagdbesitzer wie Jagdbeflissene diesen Vorbildern nachstreben, die Jagd immer waidgerechter betreiben und der Jagdpflege überhaupt mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird. So wurde z. B. die Auerhahnjagd von den Jagdherren gar wenig beachtet, bevor Erzherzog Johann diesen Sport in den Wäldern bei Edelschrott übte und unser Allerhöchster Jagdherr die Reviere Spital, Neuenberg und Mürzsteg in Aufbrachte. Vor dieser Zeit blieben die meisten Jagdherren auch an milden Frühlingmorgen in Morphens' Armen und ließen die balzenden Hähne von passionirten Jagdfreunden, Jägern oder Reiszägern abschießen. Heute findet der größte Theil der Jagdherren, daß ein schöner Frühlingmorgen, im Walde verlebt, für einige ungünstige Morgen und die Jagdstrapazen auch dann entschädigt, wenn man vom Waidmannsheil nicht begünstigt wird. Diese Erkenntniß ist der Hort der Auerhahnjagd. Es sei hier noch bemerkt, daß seit dem Aufschwunge der Auerhahnjagd auch der in der Baumvegetationsgrenze lustig balzende Birkhahn bedeutende Förderung erfuhr. Diese Jagd erfordert viel mehr körperliche Anstrengung, entschädigt aber auch durch den großartigen Eindruck, welchen an milden Frühlingmorgen die von der Winterstarre wieder erwachende Hochgebirgsnatur auf den Jäger übt.

Die Hahnenbalz war es aber nicht allein, welche solchen Aufschwung erfuhr, auch den anderen Wildgattungen wurde seither mehr Aufmerksamkeit geschenkt, und so erhielten sich nicht nur die vom Erzherzog Johann gegründeten, an Hoch- und Gemswild reichen Jagdreviere Brandhof und Weichselboden unter der bewährten Leitung des Grafen von Meran auf gleicher Höhe, sondern es stellten sich in den letzten dreißig Jahren diesen die kaiserlichen Leibgehege in Neuenberg, Mürzsteg, Eisenerz und Radmer, die Gemswagden des Prinzen August von Coburg bei Schladming, sowie die Jagden in der Jügering und Trogöß, die Jagden im Gefänse und bei Wildalpen zur Seite, vieler anderer Jagdreviere gar nicht zu gedenken, welche, wenn sie auch nicht so reiche Hoch- und Gemswildstände aufzuweisen haben als die eben bezeichneten, doch genug von diesen Wildgattungen besitzen, um das Herz eines wackeren Waidmanns zu erfreuen.





Wasserriese in der finsternen Nadmer.

Gut besetzte Rehjagden finden wir in den Vorbergen des Mur- und Mürzthals und deren Seitenthälern und sporadisch am Bacheru; übrigens kommt das Reh überall in Steiermark vor, wo es pfleglich behandelt wird und wo die Abneigung, welche zwischen Roth- und Rehwild zu bestehen scheint, sich nicht geltend macht.

Die niedere Jagd ist nur in Untersteiermark gut vertreten, und zwar die Jagd auf Hasen, Rebhühner und Wachteln auf den Feldern und in den Weinbergen des unteren Mur- und Dranthal, wo diese Wildarten gehegt und waidmännisch behandelt werden. In gleicher Gegend, aber mehr die Feldhölzer als Aufenthalt wählend treten Fasane in respectabler Menge auf, und sind in dieser Beziehung die Fasangärten des Herzogs de la Grazia in Brunnsee an erster Stelle zu nennen. In Obersteiermark kommen in den breiteren, der Landwirthschaft gewidmeten Theilen des Mürz-, Mur- und Ennsthal alljährlich einige Ketten Rebhühner und Wachteln vor und geben den dort heimischen Kugelschützen Gelegenheit, sich abwechslungsweise auch im Schrottschuß zu üben; von Belang ist die Niederjagd dort aber nicht. Haselwild finden wir in den Vorbergen der steirischen Gebirgsthäler fast überall; dasselbe steht an frischen, nebeligen Herbstmorgen auf den Ruf gerne zu und wird bei dieser Gelegenheit geschossen. Schnee- und Steinhühner treten im steirischen Hochgebirge in und über der Baumvegetationsgrenze auf, doch nie in großer Menge, finden daher auch nur local größere Beachtung und werden, wo sie vorkommen, vor dem Vorstehhund geschossen. Der weiße Hase hat das gleiche locale Vorkommen wie die letztgenannten Wildarten und wird von dem steirischen Jäger gleichfalls wenig beachtet, wohl aber ab und zu erwünscht, wenn er bei Gelegenheit seiner Liebescherze den balzenden Schildhahn verscheucht. Der Jagd auf Wassergeflügel fehlen in Steiermark die Vorbedingungen, schilffreie Inundationen, Seen, Teiche und Flüsse in entsprechenden Ausdehnungen. Nichtsdestoweniger werden an einigen Seen, Teichen und schilfigen Ufern der Flüsse im Sommer hier und da junge Enten erlegt. Im Frühjahr und Herbst ist die Jagd auf durchziehendes Sumpf- und Wassergeflügel ergiebiger, doch hat auch dieser Sport keine große Verbreitung.

Rücksichtlich der gebräuchlichen Jagdarten haben wir zu erwähnen, daß im Hochgebirge die Pirsche auf Hirsche, Gems- und Rehböcke heute mehr geübt wird als in früheren Jahren; im Allgemeinen aber bleibt die Treibjagd unter combinirter Verwendung von Treibern und Bracken bei allen Jagden auf Haarwild Regel, mit der einzigen Ausnahme der Jagden auf Gemsen in pfleglich gehaltenen Revieren, bei welchen nur Treiber in Verwendung kommen. Muer- und Birkhähne werden nur während der Balz, Rebhühner, Wachteln und Mooschnepfen nur vor dem Vorstehhund geschossen. Das Gleiche gilt theilweise von den Schnepfen und Fasanen, da erstere Wildart seltener, letztere aber vorherrschend bei Treibjagden erlegt wird.



Was die in Steiermark zu Jagdzwecken verwendeten Hunde betrifft, so können wir nur von dem Vorstehhund Nüchliches erwähnen. Dieser wird rein gezüchtet und gut abgeführt. Nicht das Gleiche ist von der Bracke zu sagen, da zu Bracken Hunde der seltensten Kreuzung verwendet werden, welche sich instinctiv zu diesem Geschäft qualifiziren oder von Berufsjägern dazu abgerichtet worden sind. Gut abgeführte und auf Schweiß dressirte Schweißhunde gibt es unseres Wissens in Steiermark kaum irgendwo. Ihren Dienst läßt man hierzulande durch alte Bracken versehen, welche aus eigener Erfahrung ein schweißendes Stück Wild zu Stande zu bringen gelernt haben. Dieselben sind ein schlechter Ersatz für den fern abgerichteten Schweißhund und namentlich bei Treibjagden in wildreichen Revieren Ursache, daß viel zu Holz geschossenes Wild geliefert wird. Um diesem Übel abzuhelpen, haben in neuerer Zeit einige Jagdherren dressirte hannoversche Schweißhunde erworben, doch ohne besonderen Erfolg zu erzielen, da diese Hunde für unsere Gebirge zu kräftig sind und daher den führenden Jäger bei der Suche an steilen, felsigen Hängen häufig in Lebensgefahr bringen. Mehr Zukunft dürften die in allerneuester Zeit in Verbreitung kommenden bairischen Schweißhunde haben, bei welchen leichterem Bau mit allen Vorzügen des harzer Schweißhundes verbunden zu sein scheint.

Um ein Bild des Wildreichthums Steiermarks zu geben, fügen wir den Abschluß des Jahres 1885 bei; er bestand an nützlichem Wilde in 2.517 Stück Rothwild, 96 Stück Damwild (existirt nur in Thiergärten), 7.556 Rehen, 2.494 Gemsen, 1 Stück Schwarzwild — es existirt in ganz Steiermark kaum ein zweites, — 69.649 Hasen, 36 Kaninchen, 1.512 Auerhähnen, 864 Birkhähnen, 3.120 Stück Haselwild, 175 Schneehühnern, 50 Steinhühnern, 10.835 Fasanen, 42.707 Rebhühnern, 8.578 Wachteln, 3.284 Waldschneepfen, 680 Mooschneepfen, 68 Wildgänzen und 2.789 Wildenten; an schädlichem Wilde in: 1.363 Mardern, 738 Iltissen, 3515 Füchsen, 72 Fischottern, 301 Dachsen, 34 Adlern, 148 Uhu's, 4.247 Eulen und 6.237 Stück sonstiger Raubvögel.

Diesem Verzeichnisse haben wir beizufügen, daß die Abschlußresultate größer sein würden, wenn alle auf Grund des Jagdgesetzes entstandenen 685 Eigenjagdbesitzer ihre Jagden einigermaßen pfleglich behandeln würden, so aber hindern 542 davon, deren Besitz über 115, aber doch unter 575 Hektar umfaßt, in den meisten Fällen nicht nur die zweckmäßige Arrondirung größerer Jagdreviere, sondern vermeiden auch durch Masjägerie dem mit seiner Jagd angrenzenden Jagdpfleger den schonenden Betrieb derselben oder die Erpachtung der benachbarten Gemeindejagden. Auf diese Weise werden große Jagdgebiete in ihrem Ertrage wesentlich reducirt. Ob künftig nicht auch jetzt noch gut mit Wild besetzte Reviere von diesen Verhältnissen ergriffen werden, hängt davon ab, ob der immer heftiger entbrennende Streit zwischen Grundbesitzern und Jagdpächtern hinsichtlich der Wildschadenvergütung einen beide Theile befriedigenden Abschluß finden wird.



## Bergbau und Hüttenwesen.

Die grüne Steiermark birgt in ihrem Schoße einen überaus reichen und mannigfaltigen Schatz von Erzen, fossilen Kohlen und nützlichen Mineralien aller Art. Seit unvordenklichen Zeiten wird hier der Bergbau auf Eisenerze betrieben, welche das berühmte steirische Eisen liefern. In früheren Jahrhunderten blühte auch der „Metallbergbau“ und blankes Silber floß aus den ergiebigen Adern des Gebirges. Heute nimmt der Braunkohlenbergbau, innig zusammenhängend mit der hochentwickelten Eisenindustrie, welche in dem steirischen Erzberge eine unererschöpfliche Fundgrube der besten und reinsten Eisenerze besitzt, den ersten Rang in der Bergwerksproduction des Landes ein. Im Jahre 1886 wurden Mineralkohlen und Erze im Werthe von 6·2 Millionen Gulden zu Tage gefördert, wovon 83 Procent auf Braunkohlen, 15 Procent auf Eisenerze entfielen; 11.500 Bergleute und eine mindestens ebenso große Anzahl von Hilfsarbeitern fanden dabei ihren Erwerb. Während der meist in hoher Gebirgslage umgehende Erzbergbau die reichlich vorhandene Wasserkraft ausnützt, finden wir bei den im Thal befindlichen und in der neueren Zeit immer mehr in die Tiefe vordringenden Kohlenbergbau mächtige Dampfmaschinen für Förderung, Wasserhebung, Ventilation u. s. w. in Thätigkeit, überall aber zeigt sich das Bestreben, alle Fortschritte der Technik rasch einzuführen und zu verwerten.

Bei Schilderung der einzelnen Zweige des Bergbaues gebührt dem Eisensteinbergbau als dem ältesten Betriebe der Vorrang. Der steirische Erzberg, sowie alle bedeutenderen Eisensteinlager von Obersteier gehören einer als nördlicher Spatheisensteinzug der Alpen bekannten Reihenfolge von Lagerstätten an, welche der Grauwackenformation zugehört werden. Dieser Zug beginnt bei Schwarz in Tirol und setzt durch Salzburg und Obersteier bis über den Semering nach Niederösterreich fort; hierher gehören in Steiermark die Bergbaue bei Liezen, Johansbach und Radmer, der Erzberg zwischen Eisenerz und Vorderberg, die Baue am Feistereck in der Weitsch, in Gollrad, Sollen, Niederalpe, am Bohufogel und in Altenberg, sowie in der Fröschnitz nächst dem Semering — größtentheils seit Jahrhunderten bekannt und betrieben. Abgesehen vom Erzberg selbst sind von diesen Bergbaue am wichtigsten die urkundlich schon im Jahre 1025 erscheinenden Eisengruben in der Gollrad, ferner die am Fuße der Schneealpe und der May gelegenen Baue von Altenberg. Hervorzuheben sind ferner die der Steinkohlenformation angehörigen vorzüglichen Brauneisensteine, welche zu Turrach und in der Paal gewonnen werden, während zahlreiche andere Eisensteinbergbaue theils wegen abseitiger hoher Gebirgslage, theils wegen Minderwerthigkeit der Erze derzeit nicht betrieben werden. In

Mittelsteiermark sind keine nennenswerthen Eisenerzbaue vorhanden und auch im Unterland finden nur die Brauneisensteine von Windischlandsberg und Studenze Verwerthung.

Der Hauptbetrieb concentrirt sich auf den Erzberg, welcher im Jahre 1886 allein an  $3\frac{1}{2}$  Millionen Metercentner Erze lieferte, das sind 94 Procent der Landesproduction und fast die Hälfte der Gesamtproduction von Oesterreich überhaupt; es repräsentirt dies eine Roheisenmenge von  $1\frac{1}{2}$  Millionen Metercentner. In günstigen Perioden (1882) betrug die Förderung von Eisenerzen sogar über  $5\frac{1}{2}$  Millionen Metercentner. Der Gattung nach sind die Erze Spatheisensteine und deren Verwitterungsproducte, welche in mächtigen Lagern größtentheils zu Tage anstehen und sowohl aus diesem Grunde, als auch wegen ihrer leichten Schmelzbarkeit früh entdeckt und ausgenützt worden sind. Schon vor der Besitznahme Noricums durch die Römer dürfte der Bergbau hier in größerem Maßstab betrieben und im Jahre 712 nach einer durch die Völkerwanderung verursachten Unterbrechung wieder aufgenommen worden sein: die vorhandenen Urkunden reichen bis in das XII. Jahrhundert zurück. Von jeher lieferte der untere Theil des Erzberges seine Ausbeute nach Eisenerz, während der obere Theil für die Schmelzöfen von Vorderberg abgebaut wurde, wonach bis heute der Zinnerberger oder Eisenerzer Erzberg und der Vorderberger Erzberg unterschieden werden. Auf dem Zinnerberger Erzberg wird ausschließlich Tagbau in regelmäßigen Etagen getrieben, während am Vorderberger Erzberg, dessen Baue in 1.100 bis 1.532 Meter Seehöhe liegen, im Winter auch Grubenbau stattfindet, denn der Tagbau, sowie die Förderung der Erze über den 1.200 Meter hohen Prebühelsattel nach Vorderberg können hier nur in den sechs Sommermonaten erfolgen. Besonders ausgedehnt sind die Förderanlagen des Erzberges, welcher in der in den Jahren 1835 und 1847 angelegten Förderbahn nach Vorderberg eine der ältesten Eisenbahnen von Oesterreich besitzt.

Der Bergbau am steirischen Erzberg bietet auch dem Laien einen höchst anziehenden, infolge der Großartigkeit des Betriebes, sowie der wunderbaren Hochgebirgslage, in welcher er sich bewegt, eigenartigen und unvergeßlichen Anblick. Wer jemals auf dem Balcon des hochgelegenen stattlichen „Berghauses“ stand und das emsige Getriebe auf den sich nach abwärts ausbreitenden Abbau-Etagen, rundum aber die majestätisch emporragenden Gebilde der Alpenwelt — Reichenstein, Wildfeld, Kaiserschild und andere — in der Pracht eines reinen Sommertages zu schauen Gelegenheit hatte, wer dann in rascher Fahrt, zum Theil durch dunkle Stollen, auf der zum Prebühel führenden Förderbahn wieder ein neues, nicht minder herrliches Gebirgspanorama — Pfaffenstein, Frauenmauer, Polster — bewundern konnte und seinen Blick von der am Ende der Locomotivbahn gelegenen Handl-Alm über die unvergleichlich grünen Matten des Vorderbergertales schweifen ließ, der wird einen unauslöschlichen Eindruck von dieser herrlichen Welt bergmännischen

Betriebes mit sich genommen haben. Und der Erzberg selbst mit seinem eisernen Kreuze auf ehernem Gipfel, — wie wechselvoll sind die Bilder, die er uns bietet! Während auf der südöstlichen Seite, wo der Berg mit dem von Gemsen bevölkerten Reichenstein zusammenhängt, dunkle Waldeschatten eine reiche alpine Flora bergen oder einsame Wiesen grünen, beginnt auf der dem altersgrauen Markt Eisenerz zugekehrten Seite das Grün des Waldes, in welchen sich ab und zu noch ein Hirsch herüberwagt, mehr und mehr der braunrothen Farbe des Erzes zu weichen, welches mit dem Forttreiben der einzelnen Abbaustufen immer mehr entblößt wird.

Wie eine Riesentreppe nehmen sich die einzelnen Abbaustufen an. Gleich wie auf einem Ameisenhaufen wimmelt es überall von emsigen Bergleuten, die da hämmern und klopfen, mit ihren Hunden dahersaußen und in dem Riesenberge rastlos wühlen. Da ertönen langgezogene Hornsignale, und stille wird es auf dem ganzen Berg; eine Gestalt nach der anderen verschwindet in Stollen und sicheren Verschlügen, wie ausgestorben ist plötzlich die ganze Gegend. Nun kracht ein Schuß — in einer Staubwolke fliegt das Erz empor oder löst sich in großen Trümmern. Ein donnerndes Echo wird von den Felswänden der umliegenden Gebirge vielfach zurückgegeben; da fliegt eine zweite Mine auf, eine dritte — und jetzt ist es der Donner eines Geschüßkampfes, ein unaufhörliches Rollen und ein prasselnder Regen von Gesteinstrümmern. Endlich wird die Kanonade schwächer, hier und da noch ein verspäteter Schuß, dann wird es stumm — und wieder tönt das Horn, ein Befreiungssignal für alle jene, die sich aus sengender Sonnenhitze in die kühle Luft der Grube flüchten mußten. Rasch belebt sich nun der Berg wieder, überall kriecht hervor und prüfend überblickt der „Baßführer“ die Wirkung des Dynamits, um sodann zum „Abrenken“, dem Loslösen der gelockerten, mitunter tiefer als es scheint angerissenen Erzwände zu schreiten. Es ist dies eine gefährliche Arbeit, welche aber ebenso kühn wie gewandt durchgeführt wird, so daß sich nur selten ein Unfall ereignet. Und will es das Schicksal, daß der Tod einen Bergmann in seinem Berufe ereilt, so sagen die Häuer des Erzberges: „Seine Zeit war aus“, denn fest glauben sie daran, daß jedem von ihnen von der Vorsehung genau zugemessen sei, wie lange er „am Berge“ zu arbeiten habe. Mit einem herzlichen „Glückauf“, das der steirische Bergmann mit seinem vertrauensvollen „Gott gib's“ erwidert, trennen wir uns vom steirischen Erzberge, dem Juwel des Landes.

Der Metallbergbau in Steiermark besitzt ebenfalls eine ruhmvolle Geschichte, doch sind die ehemals blühenden Bergbaue dieser Art — wir gedenken nur der uralten Silberbergbaue von Zeiring und Schladming — aus verschiedenen Ursachen nach und nach erloschen oder zu untergeordneter Bedeutung herabgesunken.

Von den Erzen zu den Mineralkohlen übergehend, müssen wir zunächst die interessanten Anthracitbergbaue bei Turrach erwähnen — das einzige Vorkommen dieses





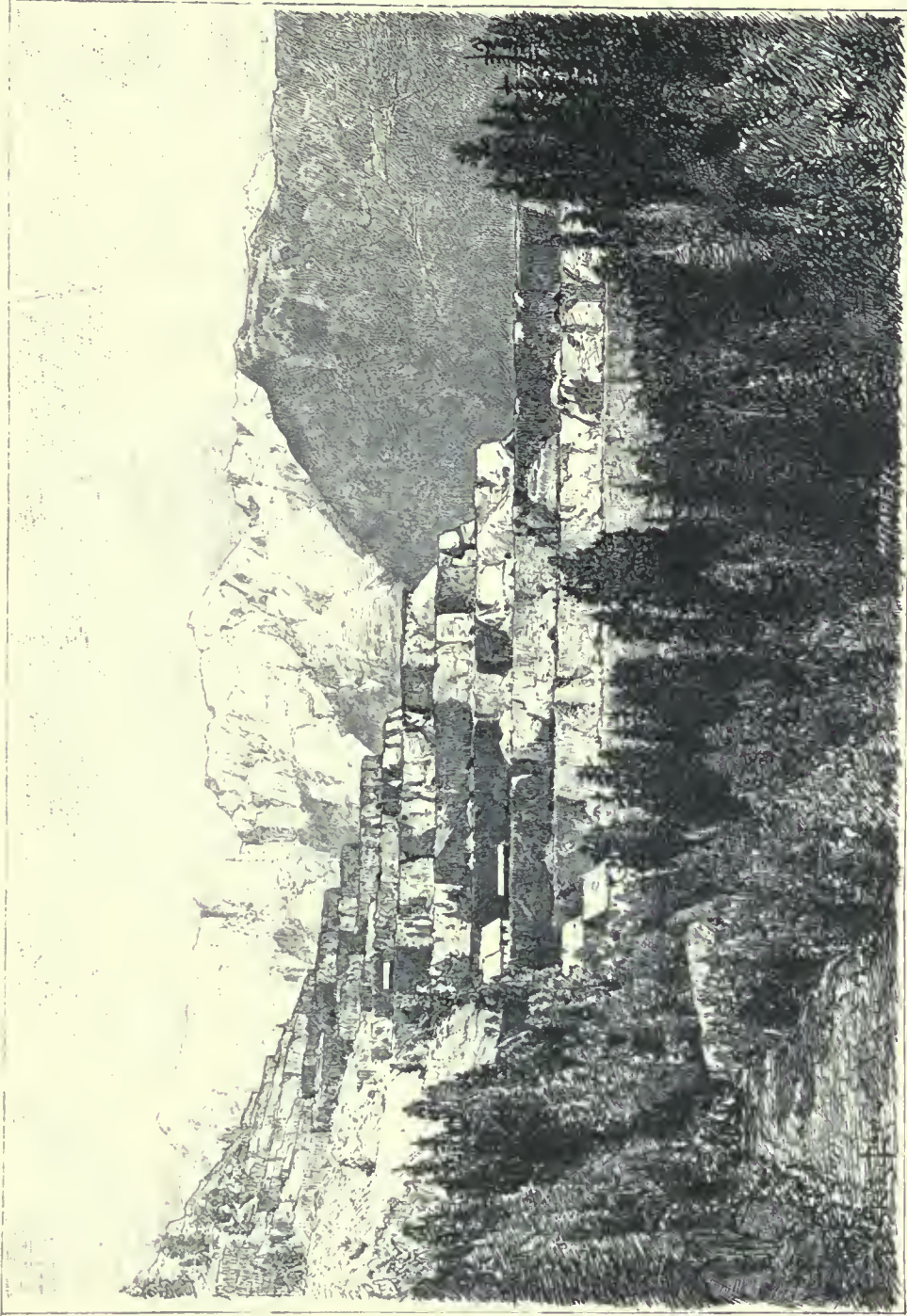
Q. Mayer Grz

Wasserkopfgebirge von M. Mayer & S. Schmidl

2100 1880 1880 Grazbrudert in Wien

Volkstrachten aus Steiermark.





Die Abbat Stagen auf dem Grysberg.



dem Graphit sich nähernden fossilen Brennstoffes. Steinkohlen finden sich in Steiermark nicht, dagegen ist das Land überaus reich an vorzüglichen Braunkohlen, welche zumeist in mächtigen Flözen abgelagert sind und durch ihre Reinheit einen wesentlichen Factor in der Entwicklung der steirischen Eisenindustrie bilden. Der weitaus größte Theil der producirten Braunkohle gelangt im Lande selbst zur Verwendung und nur kleine Mengen gehen in die benachbarten Alpenländer oder nach Ungarn, Italien u. s. w. Obwohl schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts theilweise bekannt, haben die steirischen Braunkohlen doch der Hauptsache nach erst seit der Verwendung im Puddelbetriebe größere Wichtigkeit erlangt. Mit dem dadurch angebahnten Aufblühen der Eisenindustrie nahm aber alsbald auch der Braunkohlenbergbau einen solchen Aufschwung, daß die Production in den Jahren 1855, 1865 und 1875 von 2 auf 5 und 15 1/2 Millionen Metercentner stieg und heute an 20 Millionen beträgt. Die der Tertiärformation, und zwar zumeist der neogenen Stufe angehörigen Braunkohlen sind theils vorzügliche Glanzkohlen, theils Lignite oder auch sogenannte Schwarzkohlen; sie sind mit Ausnahme der letzteren, welche aber nur einen geringen Bruchtheil ausmachen, nicht coalsbar, doch werden gewisse Kohlen (Johnsdorf) mit Vortheil beim Hochofenbetriebe verwendet.

Der Abbau der Flöze, deren Mächtigkeit an manchen Orten 50 Meter und mehr beträgt, erfolgte zunächst häufig mittelst Tagbaues, hat sich aber nach dem Ausbau der oberen Partien naturgemäß in die Grube gezogen, und wir finden größere Tagbaue heute nur noch im Voitsberg-Röflacher Revier und im Becken von Trifail. In neuerer Zeit vollzieht sich bei den meisten größeren Werken der Übergang zum eigentlichen Tiefbau, und wurde hiebei das Vorkommen der Kohlen in sehr bedeutenden Tiefen (über 300 Meter) constatirt, eine höchst erfreuliche Gewähr für die Nachhaltigkeit des Bergbaues. Die Neigung der Kohle, sowie des ober derselben befindlichen bituminösen Schiefers zur Selbstentzündung gestalten den Abbau an manchen Orten (insbesondere in Leoben) schwierig; auch schlagende Wetter haben sich hier und da bei zunehmender Tiefe gezeigt und zu Vorsichtsmaßregeln gezwungen. Aber auch in dieser Beziehung steht der an 10.000 meist einheimische Arbeiter beschäftigende steirische Braunkohlenbergbau auf einer hohen Stufe technischer Entwicklung.

Die wichtigsten Produktionsstätten sind das Kohlenbecken von Leoben mit 2 1/2 Millionen Metercentner Production, das zukunftsreiche Braunkohlenvorkommen von Johnsdorf-Sillweg, woselbst an 4 Millionen Metercentner erzeugt werden, die Ligniteablagerung des Voitsberg-Röflacher Reviers in der Nähe der Landeshauptstadt mit einer Jahresproduction von circa 6 Millionen Metercentner, das Wies-Eibiswalder Revier mit 1 1/2 Millionen Metercentner, ferner die beiden Braunkohlenzüge zwischen Save und Sann im Süden der Steiermark, von denen der südlichere die Baue von

Trifail, Distro, Graßnig und Tüffer enthält, welche jährlich über 4 Millionen Metercentner produciren. In der neuesten Zeit wurde im Schallthal in Untersteiermark in allerdings beträchtlicher Tiefe ein Lignitlager aufgeschlossen, welches die ungewöhnliche Mächtigkeit von 79 Meter beträgt. Auch der Torfmoore sei hier kurz gedacht, deren größte im Ennsthal zwischen Erdning und dem Gesäuse bei Admont sich befinden.

Außer Erzen und Mineralkohlen finden wir in Steiermark, und zwar fast ausschließlich im Oberland eine Reihe von Graphitablagerungen, deren wichtigste in dem



Kohlen-Tagbau zu Gradenberg.

von Kaisersberg über Leims, Mantern, Wald bis Rottenmann hinreichenden Zuge graphitischer Schiefer Gegenstand bergmännischer Gewinnung sind. Der bedeutendste Bergbau dieser Art befindet sich in Kaisersberg. Weiter wird in Wald, Kraubath und Weitsch Magnesit, sowie in mehreren Gruben, bei Mantern, St. Kathrein, Stubenberg und Lebring Talk gewonnen, welcher meist zur Federweißfabrication dient.

Der wichtige Salzbergbau bei Aussee ist bereits in dem Bande „Oberösterreich und Salzburg“ im Zusammenhang mit den übrigen Salinen des Salzkammergutes beschrieben worden.

Ein gleich großartiges Bild wie der Bergbau Steiermarks bietet die Verhüttung der im Bergbau gewonnenen Erze, sowie die Eisen und Metall-Industrie. Wenn man das

Land von Nord nach Süd, von Ost nach West auf den Bahnen durchheilt, erblickt man besonders in den Thälern Obersteiermarks an vielen Orten große Maschinenhallen, einen Wald von rauchenden Essen, man hört den Schlag der Hämmer, das Rollen der Walzwerke — es sind Eishütten! Fragt man die einheimischen Reisenden nach den Einzelheiten der Unternehmungen, so kann man aus den Antworten sofort ersehen, welcher innigen Anteil die Bevölkerung an diesen Betrieben nimmt. Und mit vollem Recht, wenn man bedenkt, daß es sich um eine Industrie handelt, welche sich mit der Bevölkerung entwickelt hat, zwei Jahrtausende alt ist, mindestens 15.000 Arbeiter beschäftigt und dem ganzen Oberland Leben und Verdienst bringt, weil sie indirect noch vielen Tausenden anderer Bewohner Arbeit und Gewinn gewährt. Hat die Eishindustrie Obersteiermarks reichliche Beschäftigung und gute Absatzpreise für ihre Fabrikate, so blühen alle Gewerbe, reger Handel und Verkehr beleben das Land; liegt sie aber darnieder, so leiden auch die letzteren empfindlich; das Wohl und Wehe des Oberlandes hängt von dem Gedeihen oder dem Daniederliegen der Eishindustrie ab. Und welche geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diese Industrie von ihren ersten in das graue Alterthum zurückreichenden Anfängen und ihrer Wiederaufnahme im Mittelalter bis auf die heutige Zeit, von der Eishzeugung in kleinen Fenern direct aus den Erzen bis zu den großartigen Coaks-hochöfen der Gegenwart!

Den Bewohnern von Trofaiach, welches schon im XII. Jahrhundert, und zwar früher als Eisherg in den Urkunden als geschlossener Ort genannt wird (der älteste Pfarrsprengel von Trofaiach begriff auch Vorderberg, den Erzberg und Eisherg in sich) schreibt die Tradition die ersten Versuche, die Eisherg zu verschmelzen, zu. Vielleicht bezieht sich dies auf den Beginn des Verschmelzens der Erze in kleinen Schachtöfen, den sogenannten Stuck- oder Wolfsöfen. Diese Methode der Eisherggewinnung, welche noch immer schmiedbares Eish und Stahl direct aus Erzen erzeugte, führte nichtsdestoweniger einen wesentlichen Umschwung in der Eishindustrie herbei und hatte einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der Verhältnisse des ganzen Oberlandes. Die Eishergzeugung, welche, solange man Fener verwendete, unmittelbar bei den Erzlagern betrieben wurde, mußte, sobald man Stucköfen in Anwendung brachte, in die Thäler an stärkere Wasserläufe verlegt werden, da man einer Triebkraft zur Beschaffung des Windes bedurfte. In den etwa drei Meter hohen Stuck- oder Wolfsöfen wurden die Eisherg reducirte und nur soweit geföhlt, daß man Schmiedeeish oder Stahl in Form von unregelmäßigen Klumpen erhielt, welche, sobald sie den unteren Raum des Ofens ausgefüllt hatten, ausgebrochen wurden. Die Klumpen, auch Massen genannt, wurden meist etwas abgeschmiedet, in zwei Theile zerzhrotet und unter dem Namen „Halbmaße“ an die Hammerwerke abgegeben. Dieses Eish wurde zum Unterschied vom geschlagenen Eish auch „Rantheish“



genannt. Der Zeitpunkt des Überganges vom Feuerbetrieb zu jenem in Stücköfen mit getrenntem Hammerbetriebe läßt sich nicht genau bestimmen. Aus Urkunden ist nachweisbar, daß im Jahre 1250 in St. Gallen, Lauffach zc. schon Hammerwerke bestanden haben. Da aber im Jahre 1074 unter den Bewohnern von Gallenstein bereits Eisenarbeiter genannt werden, so dürften auch schon zu jener Zeit dajelbst Hammerwerke vorhanden gewesen sein. Daß die Verhältnisse auf der Vorderberger Seite ähnliche waren, kann daraus ersehen werden, daß der Markgraf Ottokar VII. den Karthäusern zu Seitz im Jahre 1164 jährlich zwanzig Maßen Eisen aus den Frohngefällen in Leoben zu erheben gewährte. Der Übergang wurde daher vielleicht schon im X. Jahrhundert angebahnt, war im XII. Jahrhundert aber jedenfalls bereits vollzogen.

Der Einfluß, den diese Umwandlung des Betriebes auf die Entwicklung des ganzen Landes ausübte, war ein sehr bedeutender; die Eisenerzeugung wurde gesteigert, die einsamsten Thäler belebten sich allmählig, indem Hammerwerke entstanden, die Wälder konnten ausgenützt werden, Handel wie Verkehr entwickelten sich im Lande. Von diesem Zeitpunkte angefangen findet man auf beiden Seiten des Erzberges eine größere Anzahl von Öfen, deren Besitzer Radgewerken hießen, weil dieselben Wasserräder für ihren Betrieb benötigten. Daß in Eisenerz erzeugte Eisen wurde schon damals Zinnerberger Rauheisen, hingegen jenes von Vorderberg das Rauheisen von Trofaiach oder Leoben genannt, weil vermuthlich die Besitzer in Trofaiach, die Verleger und Verschleißer in Leoben wohnten.

Auf die Gestaltung der Eisenindustrie übten die Handelsverhältnisse einen wesentlichen Einfluß aus. Der Zwischenhandel mit den Halbfabrikaten des Eisens, der Verkauf der fertigen Waaren, der Ankauf der erforderlichen Lebensmittel waren die Veranlassung, daß sich in Stadt Steyr ein Handelsstand heranausbildete, welcher in schlechten Zeiten den Rad- und Hammergewerken von Eisenerz auf ihre Waaren Geld vorstreckte und unter dem Namen Verleger eine große Rolle im Eisenhandel spielte. Mit der Größe der gewährten Vorschüsse nahm die Abhängigkeit der Gewerken von den Verlegern zu und wurde für die ersteren allmählig sehr drückend. Die Forderungen der im Jahre 1583 zu einer Eisenhandlungs-Compagnie vereinigten Verleger stiegen allmählig so hoch, daß sie die Hälfte des Besizes der Gewerken überstiegen. Die Gewerken von Eisenerz standen damals unter dem Kammergrafenamte und wurden in den Jahren 1634 und 1783 zur Ordnung dieser Verhältnisse mancherlei Änderungen vorgenommen. Im Jahre 1799 ging der ganze Besiz in die Hände der „Kanal- und Bergbau-Gesellschaft“ und im Jahre 1801 in die des Allerhöchsten Familienfondes über. Im Jahre 1807 übernahm das Montan-Arar den Besiz mit Ausnahme einiger kleiner Antheile, welche noch in Privathänden blieben.

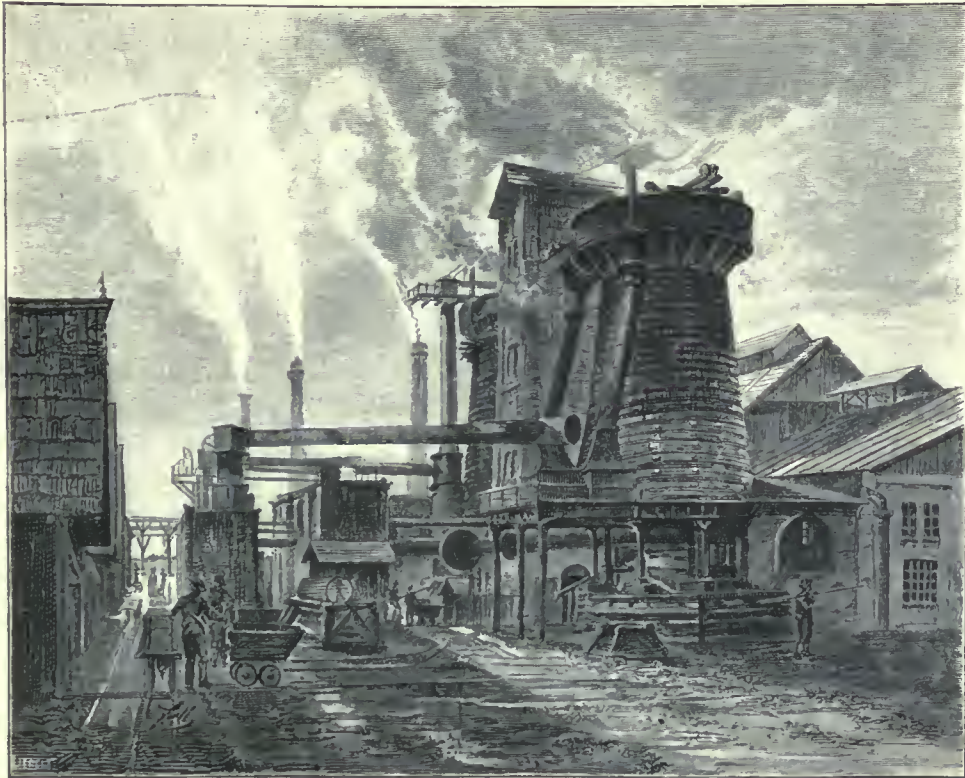
Etwas anders gestalteten sich die Verhältnisse in Vorderberg. Als Handelsemporien für Vorderberg waren anfänglich Judenburg und Leoben anzusehen, welche letzteres

später das Übergewicht erlangte und in ähnlicher Weise für Vorderberg wie Steyr für Eisenerz „Verlagsstadt“ wurde. Obwohl die einzelnen Gewerke in Vorderberg sich in ihrer Selbständigkeit bis in die neueste Zeit erhielten, gelangte doch die Stadt Leoben, oder vielleicht richtiger gesagt, eine Anzahl von Hanseigenthümern dajelbst, die sich zu dem Ende vereinigt hatten, allmählig in den Besitz verschiedener Radwerke, welche sie jedoch mit Ausnahme von zweien immer wieder an andere Gewerke abgaben. Jeder der Radmeister Vorderbergs betrieb seinen Bergbau für sich, bis auf Anregung weiland des Erzherzogs Johann im Jahre 1829 ein gemeinsamer Bergbaubetrieb, welchem alle Radmeister mit Ausnahme eines einzigen beitraten, gebildet wurde. Die so entstandene Radmeister-Communität erwarb bedeutende Waldecomplexe in Goeß, Tragoeß, Seckan 2c., um ihren Hochöfen den Bedarf an Brennstoff zu sichern. Da man jedoch später bei den Hochöfen vom Holzfohlen- zum Coaksbetriebe überzugehen begann, so wurde der ganze Waldbesitz im Jahre 1888 wieder veräußert.

Einen tief einschneidenden Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse der steiermärkischen Eisenindustrie übte die in den Jahren 1868 bis 1870 erfolgte Bildung von großen Gesellschaften aus, welche sowohl den früheren Besitz des Montan-Ärars als auch jenen vieler Einzel-Gewerke erwarben. Die Gründungen endeten damit, daß am 19. Juli 1881 aus allen diesen Gesellschaften und der Hüttenberger Actien-Gesellschaft in Kärnten die österreichische alpine Montan-Gesellschaft hervorging, durch welche mit Ausnahme von einigen wenigen Hüttenwerken der ganze Montanbesitz Steiermarks vereinigt wurde.

Was den Hüttenbetrieb betrifft, so entwickelte sich derselbe in folgender Weise: die Wochenerzeugung eines alten Stuckofens bestand meist in sieben Maßen und einer geringen Menge von flüssigem Roheisen, „Graglach“ genannt. Die Maßen und Halbmaßen wurden in den Hammerwerken in den sogenannten Halbmaß- oder Holmesfeuern ausgegeschweißt und zu geschlagenem Eisen oder zu Stahlstangen geschmiedet. Bei dieser Arbeit schmolz von der Außenseite etwas Eisen ab, welches sich in Gestalt einer Luppe im Feuer ansammelte. Das aus den Halbmaßen unmittelbar erhaltene geschlagene Eisen war meist von guter Beschaffenheit, während das abschmelzende Eisen von geringer Qualität war und durch Zusatz von Graglach verbessert werden konnte. Da in Folge dessen die Nachfrage nach Graglach größer wurde, erbaute man im Jahre 1650 in Eisenerz den ersten Floßofen mit einer Höhe von fünf Meter. Da jedoch die Prozesse, Roheisen allein in Feuer zu weiches Eisen oder in Stahl zu verwandeln, noch wenig bekannt und geübt waren und eine Umgestaltung im Hammerwerksbetriebe nothwendig erschien, weil die Ausheizarbeit der Halbmaßfeuer zu einer eigentlichen Frischarbeit umgewandelt werden mußte, so dauerte es noch verhältnißmäßig lange Zeit, bis man in Steiermark vom Stuckofenbetriebe definitiv zum Hochofenbetriebe überging. In Eisenerz wie in Vorderberg wurden im Jahre 1762

die letzten Stücköfen außer Betrieb gesetzt. Obwohl im Laufe der Jahre die Floßöfen etwas erhöht wurden, fand man zu Anfang dieses Jahrhunderts doch nur selten solche, deren Höhe 8 Meter, deren Tageserzeugung 3.000 Kilogramm erreichte. Wenn auch die Größe und Erzeugung der Hochöfen im Laufe dieses Jahrhunderts bedeutend stieg, so blieb der Betrieb, mit Ausnahme von kleinen Versuchen, doch bis zum Jahre 1874 auf die Verwendung von Holzkohle beschränkt, in welchem Jahre der erste mit mineralischen



Hochöfen von Zeltweg.

Brennstoffen betriebene Hochöfen in Zeltweg angelassen wurde. Diesem folgte erst im Jahre 1887 ein zweiter in Hiesflau.

Die Roheisen-Erzeugung Steiermarks, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts erst bei 20.000 Tonnen betrug, erreichte ihr Maximum im Jahre 1882 mit 161.000 Tonnen und war Steiermark bis zu diesem Jahre jene Provinz Österreichs, welche die größte Roheisen-Erzeugung hatte. Überholt wurde dieselbe durch die seit 1882 beginnende Produktionssteigerung in den nördlichen Provinzen der diesseitigen Reichshälfte, welche über bessere mineralische Brennstoffe verfügen und deren Erze seit Anwendung der neueren Hüttenproceße eine weitergehende Verarbeitung ermöglichen. Die Produktionserhöhung



wurde bei Verminderung der Anzahl der Hochöfen durch deren Vergrößerung erzielt. Steiermark besitzt heute Holzkohlenhochöfen, welche bis 60 Tonnen, und Coakshochöfen, welche bis 100 Tonnen Tagesproduktion haben. Es stehen derzeit in Steiermark 24 Holzkohlen- und 3 Coakshochöfen, von welchen jedoch nur ein Theil betrieben wird. Eine Neuanlage mit 2 Coakshochöfen wurde im Jahre 1889 zu Donawitz in Angriff genommen.

Der Zeitabschnitt von der allgemeinen Einführung der Roheisen-Erzeugung im Jahre 1762 bis zu jener des Flammofenfrischprocesses (Puddlingsproceß) bildete die Glanzperiode für die Hammergewerke. Die Erzeugung von Schmiedeeisen und Stahl aus Roheisen war nur mittelst des Herdfrischprocesses möglich, weshalb die Hammergewerke die einzigen Fabrikanten von Eisen und Stahl waren. Dadurch, daß die Erwerbung einer Concession zum Betriebe eines Frischfeners an den Nachweis gebunden war, daß der Bezug einer bestimmten Menge von Holzkohle (2.500 Cubikmeter) aus eigenen Waldungen gedeckt sein mußte, war die Anzahl der Feuer eine beschränkte, wodurch für die Besitzer derselben ein Monopol geschaffen wurde. Sie konnten die Preise dictiren, da sie häufig genug den Anforderungen des Handels kaum zu entsprechen vermochten. Von solchen concessionirten Feueren waren in der Glanzperiode der Hammerwerke 271 vorhanden. Diese waren an den größeren Wasserläufen Steiermarks überall dort, wo Wald zur Verfügung stand, selbst in den entlegensten Thälern zu finden und Wohlhabenheit und Wohlleben, welche sich nicht nur auf den allernächsten Umkreis, sondern auf das ganze Thal erstreckten, in ihrem Geleite; auch Untersteiermark nahm daran theil, weil es seinen Überschuß an Nahrungsmitteln und Wein dorthin absetzen konnte. Zwischen den Besitzern und Arbeitern bestand ein patriarchalisches Verhältniß und die Arbeiter, welche bei einem Hammerwerke aufwuchsen, kamen oft während ihres ganzen Lebens nicht aus dem Thale, in dem sie geboren waren. Die Gewerke verpflegten ihre Arbeiter meist selbst, lebten mit ihnen und die älteren Arbeiter betrachteten sich als zur Familie gehörig, weil sie Freude und Leid durch Jahrzehnte mit derselben theilten. In diesen Zeitabschnitt fällt auch die Glanzperiode für die Erzeugung jener Herdfrischstahlforten, welche weit über die Grenzen der Monarchie unter dem Namen des steirischen, des Innerberger, des Tannenbaum, des Paaler Stahles lohnenden Absatz fanden.

Die Einführung des Puddlingsprocesses im Jahre 1835 durch Franz Mahr in Donawitz (in Frantschach in Kärnten wurde derselbe schon im Jahre 1828 eingeführt) veränderte die Verhältnisse wesentlich. Dieser Proceß ermöglichte die Verwendung von mineralischen Brennstoffen bei den Frischprocessen und dadurch die Concentration des Betriebes an einzelnen wenigen Orten, an welchen mineralische Brennstoffe billig zu haben und größere Wasserkräfte vorhanden waren. An die Stelle des Kleinbetriebes trat die fabrikmäßige Erzeugung des Eisens. Mit der Concentration des Betriebes wurde das

Maschinenwesen vervollkommt und man begann neben der Wasserkraft auch die Dampfkraft zum Betriebe der Walzwerke und Hämmer zu verwenden. Die Blechwalzwerke von Krems und Gemeingrube sind die ältesten Steiermarks; die erste Dampfmaschine zum Betriebe von Walzwerken wurde im Jahre 1851 in Donawitz, der erste Dampfhammer im Jahre 1858 in Neuenberg in Betrieb gesetzt. Einzelne ältere Frischhütten wurden in größere Eisenwerke umgestaltet und an passend scheinenden Orten neue Hütten erbaut. Es entstanden im Mürzthal und dessen Seitenthälern die Raffinirwerke von Neuenberg, Mürzschlag, Krieglach, Krummühl, Thörl, Diemlach, im Murthal und dessen Seiten-



Tiegelgußstahlhütte in Kapfenberg.

thälern die Hütten von Donawitz, Bruck an der Mur, Zeltweg, Judenburg, Neumarkt, St. Michael, Rottenmann und in Untersteiermark die Hütten von Graz, Krems, Pichling, Gradenberg, Eisbühl, Store u. Zu dieser Concentration des Betriebes an einzelnen wenigen Orten trug auch die Erbauung der Eisenbahnen wesentlich bei, welche die Hauptthäler entlang den Verkehr vermitteln und den Transport der Rohmaterialien zu und der Fabrikate von den Hütten erleichtern.

So nothwendig diese Concentration des Betriebes in größeren Hüttenwerken war, um der von außen herandrängenden Concurrency mit Hilfe der wissenschaftlichen Fortschritte die Spitze bieten zu können, so tief einschneidend mußte dieselbe auf die Existenz der kleineren Frischhütten und Hammerwerke, welche in den Thälern des Oberlandes zerstreut lagen, einwirken. Wenn man von einigen wenigen, durch die localen Verhältnisse

besonders begünstigten Frischhütten, wie jenen von Thörl, Bruck an der Mur, Höllhammer, Hohlleben, Donawitz, Trieben, Rottenmann, Johann-Adolphshütte, Styria, Murau u. abwärts, so begegnet man in den Thälern, in welchen früher Wohlstand und reges Leben herrschte, nur mehr den traurigen Überresten verfallener Hammerwerke, morschen Hüttern, welche in kurzer Zeit kaum mehr die Stelle, an welcher die dereinst so blühenden Betriebe standen, erkennen lassen werden. Die Feuerungseinrichtungen machten mit Rücksicht auf die Verwendung von minderwerthigen mineralischen Brennstoffen und die Einführung der Gasfeuerung ebenso große Fortschritte wie das Maschinenwesen.

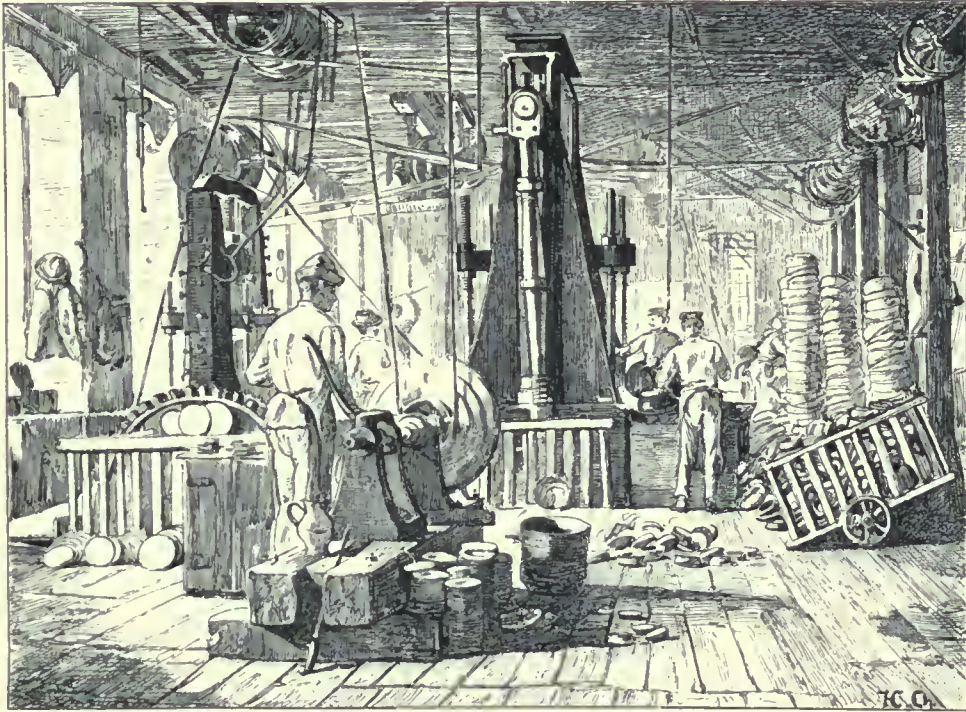
In dem letzten Vierteljahrhundert vollzog sich eine abermalige Änderung im Hüttenbetriebe. Am 21. November 1863 wurde die vom Fürsten Schwarzenberg in Turrach erbante Bessmerhütte unter Leitung Peter Ritters von Tinnert in Betrieb gesetzt. Es war das nicht nur für Steiermark und die Alpenländer, sondern für die ganze Monarchie ein wichtiges Ereigniß, da es die erste Bessmerhütte Oesterreichs war, welche als bahnbrechend für die Einführung des Bessmerprocesses bezeichnet werden kann. Dieser Hütte folgten bald jene von Neuberg, Graz und Zeltweg, von welchen die zwei erstgenannten, vorzüglich aber jene von Neuberg als Studien- und Versuchshütten, und zwar nicht nur für Oesterreich genannt zu werden verdienen. Gegenwärtig stehen nur die Bessmerhütten von Turrach, Neuberg und Zeltweg in Betrieb und erzeugen per Jahr 27.000 bis 30.000 Tonnen Bessmermetall.

Solange der Windfrischproceß nur mit Roheisen, welches aus nahezu phosphorfreien Erzen erblasen worden war, durchgeführt werden konnte, war dieser Proceß ein Monopol weniger durch die Natur besonders begünstigten Länder, zu welchen auch Steiermark gehörte. Als im Jahre 1878 Thomas Gilchrist die Abscheidung des Phosphors beim Windfrischproceße gelungen war, wurde derselbe Gemeingut aller Eisenindustriebezirke, und Steiermarks Eisenindustrie, welche der theureren Brennmaterialien halber ungünstigere Produktionsbedingungen aufweist, litt empfindlich durch diesen Fortschritt. Die Monarchie verdankt der Eisenindustrie Steiermarks auch die Einführung des Martinprocesses, mit welchem die ersten Versuche im Jahre 1868 in Kapfenberg gemacht worden sind. Gegenwärtig stehen Martinhütten in Neuberg, Graz, Donawitz, Eibiswald, Märzschlag und Zeltweg in Betrieb, welche per Jahr bei 40.000 Tonnen Flußeisen erzeugen. Dieser Proceß dürfte an Ausdehnung noch gewinnen und ist seit Anwendung von mit basischen Materialien zugestellten Öfen dazu berufen, jene weichen Sorten von Flußeisen zu liefern, welche mittelst des gewöhnlichen Windfrischprocesses nur schwer erhalten werden können. Ebenso verspricht die Verwendung von Erzen neben Roheisen und Abfallerzen wesentliche Vortheile zu bieten. Der Herdfrischproceß machte ebenfalls Fortschritte und übernahm die Aufarbeitung von kleinen Eisenabfällen, welchem Umstand es



zuzuschreiben ist, daß in nahezu 80 Frischfeuern jährlich noch 20.000 Tonnen Frischeisen erzeugt werden. In Steiermark stehen circa 40 Puddlingsöfen in Betrieb, welche per Jahr 55.000 bis 60.000 Tonnen produciren. Puddlingsstahl wird nur wenig erzeugt.

Wie schon erwähnt, genoß Steiermarks Stahl immer einen vorzüglichen Ruf. Anfänglich war es in Feuern erzeugter Herdfrisch-, sogenannter Rohstahl, welcher theils im rohen, theils im verfeinerten, im „gegärbten“ Zustande verkauft wurde. Wenn die Qualität dieses Stahles für bestimmte Zwecke, wie für Schneidwerkzeuge, kaum von anderen Stahl-



Aus dem Innern der Metallwarenfabrik in Knittelfeld.

sorten erreicht wurde, so konnte derselbe in anderen Fällen doch nicht mit dem in England seit 1730 erzeugten Tiegelgußstahl concurriren. Die ersten Versuche, Tiegelgußstahl in Steiermark zu erzeugen, wurden auf einem fürstlich Schwarzenberg'schen Hammerwerke bei Murau im Jahre 1785, jedoch ohne Erfolg, ausgeführt. Erst im Jahre 1825 hat Oberverweser Obersteiner durch Zusammenschmelzen von weichem Eisen und Spiegeleisen Tiegelgußstahl erzeugt und dabei auch mineralische Brennstoffe (Braunkohlen) verwendet. Wenn dieses Verfahren auch in Oesterreich nicht entsprechend ausgenützt wurde, so bleibt es doch interessant genug, daß daselbe, nach Westphalen übertragen, die Grundlage zur großartigen Entwicklung der dortigen Gußstahlfabrication bildete. Die Gußstahlerzeugung

wurde erst seit 1845 in Eisenerz andauernd betrieben und gewann an Ausdehnung durch die 1858 in Kapfenberg und Eisbisdal erfolgte Einführung von Siemensöfen. Gegenwärtig erzeugen die Tiegelgußstahlhütten von Kapfenberg, Eisbisdal, Mürzzuschlag und Rotherthum per Jahr bei 5.000 Tonnen. Die feineren Sorten dieses Stahls finden nicht nur in Österreich, sondern auch in Deutschland, Frankreich, England u. s. w. Abnehmer.

Steiermarks Eisenraffinerwerke verfügen gegenwärtig über Wasser- und Dampfmaschinen, welche mehr als 20.000 Pferdekraften entsprechen, und beschäftigen bei 10.000 Arbeiter. An Fabrikaten liefern dieselben die currenten Stabeisensorten, wie Flach-, Quadrat- und Rundeisen, ferner Band- und Faßreifeisen, kleines Faßoneisen etc., welche von den Hütten in Numühl, Donawitz, Thörl, Pichling, Gradenberg und Store erzeugt werden. Die vier erstgenannten Hütten, sowie jene von Bruck und Graz liefern bedeutende Mengen von Walzendraht, der theils auf den Drahtziehereien in Numühl, Thörl, Bruck, Graz und Knittelfeld zu Drähten und Drahtstiften verarbeitet, theils als Materiale für ähnliche Fabriken nach Niederösterreich und Böhmen versendet wird. Zur Deckung des Bedarfs der Eisenbahnen liefern die Hütten von Graz und Zeltweg Schienen und Schwellen, die Hütten von Neuberg und Zeltweg Radreifen und Achsen. Endlich besorgen die Werkstätten von Knittelfeld die Reparaturen für die Locomotiven und Waggonen der Staatsbahnen und jene von Marburg dieselben für die Südbahn. Schwere Bleche, theils für den Bedarf der Maschinenfabriken und Kesselschmieden in Graz, Donawitz, Krieglach, sowie der Brückenbauanstalt in Graz, theils für den Schiffbau in Triest und Pola liefern die Hütten von Neuberg, Donawitz, Krieglach, Pichling, Zeltweg und Judenburg. Leichtere Bleche, wie Schloß- und Dachbleche erzeugen die Hütten in Mürzzuschlag, Gemeingrube, Rottenmann, Krems, Wartberg, Trieben, sowie Union und Styria bei Judenburg. Die vier letztgenannten Hütten liefern auch theils überzinnete, theils überzinkte Bleche. Mit Rücksicht auf die vorzügliche Qualität der Bleche wurde im Jahre 1874 die Metallwaarenfabrik in Knittelfeld gegründet, welche sich mit der Herstellung von getieften, gepreßten, verzinneten, meist aber emaillirten Kochgeschirren beschäftigt und weit über die Grenzen der Monarchie lohnenden Absatz findet. Die Erzeugung aller Gattungen von Zugschmiedwaaren ist in Steiermark bis in die ältesten Zeiten zu verfolgen. Sie wurde früher meist unmittelbar in den Frischhütten oder im Zusammenhang mit denselben betrieben, indem schon beim Abschmieden der Suppen auf die Form der zu erzeugenden Waare Rücksicht genommen wurde. Gegenwärtig wird meist schon unter großen Hämmern oder Walzwerken vorbereitetes Materialeisen verarbeitet. Die Zugschmieden und Werkzeugfabriken von Spital, Krieglach, Wartberg, Stanz, St. Peter, Peggau, Hohenmantzen, sowie viele kleinere Unternehmungen decken den Bedarf des Landes und setzen den Überschuß der Erzeugung an die Nachbarländer ab. Schwere Schmiedestücke, wie Wellen,

Kurbeln zc. liefern die Hütten von Neunberg und Zeltweg, deren schwere Dampfhammer die Erzeugung solcher Stücke ermöglichen.

Daß sich das norische Eisen vorzüglich für die Erzeugung von Schneidewerkzeugen eignet, war schon den Römern bekannt. Sowie sich dasselbe für die Erzeugung der Werkzeuge des Krieges, der Waffen, eignete, fand es auch ausgedehnte Verwendung bei der Erzeugung der wichtigsten Schneidewerkzeuge des Friedens, für Sensen, Sichel, Futterklingen zc. Wenn auch geschichtlich nicht nachzuweisen ist, wann und wo die ersten Sensenhammer erbaut worden sind, so ist doch bekannt, daß die aus steiermärkischem Stahl in Steiermark wie in Oberösterreich erzeugten Sensen seit Jahrhunderten ihrer



Die z. Z. Zinkhütte in Gitsi.

vorzüglichen Qualität halber in großen Mengen nach dem Auslande verkauft werden. Es liegt nahe, daß gar manche Schmiede je nach Bedürfniß in kriegerischen Zeiten Klingen für Schwerter, in friedlichen Zeiten aber Sensen erzeugte; so hat sich das Wappen des Oberzeugmeisters Ulrich Leysser aus dem Jahre 1510 in unveränderter Form als Marke auf Sensen der hentigen Fabrication erhalten. Das Mürzthal mit dem Centrum in Rindberg, das obere Mürzthal in der Umgebung von Judenburg und Knittelfeld liefern die größten Mengen von Sensen. Sensenwerke sind noch zu finden in St. Gallen, Breitenau, Passail, Übelbach, Weiz, Krenhof zc., welche zusammen jährlich mehr als zwei Millionen Stück Sensen und 400.000 Sichel für den Verkauf liefern.

Die Fabrication von Schußwaffen wurde in Steiermark schon zu Zeiten Kaiser Maximilians I. sehr lebhaft betrieben. Die Büchsenenschmieden zu Thörl und Mürzschlag waren berühmt. Im Jahre 1469 lieferte Pögl in Thörl 400 Hackenbüchsen nebst Kugeln



und Zugehör. Kanneisen, das heißt Maße und Halbmaße, wurden von Eisenerz und Vorderberg nach Tirol und Untersteiermark an die Plattner Schmiede gesandt. Wenn damals die schweren Geschütze aus Bronze gemacht wurden, so waren doch die Kugeln meist aus Gußeisen. Geschütze aus Gußeisen wurden erst 1822 im Gußwerk bei Maria-Zell hergestellt und ist diese Fabrication bis zum Jahre 1875 schwunghaft fortgesetzt worden. Neuberg und Kapfenberg liefern aber heute noch das Material für unsere Waffenfabrication, Kapfenberg selbst Werkzeugstahl für die Waffenfabriken in Essen und Woolwich.

Wenn die Gewinnung von anderen Metallen als Eisen vor Zeiten in Steiermark auch eine große Rolle spielte, die Gewinnung von Silber, Blei und Kupfer für die damaligen Verhältnisse eine bedeutende war, so konnten die betreffenden Bergbaine mit den dazu gehörigen Hütten die allmählig stärker werdende Concurrenz anderer Productionsstätten nicht bestehen, weshalb in Steiermark die Gewinnung und Verarbeitung dieser Metalle auf ein Minimum herabgesunken ist. Silber und Blei wird nimmehr in der Hütte zu Peggau aus den daselbst gewonnenen Erzen hergestellt und lieferte dieselbe im Jahre 1886 mit 10 Arbeitern bei 120 Kilogramm Silber und nahezu 1.000 Metercentner Blei. Von den Kupferhütten, von welchen Steiermark eine größere Anzahl z. B. in Kalwang, Radmer, ObIarn, Knittelfeld zc. besaß, konnte keine den Concurrenzkampf mit Nordamerika bestehen, und sind die Plätze, an welchen sie standen, kaum mehr zu erkennen. Nur einige Kupferhämmer, so in Judenburg, Schladming, Peggau zc., liefern getiefte Waare für den Bedarf der Bevölkerung. Die Gewinnung von Nickel in Schladming, woselbst Johann Rudolf R. v. Gersdorf mit der Erzeugung von metallischem Nickel im dritten Decennium dieses Jahrhunderts begann, ist bis auf weiteres sistirt. Die weitaus wichtigste Unternehmung wurde im Jahre 1874 durch Erbauung der ärarischen Zinkhütte in Gills geschaffen, welche mit drei Muffelöfen, von denen regelmäßig zwei in Betrieb stehen, und mit 100 Arbeitern jährlich bei 14.000 Metercentner Zink und 2.000 Metercentner Zinkstaub liefert. Diese Hütte wurde im Jahre 1887 durch den Zubau eines Blechwalzwerkes erweitert. Von Bedeutung ist noch die Franenthaler Messingfabrik, deren Gründung in das Jahr 1714 fällt und welche gegenwärtig bei 6.000 Metercentner Messing und Tombakdrähte und Bleche, sowie Kupferdrähte erzeugt und 150 Arbeiter beschäftigt.

### Gewerbe und Industrie.

Die Industrie des Eisens und Stahls nimmt im gewerblichen Leben der Steiermark eine so dominirende Stellung ein, daß meist an sie allein oder doch in erster Linie gedacht zu werden pflegt, wenn von der Industrie dieses Landes die Rede ist. Und doch haben sich auf dem Boden der Steiermark auch zahlreiche andere Industrien niedergelassen und

entfaltet, deren Leistungen zwar an Großartigkeit jenen des Bergbaues, des Hüttenwesens und der fabrikmäßigen Verarbeitung von Stahl und Eisen nachstehen, aber doch das eigenartige Bild der steirischen Industrie vervollständigen. Wir gedenken zunächst der Specialitäten der steiermärkischen Industrie, der Erzeugung von Champagner und feinen Liqueuren, der Lodenfabrication, der Fabrication von Hüten, Rosenkränzen und so fort. Es begegnen uns ferner Industrien, deren Erzeugnisse einen ausgebreiteten Ruf erlangt haben, wie die Fabrication von Thonwaaren (Öfen, Majolika und dergleichen), von Luxuswagen und Tramwaywaggonen, die Industrie der Papierausstattung und des Farbendrucks. Endlich erscheinen hier Industrien, welche sich durch den Umfang des Betriebes bemerkbar machen, wie die Glasindustrie, die Fabrication von Holzstoff und Papier, die Brauerei, die Zündwaarenindustrie, die Schuhfabrication, die Mülerei und andere mehr.

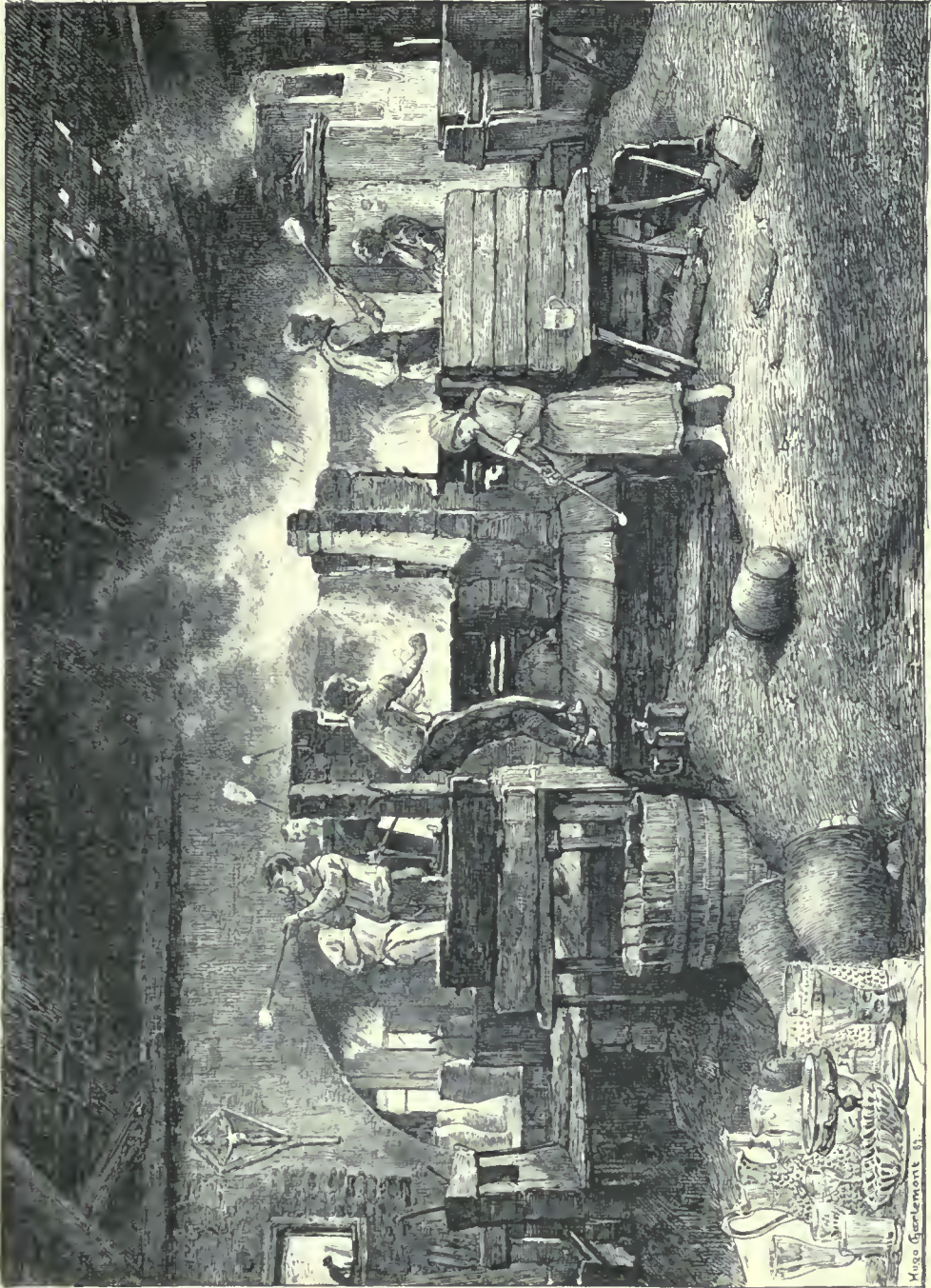
An dieser mannigfaltigen gewerblichen Thätigkeit sind die verschiedenen Theile des Landes in sehr ungleichem Maße theilhaftig. Spärlich erscheint die Industrie im Westen, im Nordwesten und Südosten vertreten. In Untersteiermark tritt nur das Gebiet der Bezirkshauptmannschaften Gillsi, Marburg, Windischgraz hervor. Am dichtesten drängen sich Gewerbe und Industrien in Ober- und Mittelsteiermark zusammen; in den politischen Sprengeln der Stadt und Bezirkshauptmannschaft Graz, in den Bezirkshauptmannschaften Deutschlandsberg, Bruck, Leoben und Judenburg liegen die eigentlichen Industriegebiete. Wie überall haben auch hier die Wasserläufe und Steinkohlenbecken die stärkste Anziehung auf die Industrie geübt. Die hervorragendsten Industrieorte sind Judenburg, Knittelfeld, Leoben, Bruck, Kindberg, Mürzzuschlag, Voitsberg, Köflach, Deutschlandsberg, Weiß, Marburg, Gillsi. Sie alle werden jedoch überragt von der Landeshauptstadt, in der sich mit den Vortheilen einer glücklichen geographischen Lage noch eine Reihe anderer günstiger Umstände verbinden. In Graz haben die Industrie in Thonwaaren, in Leder, Schafwollwaaren, Hüten, die Papierfabrication, die Bierbrauerei und die Mülerei, die Confectionsindustrie in Leder und Stoffen, die Seifen- und Kerzenindustrie und das polygraphische Gewerbe ihren Hauptsitz aufgeschlagen. Die Stadt ist durchzogen von gewerblichen Etablissements kleinerer wie größerer Art. Das rechte Murufer und der nördliche Theil des Stadtgebietes am linken Ufer der Mur sind die eigentlichen Industrieviertel. Was in der Stadt oder an deren Rande nicht Platz fand, legte sich an der äußeren Zone der Vororte und benachbarten Dörfer an. Graz kann mit Recht als ein hervorragender Industriepfah und als der Mittelpunkt des steirischen Gewerbefleißes bezeichnet werden.

In der industriellen Verarbeitung von Steinen, Erden, Thon und dergleichen heben sich insbesondere die Cementfabrication, die Thonwaarenherzeugung und die Glasindustrie hervor. In Trisail, Steinbrück, Tüffer, Judendorf besitzt das Land größere Betriebe, die nicht unbeträchtliche Quantitäten von Roman- und Portlandcement produciren. Die

Thonwaarenherzeugung im Kleinen, das sogenannte Hafnergewerbe, ehemals im Lande stark vertreten, fast überall kunstmäßig organisiert und hier und dort selbst im Besitz besonderer Kunsttraditionen, hat heute nur noch in den slovenischen Theilen des Landes einige Bedeutung; seine Erzeugnisse (gewöhnliche Thongeschirre und Ofenfacheln) dienen nur dem Localbedarf. Von den fabrikmäßig arbeitenden Betrieben wurde die Erzeugung gewöhnlicher Thongefäße grotzentheils aufgegeben; dagegen gelangten andere Artikel, wie z. B. Zimmer- und Salonöfen, Steingutwaaren, Fayencen und dergleichen in Aufnahme. In der Landeshauptstadt beschäftigen sich heute vier fabrikmäßig eingerichtete Betriebe mit der Erzeugung von Öfen und liefern schöne Waare, die bei den meisten Bauten im Lande zur Verwendung kommt. Die Steinguterzeugung hat ihren Sitz im Samthal, in Tschepf bei Franz, in Greis bei Sachsenfeld, in Deutsehtal und Liboje bei Gills. Während dort Wasch-, Küchen-, Speise- und Tafelgeschirre jeder Art, zum Theil auch feinere Sorten hergestellt werden, cultivirt die Fabrik zu Liboje neben jenen Artikeln mit Vorliebe und Erfolg die Fabrication von feineren buntenfarbigen Fayencen, Majoliken und dergleichen. Die Fabrikate dieser vier Betriebe gehen in die südlichen und westlichen Provinzen Oesterreichs, dann nach Serbien, Rumänien, Bulgarien, selbst nach Italien; überall wußten sie, ungeachtet der Concurrenz anderer ausländischer Erzeugnisse und des billigen Porzellan- geschirres, sich siegreich zu behaupten.

Eine noch hervorragendere Rolle in dieser Gruppe fällt der Glasindustrie zu. Nach der Zahl der Betriebe steht Steiermark unmittelbar hinter Böhmen und Mähren. Noch im Jahre 1880 befaß es nicht weniger als 16 Glashütten; im Jahre 1887 war deren Zahl auf 13 herabgefunken. Sie befinden sich zu Graßnig, Süßenheim, Dplotniz, Ober- Lembach, Maria-Kast, St. Lorenzen an der Kärntnerbahn, Reifnig, Bösenwinkel, zu Nibl, Bordersdorf, Wies, Voitsberg, Oberdorf, Köflach. Mit Ausnahme der Köflacher Hütte, welche ehemals ausschließlich Tafelglas erzeugte, produciren alle angeführten Betriebe Hohlglas; es ist meist gewöhnliche Mercantilwaare, was hier erzeugt wird: Glasgefäße zum täglichen Gebrauch, sowohl geschliffen als ungeschliffen, Wein-, Bier-, Sauerbrunnflaschen, Medicinal- und Apothekerglas, Laupencylinder und so fort. Einzelne Betriebe (Voitsberg) befassen sich auch mit der Erzeugung feinerer Artikel des Hohl- und Schleifglases. Einen beträchtlichen Theil ihrer Producte setzen diese Fabriken im Lande selbst ab, dessen Bedarf an Wein-, Bier- und Sauerbrunnflaschen allein schon einzelne Etablissemments reichlich beschäftigt. Ein anderer Theil geht in die benachbarten Provinzen und in das Ausland, namentlich nach Italien, Griechenland, der Türkei, Egypten, selbst nach Indien. Die verschiedenen Etablissemments dieser Branche repräsentiren in Anlage und Einrichtung wie in ihrer Betriebsweise alle Stadien der Entwicklung des Glashüttenbetriebes; die Mehrzahl steht im Schmelzen, Formen, Decoriren auf der Stufe





Alte Glasbläse im Badergebirge.

fortgeschrittener Technik; einzelne, wie die Hütte zu Boitsberg, arbeiten mit Hilfe der besten und neuesten Einrichtungen; die Holzfeuerung ist bereits mehrfach jener mit Kohlen- oder Holzgas gewichen. Daneben finden sich allerdings auch noch einige Betriebe ältester Form, die in Bezug auf Feuerung, Ofenanlage und in der Art des Ausarbeitens die Verhältnisse und die Praxis der alten Waldglashütten bewahrt haben.

Daß das Holz im ausgedehnten Maße industrielle Verwerthung findet und viele Betriebe beschäftigt, kann bei einem Lande nicht Wunder nehmen, welches, ungeachtet der schonungslosen Wirthschaft früherer Zeiten, immer noch einen reichen Schatz von verschiedenartigen Nuthölzern besitzt. Mit der ersten Verarbeitung derselben befaßen sich zahlreiche Sägewerke. Ende 1880 war deren Zahl nahezu sechzehnhundert. Es finden sich darunter alle möglichen Systeme der Bewegung und maschinellen Einrichtung, von der einfach ausgestatteten Bauernsäge bis zur Dampf- und Kunstsäge. Eine Wanderung von den Centren des industriellen und Geschäftslebens in die Berge hinauf wird unter solchen Umständen zu einer förmlichen Studienreise, welche dem Beobachter neben den modernsten Einrichtungen auch manche frühere Formen, ja mitunter geradezu Alterthümer des Sägewerkbetriebes vor Augen führt. In den Städten die Dampfjagen, an den breiten Wasserläufen der Thäler und Ebenen die größeren Sägewerke mit mehreren Gatter- und Circularjagen, beide meist Tag und Nacht betrieben. Weiter aufwärts kommen die Maut- und die gewöhnlichen Bauernjagen. Diese Betriebe bilden die Mehrzahl. Sie begegnen uns in jeder größeren Thalschlucht. Am Gerinne eines tosenden Waldbachs gelegen, mittelst gewöhnlicher Wasserräder bewegt, machen sie sich schon von weitem durch ihr einwüdiges Geräusch bemerkbar. Im Innern sind sie von der denkbar einfachsten Einrichtung.

Oft stehen mit derartigen Sägewerken andere Anlagen in Verbindung, dazu bestimmt, das Holz weiter zu verarbeiten, darunter insbesondere die sogenannten Holzdrahthobelereien. Als im Laufe der Sechziger-Jahre in Steiermark die Bündholzfabrication in Aufnahme kam, mußte man sich anfänglich der Handarbeit bedienen, um den erforderlichen Vorrath an „Holzdrähten“ zu erzeugen; gewöhnliche Tagelöhner arbeiteten mit eigens für diesen Zweck construirten Hobeln die Drähte aus astfreien Holzstücken. Heute bestehen nicht weniger als sieben fabriksmäßig eingerichtete Betriebe zu Maria-Rast, Schwauberg, Deutschlandsberg, Gams, Ettendorf (bei Stainz) und zu Bruck unweit Vorau. Vier arbeiten für den Bedarf einzelner Bündwaarenfabriken, drei erzeugen Holzdrähte für den Verkehr. — Eine andere Art von Holzindustrie wird zu Voog bei Rohitsch, zu Helldorf nächst Pölsbach und zu Windischgraz lebhaft betrieben; es ist die Fabrication von Möbeln aus gebogenem Holze. Ein gewöhnliches Sägewerk besorgt die grobe Zurichtung der Hölzer, dann folgt Dämpfen, Wiegen und Trocknen derselben. Drechslerei und Tischlerei verrichten die weitere Formung und Verbindung der Holzstücke zum fertigen Möbel, das noch in Anstrich und





Einfaches Sägewerk in Oberaich  
bei Brud an der Mur.

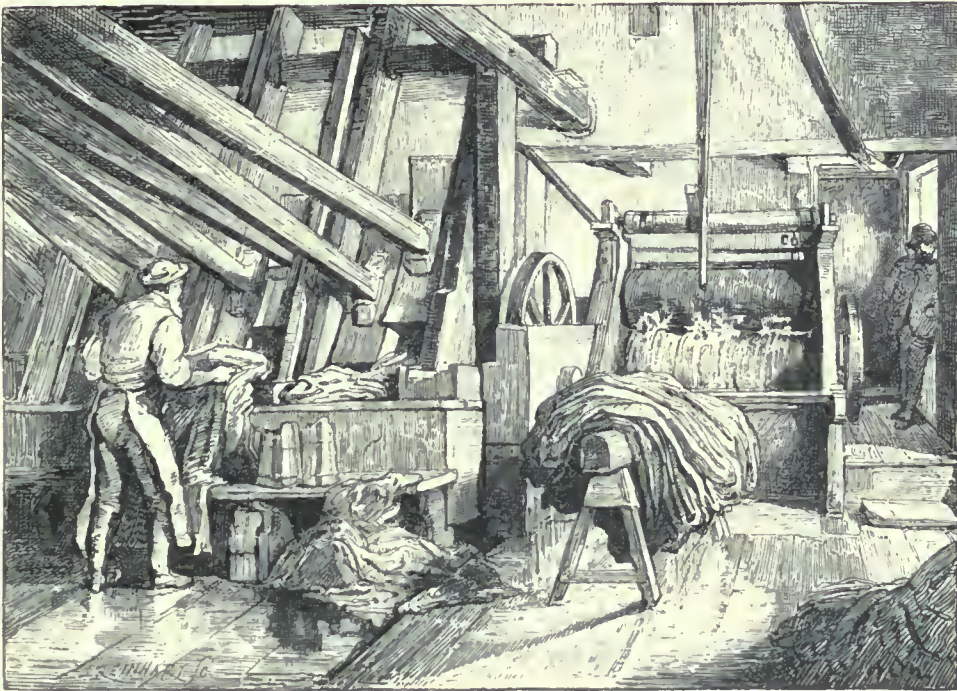
Glänzung eine letzte Appretur empfängt. — Eigentliche Möbeltischlerei treibt eine Reihe kleiner städtischer Producenten; fabrikmäßig werden Möbeln und Kunsttischlerarbeiten in zwei größeren Etablissements der Landeshauptstadt Graz erzeugt. Zu Weiz im Nordosten der Steiermark befindet sich ein Etablissement, welches aus Holzkügelchen Rosenkränze verfertigt. In den Kreis der Gewerbe für Holzverarbeitung gehört zum Theil auch die Wagerei und der fabrikmäßige Wagenbau. Sowohl auf dem Lande wie in den Städten heimisch, ist dieses Gewerbe im Handelskammerbezirk Leoben durch mehr als 400, in jenem von Graz durch nahezu 200 Kleinmeister vertreten. Im Großen und fabrikmäßig treibt dasselbe nur eine Fabrik zu Graz. Dieselbe liefert Wagen jeder Art, Luxuswagen, Omnibusse, Tramwaywagen und dergleichen. In ihren ansgedehnten und mit Betriebsmitteln aller Art reich ausgestatteten Kämmer, wo gegen 200 Professionisten und sonstige Arbeiter beschäftigt sind, vereinigt sie sämtliche Arbeiten in Eisen und Holz, die der Wagenbau nothwendig macht, von der ersten Bearbeitung des Materials an bis



zur letzten Appretur und Decoration der fertigen Wagen. Die ausgezeichneten Erzeugnisse dieses Etablissements rollen auf den Straßen der meisten österreichischen Städte und finden im Ausland, auch außerhalb Europas, lebhaften Absatz.

In der Textilindustrie steht Steiermark gegen andere, namentlich gegen die nördlichen Provinzen des Reiches zurück. Nichtsdestoweniger ist die Betriebsamkeit der Steirer auch in dieser Richtung nicht ohne Belang. In den großen Fabriken zu Neudau im Bezirk Hartberg (12.232 Spindeln), zu Burgau im Bezirk Fürstenfeld (7.752 Spindeln) und zu Pragwald im Bezirk Gills (13.736 Spindeln) wird Baumwolle versponnen. Die Garuproduction der beiden zuerst erwähnten, einer und derselben Firma gehörigen Etablissements belief sich im Jahre 1885 auf 342.671 Bündel à 2·25 Kilogramm, im Jahre 1886 auf 397.098 Bündel gleicher Stärke. Pragwald erzeugte im Jahre 1885 von Garnen Nummer 18 im Ganzen 382.000 Kilogramm, im Jahre 1886 an Garnen der nächst vorausgehenden Nummer 428.700 Kilogramm. Die Erzeugnisse der drei Fabriken wurden zum Theil im Lande und seiner unmittelbaren Nachbarschaft, zum Theil im Küstenlande, in Bosnien und der Hercegovina, in Kroatien, Slavonien, Ungarn, Siebenbürgen, in Böhmen, Mähren, Schlesien und Österreich abgesetzt. Wie ansehnlich auch in den angeführten Ziffern diese industrielle Verarbeitung der Baumwolle sich darstellen mag, so reicht sie doch nicht an die Bedeutung hinan, welche im Bilde steiermärkischer Volkswirtschaft dem anderen Zweige der Textilindustrie, nämlich der Schafwollwaaren-erzeugung zukommt. Diese Industrie versorgt zunächst den Localbedarf; ihre Erzeugnisse gehen aber auch in beträchtlichen Mengen als „Grazer Waare“ über die Grenzen des Landes auf die großen Handelsplätze des Reiches. Mit ererbten Geschicklichkeiten des Volkes, mit dessen Sitte und Art sich zu kleiden vielfach zusammenhängend, hat sich dieser Zweig der einheimischen Betriebsamkeit von unbedeutenden Anfängen allmählig zu einer achtunggebietenden Stellung emporgearbeitet und bietet auch heute noch dem Beobachter ein alle Stufe der geschichtlichen Entwicklung umfassendes Bild. In manchen Gegenden der Steiermark wurde und wird von den Bauern noch Schafwolle im Hause zu Loden verarbeitet. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts stand diese bäuerliche Industrie in verhältnißmäßiger Blüte; Traditionen, Waarennamen und hantliche Reste (Lodenwalfen) lassen es erkennen. Ramsauer und Schladminger Loden wetteiferten im Rufe mit den gleichen Erzeugnissen der Bauern um Praszberg (politischer Bezirk Gills) und Pöllau (politischer Bezirk Hartberg). Dieser hausindustrielle Betrieb hat sich zum Theile bis auf unsere Tage erhalten. Nach wie vor pflegt der Bauer gewisser Gegenden Ober-, Mittel- und Untersteiermarks noch Loden zu erzeugen, aber die Production ist extensiv wie intensiv zurückgegangen. Nicht so allgemein mehr als früher betrachtet der Bauer es als Vorzug seiner Tracht, daß sie selbstgesponnen und selbstgemacht sei. Statt die Wolle, die ihm seine

Schafe liefern, im Hause zu verarbeiten, fängt er schon mehr und mehr an, sich seinen Bedarf bei dem Kaufmann zu holen, der in seiner jederzeit bereiten Fabrikswaare ihm einen schöneren und billigeren Stoff bietet, als der Bauer sich selbst herzustellen vermag. Was im Hause erzeugt wird, ist entweder wirklicher Loden von weißgrauer oder brauner Naturfarbe oder der unter dem Namen „Wisl“, „Wislung“, „Wisluch“ im Lande bekannte Halbstoff, bei dem die Kette Leinen, der Einschlag Wolle ist. Der Bauer verfährt bei dieser seiner gewerblichen Arbeit zumeist in folgender Weise: zunächst wird die



Ältere Lodenwalle.

Wolle gepulzt („kartatscht“ wie man im Lande zu sagen pflegt). Wo dies nicht mehr im Hause geschieht, muß es irgend ein benachbarter Hutmacher oder Weber besorgen. In den Wintermonaten geht es dann ans Spinnen, im Frühjahr kommt das Gespinnst auf den Webstuhl. Ärmere Leute oder solche, die zu derartigen Arbeiten Geschick und Vorliebe haben, weben selbst, andere lassen diese Arbeit durch herunziehende Weber verrichten. Hierauf wird das Gewebe gewalkt. Manche Bauern besitzen ihre eigene Hauswalle, wie sie anderswo ihre Hausmühlen und Ölstampfen haben. Solche Haus- oder Bauernwalken sind entweder von der Form gewöhnlicher Stampfwerke oder es sind Hammerwalken älterer Construction. Andere benutzen fremde Walken, theils die Bauernwalken ihrer Nachbarn, theils die Anlagen der professionellen Loden- und Tuchmacher.

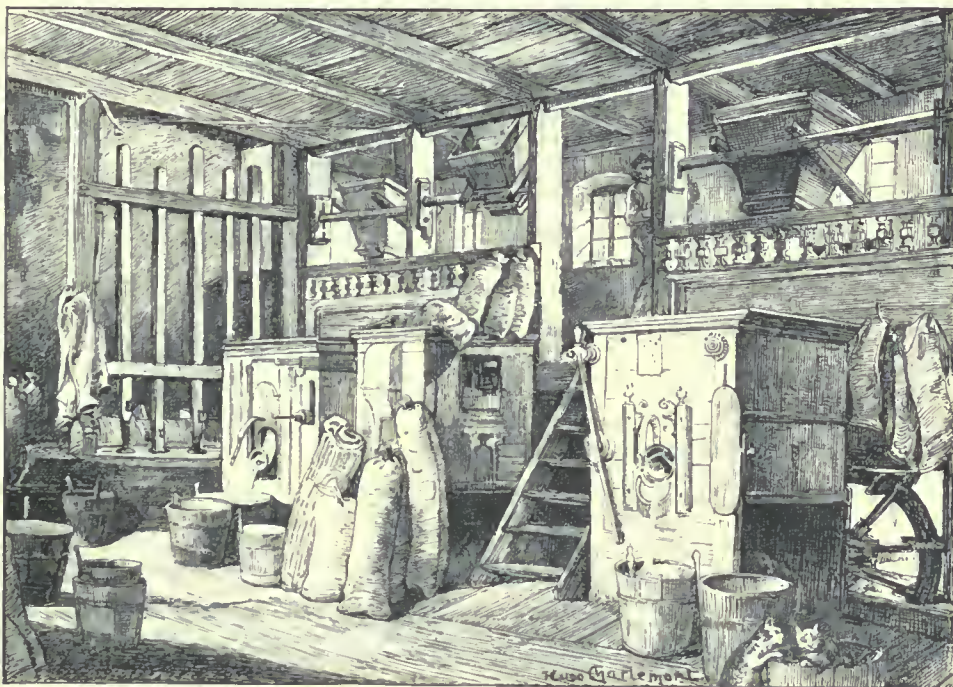
In den Gegenden Obersteiermarks ist es schon mehr und mehr üblich geworden, daß die Bauern ihre Wolle sofort zum Lodenmacher geben, der ihnen gegen Entgelt daraus ein vereinbartes Quantum Loden erzeugt und den etwa übrig bleibenden Rest von Wolle auf Rechnung seines Verdienstes abnimmt.

Neben der hausindustriellen Art des Spinnens und Webens der Schafwolle wird diese Production auch noch von einer Anzahl kleiner Gewerbsleute, den eigentlichen Loden-, Decken- und Tuchmachern betrieben. Die Zahl dieser Gewerbsleute ist heute nur mehr eine geringe; sie finden sich noch zu Friedberg, zu Pinggan, zu Pöllau, zu Rindberg, zu Bruck. Die Praxis derselben unterscheidet sich nicht besonders von jener ihrer bäuerlichen Collegen; der wesentliche Unterschied liegt in der Verwendung besserer Hilfsmittel zum Spinnen und Weben, als sie dem Bauer zu Gebote stehen, der sich noch des alten Spinnrads und eines plumpen Hauswebestuhls zu bedienen pflegt, in der sorgsamten Behandlung der Wolle, endlich in der regelmäßigen Anwendung des Walkens und einer gewissen weiteren Appretur. Nur die größeren Etablissements sind besser eingerichtet und repräsentiren bereits die manufacturmäßige Stufe. Die betreffenden Producenten, halb noch Handwerker, sind zum Theil doch bereits Fabrikanten geworden, die nicht nur auf Bestellung arbeiten und nicht nur Lohnspinnerei und Lohnweberei betreiben. Beide Kategorien von Gewerbsleuten erzeugen, wo sie heute noch bestehen, verschiedenartige Wollzeuge, als Flanelle, Loden, Wisl, Decken, Tuche und dergleichen gefärbte sowohl als ungefärbte. Einen Theil ihres Verdienstes beziehen die kleinen Loden- und Tuchmacher aus der Lohnarbeit für den Hausbedarf der Bauern, die größeren, wie gesagt, bereits aus der intensiver gepflegten Arbeit für den Verkehr, der allerdings sich zumeist noch in den Grenzen des Localmarktes und seiner nächsten Umgebung hält.

Betriebe der manufacturmäßigen Stufe finden sich vereinzelt zu Friedberg, Pinggan, zu Pöllau, zu Bruck an der Mur, zu Pruggeru und Kössing im Bezirk Schladming, zu Graz. Einzelne Repräsentanten dieser Industriestufe haben ihre Betriebe allerdings bereits auf modernem Fuß eingerichtet. In ihren Etablissements arbeiten Krempeln und Spinnmaschinen neuester Construction, mechanische Webstühle traten an die Stelle der alten Handwebestühle; Spann-, Rahm- und Trockenmaschinen, Dampfpresen gelangten zur Einführung; in der Walke mußte die Hammer- der Kurbel- und diese wieder der Cylinderwalke weichen. Auf diesem Wege sind insbesondere die drei größten Grazer Betriebe den anderen vorausgegangen. Die dem Zeitgeist Rechnung tragenden Verbesserungen setzen denn auch die Mehrzahl der Grazer Betriebe der Schafwollwaarenbranche in den Stand, allen Ansprüchen der Kundschaft und des Marktes in Bezug auf Qualität und Quantität der Waare gerecht zu werden. Man erzeugt heute in diesen Grazer Fabriken cheviotartige Modestoffe jeder Art für Winter- und Sommerbedarf, Tuchsorten,



wie Jagd- und Militärtücher, steirischen Loden, Beuteltücher, endlose Filze für Papierfabriken, Decken und Fenstervorlegestoffe und dergleichen. Die Erzeugung von Loden hat allerdings abgenommen, nachdem diesem Artikel von Böhmen her in dem aus Kunstwolle erzeugten billigen Lodentuche eine starke Concurrenz erwachsen ist. Dagegen nimmt die Production von anderen Artikeln mit jedem Jahre zu. Die in Graz erzeugten Wollstoffe gelten allgemein als gute, solide Arbeit. Sie sind gleich beliebt im Inland, wo sie noch größtentheils den Markt beherrschen, wie außerhalb, wo sie zumeist als sogenannte



Innere einer alten Spinnmühle in Leibnitz.

„steirische Waare“ zum Verkaufe gelangen. Grazer Firmen lieferten früher einen Theil der Stoffe für die Monturen des kaiserlichen Heeres, heute arbeiten sie unter anderem auch Decken für die Betten der Kasernen und Strahnhäuser. Alle Provinzen der österreichisch-ungarischen Monarchie consumiren übrigens Erzeugnisse dieser steirischen Provenienz; der weitans größte Theil findet auf den Handelsplätzen Wien, Prag, Brünn, Budapest Abfab. Einzelnes geht nach dem Süden und in das Deutsche Reich.

Zu einer hervorragenden Stellung hat sich die Papierindustrie aufgeschwungen. Vierzehn Etablissements erzeugen Holzstoff theils für den Verkehr, theils für den eigenen Bedarf der zugehörigen Papierfabriken. Vier Betriebe produciren Holzstoff auf chemischem Wege (Sulfitecellulose), vier Betriebe Pappen und Deckel, dreizehn Fabriken endlich

beschäftigt die eigentliche Fabrication von Papier. Die letzteren liegen zu Pöls bei Judenburg, zu Bruck an der Mur, zu Techendorf bei Kapfenberg, zu Frohnleiten-Weyer, zu Guggenbach nächst Übelbach, zu Gratwein, Andritz, zu Graz (2), zu Voitsberg (2), zu Deutschlandsberg, zu Hörbing bei Deutschlandsberg. Einzelne sind aus früheren Papiermühlen hervorgegangen, andere in jüngerer Zeit, in der Periode zwischen 1860 und 1885, neu entstanden. Durchwegs Betriebe zur Erzeugung von Maschinenpapier, besitzen sie mehr oder weniger moderne Einrichtungen. Einzelne derselben, wie jene zu Bruck, Voitsberg, Deutschlandsberg, Guggenbach, reihen sich in die Kategorie der Großbetriebe; das weitans bedeutendste und sicherlich eines der größten Etablissements dieser Art ist die Fabrik von Gratwein, welche mit der Papierfabrik auch eine Cellulose- und Strohstofffabrik vereinigt. Mit Ausnahme der Hörbinger Fabrik, die sich bis vor kurzem ausschließlich mit der Production von Strohpapier befaßte, erzeugen die anderen Fabriken Papiere der verschiedensten Art, wie Emballagen- und Packpapier, Affichen- und Druckpapier, Schreibpapiere, Documenten- und Briefpapiere. Die amtlichen statistischen Nachrichten geben die Gesamtproduction der steirischen Papierfabriken für das Jahr 1880 mit 80.200 Metercentner in einem Gesamtwerthe von 2.600.800 Gulden an. Seitdem hat die Erzeugung sich bedeutend gesteigert. Ein großer Theil der Fabrikate wird im Inland verbraucht, noch mehr aber geht ins Ausland, nach Italien, Griechenland, der Türkei, nach Rußland, auch nach Deutschland. Doch hat der Export nach Italien und Deutschland infolge der Änderungen in der Zollpolitik dieser Länder in letzter Zeit starke Einbuße erlitten.

Mühlen, Branereien und die Champagnerfabrication geben der folgenden Gruppe der steiermärkischen Industrie, jener der Herstellung von Nahrungs- und Genußmitteln ihre Signatur. Die Mülerei überrascht zunächst durch die ungewöhnliche Zahl der Betriebe. Ende 1880 besaß Steiermark nicht weniger als 2.221 Mühlen, welche sich in verschiedener Stärke über die einzelnen Gegenden des Landes vertheilen. Die Bezirke Marburg, Bruck, Mann, Muran, Gillsi, Judenburg sind am stärksten belegt, ihnen folgen die Bezirke Voitsberg, Weiz, Leoben, Tüffer. Die Betriebe sind theils Lohn-, theils Handlungsmühlen. Die Mehrzahl bilden wie überall die Lohnmühlen oder, wie man sie hier gewöhnlich zu nennen pflegt, die Mantmühlen. In Handlungsmühlen weist die officiële Statistik aus dem Jahre 1880 für den Bezirk der Grazer Handelskammer 21, für jene der Leobener Kammer 1 aus; die bedeutendsten befinden sich zu Graz, Marburg, Raindorf bei Leibnitz, Stocking bei Wildon, Unter-Klotting bei Gillsi, zu Weiz, zu Bruck an der Mur und zu Weißkirchen bei Judenburg. Noch bis in die Fünfziger-Jahre hatten die steirischen Mühlen die gewöhnliche Einrichtung, welche die sogenannte deutsche Mühle charakterisirt. Den ersten Schritt zur Großmüllerei mit verbesserter maschineller Einrichtung des Betriebes machte eine Handlungsmühle bei Graz (Frohnleiten), ihr folgte dann jene zu





Maischenfüllung in der Champagnerkellerei in Gösting bei Graz.

Bruck an der Mur. Seitdem verging fast kein Jahr, in dem sich nicht die eine oder andere der steirischen Mühlen modernisirt und erweitert hätte. Es liegt in der Natur dieser Entwicklung, daß die Zahl der kleinen oder der Lohnmühlen sich zusehends vermindert; einige verschwinden ganz aus der Reihe der gewerblichen

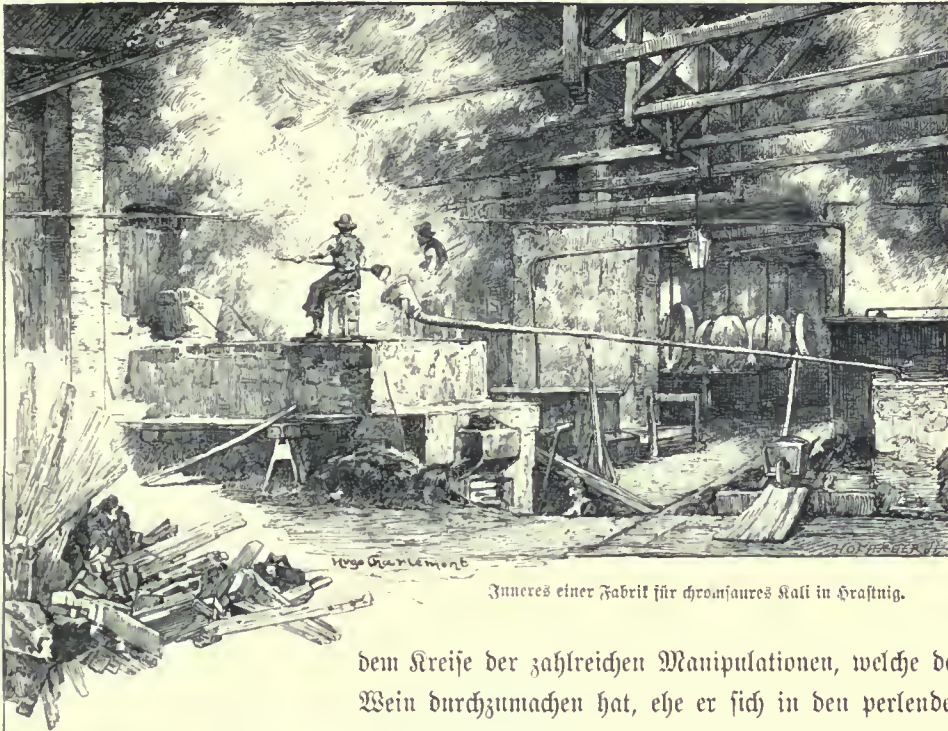
Betriebe, andere erhalten eine neue industrielle Verwendung, zum Beispiel als Holzschleiferei und dergleichen.

Anders verhält es sich mit der Bierfabrication. Ehedem hat Steiermark zu den Ländern gezählt, wo im Verhältniß zur Bevölkerung die meisten Brauereien bestanden, heute zählt es zu jenen, wo das größte Quantum der Erzeugung auf den Kopf entfällt. Im Jahre 1887 hatte das Land im Ganzen 67 Brauereien, darunter 11, welche jährlich mehr als 10.000 Hektoliter erzeugen. Die bedeutendsten Etablissements liegen in Graz selbst, in der Umgebung von Graz (Steinfeld, Puntigam), zu Marburg, zu Göß bei Leoben, zu Farrach, zu Judenburg; ihnen zunächst kommen die Brauereien zu Feldbach, Fürstenfeld, Köflach, Cilli, Leoben, Mürzzuschlag, Rottenmann. Diese Etablissements arbeiten durchwegs mit mehr oder minder modernen technischen Einrichtungen für Mälzerei, Sud und Kühlung, während die meisten anderen Brauhäuser noch die Einrichtungen und Verfahrungsweisen des alten deutschen Brauhauses besitzen. Die Production bewegt sich zumeist in dem Kreise der überall üblichen Sorten untergähriger Biere, als des Lager-, Märzen- und Exportbieres, weist jedoch recht ansehnliche Mengen auf. Bei den Betrieben,



welche über 10.000 Hektoliter im Jahre erzeugen, stellte sich die Jahresproduction im Jahre 1887 auf nicht weniger als 525.180 Hektoliter. Die Erzeugnisse der steirischen Bierindustrie decken zunächst den starken einheimischen Bedarf, sie gehen aber zum Theil auch über die Grenzen des Landes nach Osten, Westen und Süden. Das Küstenland, Dalmatien, Italien und Egypten gehören zum Absatzgebiete des „steirischen Bieres“, welches unter dieser Bezeichnung oder als „Grazer Bier“, „Grazer Exportbier“ namentlich in Alexandrien einen guten Ruf erlangt hat.

Die Champagnerfabrication repräsentirt eine Specialität des Landes. Sie hat sich in der Umgebung von Graz und Radkersburg angesiedelt. Das Gebiet im Norden von Graz, zwischen dem Murflusse und dem östlichen Gehänge des Plabutsch und des Göttinger Berges darf füglich die Bezeichnung der „steirischen Champagne“ für sich in Anspruch nehmen, freilich nicht deshalb, weil hier etwa die Weine gedeihen, die zu Champagner veredelt werden, sondern weil auf diesem Boden vor einer Reihe von Jahren (seit 1850) die Champagnererzeugung ihren Anfang genommen hat und heute die Mehrzahl der Betriebe (4) etablirt ist, welche diesen Productionszweig cultiviren; hier steht auch das größte und älteste Etablissement dieser Art. Man verwendet in Steiermark zur Gewinnung des Schaumweins bessere einheimische Weine, welche von denselben oder von verwandten Rebsorten herrühren wie jene, die in Frankreich das Material für die Fabrication von Champagner liefern, als: Burgunder blan, Burgunder roth, Glävner gran, Klein-Riesling, Wälsch-Riesling, Traminer, Ruländer und dergleichen. Die Jungweine werden mit besonderer Sorgfalt ausgewählt und verschnitten. Das Mouffiren erzielt man durch Steigerung und Repression der natürlichen Gährung ganz in derselben Art, wie sie seit Jahren im Heimatland des Champagners selbst üblich sind. Der „steirische Champagner“ besitzt alle Eigenschaften, welche den französischen auszeichnen: angenehmen Geschmack, kräftiges und anhaltendes Mouffiren und starken Kohlen säuregehalt; von berufener Seite wird ihm nachgerühmt, daß er von vorzüglicher diätetischer Wirkung und frei von gesundheitschädlichen Beigaben ist. Diesen Eigenschaften verdankt er auch seine von Jahr zu Jahr wachsende Beliebtheit. Der Absatz ist ein starker und der Export geht selbst nach solchen Ländern, wo früher nur französische Marken geherrscht haben. Heute prangen die Marken steirischer Firmen neben denen der Rheingegenden und Frankreichs in den großen Weinhandlungen zu Venedig, Mailand, Turin, Rom, London, New-York, Hamburg etc. — des Inlands nicht zu gedenken, wo der steirische Champagner sich vollständig eingebürgert hat. Die Größe der Production zu charakterisiren sei nur erwähnt, daß die erste Firma der Branche in Steiermark während der Jahre 1885 und 1886 allein 180.000 bis 200.000 Flaschen Champagner erzeugt hat; die Gesamtproduction des zweitgrößten Etablissements in derselben Periode belief sich auf 50.000 Flaschen. Unser Bild stellt aus



Inneres einer Fabrik für chromsaures Kali in Graznig.

dem Kreise der zahlreichen Manipulationen, welche der Wein durchzumachen hat, ehe er sich in den perlenden Scharmwein verwandelt, jene dar, durch welche die nach mehrjährigem Lagern aus den kühlen Kellern gehobenen Flaschen zur Versendung fertig gemacht werden. Der eine der Arbeiter besorgt das Ausstoßen des am Korte angesammelten Saßes (ansprühen, degorgiren), der zweite nimmt an einem feinnreichen Apparate die Verfüßung mit Liqueur vor (dosiren), ein dritter preßt mittelst Maschine schwere Korkstöpsel in die Flaschen, ein vierter und fünfter besorgen die Befestigung derselben mit Cordel und Draht, worauf dann die Flaschen weggestellt werden, um etwas später den letzten Aufputz und die Etikette zu erhalten.

Verhältnißmäßig wenig verbreitet ist die chemische Industrie. In der numerisch schwach besetzten Gruppe derselben ragen nur folgende Zweige besonders hervor: die Production von Kerzen und Seifen (Graz, Algersdorf), von Parfümerien und Toiletteartikeln (Graz), die Farbenerzeugung und die Zündwaarenindustrie. Mineralische und chemische Farben erzeugen die Fabriken zu Gosting und Graznig; in letzterer wird das prächtige Chromgelb und Chromroth (Kaliumbichromat) fabricirt, welches in der Textilindustrie ausgedehnte Verwendung findet.

Zündwaaren erzeugen in Steiermark sieben Fabriken, sie liegen zu Vorau, Maria-Rast, Leibnitz, Gams, Stainz, Dentschlandsberg, Graz. In den Jahren 1885 und 1886 erzeugten die Fabriken von Stainz und Dentschlandsberg zusammen 40 bis 50 Millionen

Hölzchen per Tag, wovon etwa drei Vierteltheile sogenannte Salon- oder Brillanthölzchen, der Rest englische und schwedische Sorten und Schwefelhölzchen waren. Während die Erzeugnisse der übrigen Etablissements zumeist im Inland zum Absatz gelangen, betreiben die Fabriken von Graz, Leibnitz, Stainz und Deutschlandsberg auch ein sehr lebhaftes Exportgeschäft; ihre Fabrikate gehen nach dem Orient, der Türkei, nach Egypten, Indien, China.

Endlich sei noch des polygraphischen Gewerbes gedacht, das zahlreiche größere und kleinere Betriebe beschäftigt und insbesondere durch drei Grazer Fabriken in hervorragender Weise repräsentirt wird. Eine derselben cultivirt ausschließlich die Ausstattung des Papiers (Briefpapier, Convertis, Karten) mit Kunst- und Buntdruck, die zwei anderen Etablissements betreiben Illustrationsarbeit, Kunst- und Farbendruck. Die Erzeugnisse dieser Betriebe zeichnen sich durch Originalität wie durch Geschmack und Sauberkeit der Arbeit aus. Es werden dieselben weit über die Grenzen des Reiches nach Italien, Deutschland, England und Amerika versendet.



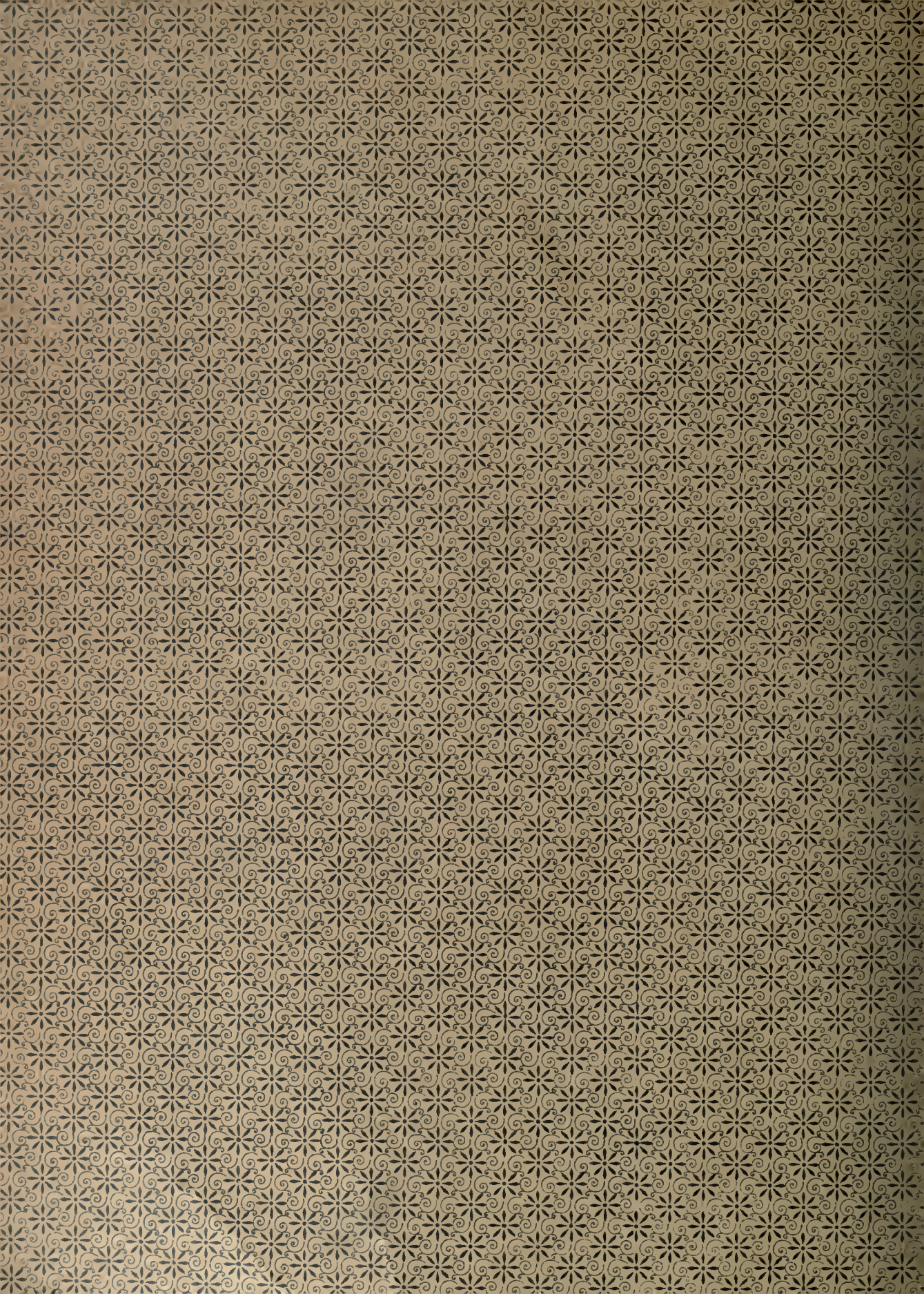














DB Die Österreichisch-ungarische  
17 Monarchie in Wort und Bild.  
C29 [Bd.7]  
Bd.7

**PLEASE DO NOT REMOVE  
SLIPS FROM THIS POCKET**

---

**UNIVERSITY OF TORONTO  
LIBRARY**



THE

MEMOIRS OF

1700

By

